Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
B 2 874 072

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

L. C. MISSION
EUROPEAN BUYING PROJECT

Digitized by Google

Digitized by Google

L. (
EUI

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

V.9:13-23
Jul-Dec 1941

STUB NO. 19

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

Rainer Schlösser / Grabbe und der Humo

Franz Tumler / Nordisches Reisetagebuch

Gerhard Kittel / Das antike Weltjudentu

Bahadur / Indien im Kampf um seine nationale Existenz, Probleme eines Ko
Heimatlied der freien Inder — Christian Morgenstern / An Deutschland —
Bücher — Kunstdruckbeilage / Bilder aus deutschen Ausstellungen

lbmonatsschrift / Heft 13 Berlin, 1. Juli 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Rainer Schlösser: *Der Dichter Grabbe und der Humor*

Prof. Gerhard Kittel: *Das antike Weltjudentum*

Christian Morgenstern: *An Deutschland (Gedicht)*

Franz Tumler: *Aus einem Reisetagebuch*

Rabindranath Tagore: *Spruch zur indischen Freiheit*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

S. Bahadur: *Indien im Kampf um seine nationale Existenz — Probleme eines Kontinents*

Heimatlied der freien Inder

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Bilder aus deutschen Ausstellungen

Photos: Schuch, Berlin (2), v. Kamptz, Berlin (1), Söhn, Düsseldorf (1)

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 1. Juli 1941 | Heft 13

DD 253
A1 W5
v.9,13-23

Rainer Schlösser:

Der Dichter Grabbe und der Humor

Zur Grabbe-Woche 1941, Bochum 7. bis 13. Juli

„Nur Halbgebildete", sagt Christian Dietrich Grabbe einmal, „die von kurzem Gedärm sein müssen, verdauen allerwegen in der Welt Meisterwerke wie den ‚Hamlet', den ‚Don Juan', den ‚Othello' so schnell und leicht, daß, wird ein solches wieder aufgeführt, über diese Wiederholungen geseufzt wird. Diesen Leuteh würde auch bei der ersten Wiederholung des Lenzes langweilig zumute." Dieses Wort erlauben wir uns auf diejenigen zu beziehen, welche der von Detmold ausgehenden Bemühung um die Wiedererweckung Grabbes ein halb mitleidiges, halb überlegenes Seufzen: Ist dieses Thema denn noch nicht erschöpft entgegenstellen. Wenn auch keineswegs gesagt werden soll, daß diesem Sohn Westfalens das geistige Gewicht eines Shakespeare und die künstlerische Vollendung eines Mozart zu eigen sei, birgt er doch für alle, die guten Willens sind, Werte genug in sich, um Gegenstand unserer dauernden und liebevollen Bemühung zu sein. Um so mehr, als wir ja klug genug sind, Grabbe nicht en suite zu feiern, sondern jedes geschlagene Jahr einmal. Und noch sind wir nicht mit unserer Liebe für diesen Dichter in jenes Stadium geraten, in dem es wie nach langen konventionellen Ehen heißt: „Hier ein Schweigen, dort ein Schweigen, es ist alles schon gesagt." Nein, es läßt sich noch einiges sagen.

Beispielsweise wäre die genealogische Einordnung Grabbes ein Gegenstand reizvoller Betrachtung. Ich meine hier nicht die wackeren Voreltern und Ahnen des Dichters, sondern die geistigen Vorläufer. Es hat mir immer einmal vorgeschwebt, eine Art literaturgeschichtliche Ahnentafel durchzuführen. Es ist ja so, daß das Wort von dem zeugerischen Vermögen des Dichters keine bloße Redewendung ist. In ihm vollzieht sich die Geburt der Kunst, und wie er körperlich Kinder haben mag, so sind auch seine Dichtungen Geschöpfe seiner Art. Geschöpfe, bei welchen man sogar davon sprechen darf, daß auch sie sich wieder fortpflanzen. Der Verfasser des Nibelungenliedes schuf einen Siegfried und eine Kriemhild, und seine Gestalten stehen an der Spitze einer sich über die Jahrhunderte erstreckenden Ahnenreihe, denn noch in den „Nibelungen" Hebbels, und durchaus auch in seiner Mariamne, atmet derselbe Geist, pulst das gleiche Blut wie in den Ur- und Erstgestalten. Ebenso reicht der „Faust" des Volksbuches seinem größten Urenkel, dem Goetheschen die Hand, und deren beider Segenswünsche falteten über der Wiege des „Peer Gynt" die Hände. Michael Kohlhaas schreitet als der Mann, der sein Recht sucht, seit Kleist durch die Zeiten und das Schrifttum, und, der angeborenen Erdhaftigkeit seiner Natur entsprechend, vermehrte sich das Geschlecht des Hans Wurst ins unermeßliche. In einer solchen Ahnentafel Grabbes aber würden sich, selbstverständlich neben anderen, als erlauchte Stammväter der große norddeutsche Schalksnarr Till Eulenspiegel und der nicht minder berühmte Baron von Münchhausen finden.

M360617

Digitized by Google

Und das ist nicht zufällig. Es kann nach den vorliegenden Forschungsergebnissen, zumal auch nach dem neu entdeckten Bilde, welches in der Petersburger Eremitage hing, mit Sicherheit behauptet werden, daß Grabbe, nach der Terminologie des Rassenforschers Günther, äußerlich und innerlich ein Vertreter des Nordisch-Fälischen gewesen ist. Das waren, allerdings bei nur ganz geringfügigem fälischem Einschlag, Eulenspiegel und Münchhausen auch. Siegfried Kadner hat in seinem ungewöhnlich feinsinnigen Buche „Humor und Rasse", einem Buche, welchem diese Ausführungen entscheidende Anregungen verdanken, dargelegt, daß die Gestalt des Eulenspiegel in ihrer Unternehmungslust und ihrem Ausgriff in das Reich der Phantasie, mit ihrem kräftigen Aussichherausleben als ebenso eigentümlich nordisch anzusprechen ist wie der kühne und spaßhafte, von Einfällen übersprudelnde Münchhausen.

Somit wären wir zu jenem Gegenstand vorgedrungen, der uns hier etwas eingehender beschäftigen soll: beim Humor im allgemeinen und bei Grabbe im besonderen. Diese Materie schien um so näherliegend, als durch vielfache Ausführungen die völkische und rassische Bedeutung des Tragischen im geistigen Bezirke unseres Volkes kaum einem Zweifel mehr unterworfen ist. Wir wissen und haben nachgewiesen, daß die stärksten und begnadetsten Geister schon der Antike, ganz besonders aber der deutschen Welt den Weg zur tragischen Höhe angestrebt haben. Ich habe dieses grandiose Ringen einmal dahin gedeutet, daß es im letzten seine Erklärung im Gottsucherischen des nordischen Menschen findet, in seinem Bedürfnis, das Weltall und das hierein gestellte Leben zu enträtseln, um sich selbst den gehörigen Platz anzuweisen und Klarheit über die nach dem Willen der Vorsehung einzunehmende Haltung des Menschen zu gewinnen. Der tragische Augenblick ist der, in dem das Schweigen Gottes den Menschen gewissermaßen dazu zwingt, einen Augenblick über im eigenen Herzen Gott zu ersetzen und die einzunehmende Haltung selbst zu bestimmen. Voraussetzung der tragischen Bewährung, der höchsten und befruchtendsten, die im menschlichen Dasein denkbar ist, ist hiernach der Augenblick eines gewaltigen Schicksals. Es ist undenkbar, sich willkürlich vorzunehmen, sich dann und dann tragisch zu bewähren. Hier ist nicht nach der Armbanduhr eine Terminfestsetzung möglich, sondern hier müssen die kosmischen Uhren des Unerforschlichen schlagen. Infolgedessen konnten beispielsweise die Naturalisten im Bezirk ihrer Armeleutedramatik tragische Wirkungen nicht heraufbeschwören: unzureichender oder überreichlicher Alkoholgenuß etwa ist noch keine tragische Situation...

Es wäre nun das Dasein kaum zu ertragen, wenn die Ausrichtung nach dem Sittengesetze des Tragischen notwendig einen lustlosen Alltag zeitigen müßte. Dem ist aber nicht so. In der Ferne wird immer das Gewitter Gottes grollen, aber ebenso selten wie im Einzelleben entlädt es sich in der Geschichte, und der Stunden der äußersten Bewährung sind wenige. Zwischen ihnen liegen die großen Zeitspannen, in denen es weit weniger zu sterben, als mit dem Leben fertig zu werden gilt. Und schon das ist nicht so einfach, denn dieses ist, wie Siegfried Kadner sehr gut umschreibt, ausgefüllt mit der Spannung zwischen der Erscheinung und der Idee, zwischen Wollen und Vollbringen. „Und so müßte der Besinnliche, der über Sinn und Zweck des Daseins nachdenkt, durch diesen Zwiespalt selbst ein Zwiespältiger, ein Zweifler werden, ja er müßte verzweifeln, wenn ihm nicht die Möglichkeit offenstünde, den Konflikt zu überbrücken durch die Selbsterlösung im befreienden Lachen des Humors." Mit dieser Feststellung rückt die Bedeutung des Humors sehr nahe an die des Tragischen heran, wenn auch nie zu vergessen bleibt, daß das echt Tragische niemals hinweggelacht werden kann. Wohl aber der Zwiespalt, dem wir im Leben auf Schritt und Tritt begegnen, sozusagen der Feld-, Wald- und Wiesenzwiespalt, mit dem man erfahrungsgemäß fertig werden kann.

Welche eminente Bedeutung dem Humor als Lebensselbstschutz im gesamten völkischen Leben einer Nation zuerkannt werden muß, erhellt eindringlich daraus, daß er einer der entscheidendsten Faktoren im Weltkrieg gewesen ist: Siegmund Graff sagt in diesem Zusammenhang: „Humor ist, wenn man trotzdem lacht." Die vollkommene Verlagerung der Existenz durch die Materialschlachten findet ihre Berichtigung, wenn der Feldgraue nach Hause schreibt: „Unsere Unterkunft ist ganz behaglich, bis auf die Läuse, den Dreck und die Leute, die gegenüber wohnen." Wir haben eben allen Anlaß, einen Vorrat an Humor zu horten, und es lohnt sich, alle Schätze dieser seltenen Gottesgabe sorgfältig zu hüten!

Hier handelt es sich gottlob um einen Rohstoff, der unter allen germanischen Völkern dem Deutschen durch die Vorsehung am reichlichsten zugedacht worden ist. Von der

Digitized by Google

Edda über den Simplicissimus, Eulenspiegel, Münchhausen bis Grabbe lebt als Äußerung spezifisch nordischen Wesens ein nachweisbarer Hang zu „Unfug und Schalkhaftigkeit, ausgreifender Phantasie und einsichtigem Abstand vom eigenen Ich". Mit Kadner muß man diese Art der Heiterkeit als die für uns wertvollste bezeichnen, zumal sie in ganz Großen, wie in Shakespeare, zu Weltweite gelangte. Die Pikanterie und Grazie der westischen Rasse, also insbesondere Frankreichs, das pfiffig stillvergnügte ostische Element, der nihilistische Zug des Ostbaltischen, das ungeschlachte „Auf geht's" der Dinarier haben gewiß auch ihre volkhafte Berechtigung, sind aber doch irgendwie entbehrlicher, begrenzter und weniger grundhaltig.

Man muß auch bei Grabbe von diesen neuen wissentlichen Erkenntnissen ausgehen, um zu seinem Humor in das rechte Verhältnis zu gelangen. Es gibt nichts Widersprechenderes als die Bewertung vor allem seines Lustspiels „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung". Darüber werden wir jetzt hinwegkommen. Es handelt sich bei diesem Stück weder um einen Bierulk, noch um eine bloße Literaturkomödie. Vielmehr war es nach Denkungsart und den gegebenen Zeitumständen die nordisch-fälische innere Befreiungstat eines den Zwiespalt im Leben sehenden und durch humorige Überlegenheit erträglich machenden, sozusagen metaphysischen Schalksnarren. Gerade Grabbe verfügt über alle Register des Lachens und Lächelns, wie sie Kadner in seiner grundlegenden Schrift für den nordisch-fälischen Menschen herausgearbeitet hat.

Wenn er eine Kritik behaglich also beginnt: „Durch lange Gewohnheit geübt, auf dem Theater erst den Souffleur und dann den Schauspieler zu hören, und somit doppelten Genuß zu haben", oder wenn er Eigenheiten der weiblichen Psyche in den Versen festhält:

„Am Sonntag legt bei dringendsten Geschäften,
das Weib den Sonntagsputz erst an,
und soll's verschieben müssen das Gebären",

so haben wir gleich eine Probe nordisch harmloser Schalkhaftigkeit und etwas deftigeren fälischen Humors. Hell und ganz unspitz auch kritische Drohungen wie diejenige gegen die vielschreibende und sich oft interessant machende Bettina von Arnim, der er zurief: „Treibt die Verfasserin es weiter, so soll sie nicht mehr als Dame, sondern als Autor behandelt werden", eine Noblesse, die vielfach bei Grabbe übersehen wird und die er doch gerade der Frau gegenüber immer bewahrt hat, wie ja auch alle seine weiblichen Gestalten niemals zweifelhaft oder schmutzig erscheinen. Auf gleicher Ebene liegt dann auch die lustige Mär von Hannchen Honigsüß, die der treffliche Schulmeister aus „Scherz, Satire" in seinen jungen Jahren zu umarmen glaubte, während er doch lediglich Hannchens Vater, den Konrektor, kraulte — — eine echte und rechte Schnurre niederdeutschen Gepräges. Endlich lebt in Grabbe die bei allen nordischen Künstlern erkennbare Neigung, sich über den lieben Mitmenschen ungehässig lustig zu machen. Der eine zeichnet sie wie Käthe Ohlshausen in ihren bekannten Blättern mit Tiergesichtern, die ihrem Typ entsprechen, der andere, wie Grabbe, stellt durch den Mund Leporellos fest: „Herr, wie der Name, so sieht der Mensch aus. Die Amalien sind lang und schwärmerisch, die Karolinen drall und pfiffig, die Julien voll und lebhaft, die Christianen haben so etwas von viel gebrauchten Goldstücken und sind abgeschabt, mager und bleich." Von hier führt ein direkter Weg zu dem eigenartigsten Humoristen der jüngsten Zeit, Christian Morgenstern, der bekanntlich feststellte: „Die Möwen sehen alle aus, als ob sie Emma hießen..." Natürlich sind diese kleinen Scherze, denen man in Grabbes Werk auf Schritt und Tritt begegnet, nicht von entscheidender Bedeutung, immerhin aber in ihrem Vorhandensein für die Art des Humors und seine rassische Bestimmung ebenso erwähnenswert wie das grobdrahtigere fälische Element, das sich vornehmlich in zahllosen Sarkasmen äußert, so wenn er seiner eben angetrauten, blumig-blaustrümpfigen Frau in ihr Poesiealbum schreibt:

„Diese Schmarren habe ich gelesen,
lauter dummes, falsches Wesen,
ein vollkommener Hundestall!
Schön sind frische Buchenblätter,
herrlich sind die echten Götter,
doch dies geschriebene und gemalte Zeug
ist's nicht wert, daß ich's vergleich."

Digitized by Google

Die Ohnmächte der auf ihre wasserdünnen Gefühlchen stolzen Dame kann man sich vorstellen: sie wird wohl nicht erkannt haben, daß hier derbes und tüchtiges fälisches Empfinden vorlag! Gerade aber diese Bestandteile des Grabbeschen Werkes sind für den Kenner Anlaß zu besonderen Genüssen. Hingebungsvoll wird er sich der Grabbeschen Vorliebe, humorige Bezogenheiten aufzustellen, überlassen: „Meine Frau ist gesund", sagt der Bauer Tobias, „aber mein bestes Schwein liegt in den letzten Zügen. Es ächzt wie ein alter Mann", worauf der Schulmeister seiner Anteilnahme mit der klassischen Wendung Ausdruck verleiht: „Bedauere, bedauere, sowohl das Schwein wie den alten Mann." Mit gleichem Schmunzeln sind die Landsknechtsszenen in den Hohenstaufen-Dramen geschrieben, in denen der ganze Effekt Italiens auf das schollentreue deutsche Gemüt in die Feststellung mündet: „Wilhelm, bei uns an der Weser, da sind doch noch Säue zu Haus." Direkt aus dem Eulenspiegel aber scheint die Geschichte vom deutschen Landsknecht zu sein, der sich bei der Belagerung von Mailand einen Knirps mit Doktorhut aufgabelt und ihn zwingt, den Führer durch die reichsten Häuser von Mailand abzugeben. Als Belohnung wird der Unglückliche dann von dem rauhen Krieger in einer Apotheke mit Pillen, Mixturen und Brechmitteln traktiert, „bis er den Geist aufgab" Einer Kritik an diesem Verfahren zeigt sich der Landsknecht unzugänglich: „O, ich gab ihm doch etwas, es waren teure Sachen, er wehrte sich verwünscht, aber ich beschenkte den Buben doch..." De Coster in seinem „Ulenspiegel", gleicher Rasse und verwandten Empfindens, ist mit ähnlichen Szenen weltberühmt geworden. Wir dürfen uns immerhin entsinnen, daß diese Freude am Klotzigsten ud Massiven gesamtgermanischer Natur und also auch bei uns zu Hause ist.

Noch aber haben wir bisher nur die Schale des Grabbeschen Humors beklopft. Zum Kern dringen wir bereits vor, indem wir aus einer Kritik Grabbes die Bemerkung zitieren: „Herr Henkel nahm den Lear beim ersten Auftreten zu sehr als einen stolzierenden König, und nachher im Wahnsinn akzentuierte und deklamierte er, als sei er plötzlich vernünftig geworden und kannte jedes Komma und jeden Gedankenstrich seiner Redeweise." Man empfindet sofort, daß es hier eine Unlust ist, die Anlaß der Bemerkung war. Das Problem des Zwiespaltes tritt in Erscheinung. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen Werk und Wiedergabe. Die künstlerische Unzulänglichkeit läßt einen Schauspieler den vernünftigen König verrückt, den verrückten König vernünftig spielen. Ein Vorgang, den jeder ständige Theaterbesucher kennt und der geeignet ist, einen als genußreich erhofften Abend zur Qual werden zu lassen, jedenfalls dann, wenn man scharfen Blicks und mit eisernem Ernst diese Tragikomödie von Wollen und Können passiv durchleidet. Grabbe hat dies nicht getan. „Humor ist, wenn man trotzdem lacht." Er schreibt nach Verlassen des Theaters nicht ein wildes Pamphlet über die Unzulänglichkeit des Schauspielerstandes im allgemeinen und besonderen, sondern entlastet sich von seiner Unlust durch humoristische Formulierung eines Erlebnisses, welches trübsinnig machen würde, wenn man sich nicht zu lachen entschlösse. Er ist eben selbst, wie er von Eulenspiegel gesagt hat, kein bloßer Spaßmacher, sondern repräsentiert die aus dem tiefsten Ernst erstandene deutsche Weltironie. Sie feiert vor allem in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" ihre Triumphe, und man sollte endlich davon ablassen, den Akzent nur auf die ersten drei Worte zu legen und die tiefere Bedeutung wegzustreifen. Dr. Hollo hat in einer ihrer Veröffentlichung harrenden Studie sehr zu Recht darauf hingewiesen, daß Grabbe in diesem Lustspiel an sehr ernste Dinge rührt. Er wehrt sich gegen die Uberbewertung jeder Schulmeisterei, welche aus jedem Menschen alles machen zu können glaubte, sich also zu einer Vergottung der Natur bekannte, und er zog gleichzeitig zu Felde gegen die entgottende Systematisierung des gesamten Daseins durch die Naturforschung. Das ist die Moral von der Geschichte der vier Professoren, welche den Teufel für einen Rezensenten, eine Pastorentochter oder Schriftstellerin halten, weil der Leibhaftige in ihrem System nicht vorgesehen ist; das ist auch die Moral von der Geschichte des Wunderknaben Gottlieb, dessen „Genie" allein im Nasenbohren besteht. Dr. Bergmann nennt das Stück eine Art Weltsatire. Daran ist viel Wahres. Über allem Unfug und allem Kobolzschlagen der Phantasie fehlt es Grabbe keineswegs an Weltweite. Politik und Kunst, Wissenschaft und Erziehung, Glaube und Wahn geistern als Fragezeichen eines Trotzigen zweifellos hinter allen Szenen des Lustspiels. Man kann nur Einzelheiten herausgreifen, um dies glaubhaft zu machen. Der Teufel legitimiert sich als Ehrenmitglied einer Gesellschaft zur Förderung des Christentums unter den Juden und als Ritter des päpstlichen Zivilverdienstordens. Man wird kaum leugnen

Digitized by Google

Rudolf Daudert: Liegende (Gips)

Digitized by Google

Elisabeth Voigt: innerinnen

Digitized by Google

können, daß diesem barocken Spaß viel tiefere Bedeutung zugrunde liegt. In der Tat hat sich ja herausgestellt, daß das verwässerte liberalistische Christentum des neunzehnten Jahrhunderts, welches durch seine Taufmanie Juden zu Christen wandeln zu können glaubte, sich zum Vorspann einer geradezu teuflischen Entwicklung gemacht hat. Und mit der Anspielung auf die päpstliche Dekorierung des Teufels wird immerhin eindeutig auf den Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit der christlichen Konfessionen hingewiesen. Noch ausdrücklicher übrigens in der Glosse, mit der sich Grabbe über die Verbindung von Konfession und Geschäftstüchtigkeit lustig macht, indem er eine also lautende Verlagsanzeige entwarf: „Bei uns ist verlegt: Jahre der Andacht (indem die vielgelesenen Stunden der Andacht den Frommen doch zu kurz sind) ohne Katholizismus noch Protestantismus, also jedem Leser bequem, und wär's ein Hottentott, das Bändchen fein broschiert, mit echten Stahlstichen des Heilands, seiner Mutter, der Apostel, äußerst billig zu 6½ Silbergroschen —."

Man kann getrost sagen, daß mehr als einmal fast weltgeschichtliche Aspekte gegeben werden, und bei diesen Stellen wird das Lachen schon schrill, da der Blick bereits in die Abgründe des Tragischen fällt. Im allgemeinen aber schlägt der Dichter sich mit dem Leben herum, wie es nun einmal ist, und bietet so jedem, der einer Anleitung zum Humor bedürftig ist, ein Vademekum. Kleider, stellt Grabbe fest, sind die eigentlichen Erzeuger und Väter. Der Nimbus ist es, nach dem die Menschen gehen. Wohl dem, der gelassen genug ist, mit Augenzwinkern festzustellen, daß man nur den Mund zu halten braucht oder geschwollen daherreden muß, um für bedeutend gehalten zu werden! „Schweigt man, so heißt es: Donnerwetter, der muß viel zu verschweigen haben. Redet man Unsinn, so wird gefolgert: Donnerwetter, der muß aber Tiefsinniges gesagt haben, denn wir, die wir sonst alles verstehen, verstehen es nicht." Selten ist die Psyche der Halbbildung ähnlich treffend charakterisiert worden. Hinreißend ist auch die Art und Weise, wie Grabbe die billige Bequemlichkeitsmoral eines skrupellosen Durchschnitts anprangert. Auf Vorschlag des Teufels ist sein Freiherr Mordax durchaus bereit, dreizehn Schneidergesellen zu morden, aber nur unter dem Vorbehalt, daß er diese Prozedur mit Serviette durchführen dürfe —; die Schneidergesellen sind tot, Mordax aber steht mit weißer Weste da! Durch die Serviette einer äußeren Moral wird verhindert, daß die blutigen Spuren skrupelloser Gemeinheit der Mitwelt sichtbar werden —, ein ebenso häufiges wie wahr beobachtetes Ereignis, gegen das der germanische Mensch lieber mit hartem Gelächter als mit doch meist vergeblicher Predigt angeht. Dasselbe Verfahren hat sich Einsichtigen auch noch immer empfohlen gegenüber dem gerade uns im Blute liegenden übertriebenen Hang zur Schulmeisterei. Ist sie in ihrer Übertreibung jemals glücklicher ad absurdum geführt worden als in der Reflexion, die Grabbe seinen Schulmeister anstellen läßt? „Was für eine Nutzanwendung", sagt dieser gute Mann, „wäre mit dem großen Eichwalde da drüben vorzunehmen! Wann werden die glücklichen Zeiten erscheinen, wo man ihn in lauter Schulbänke zerschneidet, diese Schulbänke systematisch geordnet auf den Gefilden umhersetzt, lernbegierige Knäblein hinzutreibt und mich zum Direktor des Ganzen macht?" Die Wollust des Andere-belehren-Dürfens, verbunden mti dem Geltungsbedürfnis im Grunde keine Geltung beanspruchen dürfender Zeitgenossen, ist kaum je so hübsch formuliert worden. Dabei auch hier wieder — ein sehr ernstes Problem im Hintergrund des Scherzes.

Ein Wort noch darüber, daß auch in der Charakterisierung der skurrilen Figuren von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" bestimmte rassische Merkmale deutlich werden. Der Vertreter des sauberen Menschentums, Molsfeld, ist gekennzeichnet durch die Fähigkeit, sich selbst zum besten haben zu können, und die Geliebte, die er erringt, sieht durch das unschöne Äußere des Werbers dessen schönes seelisches Antlitz: genau das Verhältnis des Äußerlichkeit und Innerlichkeit abzuschätzen wissenden nordischen Menschen. Auch der witzige Einfall, daß der Schulmeister den Teufel fängt und ihn gegen die bloße Bedingung, er müsse einmal Pfötchen zu geben haben, wieder frei läßt, wage ich ein Symbol zu nennen. Das freie Herrentum des nordisch bestimmten Menschen spottet jeder Furcht. Läuft ihm der Teufel über den Weg, setzt er ihn fest. Er läßt ihn aber auch ohne weiteres wieder frei, weil er weiß, er würde auch ein zweites Mal mit ihm fertig werden. Darin liegt ein grundlegender Unterschied zur unheldischen Auffassung anderer Rassen, die sich in sich nicht gleich gesichert fühlen.

Grabbe hat in seinem Leben diese gradlinige und aufrechte Abfertigung des Daseins in seinen Mängeln und Zwiespälten durch überlegenen Humor nicht durchzuhalten vermocht, woran zweifellos sein hemmungsloser Lebenswandel die Schuld trug. Infolge-

Digitized by Google

dessen ging ihm auch mehr und mehr die Souveränität ab, die den Jüngling sein geradezu klassisches Lustspiel schaffen ließ. Jedoch blitzt der Humor auch weiterhin in seinen Werken immer wieder auf. Im „Napoleon", wo er den Anpreisungen des Ausrufers einer Bildgalerie das Echo eines Menageriebesitzers folgen läßt, so daß die Anpreisung sehenswürdiger Dronten wackligen Ganges sich auf Ludwig XVIII. und die an einem Orang-Utan gerühmten Eigenschaften sich auf den Herzog von Angoulême zu beziehen scheinen. Auf besonderes Verständnis stößt Grabbe hier auch bei uns mit der Darstellung des Galgenhumors entlassener Frontsoldaten, eines Humors, der verzweifelt klingt, in dem die Möglichkeit von Waterloo aber ebenso einbeschlossen ist wie in dem Sarkasmus unserer heimgekehrten Feldgrauen der Weg ins Dritte Reich. Shakespeare, der große Magier, hat als erster die Verflochtenheit von Tragischem und Lächerlichem künstlerisch festzuhalten vermocht. Daß er es ertrug, war ein Zeichen seines vorwiegenden nordischen Rassentums. Voltaire, im wesentlichen westisch, lehnte diese Mischung der Elemente ab, angeblich aus ästhetischen Gründen, in Wahrheit weil ein grimmer und grausiger Humor von Nichtgermanen kaum verstanden werden kann. Grabbe lag er im Blute. Wie hätte er sonst die Diskrepanz zwischen Idee und Wirklichkeit während der hundert Tage in Frankreich in seinem „Napoleon" so hinreißend schildern können! Während politische Ideale miteinander ringen, das aus der Revolution hervorgegangene Cäsarentum des Korsen und der Legitimismus der Bourbonen, sehen wir in den Volksszenen einen Schneidermeister Politik mit Geschäft verquicken. Die fallende Größe Ludwigs XVIII. ist Gegenstand seines Spottes, weil des Königs Frackschöße englischen Schnittes und daher barbarisch seien; Napoleon aber wendet er sich nur zu, nicht weil die Weltgeschichte durch ihn einen Ruck macht, sondern weil er der Überzeugung huldigt, neue Regierung — neue Kleider!

Mit der Laterne des lachenden Philosophen leuchtet Grabbe überhaupt vielfach in das Massenproblem hinein. Gleiches Vergnügen bereitet es ihm, wie besonders aus „Don Juan und Faust" hervorgeht, jenem Gebilde heimzuleuchten, dem der schöne Name Gesellschaft gegeben worden ist. Herzerfrischend und zum Handgebrauch für jedermann geeignet ist das Porträt des mittelmäßigen Menschen, der mäßig lebt, keinen Anstoß gibt, gut tanzt und erträglich reitet, französisch spricht, sich mit Anstand im Kreise der Gesellschaft bewegen kann und vielleicht sogar orthographisch schreibt —

„dergleichen Schuften in den Weg zu treten,
ist mir die höchste Seligkeit".

Es dürfte sich hierbei um den Niederschlag ganz persönlicher Erlebnisse des Dichters handeln, auf die er mit gesundem Spott reagierte. Nach allen bisher getroffenen Feststellungen nimmt nicht wunder, daß er den Mut besaß, sich im Leben und im Werk offen über diese Dinge auszusprechen, obwohl es immer gefährlich sein dürfte, sich in solchen, naturgemäß Angriff bedeutenden Gedankenbahnen zu bewegen. Grabbe weiß

„Konnexion ist viel,
und Verstand, Verbrechen, Recht sind gar nichts.
Lieber Verstand verlieren als die Konnexion.
Ich hatt' nen Onkel,
der hat einen Vetter,
der Vetter eine Tante, diese hat
'ne Nichte, diese Nichte war
Mätresse bei einem Bischof" ... usw.

Er weiß es. Und er sagt es. Kämpferischer Humor, wie er sich in ähnlicher Eindeutigkeit nur selten findet.

Noch auf dem Totenbette hat ihn diese Fähigkeit nicht ganz verlassen. Die Gegenüberstellung des römischen Rechtes und des germanischen Rechtsgefühls in der „Hermannsschlacht" ist dafür ein herrliches Zeugnis. Genau wie sich Gerichtsherren und Gerichtete in wörtlichem Sinne nicht verstehen, so begreifen sie einander auch im Ideellen nicht. Die Hoffnungslosigkeit der geschilderten Situation ist nur erträglich im Lichte jenes Hagen- und hünenhaften Humors, welcher bei gegebener Zeit auf eine Vernichtung solcher Fremdherrschaft hoffen läßt.

Immer wieder begegnen wir bei Grabbe jenem Lachen oder Lächeln, dem die Tränen nahe sind, oder dem dröhnenden Gelächter, auf das der Schwertstreich zu folgen droht. Zu diesen Eigenschaften gesellt sich nachdrücklich diejenige, die Kadner Ausgriff der

Digitized by Google

Phantasie nennt, sei es nun in Stoßseufzern („Mein Gott, welche Lebenserfahrung müßte es geben, wenn man sich hinter den Köpfen besinnen könnte"), sei es in Geschichten „lögenhaft tau vertellen". „Herr Tobis", demonstriert der Schulmeister den etwas beschränkten Bauern, „Sie werden aus eigener Erfahrung bemerkt haben, daß ein gutes Pferd auf einer guten Chaussee den Weg von einer halben Stunde in einer halben zurücklegt; wenn Sie sich das Pferd nun immer besser und die Chausee immer vortrefflicher denken, so muß es natürlich dahin kommen, daß das Pferd den Weg in einer Viertelstunde, in zehn Minuten, in einer Minute, in nichts und zuletzt in weniger als gar nichts zurücklegt." Daraus folgert, daß eines Tages die Nachrichtenübermittlung vier Wochen vor Absendung zu erwarten sei. Eine ganz im Geiste und in der Scheinlogik Münchhausens erfundene Geschichte. Wem ist ähnliches unter unseren Dichtern eingefallen? Wer hat jemals wie Grabbe durch seinen Teufel den Kurswert einer umworbenen Braut mit zweitausend Reichstalern für Schönheit, abzüglich fünf Gulden wegen Verstandes, der bei hübschen Mädchen nicht nötig sei, zuzüglich siebenhundert Reichstalern wegen feiner, weicher Hand, die sanfte Ohrfeigen verspräche, zuzüglich drei Groschen einen Pfennig für (derzeit außerordentlich wohlfeile) Unschuld, und einem Dreier für Gefühl, dies nur aus Ironie!, aufgetan? Wer irgendein Organ für Steckenpferdritte ins Reich eines schwerelosen Ulks besitzt, dem werden solche Einfälle immer ein Fest bleiben.

Das Beste aber zuletzt. Das Vermögen, sich über Gott und die Welt lustig zu machen, ist sämtlichen Rassen, soweit sie überhaupt Humor besitzen, bis zu einem gewissen Grade doch durchgängig eigen. Gänzlich dem deutschen Humor, und dabei wiederum vorzüglich dem nordisch-fälischen, blieb aber vorbehalten, sich selbst zum besten halten zu können. Es ist auch bei Grabbe nicht so, daß er wie ein wütender Kläffer dem Mitmenschen ins Bein beißt, sich aber für seine Person todernst jede Attacke verbäte. Er gehört keineswegs zu den schrecklichen Halbhumorsnaturen, die nur andere hänseln können. Nein, er marschiert an der Spitze jener Garde von Musterexemplaren unseres Volkes, deren Flügelmann Goethe ist, zu den Besten, die sich selbst zum besten haben. Er weiß, daß sich sein Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" selbst verspottet, und er will es auch. Er ist selbst Dichter und ironisiert sich demnach selbst, wenn er den Literaten Rattengift auf den Vorwurf nicht eben überwältigender Tapferkeit mit dem klassischen Bekenntnis antworten läßt: „Ich bin ein Dichter, gnädiges Fräulein." Und er hat den Vorzug völliger Unfeierlichkeit, soweit jedenfalls, als er nicht glaubt, um der Sendung des Dichters willen die Bürde der Berufenen wahren zu müssen. Es gibt wohl niemanden, dem nicht gerade das ausnehmend gefiele:

„Um meine Schläfen schließt ein Kriegshut
sich mit wunderbarem Heldenmut;
groß sind die Türken in der Schlacht,
was aber gegen Grabb' in seiner Pracht?
Hoch schwillt mein Herz voll Ehrbegier,
schon weiß ich, zweimal zwei ist vier,
und Teure, ich versich're dir:
Schon unterscheid' ich mich und dir."

Ein Gelegenheitsgedicht zwar, dieses Selbstporträt, aber, wie ja Liebhaberaufnahmen meistens, persönlich besonders aufschlußreich. Daneben besitzen wir noch, um bei dem gewählten Vergleich zu bleiben, eine Großaufnahme von Grabbe, den Schluß von „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", wo er sich selbst auftreten läßt. Sein Herannahen wird durch den Schulmeister verkündet mit den klassischen, in ihrer Art einzigen Sätzen: „Kommt der Kerl noch spät in der Nacht durch den Wald, um uns den Punsch aussaufen zu wollen. Das ist der vermaledeite Grabbe, der Verfasser dieses Stücks. Er ist dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nichts, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht. Schließen Sie die Tür vor ihm zu!"

Schon die weibliche Hauptperson des Grabbeschen Lustspiels stellte angesichts dieser Aufforderung des Schulmeisters, Grabbe nicht in seinem eigenen Stücke auftreten zu lassen, fest, daß dies doch sehr hart sei. Und wie sich infolgedessen schon die Personen des Lustpiels nicht entschließen konnten, dem Autor die Türe zu weisen, haben es auch

Digitized by Google

die deutschen Buchleser und Theaterbesucher nicht fertiggebracht. Sie haben wohl instinktiv gefühlt, daß sie von Zeit zu Zeit eines tröstlichen Humors bedürfen. Utile cum dulci, Schnaps mit Zucker, sagt der Schulmeister in „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", utile cum dulci, das Nützliche mit dem Süßeingehendem sagen wir, und — — der Dichter möge es verzeihen — — genehmigen einen Grabbe, denn sein Humor lehrt uns das Leben leichter nehmen, ist also ebenso nützlich wie eingängig.

*

Gerhard Kittel:

Das antike Weltjudentum

Weltjudentum und Antike? Der moderne Leser stutzt unwillkürlich bei der Zusammenstellung der beiden Worte. Daß das Judentum eine uralte Größe ist, steht wohl fest. Aber Weltjudentum, das scheint eine Angelegenheit des 19. und 20. Jahrhunderts, die allerletzte Phase in der vielgestaltigen Geschichte dieses Volkes.

Die geschichtliche Forschung zeigt, daß es nicht erst die um 1800 aus dem Ghetto kommende Judenschaft war, die in ein Weltjudentum einmündete, daß vielmehr dies Ghetto selbst die Einkapselung eines über die ganze Welt der ausgehenden Antike ausgebreiteten Judentums war, und sie zeigt ferner, daß es sich dabei nicht nur räumlich um ein Weltjudentum handelte, sondern daß weithin genau dieselben typischen Weltjudentums-Eigenschaften an ihm auftraten, die anderthalb Jahrtausende später dem modernen Gebilde gleichen Namens anhaften. Die Geschichte ist aber auch in diesem Fall die Lehrmeisterin aus der die modernen Völker lernen mögen*).

*

Die Ausbreitungsgeschichte des Judentums über die damalige Welt beginnt mit den Jahrhunderten nach dem babylonischen Exil. Vor diesem Zeitpunkt hat es irgend etwas einem Weltjudentum Ähnliches nicht gegeben. Die am Ende des Exils — 538 v. Ztr. — in Babylonien zurückbleibenden Teile der Judenschaft sind der Anfang der babylonischen Diaspora (d. h. Zerstreuung, hebräisch: Galuth). Sie zeigt sogleich ein wesentliches Charakteristikum aller jüdischen Diaspora bis auf den heutigen Tag: obwohl sie im Leben des Landes eine erhebliche Rolle spielte, gab sie doch durch viele Jahrhunderte hin ihre Eigenart nicht preis, blieb vielmehr Judenschaft, bis hin in die Zeit der Parther und des beginnenden Islam. Noch an der Entstehung des Talmud, ein volles Jahrtausend nach dem Exil, hatten die babylonischen Juden so starken Anteil, daß bekanntlich der wichtigste Teil dieses Talmud „Babylonischer Talmud" heißt.

Die zweite große jüdische Diaspora in der damaligen Welt ist Ägypten. Es gab tief im Süden, bei Assuan, schon unter Psammetich I. eine kleine jüdische Söldnertruppe (offenbar von den Ägyptern zum Grenzschutz gegen Äthiopien angeworben); wir wissen aus den Funden der Elephantine-Papyri über sie Bescheid. In größerem Umfang aber kamen die Juden erst in der hellenistischen Zeit nach Ägypten. In der römischen Kaiserzeit waren sie unter einer Bevölkerung von etwa 8 Millionen rund 1 Million: 12 bis 13 Prozent. In einem Papyrus aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. teilt der Dorfschreiber eines ägyptischen Dorfes eine Liste der im Dorf vorhandenen Schafe, nach ihren Besitzern, mit; da sämtliche Besitzer, wie die Namen zeigen, Juden sind, ist das Dorf eine völlig jüdische Niederlassung gewesen. Die Stadt Alexandria, der größte Welthandels- und Hafenplatz des östlichen Mittelmeeres, war im 1. Jahrhundert zu 40 Prozent oder mehr von Juden bewohnt; sie hatte fünf Stadtteile: „Zwei von ihnen heißen Judenviertel, weil die meisten Juden dort wohnen, aber auch in den drei anderen wohnen ihrer nicht wenige" (Philo).

Das dritte große jüdische Diasporagebiet war Kleinasien und Syrien. Es gibt kaum einen einzigen Ort oder eine einzige Fundstelle, wo nicht unter den Nachrichten und Funden der letzten vor- und der ersten nachchristlichen Jahrhunderte Spuren von Juden sich gefunden haben. Man übertreibt nicht, wenn man zur Zeit des Augustus die Juden auf etwa 15 Prozent der Bevölkerung Syriens ansetzt.

Von diesen drei großen Zentren ging die Ausbreitung weiter. Von Babylonien nach Osten: es steht fest, daß es in den ersten Jahrhunderten jüdische Niederlassungen bis

*) Vgl. das demnächst erscheinende Buch: Eugen Fischer u. Gerhard Kittel: Das antike Weltjudentum und sein Gesicht. Tatsachen, Texte und Bilder.

Digitized by Google

hin nach Indien und China gegeben hat. Von Ägypten nach Süden: nach Arabien und Abessinien, und nach Westen in das Mittelmeerbecken hinein. Von Kleinasien über das Schwarze Meer in die Krim und bis ans Kaspische Meer, in die Donauländer und wieder ins Mittelmeerbecken: nach Griechenland, Italien, Nordafrika, Gallien, Spanien. Aus Kertsch am Asowschen Meer besitzen wir aus dem Jahr 80 n. Ztr. Inschriften, in denen eine Besitzerin ihren Sklaven freiläßt: unter der Bedingung, daß er sich der jüdischen Gemeinde des Ortes anschließt. In Rom hat man nicht weniger als 529 Judeninschriften aus der römischen Kaiserzeit gefunden; wir wissen die Namen von mindestens 13 verschiedenen Synagogengemeinden in der Stadt; der römische Dichter Juvenal spottet: der heilige Hain der Egeria wimmle in dem Maße von Juden, daß man meinen könne, er sei an die Juden verpachtet. Für Spanien gibt es im Talmud aus dem 1. und 2. Jahrhundert n. Ztr. ausdrückliche Bestimmungen: z. B. daß ein dort lebender Jude zur Regelung seines palästinischen Besitzes eine besonders lange Zeit von drei Jahren bekommt, weil er die weite Reise zu machen hat. Um 300 n. Ztr. fand eine altkirchliche Synode in Elvira in Spanien statt: ihre scharfen antijüdischen Beschlüsse setzen schon eine in ganz Südspanien verbreitete Judenschaft voraus. In Trier fanden sich aus der Zeit vor 275 wichtige jüdische Funde. In Köln a. Rh. gab es 321 eine schon längere Zeit bestehende Judengemeinde mit Ämtern von Synagogenvorstehern und Ältesten. Um 400 weiß Hieronymus von Juden in Britannien und Belgien und „wo der Rhein sich in zwei Arme spaltet".

Diese Ausbreitungen sind etwas völlig anderes als die großen Völker- und Volkswanderungen, die wir ungefähr in denselben Jahrhunderten bei den Germanen sehen. Nicht Völker gehen auf die Wanderschaft, sondern Einzelne — Kriegsgefangene, Sklaven, Händler —, oftmals viele solche Einzelne, die sich dann zu örtlichen Gemeinden zusammenschließen können. Sie sind auch etwas anderes als die imperialistischen Kolonialbildungen eines starken Heimatreiches, wie sie bei den Römern geschahen. Ein jüdisches „Reich", das Kolonien oder auswärtige Provinzen und Niederlassungen hätte haben können, gab es längst nicht mehr, vollends nicht, seitdem im Jahr 70 Jerusalem zerstört worden war.

Aber diese vielen einzelnen Juden gingen auch nicht in ihren Gastvölkern auf, sondern, wo immer sie waren, sie blieben als Volk — nicht bloß als Religion — abgesondert. Ihre Zahl vermehrte sich gewaltig durch die Proselyten, die zum Judentum Übertretenden, die aber nun nicht bloß Glieder der Religionsgemeinschaft, sondern zugleich der Judenschaft als eines völkischen Verbandes mitten unter den anderen Völkern wurden. Alles in allem war die Zahl der Juden im ganzen Imperium Romanum mit seinen insgesamt etwa 60 Millionen Einwohnern kaum weniger als 4,5 bis 5 Millionen. Das sind etwa 7,5 bis 8 Prozent. Ein Einzelbeispiel bestätigt diese Schätzung. Auf der Insel Menorca brach im Jahr 418 eine Judenverfolgung aus. Wir besitzen noch den Bericht des judenfeindlichen Bischofs der Insel mit ziemlich genauen Zahlen, aus denen sich ergibt: es muß sich im ganzen um mindestens 800 bis 1000 Juden gehandelt haben. Wir wissen nicht, wieviel Bewohner Menorca in der Kaiserzeit hatte; für Spanien hat man eine Bevölkerungsdichte von 8 bis 20 Menschen je Quadratkilometer errechnet. Menorca hat 713 Quadratkilometer: so wird man auf etwa 10000 Bewohner schätzen dürfen. 800 bis 1000 Juden ergeben demnach 8 bis 10 Prozent der Bevölkerung im Jahr 418 n. Ztr.

Man mache sich klar: 8 bis 10 Prozent auf dieser kleinen Insel im westlichen Mittelmeer! Ich erinnere zum Vergleich daran, daß 1925 die Judenschaft im Deutschen Reich 1 Prozent der Bevölkerung betrug, in Berlin 4,3 Prozent, in Frankfurt 5 Prozent, in dem Wien von 1934 9,4 Prozent: das ist ungefähr der Prozentsatz von Menorca aus dem Jahr 418!

*

Angesichts dieses Gesamtbildes kann man in der Tat nicht wohl anders als von einem antiken „Weltjudentum" im eigentlichen Sinn sprechen. Aber unser Interesse richtet sich darauf, wie dieses Weltjudentum sich der übrigen Menschheit, ihrem Gemeinschaftsleben und ihrer Kultur, einfügte oder auch nicht einfügte, und wie an diesem Weltjudentum schon damals eine Judenfrage entstand, die weithin der modernen Judenfrage entsprach.

Vor allem zwei Klassen waren es, aus denen dies Weltjudentum sich rekrutierte. Entweder waren sie Kriegsgefangene und Sklaven, die nach Kleinasien, Griechenland

Digitized by Google

und Rom verkauft wurden. Sie waren schon als Sklaven oftmals von erheblichem Einfluß; etwa die jüdische Sklavin Akme, die ihre Herrin, die Kaiserin Livia, die Gattin des Augustus, durch geheime, zum Teil auch gefälschte Briefe, in jüdische Freundschaften verwob, so daß die Kaiserin sogar Weihgeschenke nach Jerusalem schickte, um ihre Sympathie zu bekunden. Als Freigelassene kamen die Juden erst recht oft in die führenden Stellungen: Martial läßt sich einmal sehr bitter darüber aus, wie der Dichter aus dem Volke des Remus und des Numa darbe, wie aber die „Bürger" aus den Ostprovinzen sich aufspielen, unter ihnen am meisten der neureiche „Ritter" — der Parvenü —, der noch jüngst auf dem Sklavenmarkt feilgeboten worden war. Die Zahl der jüdischen Freigelassenen war so groß, daß es eigene Freigelassenengemeinden unter der Judenschaft gab, die manchenorts — so auch in Rom — ihre eigenen Synagogen sich bauten; die Hintergründe der Freigelassenenfrage aber erkennt man an der anderen Tatsache, daß die eine dieser römischen Freigelassenensynagogen sich als die der „Augustesier", die andere als die der „Agrippesier" bezeichnete: das heißt aber, als die Synagoge der zum Haus des Augustus bzw. des Agrippa Gehörigen. Zu diesen Freigelassenen des kaiserlichen Hauses mag auch jener Schauspielerjude Alityros gehört haben, der seinem palästinischen Landsmann Josephus die Türen zu der — selber dem Judentum zugeneigten — Kaiserin Poppaea öffnete, durch die, wie Josephus wohlgefällig schildert, der Weg zum Kaiser führte.

Die andere große Gruppe war das Händlertum in allen seinen Variationen. Wir kennen die Inschriften des jüdischen Hausierers und Trödlers, des Wurst-, Salben-, Brot-, Haarhändlers vom Euphrat bis nach Rom, des jüdischen Fabrikanten aus dem kleinasiatischen Hierapolis. Weithin haben sie das Zollwesen beherrscht, was wir vor allem in Ägypten im einzelnen wahrnehmen; ebenso wie sie später im beginnenden Fränkischen Reich im Münzwesen sitzen. In Syene im Nildelta ist einer von ihnen „Aufseher der Hafenwache", was in erster Linie die Aufsicht über die Hafenzölle meint. Ein anderer, Alexander, Großbankier in Alexandria — „an Reichtum an der Spitze aller damaligen Bewohner Alexandrias", wie Josephus berichtet —, war Finanzberater der kaiserlichen Familie, Freund des Kaisers Claudius. Interessant ist, aus einigen Papyri zu sehen, wie der Jude dem Nichtjuden gegen hohe Zinsen, dem Juden dagegen zinslos leiht. Ein Dokument besonderer Art ist der Berliner Papyrus 10527, ein Brief vom 4. August 41 n. Ztr., in dem der Nichtjude Serapion seinem in Geldnöten befindlichen Freund Herakleides schreibt, er solle um jeden Preis versuchen, mit seinem (nichtjüdischen) Gläubiger ins reine zu kommen; „wenn nicht, dann jedenfalls: Hüte auch du dich, wie alle anderen, vor den Juden!"

Neben den großen Spitzbuben stehen schon damals die kleinen. In einem anderen Papyrusbrief beschwert sich der Ägypter Menon bei seinem Bruder Hermokrates über einen Juden („dessen Name ich leider nicht weiß"), der ihn beim Pferdehandel übers Ohr gehauen hat. Und wieder in einem anderen Papyrus — 217 v. Ztr. — führt eine Frau aus dem ägyptischen Dorf Alexandronesos bewegliche Klage über einen Juden (er hieß von Haus aus Jonatan, hatte aber seinen Namen in die griechische Form Dorotheos assimiliert), der ihr den Mantel gestohlen hatte: „Als ich es aber bemerkte, da floh Dorotheos und legte den genannten Mantel in der Synagoge der Juden hin und nahm sich mehrere der Juden, die dort waren, als Zeugen, daß es sein Mantel sei. Als dann aber Lezelmis (ein Nichtjude) dazu kam und dieser ihm auf den Kopf zusagte, er habe den Mantel gestohlen, da gab Dorotheos den Mantel dem Synagogendiener Nikomachos, bis die Sache vor Gericht entschieden wäre." Ganz Israel bürgt füreinander, — schon damals!

Sie verstanden, ihren Einfluß vor Gericht und anderwärts gebührend zur Geltung zu bringen, in groben und in feinen Formen. Als im Jahr 59 v. Ztr. der Statthalter L. Flaccus den kleinasiatischen Juden die Goldausfuhr verbot, hängten sie ihm einen Staatsprozeß an, der in Rom öffentlich durchgeführt wurde. Kein Geringerer als Cicero hatte die Verteidigung des Angeklagten. Seine Rede „Pro Flacco" ist uns erhalten, darin auch jene klassische Stelle, in der er seine Stimme dämpft — „so daß mich nur die Richter selbst hören können" —, weil der die Zuschauermenge durchsetzende Judenmob jetzt, da die Rede auf die Judenfrage kommt, jeden Augenblick das Volk aufzuwiegeln und das Gericht zu sprengen bereit ist. Das Gegenstück ist wieder ein Papyros — drittes Jahrhundert n. Ztr. —, der dramatisch schildert, wie die alexandrinische Judenfrage durch zwei Deputationen, eine der Juden, eine der Antisemiten, vor den Kaiser gebracht wird. Der Kaiser, von seiner Frau im jüdischen Sinne beeinflußt,

Digitized by Google

begrüßt die Juden aufs freundlichste, während er die Grüße der anderen überhaupt nicht erwidert. Den Höhepunkt aber bildet eine erregte Wechselrede zwischen dem Kaiser, der mit Hinrichtung droht, und dem Führer der Antisemiten, Hermaiskus:

Kaiser: „(der Anfang ist abgerissen) ... ob du den Tod ebenso verachtest, wie du mir unverschämt antwortest?"

Hermaiskus: „Es ist uns ein Schmerz, daß dein Staatsrat voller Juden sitzt!"

Kaiser: „Ich sage dir noch einmal, Hermaiskus: Du verläßt dich auf deine Geburt und antwortest mir unverschämt."

Hermaiskus: „Inwiefern, mächtiger Kaiser, habe ich dir unverschämt geantwortet; erkläre es mir!"

Kaiser: „Weil du aus meinem Staatsrat eine Judensache gemacht hast."

Hermaiskus: „Ist dir denn das unangenehm? Oh, dann kehre um und hilf deinen eigenen Leuten und höre auf, die gottlosen Juden zu verteidigen ... (der Rest ist abgerissen)."

Wenn es darauf ankam, scheuten sie auch nicht vor Aufständen und Gewalttaten zurück. Als Trajan — zwischen 115 und 117 n. Ztr. — im Krieg mit den Parthern stand, mußte er einen seiner Generale zurücksenden, weil die mesopotamischen Juden in seinem Rücken unruhig wurden und die Bewohner zu überfallen drohten. Zur gleichen Zeit erhob sich ein wilder Aufstand auf Cypern, bei dem sie eine Viertelmillion Nichtjuden niedermachten. Schauerlich ging es in der Cyrenaica her. Dio Cassius berichtet, wie sie Römer und Griechen umbrachten, sich mit ihrem Blut beschmierten, ihr Fleisch aßen, im Blutrausch sich mit den Gedärmen der Erschlagenen umkränzten, ihre abgezogenen Häute sich umhingen. „Viele sägten sie auch von oben bis unten durch." Noch einmal ist es ein Papyrusblatt, nur noch in ein paar Sätzen leserlich, das uns ein unmittelbares lebendiges Zeugnis aus dem Judenblutbad jener Jahre um 115 erhalten hat. Es ist ein Notschrei aus dem Verzweiflungskampf ägyptischer Bauern: „Die einzige Hoffnung war der Zusammenschluß der Dorfbewohner unseres Gaues gegen die gottlosen Juden. ... Aber jetzt ist das Gegenteil eingetreten: beim Zusammenstoß wurden die Unsern geschlagen und viele durch die Juden niedergehauen."

*

Zu den besonders modern anmutenden Zügen gehört, wie schon damals die beiden scheinbar auseinanderstrebenden Tendenzen einer Assimilation und Angleichung an die Gastvölker und eines ungebrochenen Exklusivitätsbewußtseins sich überschneiden und ineinandergreifen. Schon jene Berufe und jene Tätigkeit am Kaiserhof setzen ja die Assimilation voraus; ebenso die Namengebung: wie jener Dorotheos — oder anderswo ein Theodor — seinen alten hebräischen Namen Jonatan ins Griechische umgesetzt hat, so sind die Mehrzahl der in den jüdischen Inschriften bezeugten Namen griechische und römische Namen. Natan nennt sich Donatus, Salome heißt Irene, aus Zadok wird Justus usw. Dasselbe aber vollzieht sich an der Sprache und an der ganzen Geisteshaltung. Philo von Alexandria hat nicht mehr hebräisch gekonnt, sondern sich ganz in den griechischen Sprach-, Begriffs- und Denkformen bewegt. Seine ganze Philosophie ist mit den Kategorien und Stichworten der griechischen Philosophie von oben bis unten durchsetzt („Logos", „Nous", „agathos" u. a. m.), obwohl sie in Wirklichkeit nichts anderes ist und bleibt als eine Auslegung der jüdischen Thora, — auch wenn diese sich den griechischen Namen „Nomos" beilegt. Das Bild rundet sich vollends ab, wenn man beachtet: der Bruder dieses jüdischen „Philosophen" Philo war jener schon erwähnte „antike Rothschild", der Großbankier Alexander; dessen Sohn wieder, Tiberius Julius, wurde hoher römischer Beamter, war eine Zeitlang Präfekt von Ägypten. „Er wurde den väterlichen Lebensformen untreu", heißt es von ihm. Eine typische Assimilationsfamilie! Manchmal kann man noch beobachten, wie der „Ostjude" auf dem halben Weg zum „Kulturjuden", wie der Assimilationsprozeß noch im Gange ist. Und im Ägypten dieser Alexander und Philo begegnet uns in einem der Papyri aus dem ägyptischen Theben der Jude Simon, der so frisch aus Palästina zugewandert ist, daß er die griechische Steuerquittung schreiben lassen muß, „weil er noch nicht schreiben kann", — was aber nicht hindert, daß er bereits öffentlicher Steuerpächter ist; oder Josephus, gleichfalls Palästinajude, aber in Rom mitten in der Assimilation stehend, Günstling der kaiserlichen Familie:

Digitized by Google

der aber seine Schriften sich von einem Nichtjuden auf Sprach- und Stilfehler durchkorrigieren läßt, weil er selber noch kein einwandfreies Griechisch zu schreiben imstande ist.

Auf der einen Seite der Jude, der kein höheres Ideal zu haben scheint, als, wie es einmal heißt, „nicht nur der Sprache, sondern auch der geistigen Bildung nach ein Grieche oder Römer geworden zu sein". Und daneben die Feststellung desselben Philo, in den einen Städten seien die Juden geboren und aufgezogen, das seien ihre „Vaterstädte", aber „als Hauptstadt haben sie nur eine, Jerusalem". Dieselben, die sich wie Repräsentanten der griechischen Kultur gebärden und keinen größeren Ehrgeiz zu haben scheinen als den, „Grieche" oder „Römer" zu sein, gefallen sich ebenso darin, ihr Judentum als den Ursprung aller wirklichen Kultur zu preisen. Heraklit, Pythagoras, Sokrates, Plato: alle seien sie Schüler der Juden, Nachahmer ihrer Gesetzgebung und ihrer Lehre gewesen, so kann man bei Aristobul und bei Philo lesen. Josephus:

„Von uns aus sind die Gesetze allen anderen Menschen gebracht worden, und man hat sie immer mehr zum Muster genommen, als erste die griechischen Philosophen. ... Die echten Philosophen der Griechen haben unsrer Lehre über Gott zugestimmt, von der auch Plato ausging."

Es ist hier jener selbe Anspruch, der zu allen Zeiten durch das Judentum sich hindurchzieht: das eigentliche Volk, die eigentliche Kultur, das eigentliche Menschentum zu sein. Es ist dasselbe, was der Talmud nackt und unverblümt nennt:

„Die Juden werden Menschen genannt, aber die Völker der Welt werden nicht Menschen, sondern Vieh genannt."

*

Es ist kein Wunder, wenn schon in den ersten Jahrhunderten ein leidenschaftlicher Antisemitismus entstand. Der römische Historiker Tacitus hat besonders scharf den Zersetzungscharakter der Juden geschildert, der von dieser Machtposition eines internationalen Gebildes ausging. Er schildert weiter, wie im Proselytentum der Einzelne aus seinen echten Bindungen gelöst wird, um ein Werkzeug jenes Machtanspruches zu werden. Von Seneca stammen die erschütternden Worte:

„Da unterdessen der bei diesem verbrecherischen Volke übliche Gebrauch so überhand genommen hat, daß er schon durch alle Länder hin sich verbreitete, so gaben damit die Besiegten den Siegern Gesetze."

Und auf einen anderen Römer, auf Claudius Rutilius Namatianus, gehen die bitteren Verse zurück:

„Schleicht doch das Gift der beendeten Pest stets weiter im stillen,
Wie das bezwungene Volk seine Besieger besiegt."

Im Talmud ist einmal von einem Kaiser erzählt, „der die Juden haßte". „Er sprach zu den Großen seines Reiches: Wenn jemandem am Fuß ein Geschwür entsteht, soll er es wegschneiden, um am Leben zu bleiben, oder soll er es lassen und Pein leiden? Sie antworteten: Er schneide es weg, damit er lebe!"

Christian Morgenstern:
1871—1914

An Deutschland

Von Norwegen aus

Da schläfst du nun in dunklen Fernen.
Ich aber wache in die Nacht
und träume zu den klaren Sternen,
was meine Seele glücklich macht.

Du großes Volk, für das ich dichte,
du meiner Lieder höchstes Gut:
Wohin sich auch mein Denken richte,
ich bleibe Blut von deinem Blut.

Und mag ich auch mit Haupt und Herzen
im Unbegrenzten mich ergehn –
es wird mich doch in Lust und Schmerzen
wohl niemand so wie du verstehn.

Digitized by Google

Franz Tumler:

Aus einem Reisetagebuch

Stockholm, 14. Mai 1941.

Als wir über Mecklenburg flogen, sah ich, daß die Erde an manchen Stellen dunkler gefärbt war; schwarze Flecken und Streifen, als ob sie mit Kohle bestreut waren, saßen unregelmäßig auf den Ackerbreiten; oft ging ein Fleck auch über eine Ackergrenze hinaus, oder er gab der Wiese, die mit ihrem aufsprossenden Grün daran stieß, den dunkleren Untergrund. Ich konnte mich auf die Ursache der Erscheinung erst besinnen, als ich auch um die Teiche herum die schwarze Umrandung sah und an Bächen und Gräben entlang; da wußte ich wieder, daß das Wasser in den Poren des Erdreichs an diesen Stellen den Boden dunkel macht und sie so absetzt von den trockenen, hellen Strichen. Daß aber aus der Luft alle Unterschiede der Feuchte, die die Erde hält, in der abgestuften Tönung grau und violett und tief schwarz so klar an den Tag kommen, hätte ich nicht glauben mögen. Es kam mir vor, als ob mir in die sichtbare Karte des ganz ebenen Landes, die der Mensch gemacht hatte mit Straßen, Flurgrenzen und gepflanzten Bäumen, eine zweite, sonst unsichtbare getreten wäre, die die ältere war, weil sie wohl immer so blieb, gleichgültig, ob der Mensch auf ihr den Acker grub oder die Weide einzäunte oder gar die Wildnis mit Dornen und angeflogenen Sträuchern hereinbrechen ließ. Die Arbeit des Menschen an der Erde schien mir davon plötzlich wie etwas Vorläufiges, über einem tiefer beständigen Wesen nur hingeworfen. Kurz darauf sah ich Flugplätze, schnell aufgebaute, fast schien es für einen Tag nur ausgekratzte, zwischen dünnen Föhrenstämmen und zerrissenen Ufern; die Maschinen krochen wie kleine graue Schmetterlinge auf dem fahlen Boden herum, und das täuschte mich noch einmal, als hätte der Mensch sich auf ihm nur für den Augenblick niedergelassen; wie Zelte standen die Schuppen am Buschrand geborgen, leicht abzubrechen und fortzuführen.

Vier Stunden sind wir geflogen, dann ist das Ziel nahe. Mir fiel auf, wie die Stadt zuerst die Siedlungshäuser vorschickt, die über breite Flächen gebaut sind. Es sieht von droben aus, wie ein Friedhof aus dem Stockwerk eines hohen Hauses aussieht: wie dort die Grabsteine nebeneinanderstehen, stehen hier die Häuser, in deren jedem eine Familie wohnt, auf den kleinen Grundstücken. Noch etwas behalte ich von dem Ankommen: was der Mensch auf der Erde macht, hat, daß es fast wie Armut ist gegen den unwillkürlichen Reichtum der öden Natur, nur sehr wenige und einfache Gesetze. Vier, fünf Formen, Haus, Straße, Brücke, der gespannte Draht noch und der viereckige Acker sind es, die er wiederholt und abwandelt, und aus denen er überall, wo er hinkommt, seine Welt baut. Sie genügen ihm, daß er sich sein Leben einrichtet auf der Erde, so viel sie ihm Raum dafür läßt.

Stockholm, 15. Mai früh.

Bei der Fahrt in die Stadt gestern sah ich, daß des Krieges wegen an vielen Orten neben dem Wasser auf sonst leeren Gründen neue Gärten angelegt sind. Die Menschen hätten sonst Feierabend, aber nun bücken sie sich zwischen den Beeten oder stehen aufrecht auf die Harke gelehnt und blinzeln zum Nachbar hinüber, damit sie sich abschauen, was sie noch nicht können von dem ungewohnten Handwerk.

Dann fielen mir Mädchen auf, die auf der Straße zu zweit, dritt oder viert gingen auf die besondere Weise, wie früher in den Filmen, wenn sie zu schnell abgedreht wurden, die Menschen scheinbar gegangen sind mit kurzen geschwinden Schritten und flink schwingenden Armen und die Brüste voran; ich konnte mir nicht erklären, warum das hier in Wirklichkeit so der Brauch war. Erst am Abend erfuhr ich's von dem Kellner, den ich darum fragte. Ah, das ist der Reichsmarsch, sagte er und setzte es mir dann auseinander: zwischen Schweden und Finnland ist dieser Reichsmarsch. Die Männer, die sich dazu melden, sollen fünfzehn Kilometer gehen und die Frauen zehn Kilometer und alles in bestimmten Zeiten und abgemessenen Strecken, das wird aufgeschrieben und zusammengezählt, und wer am höchsten kommt, Schweden oder Finnland, dieses Land ist alsdann der Sieger in dem Jahr.

Anderes habe ich gesehen, das mir Widerstand aufgeweckt hat. Viele Frauen sind schön, und auch die Männer sind durchwegs von guter Art. Aber nicht wie die Frauen, in denen nur die Natur sich ausdrückt, haben sie alle etwas eigentümlich Leeres, Langweiliges und Mattes in den Gesichtern; es ist nicht die Spur eines Schicksals, einer Sorge, Not und Kümmernis darin. Ich sah sie vor den ausgehängten Zeitungsblättern stehen und hörte sie reden über die Nachrichten, und Partei ergreifen mit einer fraglosen Feindseligkeit. Es wunderte mich, wo ich doch an den Auslagen und durch die

Digitized by Google

Glasscheiben der Gasthäuser und an den Gesichtern selber hatte sehen können, daß es allen Leuten hier gut geht, und ihre Feindseligkeit etwas ist, das sich die Zufriedenen außerdem noch leisten und zu dem sie glauben, selbstverständlich berechtigt zu sein. Sie lassen sich's etwas angehen, wo ihnen nichts abgeht; sie wollen sich nichts abgehen lassen und es sie doch angehen machen.

Helsinki, 15. Mai.

An diesem Tag war es wieder ein schwedisches Flugzeug, es hieß „Gladan", zu deutsch „Weihe", und es stieg sogleich, nachdem es über Bromma die Schleife gezogen hatte, ohne Aufhalten und in einem Atem auf viertausend Meter Höhe. Das hatte ich am vorigen Tag nicht erlebt, und es war auch hier selten auf der Strecke, wie ich später erfuhr. So konnte ich mir Glück wünschen, daß es mich traf, wenn es mir zunächst auch Beklemmung machte und ich droben eine Weile brauchte, ehe ich das freie Gehör wiederfand. Zu ruhigem Schauen dagegen kam ich nicht mehr, denn zuerst nahm uns der Schneesturm, der über Finnland lag, und um dessentwillen wir so hoch gestiegen waren — nicht hoch genug noch, wie sich dabei herausstellte —, den Blick; dann aber in der freien Luft dazwischen war, was wir zu sehen bekamen, von einer solch abenteuerlichen Größe und Schönheit, daß die Augen daran sich nicht beruhigen, nur erregen konnten. Ich verglich mein Gefühl dem andern, das der Mensch hat, wenn er wach im Operationssaal liegt und mit dem Arzt, den er indessen an sich herumschneiden sieht, scheinbar ruhig und schnell und viel spricht; oder dem Gefühl auch, das einen bei einem Berggewitter, wo die Blitze von Fels zu Fels springen, doch alle Sinne zusammenhalten läßt. Es entgeht ihnen dann nichts Wirkliches, aber alles kommt ihnen aufgeregt und zitternd vor, und wer es erlebt hat, erinnert sich später an irgendeinen kleinen Schritt, den er getan hat; eine unbedeutende Bewegung des Gefährten, eine zufällige Spur am Weg ist ihm genau im Gedächtnis geblieben. So weiß ich von dem Flug noch, daß wir in der großen Höhe plötzlich den strahlenden Himmel über uns hatten, tief drunten aber eine dicke Wolkenschicht uns die Erde entzog und nur unser Schatten auf der Oberfläche der Wolken dahinjagte. Die Oberfläche war grau und gefurcht wie ein bloßliegendes menschliches Gehirn, der Schatten aber hatte um sich einen gelbrötlichen Strahlenkranz gesammelt, als käme dieses Leuchten von uns, und trug sich in ihm fort. Dann riß die Wolkendecke ab, und mit einemmal hatten wir über eine endlose Weite hin einen durch nichts gehemmten Blick. Was ich aber sah, vermochte ich mir zuerst nicht zu deuten: eine ungeheure weiße Blendung dehnte sich am Rande des Gesichtsfeldes um den halben Himmel, und hier, vor dem Anblick, löste sich jetzt auch die Zunge des Nachbars, der bis dahin wie am Tag zuvor geschwiegen hatte. Es ist das Eis, sagte er, wir fliegen über den Bottnischen Meerbusen, er ist noch zugefroren heuer. — Ich sah es nun auch unter mir. Weil ich mich weit rückwärts gesetzt hatte, wo die Tragflächen die Sicht nicht nehmen, konnte ich pfeilrecht in die Tiefe schauen: da schwammen die Eisfelder in dem von Schwärze spiegelnden Meer, und die vielen Inseln schwammen darin, und vom festen Land her blitzten, so weit es auch war, noch die Flüsse herauf. Ich entdeckte dabei etwas für mich und kam darauf nur, weil ich mir merken wollte, was ich sah: die Formen der Natur sind im Größten und Kleinsten ganz gleich; es muß ein Gesetz der Bildung in ihr geben, das unabhängig ist von der Größe und Schwere der Körper, die sie zu bilden hat. Das Eisfeld die tausende Meter unter unsern Füßen mit dem durchscheinenden Eis und den verharschten Schneekristallen und Rillen darauf sah nicht anders aus, als unterm Mikroskrop eine Kultur stäbchenförmiger Bazillen aussieht; die Inseln wieder blickten aus dem Meer, wie die Fettaugen aus der Suppe blicken; die Stromläufe mit Nebenflüssen und zueilenden Quellen glichen den Netzadern eines Laubblattes; die Seen den Lachen, die über Tisch ausgeschüttet sind; und so könnte es fortgesetzt werden von jedem Ding. Der Schneesturm jagte uns, als wir dann tiefer gingen, an seinen Rand hin, so daß uns von der einen Seite das Ungewitter dräute, von der andern die Sonne anstrahlte. Wieder wie am Vortag war über See der Himmel offen und hielt das Land ihn sich zu. Als wir dicht über den Hügeln flogen, schneite es auf die grünen Fichtenwipfel, aber, so schnell wechselt das Wetter im Flug: über dem Landeplatz Helsinki schien die Sonne, und nur auf unserer Maschine, als sie ausrollte, haftete noch in Tropfen der Regen.

Die fremde Sprache klang mir lautreich ins Ohr, und bald auf der langen Fahrt stadtwärts sah ich auch jenes andere alte und rührende Zeichen menschlichen Lebens in unserer nördlichen Welt, das sich von Skandinavien ausweist hinüber ins Baltikum und bis nach Sibirien und in den Alpen so gut wie in den Karpaten und den Mittelgebirgen

Digitized by Google

Deutschlands: die Menschen wohnen dort, wo sie ländlich wohnen, noch immer im Wald, sie haben das Holz behauen und geschnitten und aus ihm ihre Häuser gemacht. Ein geheimnisvolles, gleichgerichtetes Wehen geht zwischen den Bauernvölkern, die so aus dem atmenden lebendigen Holz ihre Stuben zimmern, ihr Schlaf ist von den Waldgeistern umhaucht und erwärmt, und wer einmal an der Grenze gestanden ist in einem Lande, wo das Bauen aus dem kalten Stein das anfängliche ist, hat den Unterschied tief gespürt.

Ich mußte zuerst auf die finnische Bank gehen und mir das Geld holen, dabei kam ich über den großen Platz, auf dem die Hauptkirche und die Regierungsgebäude stehen. Im Hotel traf ich dann Herrn R., der mir erzählte, dieser Platz sei am Ausgang des Barockalters angelegt worden und die Gebäude stammten von einem Deutschen namens Engel, der damals in russischen Diensten gewesen war. Als ich ihm antwortete, die Bauten der gleichen Art wären anders in Riga zu sehen und wieder anders in Lemberg, Laibach und Sarajevo; den Völkern, die zwischen großen Reichen hin- und hergezogen lange namenlos gelebt hätten, stünden überall von dem größeren Zusammenhang, dem sie jeweils einmal verpflichtet gewesen wären, in ihren Städten die Zeichen noch, war er damit nicht einverstanden. Er führte mich vor das neue Parlamentsgebäude, vor die modernen Schulen und Krankenhäuser, die der junge Staat sich selber errichtet hat, aber als wir dann vor diesen neuen Häusern standen, mußte auch er mir zugeben, daß sie einen Stil haben, dem Bemühen, Mut und Hingabe nicht fehlen, dem aber wohl die Sicherheit im großen abgeht.

Auf dem Weg durch die Stadt schaute ich auf die Menschen, und aus den Gesichtern der Älteren glaubte ich die Spuren des namenlosen früheren Daseins noch lesen zu können, während mir die Gesichter der Jungen, wie sie auf den Straßen gingen von der Hochschule her, schön vorkamen in dem Bewußtsein ihrer selbst. Aber am gleichen Tag noch ging ich mit einem Mann um die helle Mitternachtsstunde lange am Hafen hin, und als ich ihm das sagte, widersprach auch er mir. Nein, sagte er, was wir an Güte und Bildung als unser Eigenes halten, ist älter als die zwanzig Jahre; wo wir früher an uns selber gearbeitet haben, innen gelernt und mühsam, davor sind diese zwanzig Jahre eher ein Rückschritt, weil in ihnen alles plötzlich nach außen gedrängt hat — amerikanisch, verstehen Sie, sagte er. Der Mann, der so redete, war ein Gelehrter, und er war über fünfzig Jahre alt, ich mußte ihm recht geben, wenn ich dachte, woher er sich sein Wissen geholt hatte und zu welcher Zeit es in ihm schon bestimmt gewesen sein mußte. So ist es doch nicht ein Leben von nur zwanzig Jahren, sagte ich. Nein, nein, erwiderte er.

Helsinki, 16. Mai.

Heute konnte ich noch mehr von den neuen Häusern sehen, aus denen die westliche Welt einer behenden voranstoßenden Zivilisation deutlich spricht. Sie sind einfach und großzügig gebaut, und vielleicht kommt die gute, standfeste Art, die sie oft haben, davon, daß sie von einem begabten und zähen Volk errichtet sind, das, weil es klein ist, auf die Dinge, die es lernt, angewiesen ist. Doch begegnete mir vor einem solchen Hause etwas, das einen Widerspruch gegen das sichere Dasein geben könnte. Ich war mit einem Auto zurück in die Stadt gefahren und früher ausgestiegen, um das letzte Stück zu Fuß zu gehen. Da hörte ich aus der glatten Einfahrt eines Hauses, das zwölf Stockwerke in den Himmel wuchs, als ich an ihr vorüberging, einen Mann auf der Violine spielen; er nahm doppelte Griffe, und es war ein Straßenspieler, dem aus den Fenstern Geldstücke zuflogen; als ich aber genauer horchte, hörte ich, daß er nicht einen Walzer spielte oder eins der fortziehenden neuen Lieder, die überall gesungen werden, er strich eine Melodie auf den Saiten, die ich kannte, und durch die Einfahrt auf die Straße heraus klang sie mir: Wie schön leucht' uns der Morgenstern, in Gnad' und Wahrheit vor dem Herrn, ist lieblich aufgegangen. Ich merkte beim Weitergehen auf und hörte hier und dort an Ecken noch Leute, die Choräle spielten.

Am Abend bei K. vernahm ich zuerst etwas von dem jüngst überstandenen Krieg, der dem Lande eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Toten und Verwundeten gekostet hat. Sechsundvierzigtausend Mann seien die Verluste gewesen, wurde mir gesagt, und dies bei einer Volkszahl von viereinhalb Millionen; dann aber seien noch vierhunderttausend Menschen aus dem abgetretenen Gebiet herübergezogen in den Staat, wie er geblieben war. Herr E. sagte es mir und setzte hinzu, in seinem Bataillon von neunhunderteinundneunzig Leuten seien nur sechszehn nicht tot und nicht verwundet gewesen.

Mit Herrn S. aß ich später außerhalb der Stadt. Er wollte den Gastwirt haben, um etwas zu bestellen, und stand auf mit den Worten: Ich will den Leutnant einmal fragen, was es gibt. Als er zurückkam, fragte ich ihn, ob er mit dem Leutnant den Wirt habe

Digitized by Google

anreden wollen. Ja, sagte er, das sei hier allgemein so üblich, weil alles noch frisch sei und jeder es gewohnt sei, angeredet zu werden wie damals.

In dem Gasthof, der zu den besseren gehörte, aßen und tranken wir von einem Vorrat der erlesensten Dinge, der auf eine recht ungemeine Art zustandegekommen ist: die Finnen sollten die Olympiade im Jahre vierzig halten, sie hatten sich dafür, um angemessene Gastfreundschaft zu üben, die Speisekammern und Keller bis oben mit Konserven und Schnaps und Wein gefüllt; nun braucht, wer es von ihnen bezahlen kann, auf, was zuvor für die andere Gelegenheit bereitgestellt worden ist. Sonst ist, was verzehrt und gebraucht wird, eingeteilt, aber nicht streng genug, daß nicht hier und dort einer den Mangel spürte, wo ein anderer sich ihn weitab vom Leibe halten kann.

Helsinki, 17. Mai.

Ich schlief auch diese Nacht nur für Stunden, und war, wie an allen Tagen hier, bei dem hellen Himmel früh auf in meiner Stube. Als ich aber heut morgen den ersten Blick durchs Fenster tat, mußte ich mich traumverloren erst besinnen, wo ich war. Da sah ich die zwei Rauchfänge, die vor einer Feuermauer standen, einen Bäckerrauchfang mit dem Funkenfänger obenauf und einen andern gewöhnlichen. An beiden aber, wie sich der Rauch abriß von dem verrußten Mund und dann aufflatterte und verwehte, wußte ich sogleich den Ort wieder, an dem ich war. Es wäre woanders, wo nicht das Meer hereinweht in eine Eisluft, so nicht möglich gewesen; die Funken wären heller geflogen oder der Staub wäre sogleich träg geworden von einem feuchten, frühlingsschweren Atem.

Jetzt am Abend sehe ich über den Meeresarm hinweg auf das jenseitige Viertel, das über dem Gestein, das nackt zu Tag kommt, steht als ein Prospekt weißer vielfenstriger Häuser, die wie hinter einem Nebel errichtet sind, aber doch trocken liegen und zart in der Birkenstammfarbe scheinen, die weithin leuchtet. Eben kommt wirklich der Nebel herein, das Meer schickt ihn zur Abendstunde in den Hafen, er kommt zusammengedrängt als sichtbare Wolke, die die Luft ringsherum frei läßt; er hüllt die Schiffe ein bis zu den Mastspitzen und zieht fort, daß auf die Gesichter, die in ihm gewartet haben, bald wieder das Licht fällt. Daneben aber im Schatten der hölzernen Häuser, zwischen den Platten des schwarzen Granits, liegt der Schnee noch in Furchen.

Helsinki, 18. Mai.

Auf dem Weg zum Flughafen grüßte der Fahrer alle Wagenführer, die ihm entgegenkamen, mit einer kurzen Bewegung verhalten und höflich und innig, wie es das in einem großen Lande, das weithin verschieden ist, so kaum gibt. Ich sah hier auf der Landstraße auch wieder die schnell und munter gehenden Burschen und Mädchen, wie ich sie drüben in Schweden gesehen hatte; doch anders als dort in dem wohlhabenden Lande ihre Mitspieler vollbrachten die hier, wie mir schien, den vorgeschriebenen Marsch mit mehr Eifer und Ehrgeiz, vielleicht nur, weil sie kindlicher im Gemüt sind — in mehr Armut aber gewiß. Die meisten von ihnen hatten sich für ihn nicht hergerichtet und aufgeputzt, wie die Schweden es getan hatten; sie gingen, wie sie von ihrer Arbeit kamen, mit Stadthut und Mantel und Straßenschuhen und Handtasche, als hätten sie nicht Zeit in dem kurzen Sommer, das andere Gewand anzulegen für ihn. Weite Flächen waren neben der Straße, wie Halden von eingebildeten Bergwerken aufgeschüttet zwischen dem groben, gewachsenen Stein. Die Menschen standen auf ihnen verstreut und dunkel, als ob der Schnee unter ihren Füßen eben weggeschmolzen wäre, und wo bei uns, wo wir leben, dicht verhangen und vielästig das Laub grünt, hielten sie ihr Gesicht offen in die Sonne, den Abend noch, solange sie ihnen geschenkt ist.

Wo der Geist ohne Furcht ist, das Haupt man hoch trägt,
Wo Erkenntnis frei ist,
Wo die Welt nicht zum Bruchstück von engen häuslichen Mauern zerbrochen wird,
Wo die Worte aus Tiefen der Wahrheit kommen,
Wo unermüdet das Streben den Arm zur Vollkommenheit ausstreckt,
Wo der klare Strom der Vernunft seinen Weg nicht verliert in dem trockenen Sand der Gewohnheit,
Wo der Geist von dir geleitet, zu immer sich weitendem Denken und Handeln geführt wird,
Zu diesem Himmel der Freiheit laß, Vater, mein Land du erwachen!

Rabindranath Tagore

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

S. Bahadur:

Probleme eines Kontinents

Indien im Kampf um seine nationale Existenz

Die politische Entwicklung der ganzen Welt hat durch die Ereignisse dieses Krieges und die sich daraus ergebenden Faktoren eine neue Richtung bekommen. Ein neues, von gemeinsamen Interessen geleitetes Europa, das für immer den raumfremden Friedensstörer England ausschließt, ist im Entstehen. Aber nicht nur der europäische Raum ist Schauplatz dieser allgemeinen Neuordnung, auch der ostasiatische Großraum geht einer neuen Entwicklung entgegen. Bei diesem Weg zu einer neuen Weltordnung rücken notwendigerweise auch die Nationen, die das Britische Empire einschließt, in den Brennpunkt europäischer Betrachtung, besonders das Schicksal und der Freiheitskampf des indischen Volkes.

Seit jeher schon hat sich Engländ ängstlich bemüht, alle Informationen über diese „Perle in der Krone des britischen Empire" über das englische „Mutterland" laufen zu lassen, um so eine vorsätzliche und systematische Färbung der Weltmeinung über die indischen Probleme zu erreichen, was natürlich nicht völlig ohne Wirkung bleiben konnte. Außerdem ist es aber die Anzahl und die große Vielgestaltigkeit der indischen Probleme, die diese dem Betrachter zunächst als ein nahezu unentwirrbares Netz erscheinen lassen. Auch die vorliegende Betrachtung kann in ihrer Kürze natürlich keine ins einzelne gehende Behandlung aller indischen Fragen sein, sondern soll vielmehr einen Überblick, eine Darlegung geben, wie und welcher Art die Probleme Indiens sind, und in welcher Weise sie zu betrachten sind.

Hierzu ist erst einmal nötig, daß man sich die Ausdehnung und Vielgestaltigkeit Indiens vor Augen führt. Dieses Land ist in seiner geographischen Lage und Abgeschlossenheit ein Subkontinent Asiens, in seiner Größe etwa mit der Fläche ganz Europas ohne Rußland vergleichbar. Die Bevölkerungsziffer beläuft sich nach der Volkszählung von 1931 auf 353 Millionen, nach der neuesten Zählung sogar auf rund 400 Millionen. Schon diese ungeheure Ausdehnung und die große Zahl der Menschen verleitet dazu, nicht von einem Land, sondern von einem „Kontinent" zu sprechen. Noch viel mehr muß jeder zu dieser Auffassung gelangen, dem gesagt wird, daß die Bevölkerung Indiens in unzählige Rassen, Religionen, Sekten und Kasten zerplittert sei, und daß in Indien über 200 verschiedene Sprachen gesprochen würden. Diese oft gehörte Behauptung aber ist ein englisches Argument und ist deswegen mit entsprechender Vorsicht zu betrachten. England will damit die Notwendigkeit einer britischen Herrschaft in Indien beweisen.

Wie liegen nun die Verhältnisse in Wirklichkeit? Erstens erhebt sich hier die Frage: Bedeutet die Vielgestaltigkeit eines Landes notwendig einen Faktor der Uneinigkeit und das Unvermögen der Selbstverwaltung? Zweitens aber (und das soll hier behandelt werden): Ist diese „Zerrissenheit" der Bevölkerung Indiens wirklich so groß, wie immer behauptet wird?

Da ist zunächst die rassische Vielfalt. Trotz seiner nahezu unüberwindlich erscheinenden natürlichen Grenzen — das Himalayagebirge schließt Indien gegen das ganze übrige Asien ab, Westen und Süden sowie Osten sind Küsten des Indischen Ozeans — hat der Reichtum des Landes durch Jahrtausende hindurch immer wieder neue Völkerschaften angelockt, in Indien einzufallen und es teilweise zu erobern. Natürlich haben diese Eroberungen in sprachlicher, in kultureller und vor allem in rassischer Beziehung ihre Spuren hinterlassen. Wer die eigentliche Urbevölkerung Indiens war, ist nicht eindeutig ermittelt. Vielfach werden jedoch primitive, dunkelhäutige Rassen dafür angesehen, von denen heute noch kleine Reste in Indien anzutreffen sind, die abgesondert von der übrigen Bevölkerung in Dschungeln und Wäldern ihr primitives Dasein fristen. Der Hauptteil der indischen Bevölkerung kann rassisch in zwei große Gruppen eingeteilt werden: die drawidischen Völker, die heute hauptsächlich im Süden des Landes anzutreffen sind, und die arischen Völkerschaften, Abkommen eines nordischen, den Germanen, Römern, Griechen und Slawen sprachlich und stammesmäßig verwandten Volkes, dessen Einwanderung in Indien un-

Digitized by Google

gefähr im zweiten Jahrtausend vor Zeitrechnung erfolgte. Ferner haben andere Eroberungen, wie die der Griechen, Iranier, Araber, Afghanen, Türken und Mongolen, ihre rassischen Spuren hinterlassen. Alles das ist aber in dem aufgegangen, was man heute getrost als „indisches Volk" bezeichnen kann. Ausgeprägte Unterschiede findet man heute nur noch im äußersten Norden und äußersten Süden des Landes. Das Rassenproblem gibt aber in Indien in keiner Weise Anlaß zu irgendwelchen Reibereien oder sozialen Schwierigkeiten und ist daher überhaupt kein politisches Problem mehr.

Ein weiteres britisches Argument zur moralischen Verteidigung der englischen Herrschaft in Indien ist die sprachliche Zerrissenheit des Landes. Wie steht es nun damit? Englische Beobachter sind in einer amtlichen Zählung auf die recht erstaunliche Zahl von 222 verschiedenen einheimischen Sprachen in Indien gekommen; diese Zahl ist aber nur möglich, wenn man kleine Dialekte mit geringer Abweichung mitzählt, die in Wirklichkeit keinerlei Bedeutung haben. Außerdem muß man sich vor Augen halten, daß es meist Gruppen von mehreren Millionen sind, die eine Sprache sprechen. Würde man die Sprachen Europas nach dieser Methode zählen, würde man bestimmt eine ähnlich hohe Zahl erhalten. Dagegen weisen die meisten indischen Sprachen sogar noch eine weit größere Ähnlichkeit untereinander auf als die europäischen Sprachen. 74 Prozent der indischen Bevölkerung sprechen indoarische Sprachen, eine Tatsache, die mit der rassischen Zugehörigkeit der Sprecher nicht immer zu tun hat. So sprechen häufig drawidische Völkerschaften rein arische Sprachen.

Die hauptsächlichsten indoarischen Sprachen sind folgende:

	Sprecher
1. Hindustani	121 254 000
2. Bengali	53 468 000
3. Punjabi und Lahnda	24 660 000
4. Marathi und Konkani	21 361 000
5. Gujarati	10 000 000
6. Oriya	11 194 000

Die drawidischen Sprachen:

	Sprecher
1. Telugu	26 373 000
2. Tamil	20 411 000
3. Kanaresisch	11 206 000
4. Malayalam	9 137 000

Das Problem der Sprachen ist aber keineswegs so schwierig und der nationalen Entwicklung abträglich, wie es beim ersten Anblick erscheinen mag. Schon die oben bereits erwähnte nahe Verwandtschaft vieler indischen Sprachen erleichtert eine einfache Verständigung zwischen den Sprechern verschiedener Sprachen. Es ist daher auch keine Seltenheit, daß zum Beispiel junge indische Gepäckträger, die einige Jahre lang europäische Reisende durch Indien begleiteten, fünf oder sechs Volkssprachen sprechen. Die Tatsache, daß manchmal in Europa lebende Inder, die verschiedenen Sprachengruppen angehören, sich untereinander bei der Unterhaltung der englischen Sprache bedienen, hat vielfach zu der Auffassung geführt, daß die englische Sprache ein einigendes Band um das sprachlich angeblich so zerrissene Indien geschlungen hätte, und daß dadurch der indische Nationalismus gefördert worden sei. Diese Auffassung ist irrig, denn wie könnte eine Sprache zur Einigung einer Nation beitragen, die nur von knapp einem Prozent der Bevölkerung gesprochen wird? Eher schon sind solche Auswirkungen den hindustanischen Sprachengruppen zuzuschreiben. Die Einführung des Hindustani als gemeinsame Volkssprache ist ein nationales Programm, dessen Erfolge sich naturgemäß erst nach einiger Zeit zeigen werden, da solcherlei Entwicklungen stets über mindestens zwei Generationen erfolgen müssen. Denn so verhältnismäßig leicht die Erreichung dieses Zieles in Nordindien, dem größten Teil des Landes, sein mag, so schwierig ist es im Süden bei den Sprechern drawidischer Sprachen. Aber auch große Schwierigkeiten sind fast immer mit gutem Willen zu überwinden; und daß dieser gute Wille vorhanden ist, beweist die lebhafte Hindustanipropaganda besonders in diesen südlichen Gebieten Indiens. Um diese Bewegung verstehen zu können, muß hier erklärt werden, daß sich das Hindustani aus zwei Teilen zusammensetzt: dem Hindi, das mit Sanskritbuchstaben von links nach rechts geschrieben wird, und dem Urdu, das von den islamischen Teilen der indischen Bevölkerung verwendet wird und nur abgesehen vom Gebrauch einiger aus dem Persischen abgeleiteter Worte und der arabischen Schriftform (von rechts nach links) die gleiche Sprache ist. Wie berechtigt die Wahl der hindustanischen Sprache zur erstrebten Volkssprache Indiens ist, beweist folgender Ausspruch des Vorkämpfers der indischen Nationalbewegung. Mahatma Gandhi sagt: „Von einer Bevölkerung von ungefähr 320*) Mil-

*) Hier sind noch die Ergebnisse der Zahlen der Volkszählung von 1921 zugrunde gelegt worden.

Digitized by Google

lionen sind es nicht mehr als 38 Millionen, die in der Präsidentschaft Madras leben, die einem hindustanischen Sprecher nicht folgen können." Weiter sagt Gandhi, daß in dieser Präsidentschaft eine Mehrheit, sogar unter den Muslims, Hindustani verstände, und daß in schneller Weise Hindustani die „lingua franca" Indiens würde (aus „Modern India" von Dr. V. H. Rutherford, Seite 255).

Die vorgenannten Tatsachen beweisen gerade, wie verhältnismäßig gering die angeblich so große sprachliche Zerrissenheit des in seiner Ausdehnung so ungeheuren „Kontinents Indien" ist. Damit fällt auch das Hauptargument Englands für die Notwendigkeit der britischen Herrschaft zusammen. Wenn auch eine Bewegung, wie das Hindustaniprogramm, noch keineswegs in ihrem Erfolg abgeschlossen ist und man auch keineswegs zunächst mehr als eine Verkehrssprache mit beschränktem Anwendungsgebiet erwarten wird, so wäre dieser Erfolg schon ein sehr großer.

Bedingungen der nationalen Einheit

Für die Definition einer Nation gelten im allgemeinen gewisse Regeln, wie die Gemeinsamkeit der Rasse und Sprache. Die obigen Betrachtungen haben aber gezeigt, daß die Dinge im Falle Indien nicht ganz so einfach liegen. Obwohl — besonders von englischer Seite — genügend viele Beweisführungen unternommen worden sind, die Tatsache einer nationalen Einheit und die Möglichkeit einer politischen Einheit Indiens in Abrede zu stellen, scheinen aber doch die Tatsachen das Gegenteil zu beweisen. Der wichtigste Faktor ist hierin doch unbestreitbar, wie das indische Volk selbst diese Tatsache empfindet. Die unter härtesten Umständen und schwerster englischer Verfolgung trotzdem immer mehr anwachsende indische Nationalbewegung ist hierauf wohl die beste Antwort. Die Sehnsucht des ganzen politisch denkenden indischen Volkes ist, von England befreit, Herr seines eigenen Schicksals zu sein. Nur die von den einzelnen Richtungen verfochtenen Wege zu diesem Ziel sind verschieden. Auch ist die Geschichte Indiens trotz der vielen inneren Kämpfe ein Beweis für das indische Empfinden einer nationalen Einheit, denn diese Kämpfe waren nicht Kriege einzelner Staaten gegeneinander, sondern Kämpfe mit dem (allerdings nie erreichten) Ziel der Vorherrschaft im ganzen indischen Großraum. Erst das gemeinsam erduldete Schicksal der englischen Fremdherrschaft ist nun der Anlaß zum Erwachen des wahren indischen Nationalbewußtseins geworden.

Die Berechtigung zur nationalen und politischen Einheit und das Erwachen des indischen Nationalbewußtseins sind zwar Vorbedingung, aber noch nicht die Lösung der praktischen indischen Probleme. So sind die indischen Probleme auf religiösem und sozialem Gebiet weit komplizierter als die auf rassischem und sprachlichem. Noch dazu, da sie einer unglücklichen Wechselwirkung unterliegen: Eine wenigstens theoretische Lösung der brennendsten religiösen und sozialen Fragen Indiens ist Vorbedingung für den Kampf um die nationale Existenz des indischen Volkes. Andererseits ist eine wirkliche Lösung dieser Fragen nur unter Ausschluß des englischen Einflusses möglich.

Wie liegen nun die religiösen und sozialen Verhältnisse in Indien? Die Hauptmasse der indischen Bevölkerung sind Hindus, während über 90 Millionen Inder Mohammedaner sind. Andere Religionen sind nur in verhältnismäßig kleinen Minderheiten vorhanden. Um überhaupt die Probleme Indiens verstehen zu können, muß man sich klarmachen, was der Hinduismus ist. Der Hinduismus ist nicht einfach eine Religion, sondern er ist einesteils weniger als eine Religion, da der Hindu in Glaubensdingen kaum irgendwelche Dogmen oder Vorschriften kennt. Ein Hindu kann ein primitiver Götzenanbeter sein, er kann an die „Weltseele" in ihren verschiedenen Verkörperungen glauben, ja er kann sich sogar zu einer Art atheistischer Philosophie bekennen. Nur wenige Vorstellungen sind den meisten Hindus gemeinsam, so zum Beispiel die Heilighaltung des Rindes, der Glaube an die Seelenwanderung und das Verbot des Fleischgenusses. Andererseits ist der Hinduismus viel mehr als eine Religion, da er das tägliche Leben des Hindus, seine Gebräuche und Gewohnheiten und vor allem seine sozialen Anschauungen in feste, stark ins einzelne gehende unübertretbare Regeln preßt. Es ist daher nicht etwa so zu definieren, daß der Hinduismus eine Religion sei, die das Leben des einzelnen stark beeinflußt, wie das etwa beim Islam der Fall ist, sondern der Hinduismus ist die Weltanschauung, die Geisteshaltung des indischen Menschen, die Form der indischen Kultur schlechthin.

Das charakteristische Merkmal des Hinduismus ist eine starre Sozialordnung, die das ganze Volk in sehr viele scharf umrissene Einzelgruppen einteilt: das

Digitized by Google

Kastensystem. Nur wer einer bestimmten Kaste zugehört, ist ein Hindu. Über den historischen Ursprung dieser Sozialordnung, die in der ganzen Welt nicht in ähnlicher Form vorhanden ist, gibt es verschiedene Theorien. Daß gewisse Zusammenhänge mit der arischen Einwanderung und einer damals absichtlichen Rassentrennung zwischen Ariern und Drawiden bestehen, ist ziemlich sicher. Die Arier kamen als Eroberer in das Land und führten eine scharfe Rassenscheide durch, um sich selbst zu behaupten, was aber trotzdem nicht eine gewisse Vermischung von arischem mit drawidischem Blute und die „Indisierung" der Arier verhindern konnte. Wahrscheinlich ist aber auch, daß die Arier bereits ein gewisses System der Kastenordnung bei der drawidischen Bevölkerung vorgefunden haben. Nach indischer Überlieferung soll das heutige Kastensystem aus vier Grundkasten — im Sinne also einer naturgemäßen Sozialordnung — entstanden sein: den Brahmanen (Priester- und Lehrerkaste), den Kshatriyas (Kriegerkaste), den Vaishyas (der Kaste der Bauern und Gewerbetreibenden) und den Shudras (entstanden durch Teilung oder Vermischung).

Für die Betrachtung der Probleme des jungen Indiens ist jedoch das jetzt bestehende Kastensystem ausschlaggebend. Das indische Volk ist heute, soweit es dem Hinduismus angehört, in Tausende von Kasten und Unterkasten eingeteilt, die das Leben des einzelnen Kastenangehörigen in tiefgreifender Weise beeinflussen. Die Art dieser Kasten ist heute verschiedener Art: teils sind es Berufsgenossenschaften nach Art handwerklicher Gilden in Europa, teils sind es Gemeinschaften religiöser Sekten, oft sind es aber auch Gemeinschaften, die nur ererbte religiös-soziale Privilegien oder wirtschaftliche Bedingungen zusammenhalten. Die Hauptauswirkung ist jedoch in allen Fällen eine äußerst starke und weitgehende Abgrenzung von allen anderen Kasten. Daß diese Einteilung eines Volkes in (um ein häufig gebrauchtes, aber sehr treffendes Bild anzuwenden) Tausende „wasserdichter Zellen" auf die Dauer und besonders bei einer notwendigen modernen Entwicklung ein geradezu unüberwindlich erscheinendes Hindernis darstellt, ist einleuchtend. Noch hinzu kommt die völlig rechtlose soziale Lage der Kastenlosen, der „Unberührbaren", deren Zahl schätzungsweise nicht weniger als 60 Millionen beträgt. Historisch gesehen handelt es sich hier wohl hauptsächlich um nachträglich hinduisierte Völkerschaften.

Ein anderer sozialer Faktor Indiens ist die Großfamilie. In Europa besteht eine Familie im allgemeinen aus Mann, Frau und Kindern. In Indien dagegen leben meist drei Generationen mit allen ihren Abkömmlingen zusammen als ein einziger Haushalt. Diese Form menschlichen Zusammenlebens hat durchaus gewisse soziale und wirtschaftliche Vorteile. Zunächst ist solch ein gemeinsamer Haushalt billiger als mehrere verschiedene Haushaltungen. Dann bedeutet er besonders auf dem Lande — Indien ist ja ein Agrarland — eine große Arbeitsersparnis, die zum Beispiel zur Zeit der Ernte sehr nützlich ist. Vor allem aber dient dieses System der Großfamilie der sozialen Versorgung der Alten, Kranken oder der sonstwie, etwa durch Arbeitslosigkeit, nicht Erwerbstätigen. Alle diese Vorteile scheinen zunächst von der Nützlichkeit dieser Einrichtung zu überzeugen. Aber da ist eine ganze Reihe von Nachteilen, die auch das langsame Verschwinden dieser Einrichtung wünschenswert erscheinen läßt. Zum Beispiel ist es ein gewisser Nachteil, wenn das Einkommen weniger Männer über eine ganze Familie verteilt werden muß und somit die Verdienenden eigentlich um die Früchte ihrer Arbeit bringt. Die daraus entstehende Gleichgültigkeit führt auch häufig zur Züchtung von Drohnen innerhalb der Familie. Außerdem ist natürlich eine Familie, deren Oberhaupt stets das älteste männliche Familienmitglied ist, ein Hindernis für Fortschritt und die neue Richtung nationaler Entwicklung. Trotzdem darf man dieses System seiner sozialen Vorteile willen nicht ohne weiteres beseitigen wollen, ehe kein ausreichender Ersatz für die Übernahme seiner sozialen Funktionen vorhanden ist.

Anders liegt es mit dem Kastensystem, dessen Beseitigung ein dringend erstrebtes Ziel sein muß. Das Kastensystem mag in früherer Zeit gewisse Aufgaben und Vorteile gehabt haben, in seiner jetzigen Form ist es ein völlig unhaltbarer und durch nichts zu verteidigender Zustand. Hier liegt die wahrscheinlich schwerste Aufgabe des jungen Indiens. Es ist nicht so leicht, ein Instrument zu beseitigen, dessen Hauptaufgabe es seit vielen Jahrhunderten war, Hüter und strenger Verteidiger aller — guter oder schlechter — Traditionen zu sein. Die Lösung dieser Aufgabe kann nur der Entwicklung und Aufklärung überlassen bleiben, durch dessen bisherigen Mangel die Verhältnisse jetzt so

Digitized by Google

Nicolaus Sagrekow: Sommertag

Digitized by Google

Digitized by Google

Josef Pieper: Mädchen

schwierig liegen. Gewiß, die indische Nationalbewegung hat schon manchen Erfolg in dieser Richtung zu verzeichnen gehabt. Gandhi selbst hat sich stark für diese Sache, besonders für das Schicksal der „Unberührbaren" eingesetzt. Aber diese Aufgabe ist zu groß, und es muß vor allem erst einmal die Vorbedingung zu ihrer Lösung geschaffen werden.

Der einzige Weg in die Zukunft aber ist die Aufklärung und Erziehung der jungen Generation. Wie aber ist eine allgemeine Aufklärung möglich in einem Lande, in dem selbst die elementarste Bildung ein Privileg weniger wohlhabender Leute ist? Gerade in diesem Punkt sind deutlich die furchtbaren Folgen der englischen Fremdherrschaft in Indien zu sehen. Indien muß für die indische Armee, die hauptsächlich nicht den indischen, sondern den Interessen des Empire dient, einen unverhältnismäßig großen Anteil — manchmal mehr als die Hälfte der indischen Gesamtausgaben — beisteuern. Aber es gibt in Indien heute noch keine allgemeine Schulpflicht, weil England die Mittel dazu dem indischen Volke vorenthält.

Ist es da ein Wunder, wenn überalterte religiöse und soziale Zustände herrschen in diesem Lande, die von einer freien, natürlichen Entwicklung längst verdrängt worden wären. England hat Indien nichts Gutes gebracht, sondern das Volk aus eigensüchtigen Gründen geknechtet und ausgebeutet. Die Eisenbahn- und Telegraphenlinien usw. sind mit indischem Golde mehr als teuer bezahlt worden. Noch heute fließen ungeheure Summen indischen Geldes nach London. Daß Indien diese Errungenschaften westlicher Zivilisation nie selbst hätte einführen können, ist nun ein englisches Argument, das man häufig hört. Bei einer rechtzeitig einsetzenden Neuentwicklung, die durch die englische Fremdherrschaft gerade verhindert wurde, wäre aber Indien in technischer Hinsicht viel weiter, als die Engländer das Land gebracht haben, da sie doch nur an ihre eigenen militärischen Zwecke dachten. Man denke doch einmal an die Lage eines anderen asiatischen Volkes mit alter Kultur — an Japan, dessen moderne Entwicklung durch keine Fremdherrschaft gehindert wurde. Dagegen hat England in Indien keinerlei Einrichtungen oder Reformen geschaffen, die dem indischen Volke zugute gekommen wären. Im Gegenteil, alle indischen Versuche zu einer Selbsthilfe in dieser Richtung wurden von England systematisch und rücksichtslos bekämpft. England hat immer nur das Land ausgeraubt. Es hat aber nie in Wahrheit die Verantwortung für das Geschick des indischen Volkes übernommen.

Die indische Landwirtschaft ist durch ein unbarmherziges Steuersystem und den Mangel an irgendwelchen wirklich durchgreifenden Maßnahmen in unvorstellbarer Weise verarmt und verschuldet. Was das bei einem Volke bedeutet, von dem 89 Prozent auf dem Lande und nur 11 Prozent in Städten lebt, kann jeder selbst ermessen. Jahrhundertealte Armut und Unterdrückung und die völlige Aussichtslosigkeit irgendwelcher Abhilfe hat häufig die Menschen gebeugt, und eine tiefe Hoffnungslosigkeit von ihnen Besitz ergreifen lassen.

Aber die junge indische Generation kennt heute wieder die Hoffnung auf eine nationale Erneuerung und die damit verbundene Unabhängigkeit von England. Das Erwecken dieser Hoffnung und damit die Vorbedingung zur nationalen Selbstbesinnung des indischen Volkes ist das Verdienst der indischen Nationalbewegung, die heute schon viele Millionen hauptsächlich der jungen Generation Indiens in aktiver Mitarbeit zusammenfaßt.

Hindu und Muslim

Das angeblich schwierigste Problem Indiens aber ist die Frage der Zusammenarbeit von Hindus und Mohammedanern im Staat. Hierzu ist zu sagen: Über 90 Millionen Inder sind Mohammedaner, die sich in religiöser und kultureller Hinsicht von den Hindus unterscheiden. Ein Hindernis für eine wirkliche Zusammenarbeit von Hindus und Mohammedanern ist sowohl der orthodoxe Hinduismus als auch der orthodoxe Islam. Beide Gemeinschaften führen im großen ganzen gesehen ein ziemlich abgeschlossenes Eigenleben. Aber auch diese Schranken sind glücklicherweise, dank der Haltung der jungen indischen Generation, schon stark im Abbröckeln begriffen. Vor allem aber bedeutet diese gegenseitige Abgrenzung, so sehr sie auch zu verurteilen ist, grundsätzlich keinesfalls eine Feindschaft zwischen beiden Gruppen oder die Unmöglichkeit des Nebeneinanderlebens. In den Dörfern Indiens leben Hindus und Muslims in friedlicher Selbstverständlichkeit nebeneinander. Reibereien gibt es nur dort, wo England mit bezahlten

Digitized by Google

Provokateuren planmäßig seine Hand im Spiele hat.

Der Islam ist eine Religion, die ihrer Natur nach grundsätzlich anderen Bekenntnissen gegenüber tolerant ist, wenn auch im allgemeinen stets das Gegenteil behauptet wird. So ist zum Beispiel die Bekehrung Andersgläubiger „mit Feuer und Schwert" nach dem Koran eine Todsünde; „es gibt keinen Zwang in der Religion", so lauten die klaren Worte des Korans. Leider haben sich die großen Heerführer der islamischen Welt nicht immer an dieses Verbot gehalten, und somit dem Islam seinen schlechten Ruf in der Welt erworben. Der islamische Glaube kann aber dafür nicht verantwortlich gemacht werden, so wenig wie man das Christentum für einen Lord Halifax verantwortlich machen kann. Auch der Fatalismus, der Glaube an das unbedingte „Kismet", sind dem Islam mißverstanden worden. Zwar ist der Glaube an die Vorsehung, wie in den meisten anderen Religionen, auch im Islam enthalten. Aber der Koran wendet sich scharf gegen eine hieraus etwa zu folgernde Passivität: „Wenn du dein Pferd nicht anbindest, kannst du auch nicht beten, daß Allah es dir behüten möge." Der Muslim (Mohammedaner ist ein Wort europäischer Prägung, das der Muslim ablehnt, da für ihn nur Allah, nicht aber Mohammed Gegenstand seiner Verehrung ist) erkennt Mohammed nur als den letzten Propheten des Islam an; alle Propheten der Welt, einschließlich Jesus, sind für ihn Verkünder der göttlichen Lehre. Weitere Grundsätze des Islam sind die Verpflichtung zur Freigebigkeit gegen die Ärmeren, die Heiligkeit der Arbeit, die Ermutigung zu persönlichem Urteil (Ehrung der Meinungsverschiedenheiten) und die Ehrung der Wissenschaft, die sich in folgenden Worten des Koran ausdrückt: „Es ist der Erwerb des Wissens, der die Menschen über die Engel erhebt." Besonders aber ist es der kämpferische Geist und das besonders stark ausgeprägte Gefühl für die Gemeinschaft, die den Wert der islamischen Religion ausmachen.

Aber auch unter den Anhängern des Islam ist der Mangel an Erziehung und Aufklärung Hindernis für eine natürliche Weiterentwicklung gewesen. Auch hier haben sich als notwendige Folgeerscheinungen von Armut, Unterdrückung und dem Mangel an Volksbildung, Aberglauben und falsch aufgefaßte religiöse Gebräuche eingenistet. Zum Beispiel steht im ganzen Koran nichts von der Verschleierung der Frau. Andererseits gibt es bei den Muslims kein Kastenproblem; ihre sozialen Anschauungen entsprechen viel eher dem Gedanken der Volksgemeinschaft. Aber auch bei den Muslims gilt es aufzuräumen mit alten, dem indischen Nationalgedanken abträglichen Ideen. Auch hier nun ist die muslimische Jugend Vorkämpfer für den neuen Geist des Fortschritts. Es handelt sich ja nicht um eine Abschaffung der Religiosität, sondern nur um eine Reinigung des Glaubens von Unwissenheit und Aberglauben und um die Erinnerung an die guten und reinen Prinzipien. Dasselbe, worum es sich beim Hinduismus handelt.

England hat sich in diesen Glaubensdingen angeblich immer eine gewisse „Neutralität" auferlegt; in Wirklichkeit aber ist es durch seine Unterdrückung Indiens der eigentliche Urheber des Mangels an Neuentwicklung gewesen. Dieser bisherige Mangel an Neuentwicklung ist das Problem des indischen Volkes. Obgleich die indische Jugend auf dem richtigen Wege ist, wird dieses Problem doch erst gelöst werden können, wenn Indien von England befreit, Herr seines eigenen Schicksals sein wird. Daher gilt auch der Kampf des indischen Volkes diesem, seinem einzigen Feind.

Heimatlied der freien Inder

Auf der weiten schönen Gotteserde
gibt's kein schönres Land als - unser Indien!
Einem Rosengarten gleicht's, wir, seine
Nachtigallen, singen: Unser Indien!

Weilen wir auch fern im fremden Lande,
blieben doch die Herzen in der Heimat,
und die Heimat ist, wo unsre Herzen
ewig weilen werden - unser Indien.

Strom des Ganges, denkst du noch des Tages,
da zum erstenmal die Karawanen
deine grünen Ufer jubelnd grüßten
und begeistert riefen: »Unser Indien!«?

Dieses Land verschiedner Völkerschaften,
die verschiedne Glaubenslehren trennen,
lehrt uns Zwietracht meiden. Inder sind wir,
haben eine Mutter - unser Indien!

Digitized by Google

Und der höchsten Berge allerhöchster,
Himmelsnachbar nennen ihn die Menschen,
hält die Wacht, sein Schutzwall wahrt vor Feinden
und vor rauhem Winter - unser Indien.

Und sein Schoß entsendet tausend Wasser,
Bäche, Flüsse, Ströme nach den Tälern,
und sie machen zum bestaunenswerten,
wunderbarsten Garten - unser Indien.

Das Ägypterreich ist nur noch Sage,
Griechenland und Rom zerfiel in Trümmer,
doch geheimnisvoll wie einst so heute
lockt mit altem Zauber - unser Indien.

Lockte schon seit vielen hundert Jahren
immer auch den Neid zu gierigem Einfall,
aber keine Feindesmacht vernichtet,
was unsterblich sein wird - unser Indien.

Iqbal, keinen Freund, der zuverlässig,
finden wir auf dieser Welt. Nicht einen!
Niemand kennt den Schmerz, der im geheimen
täglich betet um ein - freies Indien!

Mohammed Iqbal

Neue Bücher

Deutsches Land

In Bildbänden mit guten und sachgemäßen Texten die Eigenarten der deutschen Landschaften und Kulturformen zu zeigen, ist die Aufgabe des Photographen: Schmal und mit einer dichterischen Zusammenschau des kürzlich verstorbenen Altmeisters Hermann Stehr versehen, wird uns über „Schlesien" berichtet (Velhagen & Klasing-Verlag), so daß der vielseitige Reichtum dieser Gaue an Landschaft und an alter Kultur — ebenso das Süddeutsch-Barocke wie das Preußisch-Klassizistische umspannend — deutlich wird. Stattlicher und fachlich eingeleitet wird uns „Böhmen und Mähren im Reich" gezeigt (Fr. Bruckmann-Verlag, München), indem man aus der Fülle dieses geschichtsreichen Landes einige schöne Besonderheiten herausgreift und einen ausgezeichneten Überblick gibt.

Von einer ganz anderen Seite her packen Erich Retzlaff und Wilhelm Peßler das Thema „Niederdeutschland" (Knorr & Hirth-Verlag, München) an, sie zeigen Landschaft und Volkstum im Farbphoto, ein Versuch, der gerade für das Flachland besonders angeraten und auch recht gelungen ist, weil hier der zarte und raumspannende Reiz der Farbigkeit ein Hauptelement für die eigenartige Schönheit ist. Das sanfte Licht, das in diesen Photos eingefangen ist, ist die Seele des Flachlandes, das seine Wirkung nicht in der Höhengliederung, sondern in der Breite des Raumes gewinnt. Dazu ist ein besonderes Beispiel der landschaftsgemäßen Formung das Thema „Deutsche Wasserburgen", das in der Reihe der Blauen Bücher (Langewiesche-Verlag) dargestellt ist, eingeleitet von Wilhelm Pinder. Diese Burgen und Schlösser, die ihre Festigkeit und Kraft aus der Einsamkeit gewannen, aus dem Abstand, den sie mit breiten Wassergürteln um sich legten, kennzeichnen noch heute das westfälische, niederrheinische und holsteinische Gebiet. Sie sind hineingewachsen in unsere Zeit, weil sie nicht auf schroffen Höhen, sondern in der Ebene des Wirtschaftshofes lagen; aber sie haben auch die typisch norddeutsche Eigenart besonders ausgeprägt bewahrt, das Spröde und Schweigsame, das der Weite des Landes und des Himmels nah verbunden ist.

Ein Bildband vom Ostmarkgau „Niederdonau" (Verlag Wilhelm Frick, Wien) berichtet, sachgemäß und gründlich eingeleitet, in einer Reihe schöner Aufnahmen von dem Reichtum an Reizen der Landschaft und an alter großer Reichskultur. Das gleiche unternimmt der Verlag Bruckmann, München, für den Gau „Oberdonau, die Heimat des Führers". Die Fülle dieser ostmärkischen Länder, die die weite Hochebene und das üppige Bergland vereinen und durch die die Geschichte des Abendlandes seit alters her zog und ihre Spuren prägte, wird deutlich. Es ist ein schön gelungener Versuch, Gewicht und Wert der Donaulande immer heller wieder in das Bewußtsein des Altreichs zu heben.

Ein vorzüglicher Führer durch die Donaugaue ist das Buch von Karl Ziak „Erwanderte Heimat" (Wiener Verlagsgesellschaft Wien); es führt in sachlich erzählender Darstellung knapp und gründlich durch das Land, von vielen Photographien begleitet.

Anläßlich der Ausstellung „Der Osten des Warthelandes" in Litzmannstadt wurde unter diesem Titel vom Reichspropagandaamt des Warthegaues eine umfang- und bilderreiche Broschüre herausgegeben, die über dies noch am meisten unbekannte östliche Gebiet in Vergangenheit und Gegenwart berichtet, über die Menschen, die deutsche Arbeit einst und heute. Der Inhalt bringt vieles, hätte aber wohl insgesamt und vor allem in der Ausstattung doch würdiger und sorgsamer geboten sein müssen!

Die bekannte Photographin Erna Lendvai-Dirksen hat, noch vor diesem Krieg, „Das Gesicht des deutschen Ostens" abgebildet (Zeitgeschichte-Verlag, Berlin), sie reiste mit der Kamera von der Kurischen Nehrung über die Lausitz und Schlesien bis in den Bayrischen Wald und fing die Schwere und die Herzlichkeit, die Schlichtheit und die Zähigkeit dieser Menschen im Bilde ein, als ein kostbarer Spiegel.

Ein guter Gedanke war es auch, die Stimmen der Reisenden, Dichter und Forscher einmal zusammenzustellen, so daß, nach den Stammeslandschaften geordnet, ein Spiegel der deutschen Landschaft entsteht, mit dessen Hilfe man Verständnis und Kenntnis der verschiedenen Gaue gewinnen kann. Hans Pflug, der diesen Band „Lob der deutschen Landschaft (Reclam-Verlag, Leipzig) mit einer Reihe prachtvoller alter Stiche versehen herausgab, ließ die eigentlichen dichterischen Zeugnisse aus Erzählungen und Romanen beiseite, weil sie meist keine klaren Ortsangaben bringen, er hielt sich an das Sachliche, so daß Wanderer daran heute manche praktische Hilfe haben können. St.

Digitized by Google

So geht es nicht!

Leider kann das Buch von L. Gruenberg „Die deutsche Südostgrenze" (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner) nur mit großer Einschränkung empfohlen werden. Denn obgleich es mit Fleiß und Sorgfalt zusammengestellt ist und besonders die Ahnentafeln bedeutender Herrscher dem Kenner manches zu sagen haben, krankt die Arbeit an einem grundlegenden Fehler. Sie sieht den Südosten aus kleindeutscher, insbesondere preußischer Schau. Die harten Worte gegen Habsburg sind vertretbar, wenn andere Herrscherhäuser mit gleichem Maße gemessen werden. Das ist aber nicht der Fall. Wenn man den Habsburgern vorwirft, daß sie „ganz unvoreingenommen die Gewinnung auch völlig nichtdeutscher Länder betrieben", und zum Beweise hierfür auf ihr — vergebliches — Streben nach der polnischen Königskrone verweist, dann kann man nicht darüber hinweggehen, daß Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg seinen Einsatz für die Königskrone Polens und seine Stimme als Kurfürst für die Kaiserwahl dem französischen König Ludwig XIV. verkauft hat. Wenn man sogar gegen die betont deutschen Habsburger Maria Theresia und Josef II. nationaldeutsche Vorbehalte macht, kann man nicht die Auswirkungen der friderizianischen Politik auf das Schicksal des Elsaß, Lothringens und der Sudetenländer (tschechisches Erwachen) mit dem Mantel der Nächstenliebe bedecken.

Der 200jährige Freiheitskampf Lothringens, sein Ringen um seine Zugehörigkeit zum Reich bis zur Abtrennung von 1766, in dem immer wieder Südostdeutsche mit Gut und Blut ihr Äußerstes gaben und dadurch die deutsche Südostgrenze notwendig vernachlässigen mußten, ist für das Buch nicht vorhanden. Die 20 Jahre gesamtdeutscher Kampf der Südostdeutschen um die Westmark von 1795 bis 1815 wird wiederum totgeschwiegen wie Preußens Verrat an der deutschen Sache im Frieden zu Basel 1795 und den folgenden 11 Jahren. Soll ferner dem Leser nicht die Bedeutung des preußischen Vertrauensbruchs vor der Schlacht von Austerlitz mit ihrer Rückwirkung auf diese Schlacht und dadurch auf das Schicksal der ganzen Südostgrenze, ja auf den Untergang des Deutschen Reichs von 1806 klargemacht werden? Das sind nur wenige Beispiele, die sich mit Anführungen des Buches über die Ereignisse von 1848, 1851 und 1866 weiter belegen lassen.

Mit Recht haben die Ostmärker den separatistischen Politikern wie Dollfuß und Schuschnigg vorgeworfen, daß sie kein Verständnis für die Leistungen Preußens und des Kleindeutschen Reichs für unser Gesamtvolk gehabt hätten. Es überrascht, daß ein 1941 herausgekommenes Buch dem gleichen Fehler von der anderen Seite her nahekommen kann. Vor allem läßt es nicht den grundlegenden Unterschied erkennen, was Habsburg angeordnet hat, und wofür das Südostdeutschtum mit Gut und Blut eingestanden ist. Habsburg hat an sich gedacht und Hohenzollern hat an sich gedacht; Zeiten- und Geschichtskenntnis gibt uns über das Wie und Warum Aufschluß. Aber das Reich war nicht Habsburg, Hohenzollern oder Wittelsbach, es soll das auch nicht in Zukunft sein, nicht Wien oder Berlin, nicht katholisch oder protestantisch, sondern eben deutsch und europäisch!

Ein Jahrhundert lang hat fremde Unduldsamkeit im Südosten aus Unzufriedenheit über Habsburg auf Deutsche geschlagen. Südostdeutsche haben um des Reiches und der Volksgesamtheit willen — oft unter schmerzlichen Seelenkämpfen — ihre eigenen Belange zurückgestellt und sich für die Verwaltung eines großen Raumes rassisch ausgegeben, der nur mit der Rückendeckung Gesamtdeutschlands, insbesondere auch seines preußischen Nordens, hätte gehalten und weiter gestaltet werden können. Diesen gesamtdeutschen Grundtatsachen muß ein Buch Rechnung tragen, das es unternimmt, die deutsche Südostgrenze zu schildern. Wir bedauern, die Arbeit des sonst so verdienstvollen Verlages nicht anders werten zu können, aber wo es um gesamtdeutsche Ausrichtung unseres Hundertmillionenvolkes und die Ausjätung überkommener teildeutscher Vorurteile gegen Vorpostendeutsche geht, dürfen wir duldsam sein vielleicht gegen den Irrenden, aber niemals gegen den Irrtum.

Mazedonien

Mazedonien, vordem „hinten weit in der Türkei", ist im Laufe der letzten Jahrzehnte ein Feld großer europäischer Auseinandersetzungen geworden und hat in den englischen Kriegsausweitungsplänen von 1940/41 eine so überragende Rolle gespielt, daß es lohnt, diesem Lande starke Aufmerksamkeit zu schenken. Ein Buch, das uns dazu mit gut deutscher Gründlichkeit hilft, ist das vorliegende von Herbert Oertel: „Mazedonien — Leben und Gestalt einer Landschaft". Mit vielen Bildern von Leif Geiges. (Berlin, Wiking-Verlag.) Es ist mehr als nur ein Band mit schönen Bildern. Wir lernen aus ihm von seinem verschlungenen Werdegang, seiner Kunst und Dichtung und spüren den Zauber und die Gewalt dieser heldischen Landschaft, die uns durch die Kämpfe von 1915 und 1941 nahegekommen ist. Dem jahrhundertelangen Freiheitsringen der Mazedonier gegen die Türken ist ein erfreulich großer Raum gewidmet. Zu wünschen bleibt für eine neue Auflage, daß der Verknüpfung Mazedoniens mit dem bulgarischen Volke stärker Rechnung getragen wird. Das Buch kann als ein gutes kleineres Geschenkwerk empfohlen werden.

Bulgarien

Der wechselvolle Weg des bulgarischen Volkes wird uns in dem knappen Band von Rudolf Haider, „Die bulgarische Wiedergeburt". (Berlin. Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf.) so scharf und einprägsam umrissen, daß der Leser sich eine plastische Vorstellung von diesem begabten Volk machen kann, das in glücklicher Weise Willen zur Macht als rassisches Erbe der Bojaren und eine empfindsame Seele, das Vermächtnis der slawischen Mutter, zu einer neuen Einheit verschmolzen hat, die sich von Asien löste und dem Kampf um Europa einordnete. In gerechter Abwägung von Licht und Schatten wird der Band, der in der Schriftenreihe der NSDAP. erschienen ist, zu einem hohen Lied auf dieses befreundete „Volk mit beispielhafter Beharrlichkeit". Friedrich Lange.

Erzähler des Balkans

Der Rumäne Mihail Sadoveanu schrieb die Geschichte einer Frau, die mit beharrlicher Festigkeit die Mörder ihres Mannes ausfindig macht und aufdeckt, wie sie auf einsamen Wegen in den weiten Bergen den Bauer begleiteten und ihm zuletzt seine Herde raubten. Die Ruhe, mit der die Bäuerin ihren Weg geht, als sei sie die göttliche Gerechtigkeit selbst und ganz ohne jähe Rache, ist, eingebettet in die große Landschaft, in unvergeßlicher Art meisterlich dargestellt („Nechifor Lipans Weib", Langen-Müller-Verlag, München). Mehr vom Gefühl aufgelockert, slawischer und zugleich von der westlichen Zivilisation zur zwittrigen Rückschau getrieben, sind die „Slowenischen Novellen" (Wiener Verlagsgesellschaft, Wien), vielfältig und reich in den Farben der Landschaft und ihres bäuerlichen Lebens. St.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 99 62 61. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn. Berlin SW 68.

Digitized by Google

Wie entsteht ein „Bayer"-Arzneimittel?

„Bayer"-Arzneimittel entstehen in systematischer wissenschaftlicher Arbeit. Die Herstellung wird dauernd sorgfältigst überwacht. Das „Bayer"-Kreuz bürgt dafür, daß bei der Herstellung von „Bayer"-Arzneimitteln das Höchstmaß an Verantwortung beachtet wird.

BAYER

Helmut Stellrecht

Glauben und Handeln

Ein Bekenntnis der jungen Nation

Eine Sammlung weltanschaulicher Gedanken, die jedem, der in dem gewaltigen Geistesringen unserer Zeit nach Klarheit sucht, die tragenden Ideen des deutschen Freiheitskampfes nahebringt. Vor allem der Jugend zeigt dieses Buch, daß die Werte unserer Weltanschauung Blut, Rasse, Volk, Staat, Sozialismus, Vaterland, Glaube, Mut, Härte, Wille, Disziplin, Pflicht, Ehre und Treue im Wandel unserer staatlichen und menschlichen Ordnung heute Gesetz für die Lebenshaltung unseres Volkes und die soldatische Lebensgestaltung des einzelnen deutschen Menschen wurden. Ausstattung und künstlerische Form des Buches entsprechen dem Inhalt dieses Werkes, das zum geistigen Besitztum des ganzen deutschen Volkes, vor allem aber der Hitler-Jugend werden muß.

In Zweifarbendruck RM. 2,85

Durch alle Buchhandlungen erhältlich

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

Das Werk des völkischen Künders und Kämpfers

GEORG STAMMLER

Kampf . Arbeit . Feier

Losungen und Werksprüche fürs junge Deutschland

79 Seiten / Kartoniert 0,90 RM. / Leinen 1,80 RM

„Stammler als Rufer und Künder des deutschen Kämpfers hat sich seit langen Jahren immer wieder an die junge Mannschaft gewandt. An die, die nicht müde wurden, trotz Niedergang und Verfall an das ewige Deutschland zu glauben, die den Adel der Arbeit über alles stellten und den Dienst für das Volk. So findet er auch in diesem neuen Band wieder Worte, die sich jedem Herzen einhämmern, Worte, die auch in unserer Feiergestaltung heimisch sein werden, weil sie sagen von der Führerschaft, von der Gemeinschaft, von Volk und Staat und vom ewigen Schicksal des Deutschen."

Göttinger Nachrichten

Streit und Stille

Gedichte

80 Seiten / Leinen 2,80 RM

„Der deutsche Volkserzieher Georg Stammler überrascht uns durch einen Band Gedichte, die an das Schönste heranreichen, was wir in Deutschland an lyrischem Schaffen besitzen. Kämpferisch und tief versonnen, hart und tiefzart, zeitgebunden und wiederum allen Zeiten entrückt tritt uns diese Lyrik entgegen, die uns in ihren schönsten Stücken geradezu auffordert, sie unserer Jugend zu Gehör zu bringen. Diese Gedichte sprechen zu uns kraft der Echtheit und Tiefe des männlich-heroischen Lebensgefühls, die sie atmen. *NS.-Briefe, Frankfurt-Main*

Die Bücher sind durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag Georg Westermann
Braunschweig

Digitized by Google

Die Erziehungsbeihilfe im Lehrverhältnis

Von Dr. jur. Siegfried Brieger

Diese Arbeit wertet erstmalig die Ergebnisse sämtlicher Tarifordnungen bis Ende 1940 aus, die sich überhaupt mit der Erziehungsbeihilfe — dieser neuartigen durch den Berufserziehungsgedanken begründeten Form der Lehrlingsvergütung — beschäftigen. Dieses Buch vermittelt ein vollständiges Bild von den Rechtsfragen der Erziehungsbeihilfe, deren Kenntnis für die Praxis, insbesondere die Betriebe, die mit dem Jugendarbeitsrecht befaßten Dienststellen der DAF., der HJ. und der staatlichen Arbeitsverwaltung sowie für die Arbeitsgerichte unerläßlich ist. Es ist ein wertvoller Ratgeber für alle Stellen und Organisationen, die sich mit der künftigen gesetzlichen und tariflichen Gestaltung der Erziehungsbeihilfe befassen.

Umfang 78 Seiten Preis RM. 4,30

Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

Deutscher Rechtsverlag GmbH.

Berlin W 35 Leipzig C 1
Wien 1

Handbuch des gesamten Jugendrechts

Das Handbuch wird im Auftrag des Jugendführers des Deutschen Reiches von Gebietsführer Günter Kaufmann und Rechtsanwalt Hans Burmann herausgegeben. Sein amtlicher Charakter verbürgt eine verläßliche und ausführliche Darstellung aller gesetzlichen Grundlagen der nationalsozialistischen Jugendführung. Den reichen Inhalt belegt die folgende, stark gekürzte Uebersicht:

Die Stellung der Jugend in Partei und Staat / Jugend — Schule — Elternhaus im Dritten Reich / Die Hitler-Jugend als Gliederung / Berufsberatung, Berufskunde, Berufsausbildung im Dritten Reich / Landdienst — Reichsarbeitsdienst — Wehrpflicht / Land- und hauswirtschaftliches Jahr / Jugendschutz, Jugendhilfe, Jugendpflege / Der Jugendliche im Arbeits-, Sozialversicherungs-, Steuer- und Strafrecht / Wichtige Sonderregelungen zum Schutz der Jugendlichen.

Das Handbuch ist für jeden, der Jugend erzieht, führt, betreut oder beschäftigt, ein verläßliches Nachschlagewerk.

Unverbindlich zur Ansicht

für 14 Tage ist zu liefern vom Hermann Luchterhand Verlag, Charlottenburg 9, oder durch eine Buchhandlung das zur Zeit rund 1650 Seiten umfassende **„Handbuch des gesamten Jugendrechts"**. Es enthält alle bis zum Versandtage erschienenen Ergänzungslieferungen. Die innerhalb der Ansichtsfrist erscheinenden Ergänzungen werden unberechnet geliefert. Wird das Handbuch nach Ablauf der Ansichtsfrist nicht zurückgeschickt, soll der Rechnungsbetrag fällig und die Lieferung der Ergänzungen gegen vierteljährlich nachträgliche Berechnung fortgesetzt werden. Das Handbuch kostet in zwei Ganzleinen-Klemmfeder-Mappen RM. 7.50. Die bedarfsweise erscheinenden Ergänzungen werden nach Anzahl und Umfang mit einem Seitenpreis von zur Zeit Rpf. 3,25 berechnet. Sonderpreis des Grundwerkes und der Ergänzungen für Gliederungen und Angehörige der Hitler-Jugend RM. 5.25 bezw. 2,5 Pf. je Seite. Das Porto trägt der Besteller. Der Bezug kann jederzeit unterbrochen oder schriftlich gekündigt werden. Erfüllungsort und Gerichtsstand ist Berlin bezw. der Wohnsitz der Lieferfirma. Die Lieferung soll erfolgen an die Anschrift: 125

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Colin Roß / Das jüdische Phänomen in

Gerhard Krüger / Joseph der Deutsche

Rainer Schlösser / Goethe und das ganze Deutschla

Helmut Kühn / Bericht aus Norwegen — Werner Schulz / Norwegen und d
Hanse — Herbert A. Frenzel / Weimar 1941 — Martin Damß / Der Meister
Ein Amerikaner über den deutschen Geist — Gorch Fock / Aussprüche —
beilage / Deutsches Barock

Halbmonatsschrift / Heft 14 Berlin, 15. Juli 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Rainer Schlösser: *Goethe und das ganze Deutschland*
(Rede im Deutschen Nationaltheater Weimar am 14. Juni 1941)

Martin Damß: *Der Meister (Gedicht)*

Colin Roß: *Das jüdische Phänomen in den Vereinigten Staaten von Amerika*

Gorch Fock: *Aussprüche*

Gerhard Krüger: *Joseph der Deutsche*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Helmut Kühn: *Bericht aus Norwegen*

Werner Schulz, Oslo: *Norwegen und die deutsche Hanse*

KLEINE BEITRÄGE

Herbert A. Frenzel: *Weimar 1941*

Ein Amerikaner über den deutschen Geist

Zur Kunstdruckbeilage: Das Barock — eine deutsche Ausdrucksform

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Deutsches Barock

Photos: Bayrisches Landesamt für Denkmalpflege (2)
Schlesisches Museum der Bildenden Künste (2)

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 15. Juli 1941 | Heft 14

Rainer Schlösser:

Goethe und das ganze Deutschland

Rede im Deutschen Nationaltheater Weimar am 14. Juni 1941

Ist dies nun Weimar: der Park, den wir durchwanderten, hell und heiter des Tages wie das Gartenhaus an seinem Rande, nebelglanz-überflutet aber in diesen Sommernächten, so ganz dazu angetan, die Sterne aufschimmern zu sehen und die Seele in die wohltätige Kühle der Dunkelheit zu tauchen? Oder Belvedere, das gelbe Schloß im jungen Grün, Trösteinsamkeit jedem, der die laute Welt fliehen will? Oder Tiefurt im Tale, mit seinen sanften Hügeln und saftigen Wiesen, eingetaucht in den frischen Erdruch der Äcker, ewig von Vogelsang umzwitschert, das Schloß aber doch schon ein wenig verwittert und verrunzelt? Hier wohnt wahrlich Stille des Herzens! Und wer entzöge sich dem Zauber, den der Dichter mit den Worten umschreibt:

„Holde Bilder steigen aus der Gewässer klarem Dunkel.
Hörbar waltet im Quell der leise Fittich segnender Geister."

Ist dies nun Weimar? Oder das Wittums-Palais, das in seiner Kargheit so preußisch ist wie kaum ein preußisches Schloß (und doch behauptete man einen Gegensatz Potsdam—Weimar, — wie töricht das anmutet!). Ist es das Haus am Frauenplan mit seinen weiträumigen Zimmern für die liebevoll gesammelten Kunst- und Naturschätze, dem rührend bescheidenen Gemach, das gerade fürs Sterben auslangte, und dem winzigen Gärtchen, in dem man den alternden Goethe, gebückter als bei den offiziellen Empfängen, das Haupt der Erde näherneigen sah?

Gewiß, auch daß dies alles Großdeutschlands Jugend Erlebnisbild wird, rufen wir sie aus ihren heimatlichen Gauen alljährlich hierher. Ihr, der das Herz so laut für das überwältigend Große der Gegenwart schlägt, soll die Stille des Herzens als eine schöpferische Gewalt nicht vorenthalten bleiben. Sicher wollen wir in der Idylle nicht länger als nötig verweilen, aber Idylle ist ja auch wohl nicht das rechte Wort für die Kultur und Natur, die sich uns hier offenbaren. Ist nicht alles karg bemessen, die Landschaft selbst fast eine Vorahnung spröderer, nördlicherer und östlicherer Gegenden? Bezeugt sich nicht auch bereits hier, was für einen großen Teil unseres Vaterlandes bezeichnend ist: ein den unergiebigen Grund, auf dem wir stehen, Fruchtbar-gemacht-Haben? Steht neben der Stille nicht auch der Fleiß?

Aber ich gebe zu: Der Jugend müßte das, wenn es Weimar erschöpfte, dennoch verdächtig bleiben. So manches schmeckt nach Museum, nach trockener Luft und vergilbtem Pergament, nach dichterischem Versponnensein und einem Wissen, das sich vom Leben abgeriegelt hat. Stille? Frieden? Heute?!

Da gilt es festzustellen: Weimar verlangt einen tieferen Einblick in sein Wesen als ein bloßes Anschauen der Gedächtnisstätten. Es ist, allein durch Goethe, eine Kultur. (Und

Digitized by Google

wieviel Unvergeßliche und Unvergleichliche wirkten neben ihm!) Weimar ist, allein durch die Eindeutschung der Antike, eine Welt. Vor allem aber, und darüber zu sprechen fordert die stolze Stunde, die das Schicksal uns schenkte, lebte und webte als eine Vorahnung das vom Führer wahr und wirklich gewordene Großdeutschland immerdar in der Deutschheit der Herzen, die in Weimar schlugen.

Ein kluger Beobachter, der sich mit dem Zusammenhang von Kultur und Politik, von Kunst und Geschichte gründlich befaßt hat, wies unlängst darauf hin, daß der Ruhm der mittelalterlichen deutschen Städte und ihre kulturellen Großtaten, die Ausstrahlung des überragenden deutschen Geistes eines Goethe und Schiller von Weimar aus Zeitabschnitte erfüllten, die sich ganz gewiß nicht durch nationale Macht und Größe auszeichneten. Das nun scheint unserem Beginnen, Deutschlands Größe in Weimar feiern zu wollen, entgegenzustehen. Indessen widerspricht die eben hervorgehobene Tatsache „nicht, wie es scheinen möchte, dem Vorrang des Kampfes als des Vaters aller Dinge, sondern bestätigt ihn. Die großen Werte der Kultur haben ihren Antrieb nicht in der Enge und Kleinheit der äußeren Lebensform, in der sie zufällig entstanden sind, empfangen, sondern aus dem nicht nur an ein Menschenalter gebundenen Erlebnis der Rasse, das die Spannungen vieler Zeitalter und die ganze völkische Grundhaltung mit ihrem schöpferischen Drängen in sich begreift. Dem kämpferischen Ringen verdanken diese Werke ihre Anregung und ihre Raum und Zeit überwindende Kraft, oder aber sie dienen ihrer völkischen Sendung, indem sie ihrer Zeit vorauseilen. Dann sind sie Ausdruck von Sehnsüchten, die auch wieder nur im Kampfe Erfüllung heischen."

Der Augenblick, da die deutsche Klassik in Weimar emporblühte, war geschichtlich durch den Niedergang Preußens und den Zusammenbruch des in überlieferten Formen erstarrten Heiligen Römischen Reiches gekennzeichnet. Trotzdem ist unbestreitbar, daß Goethe im Zeichen Friedrichs des Großen, den er den Polarstern nannte, jenen Stern also, nach dem man sich auszurichten hat, sein Werk begann. Trotzdem fiel sein erster Aufblick zu dem deutschen Himmel, dessen Dichter er werden sollte, mit dem Anblick des Straßburger Münsters zusammen. Trotzdem verlebendigte sich in ihm, was auch immer aus dem Wertgut des Altertums und der Weltgeschichte er sich später anreichern sollte, zunächst und zuerst jede Großtat der deutschen Vergangenheit, der Geschichte des Reichs, wovon eindringlich sowohl „Goetz" wie „Egmont" Zeugnis ablegen. Alle große deutsche Leistung war in der Klassik als kraftspendende Erinnerung aufbewahrt, und ihr Wort wurde zu einer Aufforderung an die Zukunft, solche Offenbarung großer Herzen und Hirne nun auch mit der Herrlichkeit eines wiedererstandenen Reiches zu überdachen. Weimar war also ebensosehr, wie es eine Stätte der Besinnung war, die donnernde Schmiede, wo die Pflugschar und das Schwert des deutschen Geistes gefertigt wurden. Glaube keiner, daß Goethe bedrucktes Papier sei, welches man zum Verstauben aufs Bücherbord stellen dürfe! Dann freilich muß er als ein Totes anmuten. Wer aber begriffen hat, daß er lebendigstes Leben auch in unseren Tagen darstellt, wird mit ihm wie mit einem Zeitgenossen Zwiesprache zu halten vermögen, und nie wieder davon lassen. Schwören wir vor allem dem irreführenden Wort von dem Klassiker und Olympier Goethe ab. Wer so wie er die Welt spiegelte, läßt sich in einem schematisierenden Begriff nicht einfangen. Schließlich war er nicht nur ein Dichter, sondern auch Minister, Jurist, Naturforscher, Theaterdirektor und bildender Künstler. In dieser seiner vielfachen Aufgeschlossenheit stand er der Tat keineswegs fremd gegenüber, alles andere ist er eher als schreibtisch-verhaftet. Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die große europäische Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution anhob, finden wir ihn als eine Art Kriegsberichterstatter neben seinem Fürsten Karl August an dem Feldzug in Frankreich teilnehmen, genau dort, wo sich im Weltkrieg die tragisch-heroischen Kämpfe um Verdun und eben vor einem Jahr der neuen deutschen Wehrmacht glorreichster Sieg vollzogen.

So hat Goethe auch schon zu einem Zeitpunkte, der staatlich gesehen die durch den Westfälischen Frieden angestrebte Zertrümmerung Deutschlands zur abschließenden Tatsache werden ließ, dennoch den ganzen großdeutschen Raum als eine einheitliche Vorstellung in sich bewahrt. Immer hat Goethe die Kultur, Geschichte und Landschaft, den deutschen Menschen all jener Gebiete, die durch den Führer zum Reich heimkehrten, mit brüderlichem Verständnis als Teil des ganzen Deutschland empfunden. Weimar war, was es heute wieder sein soll, das Herz des deutschen Blutkreislaufs, den unsinnige Grenzen vergeblich zu unterbinden suchten. Das Saargebiet, die Ostmark, die Sudetenlande und der böhmische Raum, Danzig und

Digitized by Google

der deutsche Osten, Elsaß und Luxemburg wie überhaupt die Westmark des Reiches sind lebendigster Bestandteil des Werkes, das den Namen Goethe trägt. Wenn diese deutschen Lande heute wieder zum Deutschen Reich gehören, so bestätigt sich die Behauptung, daß im Schaffen unserer größten deutschen Geister Sehnsüchte einbeschlossen lagen, die die Nation im Kampfe zu verwirklichen gehalten ist, sofern sie sich vor ihrer Vergangenheit nicht schämen will.

Daß das Saarland heimkehren müsse, war eine gewiß nicht politisch ausgesprochene, aber künstlerisch verdichtete Forderung, die im Grunde schon „Dichtung und Wahrheit" aussprach. Von Saarbrücken aus, dem lichten Punkt in felsig-waldigem Lande, durchstreifte der junge Goethe dieses deutsche Land; hinreißend hat er seine Schönheiten geschildert. Zwar findet sich nirgendwo besonders betont, daß er die Höhen und Talgründe der Saar für unser Blut in Anspruch nähme, und dennoch bedeutet eigentlich jede Zeile die stillschweigende Einordnung jenes Gaues in unseren Bereich. „Ich suchte" — so lautet eine der ansprechendsten Stellen — „das höhergelegene Jagdschloß auf. Es blickt weit über Berge und Wälder hin, deren Umrisse nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einsam stand das wohlerhaltene Gebäude; kein Kastellan, kein Jäger war zu finden. Ich saß vor den großen Glastüren auf den Stufen, die um die ganze Terrasse hergehen. Hier, mitten im Gebirge, über einer waldbewachsenen finsteren Erde, die gegen den heiteren Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem frühesten abzureißen." Diese wenigen Zeilen bezeugen jedem, der zu hören vermag, die unvergleichliche Deutschheit einer Landschaft, welche der Feind als sein Besitztum anzugeben wagte. Wenn man die Natur des deutschen Raumes daran erkennt, daß ihm der Wald des Freischütz, das düstere Schweigen der Tannen, von dem Eichendorff singt, eigen ist, und das Rauschen, das wie eine germanische Urmelodie die Wipfel wiegt, so findet sich all dies in der bildhaften Schilderung, die Goethe uns vom Saarland gibt, wieder. Nur wo wir, meine Kameradinnen und Kameraden, wohnen, klingen Waldhörner wie eine Verheißung vom guten und großen Gott aus den Talgründen auf. Was sich so in Deutschlands größtem Dichter spiegelte, blieb deutsch, als es nicht mehr deutsch sein sollte, und mußte, da der große Führer kam, heimfinden. Und hat heimgefunden.

In den Kämpfen um Narvik und beim Einmarsch ostmärkischer Truppen in Paris wurde weltgeschichtliches Ereignis, was schon 150 Jahre früher nicht anzuzweifelnder geistiger Tatbestand war: die eine deutsche Untrennbarkeit von Reich und Ostmark. Den Keim dieser kommenden deutschen Größe können wir erkennen, wenn wir Franz Grillparzer, den größten aller ostmärkischen Dichter, nach Weimar pilgern sehen, um Goethe, der ihm die deutsche Dichtung verkörperte, in dem er eine fast mythische Person verehrte, seine Huldigung darzubringen. Warum wohl brach damals Grillparzer wie ein Knabe in Tränen aus, als er vor Goethe stand? Warum war ihm Weimar „ein heiliger Ort"? Weil er in dem Größten, der hier wirkte, das große Versprechen an die Zukunft ahnte, ohne das ein Schaffen im damals noch so zersplitterten deutschen Lebensraum auch den Besten hätte sinnlos erscheinen müssen. Es war ein inniges Sich-Erspüren und Sich-Berühren zwischen Weimar und Wien. Beethoven liebte den Meister vom Frauenplan so, daß er zu dessen „Egmont" jene schicksalhafte Musik schrieb, die noch heute die geeignetste ist, um einen deutschen Triumph über die dunklen Mächte künstlerisch erleben zu lassen. Und wenn man Franz Schubert, was sein Schaffen durchaus erlaubt, mehr die Stimme des Volkes als die künstlerische Äußerung eines Einzelnen sein läßt, so hat in seinen achtzig Kompositionen Goethischer Dichtungen die ganze südöstliche Grenzmark Weimar ihre Verehrung zum Ausdruck gebracht. Wie umgekehrt Goethe dem musikalischsten aller deutschen Gaue den höchsten Preis zuerkannte, indem er Mozart, diesem immer von ihm bestaunten Wunder, als einzigem die urschöpferische Kraft nachrühmte, die seinen „Faust" hätte in Töne umsetzen können.

Betrachtet man die politische Landkarte der Goethezeit mit ihrer Zersplitterung in Länder, Ländchen und Länderchen, dann mutet es fast naiv an, mit welcher Souveränität

Digitized by Google

der Geist Goethes alle diese der deutschen Einigkeit entgegenstehenden Schlagbäume und Hürden übersprang, und nur den großen Umriß des Ganzen sehen wollte. Erst heute erkennen wir, welch magische Gewalt des Zusammenhaltens dieser jeder politischen Realität spottenden Sicht der Dinge beizumessen ist. Weiser und klüger als sämtliche intriganten Berufsdiplomaten der europäischen Demokratien, erkannte er zeitlebens den gesamtböhmischen Raum als einen natürlich in das Reich eingebetteten, unlöslichen Bestandteil. Wer Goethes Werke einmal in dieser Hinsicht durchblättert, erstaunt, wie sehr Goethe sich, wir würden heute sagen: im Protektorat auskennt, obwohl er Prag niemals gesehen, sondern nur gelegentlich von seiner hohen Burg über der Moldau gesungen hat. Die deutsche Sprache bezeichnete er als „eine in Böhmen wirklich einheimische". Prag als ein Vorort deutscher Kunstausübung deuchte ihm eine Selbstverständlichkeit. Es ist von symbolischer Bedeutung, daß Goethe, als er im Auftrage seines Herzogs ein stehendes Ensemble für das Weimarische Hoftheater, jenes Theater, dessen Tradition der uns hier vereinende Raum weiterführt, zusammenstellte, mehrere Schauspieler von der Prager Bühne verpflichtete, die er den bestgebildeten und in bewährter Überlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizählte. Noch aufschlußreicher aber für das gute alte Recht der deutschen Kultur in Prag ist es, wenn wir hören, daß der Prager Theaterdirektor Liebich Goethe ein Jahr nach der Völkerschlacht bei Leipzig bat, ihm zur Erinnerung an den 18. Oktober ein Nationalschauspiel für die „genannte Stadt und ganz Deutschland" zu schreiben. Weil Goethe sein Nationalschauspiel schon Berlin versprochen hatte, blieb der Wunsch freilich unerfüllt. Dafür aber gehört heute alles, was Goethe schrieb, ebensosehr der genannten Stadt wie ganz Deutschland.

Zwischen den hohen Fichtenwäldern, unter dem blauen Himmel und in der reinen und leichten Luft der Sudetenlande aber hat Goethe immer wieder gern geweilt. Marienbad ist durch die letzte Liebe des großen Liebenden zu Ulrike von Levetzow, mit der als einer in Straßburg Erzogenen ihn das deutsche Elsaß noch ein letztes Mal grüßte, für immerdar geheiligt. In Karlsbad entstanden „Wilhelm Meisters Wanderjahre", hier sammelten sich um ihn die deutschesten Maler seiner Zeit, Caspar David Friedrich, Runge und Kügelgen. In Teplitz gelangte der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit" zur Niederschrift, jene unvergleichliche und unvergeßliche Verherrlichung seiner Straßburger Tage, die das Elsaß für immer zu einer tiefen völkischen Sehnsucht des deutschen Volkes machte. Vor dem Hintergrund der weltgeschichtlichen Taten des Führers — welche Fülle von Bezogenheit zu der Zukunft, von der den Goethischen Werken nur erst feststehen konnte, daß sie deutsch sein müsse, wie das böhmische Mittelgebirge und der Wasgau! Wie überall, wo Goethe persönlich weilte, war das Gefühl der blutsmäßigen Verbundenheit nicht etwa ein einseitiges, allein auf das Genie beschränktes. Als Graf Auersperg den Dichter am Vorabend seines 72. Geburtstages auf Schloß Hartenberg im Elbogener Kreis willkommen hieß, wurde er durch Vivat-Rufe, Böllersalute und Feuerwerk begrüßt. „Nicht ahnend", meldet der Chronist, „daß dieser für ganz Deutschland merkwürdige Tag auch im böhmischen Mittelgebirge so herzlich teilnehmend gefeiert werden sollte, war er höchst freudig überrascht und tief gerührt, als von allen Seiten so herzliche Glückwünsche dargebracht wurden."

Selbst eine Stadt aber, die Goethe niemals aufgesucht hat, und die zu seinem dichterischen Schaffen unmittelbar niemals in stofflicher Beziehung stand, ist aus seinem Leben nicht wegzudenken: Danzig. Nicht, daß wegen des angeschlagenen Themas wichtig genommen werden sollte, daß sich der Geolog Goethe über eine steinerne Gabe aus dem Danziger Geschiebe freute (immerhin ruhte so im Haus am Frauenplan bis zur Befreiung Danzigs ein Stück Danziger Heimaterde auf freiem deutschem Grunde!): was jene Stadt beisteuerte, war viel mehr: Freunde und Förderer. Bei Johanna Schopenhauer weilte Goethe um so lieber, als diese gebürtige Danzigerin, anders als so mancher der muckerischen Einheimischen, auch Frau Christiane gern in ihrem Weimarer Heim willkommen hieß. Ihr und Danzigs berühmtester Sohn, Arthur Schopenhauer, wurde durch die Freundschaft, welche Goethe ihm angedeihen ließ, gleichsam zu seinem Lebenswerke, welches dem Vorbild und Meister alle Ehre antun sollte, geweiht. Wie Arthur Schopenhauer ganz in Goethe untertaucht, um dann ganz selbständig zu werden, wird immer ein ergreifendes Beispiel dafür bleiben, wie sich ein Genie am anderen entzündet. „Gepriesen sei sein Name in alle Ewigkeit!" rief der junge Schopenhauer aus, und unter dem Bilde Goethes ist er in dessen Geburtsstadt, Frankfurt, gestorben. Hier ist alles sinnvolle Verflochten-

Digitized by Google

Deutsche Barockplastik

Thomas Weißfeld: Hl. Hubertus (Klosterkirche Kamenz, Schlesien)

Digitized by Google

Egid Quirin Asam: Hochaltar in Rohr, Niederbayern

Digitized by Google

heit deutschen Lebens und deutscher Kultur: Danzig — Weimar — Frankfurt, alle drei Städte stehen im gleichen Zeichen, welches wir heute das Großdeutsche Reich nennen, in dem der deutsche Geist, den wir weitgehend mit Goethe gleichsetzen können, lebt. Außer den Schopenhauers wirkte auch Herr Legationsrat Falk aus Danzig in Weimar, er wiederum häufig von Bekannten und Freunden seiner Heimatstadt besucht. Auf diese Weise liefen mehr Westpreußen, als man glauben sollte, Goethe über den Weg. Aus diesem Grunde muß die persönliche Beziehung zu jener Ostseestadt viel ausgesprochener gewesen sein, als die verhältnismäßig wenigen Notizen Goethes vermuten lassen können. Wenn man genug Phantasie besitzt, trockene Tagebuchstellen plastisch werden zu lassen, sieht man den Dichter so recht auf du und du mit jenem deutschen Vorort, den Versailles uns streitig machen wollte. Finden wir doch „Falks heitere Schilderung von Danzig" ebenso wie das Studium von Grundrissen von Danzig vermerkt, wie Berichte über den Zustand der Bewohner von Hela und ähnliches. Auch in dem Weltreisenden Georg Forster, dem Anatomen Sömmering ist Goethe Danzig begegnet, ganz zu schweigen von Daniel Chodowiecki, der seinen „Werther" mit dem ganzen geschichtlichen Drum und Dran wirklichkeitsgetreu und lebendig in den berühmt gewordenen Stichen illustrierte. Und endlich war es ein Danziger Kind, Ottilie von Pogwisch, „die liebe Tochter", die dem Alternden das Haus am Frauenplan heimelig und behaglich machte, und welche ihn bis zu seiner letzten Stunde treulich begleitete. „So drang", sagt eine westpreußische Literaturgeschichte, „Danzig bis ins Allerheiligste von Goethes persönlichem Leben."

Bei seinem Vorstoß in den östlicheren Osten, der ihn mit Karl August bis nach Krakau führte, hat Goethe das alte deutsche Kulturerbe, welches auch dort überall zu spüren ist, offenbar übersehen. Von jener Reise liegt nur eine spröde vereinzelte Notiz vor, daß er „in diesen Tagen viel Merkwürdiges, wenn auch meist nur negativ Merkwürdiges" gesehen habe. Offenbar bedrückte ihn der völlige Mangel an Kultur, der Stumpfsinn und die niedrige Lebenshaltung der Polen, welche sich auf dem flachen Lande eingenistet hatten, zu sehr, als daß er für anderes noch hätte aufgeschlossen sein können. Jedenfalls darf man mit vollem Recht aus jener Bemerkung schließen, daß Goethe über die vorgebliche kulturelle Sendung der Polen wesentlich besser Bescheid wußte als alle Propagandisten der westlichen Demokratien zusammengenommen.

„Sowie Goethe nur die Augen auftat und sie anderen öffnete, war Deutschland unmittelbar auch da. Denn nicht das Talent und die Vollendung ist es allein, die ihn charakterisiert, sondern die deutsche Gesinnung, die Verklärung des Volkes und Vaterlandes, das durch ihn gleichsam im Bewußtsein erst entstand und entdeckt wurde." Dieses Urteil Tiecks bezieht sich vor allem auf Goethes Gedichte, von denen einige der schönsten im Elsaß entstanden, auf den „Goetz" und den „Faust". In Straßburg war es, wo Goethe die eben namhaft gemachten Dramen „mit sich herumtrug und sich in einsamen Stunden daran ergötzte". Hier hob der Aufsprung in die sphärenhafte Höhe des Schlusses des „Faust" an. Das Volksbuch von Dr. Fausten kannte er schon lange, hier aber gewann er sein eigentliches Leben. Aus dem frischen Volkstreiben in und um Straßburg, durch die kürzeren oder längeren Wanderfahrten, die ihn in die Umgebung führten, wurde der tote Buchstabe des überkommenden Stoffes Schritt für Schritt Wiederspiegelung des lebendigen Lebens. Wie hätte Goethe die liebevolle Anhänglichkeit des Elsässers an seine alte Verfassung, Sitte, Sprache und Tracht entgehen können! Der so viel später geschriebene Osterspaziergang ist mir immer als eine Straßburger Erinnerung erschienen. Die kurze Zeitspanne von März 1770 bis August 1771 ist mehr als Episode eines reich bewegten Lebens; schon deswegen, weil ganze Generationen Deutscher um das Elsaß recht eigentlich erst durch Goethe wußten. Es ereignete sich, was ich die Entdeckung der Deutschheit nennen möchte, ein so einschneidendes Geschehen, daß Goethe dem südlicheren Traum, den ihm sein späteres Leben bescherte, nie bis zur Gefährdung seines Deutschgefühls verfallen konnte. In Straßburg, das damals staatlich nicht zum Reiche gehörte, eben hier lernte Goethe begreifen, daß niemand zu wahrer Größe gelange, „der nicht seines Volkes Wesensart herauskehrt". Deswegen sehen wir ihn um das Verständnis und die innere Aneignung des stolzen Münsters, das ihm „neue Offenbarung wurde", förmlich ringen. Das deutsche Straßburg wurde ihm zu einem einzigen Denkmal der „großen und riesenmäßigen Gesinnung unserer Vorfahren".

Kein Gau aber, der sich wie das Elsaß rühmen dürfte, Liebende so deutsch lieben gesehen zu haben, wie die beiden unglücklich Glücklichen von Sesenheim. Vergleichslos

Digitized by Google

jene süße Traurigkeit, die an das Lied von den beiden Königskindern erinnert, und vorbildlich die Umsetzung dessen, was Goethe als schuldhaft empfand, in eine sich steigernde künstlerische Leistung und Werkhingabe. Deutsch ist jene Liebe allein schon vom Blickhaften her, wie das bei dem Augenmenschen Goethe begreiflich genug ist. „Beide Töchter (des Pfarrers zu Sesenheim) trugen sich deutsch, und diese Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut." Wenn sie uns dann, mit dem Strohhut in der Hand, geschildert wird, wen berührt sie dann nicht wie ein Bild der deutschen Romantik zu Beginn des 19. Jahrhunderts? Wie nahe kommt sie auch, die Schlanke und Leichte, Blondzöpfige und Blauäugige mit ihrem Stumpfnäschen, unserem deutschen Gefühl eingeborenen weiblichen Schönheitsideal. Neben Farbe und Bild bezaubert uns das Idyll zu Sesenheim durch die lautere Einfalt des Herzens, sei es nun, daß wir über den etwas beschränkten Landpfarrer lächeln, sei es, daß wir uns der besonnenen Heiterkeit Friederikens freuen und uns insgeheim eingestehen, daß Pfänderspiel und ländlicher Tanz auch unsere Sache wären, wenn wir nicht, ach!, so zivilisiert, gebildet und gesellschaftlich normiert uns zu gebärden angewöhnt hätten. Und schließlich läßt die eigentümlich deutsche Naturverbundenheit, welche gerade Goethe durch ein unübersehbar ausgedehntes Lebenswerk wecken und ausstrahlen half, uns dieses Zwischenspiel des Herzens in Sesenheim als eine Liebe auf dem Lande besonders wohlgefallen. So soll es sein, ja eigentlich muß es nach deutschem Gefühl so sein, wenn deutsche Herzen lieben: da wiegt der Abend die Erde, da hängt die Nacht an den Bergen, da steht die Eiche im Nebelkleid, da verfolgt uns eine hundertäugige Finsternis, bis der schläfrige Mond auf den Wolkenhügeln erscheint. Vor diesem Hintergrund erst versteht sich ganz, was Goethe meint, wenn er Friederike einen allerliebsten Stern am ländlichen Himmel nennt. Da sind die Gänge durch die Wiesen im fließenden Licht der Frühsommernächte, da die harrenden Schwestern vom Pfarrhaus, das Bild der deutschen Feierabendstimmung schlechthin ...

Was Goethe im Elsaß geschichtlich sehen, was er hier menschlich durchleben sollte, ist für sein ganzes Leben fruchtbar geblieben: der Abschied von Friederike sollte in der Erhebung Gretchens in den Himmel ausmünden, alles auf elsässischem Boden uns überkommene kulturelle Erbe aber fortwirken. Sebastian Brand und Geiler von Kaysersberg, Fischarts Schriften und Gottfried von Straßburgs Sang von Tristan und Isolde sind durch all die folgenden Jahrzehnte stets von neuem Gegenstand liebevollen Studiums. Die großen Maler des alemannischen Raums, Schongauer, Mathias Grünewald und Holbein, begleiten und beglücken Goethe auf seinen weiteren Wegen. Deutschere Schutzgottheiten aber als sie hätte das Schicksal für das Werden und Vollenden des größten Dichters deutscher Sprache nicht ausfindig machen können.

Ausmünden aber mag unser Gang durch die Grenzgebiete des Reiches, bei welchem Goethe uns führte, dort, wo eben vor einem Jahr die lebenden Erben der deutschen Klassik als Angehörige einer Nation, welche dem geistigen deutschen Raum auch seine politischen Grenzpfähle setzten, die Entscheidungsschlacht des Westens schlugen. In Luxemburg war es, wo Goethe angesichts des militärischen Zusammenbruchs der preußischen Armee, wie er selbst bekundet hat, „eine Art von Furienwut" beim Vernehmen der Kunde ergriff, daß die deutschen Heerführer mit dem siegreichen Feinde paktieren und ihm die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine Rückkehr zu gewinnen. „Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war." Worte, aus denen hervorgeht, daß die tiefe nationale Schmach ihre tiefe nationale Trauer in Goethe gefunden hat. Welch weiter geschichtlicher Weg von damals bis heute! Und wie naheliegend doch, wenn man an die unauflösliche geistige Reichsverbundenheit denkt, die jeden Fußbreit dieses Landes mit dem Herzstück Thüringen, in dem wir weilen, verbindet.

Wie weit und wie nah? So weit und so nah, wie Gedanken und Tat auseinanderliegen! Dies nämlich soll gerade hier und gerade heut nicht vergessen werden, daß die Zusammenfassung des nach Blut und Sprache deutschen Großraumes nur dem Täter gelingen konnte, der das ruhmvolle soldatische Ringen aller deutschen Vergangenheit ebensosehr wie das Walten und Wirken des deutschen Geistes als Aufruf zum Werke der politischen Einigung empfand. Es mindert den Sinn dieser uns vereinigenden Stunde nicht im geringsten, wenn wir bekennen und aussprechen, daß alle Belege aus Goethes Werken allein, die unser Anrecht auf Großdeutschland untermauern, nichts wären als

Digitized by Google

eitel Wind, wenn die Waffen ihnen nicht weltgeschichtliche Geltung verschafft hätten. Aber eben, wir führten im Weltkrieg und in diesem Kampfe die Waffen um so lieber, als uns durch die preußische, mit Potsdam symbolisierte Erziehung und durch diejenige von Weimar zum Bewußtsein gekommen ist, daß dort, wo Großdeutschland marschiert, die deutsche Kultur marschiert, die zwar nicht nur, aber zu einem guten, weltgültigen Teil Goethe heißt. Wie, hinter dem Feldgrauen, Goethe in alle jene, uns vorübergehend entrissenen deutschen Gebiete einzieht, so kehren jene Gebiete auch in die Herrlichkeit des Reiches zurück, welche zu seinem Teil auch Goethe, der Deutsche, verkörpert.

Der Meister

Tief im Marmor schläft das unerlöste
Antlitz noch der ruhelosen Zeit,
Harrend jener Stunde, da der Größte,
Dem ein Gott den Sinn des Seins entblößte,
Es aus seiner strengen Haft befreit.

Leise in den Adern des Gesteines
Aber ist des Blutes Kreis erstrahlt,
Wie in einer Traube edlen Weines
Angesichts der Sonne sich schon eines
Spätren Feuers Glut und Reife malt.

Lautlos kommt der Gnade goldene Stunde,
Die dem Bildner Geist und Eisen führt,
Und aus dem verschloss'nen Quadergrunde
Formen Kinn und Lippe sich zum Munde
Von des Willens hartem Glanz berührt.

Stirn und Auge, Wange, Hals und Locke
Werden unter Staub und Splittern wach,
Tönend von dem auserwählten Blocke
Springt die Schlacke, wie wenn einer Glocke
Irdener Mantel auseinanderbrach.

Ruhig funkelt in des Meisters Händen
Des geschliff'nen Hammers blauer Stahl.
Schlag um Schlag, wie aus Gewitterwänden,
Wächst das Werk, sich herrlich zu vollenden,
Wie des Gottes Stimme es befahl.

Und es wandeln eines Tags die Jünger
Um das fertige, gestirnte Bild,
Preisen ihn, den mächtigen Vollbringer,
Seine Kraft, die Stärke seiner Finger,
Seine Kunst, die festlich sich erfüllt.

Dieser aber steht in ernstem Schweigen
Vor dem Ewigen, der ihn zeugen hieß,
Der ihm Maß und Siegel gab zu eigen
Und mit Gruß und brüderlichem Neigen
Ihn an seiner Seite thronen ließ.

Martin Damß

Digitized by Google

Colin Roß:

Das jüdische Phänomen in den Vereinigten Staaten von Amerika

Dem seltsamen Bündnis, das der Schöpfer des planwirtschaftlichen New Deal mit der großkapitalistischen freien Wirtschaft zur Verteidigung des angeblich von den „Nazis" bedrohten „amerikanischen Weges", d. h. der amerikanischen Art und Weise zu denken und zu leben, schloß, gehört als Dritter ein noch fremdartiger Weggenosse an: das internationale Judentum.

Dieses internationale Judentum hat es freilich gerade in den USA. seit je verstanden, sich national-amerikanisch zu tarnen, ja sich geradezu als Vertreter wahren Amerikanertums hinzustellen. Angehörige alteingesessener amerikanischer Familien mochten darüber spotten, daß sich jüdische Einwanderer fast vom Tage ihrer Landung an als flammende amerikanische Patrioten gebärdeten, daß ihre Kinder, kaum daß sie halbwegs englisch sprachen, sich bei vaterländischen Feiern in der Schule vordrängten, die Sprecher machten oder bei Umzügen das Sternenbanner trugen, — sie übersahen dabei, daß dieses Verhalten eines der Fundamente bildet, auf denen die Juden ihre Macht gründeten.

Diese Macht ist ein schwer erklärliches Phänomen. Es ist nicht damit gelöst, daß man sagt, Roosevelt habe eben jüdisches Blut, oder von der verjudeten Wallstreet und der jüdischen Presse spricht. Das eine wie das andere stimmt nur bedingt. Wirklich in jüdischem Besitz sind nur wenige große Blätter, vor allem die „New York Times", und Wallstreet ist in der Hauptsache alles andere als jüdisch. Trotzdem kann heute in ganz USA. weder in der Politik noch in der Wirtschaft, in der Gesellschaft, in der Kunst oder auf irgendeinem anderen Gebiete irgend etwas Wesentliches gegen den Willen der Juden geschehen. Die Lebensäußerungen eines 130-Millionen-Volkes, seine Lebensfragen, seine Entscheidungen über Krieg und Frieden sind von Zustimmung oder Ablehnung einer kleinen rassischen Minderheit abhängig.

Dies ist ein Faktum, das niemand ableugnen kann, der die Verhältnisse drüben nur einigermaßen aus eigener Anschauung kennt, und das auch niemand abzuleugnen versucht, sei er Jude oder Nichtjude. Man wird zugeben, daß dies ein Phänomen ist, und zwar ein um so unerklärlicheres, als die Zahl der Juden überaus gering ist. Einwandfreie Ziffern darüber sind freilich nicht zu erhalten, aber es können kaum sehr viel mehr als etwa 5 Millionen sein, allenfalls 6, die große Einwanderung der letzten Jahre eingerechnet. Aber diese Zahl ist wahrscheinlich schon zu hoch gegriffen.

Die Juden stellen die jüngste amerikanische Einwanderungswelle dar. Es gab zwar bereits jüdische Kaufleute in New York, als dieses noch Neu-Amsterdam hieß und über ihm die holländische Flagge wehte. Aber das waren vereinzelte Ausnahmen. Weder am Aufbau der 13 Kolonien, noch an der Eroberung des Westens nahmen Juden in nennenswertem Umfang teil, noch kämpften sie in den Kriegen, die um Amerikas Freiheit und Einheit geführt wurden. In stärkerem Maße wanderten die Juden erst gegen Ausgang des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts ein, nun aber gleich in Massen. Allein in den fünf Jahren von 1905 bis 1910 wurden fast 600 000 jüdische Einwanderer gezählt.

Die Juden in Amerika sind also ganz überwiegend erste oder zweite Generation. Außerdem sind sie ihrem Wesen, ihrer Rasse, ihrer ganzen Art nach so unamerikanisch wie möglich. Der Mehrzahl nach entstammen sie den russischen, polnischen und galizischen Ghettos. Es scheint ein Rätsel, daß dieses fremdartige unamerikanische Element heute die Geschicke Amerikas bestimmt, und erklärt sich nur durch das geschickte Einnehmen von Schlüsselstellungen. Dazu gehört eine überaus geschickte Auslegung der Verfassung, der „Menschenrechte", der puritanischen Überlieferung, zu ihren Gunsten, und zum andern die Usurpierung und Monopolisierung aller Mittel zur Beherrschung der öffentlichen Meinung und Formung der amerikanischen Mentalität.

Henry Ford war der erste Amerikaner, der nicht nur diese Tatsache erkannte, sondern auch die ungeheure Gefahr, die darin liegt. Er versuchte dagegen anzugehen, und — unterlag. Dies ist noch erstaunlicher; denn, wenn es einen ebenso unerschrockenen wie unabhängigen und unbeugsamen Mann in Amerika gibt, so ist es der geniale Konstrukteur, Fabrikant und Organisator, der „den Millionen den Wagen des Millionärs" bescherte.

Digitized by Google

Ford ließ in der Zeitschrift „The Dearborn Independent" einen Aufsatz erscheinen „Der Jude nach seinem Charakter und im Erwerbsleben". Weitere folgten, die später in Buchform unter dem Titel „Der internationale Jude" erschienen. Das Aufsehen, das diese Veröffentlichungen erregten, war ungeheuer, nicht geringer das Kesseltreiben, das sofort gegen Ford einsetzte. Und selbst dieser unabhängigste Amerikaner, der von je seinen Stolz dareingesetzt, von keiner Bank oder sonst jemandem abhängig zu sein, der sich später weder vor der N. R. A. noch dem New Deal beugte, mußte — nachgeben und sein Buch zurückziehen.

Der erste Aufsatz im „Dearborn Independent" erschien im Jahre 1920. Inzwischen ist die Macht der Juden in Amerika durch den Emigrantenstrom weiter angewachsen. Dabei spielt nicht so sehr die Zahl des neuen jüdischen Zuzugs eine Rolle, als vielmehr deren Erzählungen und Darstellungen der Ereignisse in Europa, vor allem natürlich in Deutschland. Die Juden spekulieren dabei erfolgreich auf zwei Charaktereigenschaften des Amerikaners, einmal seine Bereitwilligkeit, sich immer und sofort für den „underdog" einzusetzen, den tatsächlich oder angeblich Unterdrückten und Mißhandelten — außer natürlich wenn er selber der Unterdrücker ist — und zweitens der starke Puritanismus des Amerikaners.

Der Amerikaner ist durchaus nicht lediglich der kaltschnäuzige Dollarjäger und krasse Materialist, als den ihn der Europäer gerne sieht und hinstellt, zum mindesten daneben ist er auch ein Idealist. In jedem Falle hat er seelische Bedürfnisse, die er religiös und kirchlich befriedigt. Die Religion spielt in den USA. eine überraschend große Rolle. Zugegeben, daß es sich zu einem großen Teil weniger um Religiosität als Kirchlichkeit handelt. Zugegeben, daß Religion drüben wesentlich gesellschaftliche Form und Verpflichtung ist. In kleinen Städten ist es heute noch so, daß ein Geschäftsmann es sich nicht leisten kann, keiner der ungezählten „Denominationen" der verschiedenen Kirchen, Bekenntnisse oder Sekten anzugehören. Welcher, ist verhältnismäßig gleichgültig gegenüber der Tatsache, daß man überhaupt irgendeiner Gemeinde angehört. Die Zugehörigkeit richtet sich auch nach den lokalen Verhältnissen, insbesondere auch der gesellschaftlichen Schicht und dem Vermögensstand. Es gibt teuere und billigere Kirchen. Die Zugehörigkeit zur „Unitarian Church" zum Beispiel können sich nur recht vermögende Leute leisten. Bei bescheidenerem Einkommen schließt man sich besser den Methodisten oder Baptisten an.

Staat und Kirche sind in Amerika völlig getrennt. Die staatlichen Behörden ziehen nicht einmal die Steuern für die Kirchengemeinden ein. Jede Denomination, d. h. jede religiöse Vereinigung, beruht nicht anders wie jeder andere Verein auf freiwilligen Beiträgen der Mitglieder. Diese Beiträge sind hoch, stellenweise erstaunlich hoch. Von ihnen müssen nicht nur die Gehälter für Pfarrer und Küster, die Erhaltung der Kirche und die sonstigen laufenden Ausgaben bestritten werden, sondern die Gemeinden erbauen davon auch neue Kirchen, und nicht nur Kirchen, sondern teilweise auch ihre eigenen Schulen. Der Amerikaner zahlt unverhältnismäßig mehr für die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse als der Europäer, und die Kirche bedeutet in den Vereinigten Staaten von Amerika einen erheblichen Faktor für die öffentliche Meinungsbildung.

Diesen Faktor haben die Juden in weitestem Maße zu nutzen verstanden. Alle „Bekenntnisse" in Amerika sind ja weitgehend alttestamentarisch gefärbt. Das beruht auf angelsächsisch-puritanischer Tradition. Die Überzeugung der Engländer von sich als einem auserwählten Volk hat sich mit jüdischer Überlieferung verknüpft, und die Engländer haben sich zeitweise in der Idee gefallen, einer der verlorengegangenen Stämme Israels zu sein. Dieser Gedanke wurde von den nach der Neuen Welt ausgewanderten Puritanern noch stärker ausgebaut. Einzelne Sekten wie die Mormonen haben ihn überhaupt zur Grundlage ihrer Glaubenslehre wie ihrer organisatorischen Ordnung gemacht. In allen amerikanischen Kirchen und Konfessionen ähnelt Gott dem Jahwe des Alten Testamentes. Haben es die Juden von je verstanden, Jüdisches im Christentum zu fördern und zu nützen — bereits der Nachfolger Loyolas in der Führung des Jesuitenordens war jüdischer Abstammung — so ganz besonders in den Vereinigten Staaten. Die Aushöhlung der traditionellen Begriffe von Gott und dem Evangelium, die mit der Aufspaltung des Christentums in ungezählte Kirchen und Bekenntnisse unvermeidlich war, hat mit dazu beigetragen, früher bestehende klare Grenzen zu verwischen. In der letzten Zeit mehrten sich die „interreligiösen Veranstaltungen", bei denen Vertreter verschiedener christlicher Kirchen mit Rabbinern zusammen amtierten. Und jeder von

Digitized by Google

diesen versteht es dabei, in der Rolle eines „Nathan des Weisen" zu erscheinen. So ist der Amerikaner von Kindheit an in der Auffassung herangewachsen, im Judentum den tragenden Urgrund christlichen Glaubens und christlicher Moral erblicken zu sollen.

Zu dieser seelischen Beeinflussung in jüdischem Sinne tritt eine ebenso starke verstandesmäßige. Die Juden haben sehr bald erkannt, welche Möglichkeiten ihnen die demokratische Ideologie amerikanischer Prägung bietet. Aus den „Menschenrechten", der „bill of rights", haben sie geradezu eine „bill of jews" gemacht, wobei sie das ihre zu der landläufigen Gleichsetzung der Verkündung der Menschenrechte mit der Verfassung beitrugen. Aus einer Außerachtlassung der Rassenunterschiede machen die Juden ein heiliges Gesetz, und es ist tatsächlich heute in Amerika bereits so weit, daß es als „unamerikanisch" gilt, Rassenunterschiede anzuerkennen. Boykott und Terror gegen jeden, der antisemitische Einstellung einzunehmen wagt, sind heute drüben schärfer denn je, da die Juden wissen, was auf dem Spiel steht, wenn die offizielle philosemitische Einstellung einen Riß bekommen sollte.

Daraus erklärt sich die zunächst unverständliche Erscheinung, daß es in Amerika zwar heftige Antisemiten gibt, aber keinen Antisemitismus. Das heißt, es wagt sich noch keiner an die Öffentlichkeit. Wo die Juden, vor allem unter dem Druck der Emigranten, ganze Geschäftszweige oder Berufe für sich mit Beschlag belegen wie im Staate New York die Textilindustrie oder die Medizin, findet man unter den Geschädigten zwar einen weißglühenden Haß gegen die Juden; diesen jedoch in der Öffentlichkeit zu zeigen, wagt niemand. Nicht nur eine antijüdische, sondern bereits eine ungenügend betonte projüdische Haltung könnte gesellschaftlich wie geschäftlich teuer zu stehen kommen.

Wie es die Juden verstanden, den Jesuitismus zu nutzen und die Idee des Sozialismus durch den Marxismus zu fälschen, so erkannten sie auch in der großen sozialen amerikanischen Revolution, die mit dem wirtschaftlichen Zusammenbruch des Jahres 1929 begann, ihre Chance. Auf der andern Seite sah aber auch nicht nur Loyola in dem scharfen jüdischen Intellekt ein geeignetes Werkzeug für seine universalen Ziele, sondern auch Roosevelt. Ob der amerikanische Präsident jüdischer Abkunft ist, läßt sich nicht beweisen. Zum mindesten läßt sich nicht nachweisen, ob die holländischen Rosenfelds, auf die der Stammbaum der Roosevelts zurückgeht, von nach den Niederlanden ausgewanderten portugiesischen Juden abstammen. Daß jedoch sowohl in der Familie des Präsidenten wie der seiner Frau jüdisches Blut ist, unterliegt keinem Zweifel. Über die Möglichkeit jüdischer Abstammung befragt, äußerte sich Roosevelt, daß ihn diese Frage nicht beunruhige.

Der Präsident hat sich von Beginn seiner Tätigkeit an so gut wie ausschließlich mit jüdischen Freunden und Beratern umgeben. Entscheidend spielt da freilich mit, daß der Staat New York, aus dem die Familie Roosevelt stammt, und in dem der junge Franklin seine politische Laufbahn begann, der jüdische Staat ist. In der Stadt New York allein leben über zwei Millionen Juden. Und man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, daß im Staate wie Stadt New York eine erfolgreiche politische Karriere ohne oder gar gegen die Juden unmöglich ist. Heute ist der Gouverneur des Staates ein Jude, der Oberbürgermeister der Stadt ein Halbjude; und als sich Roosevelt um den Gouverneurposten des Staates New York bewarb, konnte er ihn selbstverständlich nur mit Hilfe der Juden erringen. Diese Unterstützung der Juden blieb Roosevelt in seiner ganzen weiteren politischen Laufbahn. Als er für die Präsidentschaft kandidierte, war das jüdische Kapital das einzige, das seine Chance erkannte und ihn unterstützte.

Auf dieser dreifachen Grundlage, der jüdischen Unterstützung bei den Wahlen, seinen jüdischen Freunden und seiner überlieferten judenfreundlichen Geistes- und Seelenhaltung beruht die grundsätzlich projüdische Politik des Präsidenten. Mit der unumschränkten Beherrschung des Weißen Hauses wie der gesamten Administration wird eine Herrschaft gekrönt, die den ganzen Apparat der öffentlichen Meinungsbildung zwar nicht besitzt, wohl aber kontrolliert oder zum mindesten nach ihren Wünschen beeinflußt; die Presse wie alle Radiostationen, die Theater nicht anders wie die Kinos, Vortragsagenturen oder Buchverlage. Dazu kommt eine wirtschaftliche und finanzielle Macht, die in einzelnen Geschäftszweigen monopolartigen Charakter trägt, und so rücksichtslos eingesetzt wird, daß eine antijüdische Haltung in der Öffentlichkeit unmöglich gemacht wird.

Digitized by Google

Henry Ford nennt die Juden das Welträtsel. Zum mindesten ist es das amerikanische Rätsel. Es bleibt ein Rätsel, daß ein Bevölkerungssplitter Politik und Haltung eines so großen Volkes wie des amerikanischen bestimmt, noch dazu ein Bevölkerungsplitter, der nichts zum Aufbau des amerikanischen Staates beitrug, und der dem amerikanischen Volke — wenigstens in seiner ursprünglichen Zusammensetzung — in jeder Hinsicht fremd, unverständlich, ja unsympathisch war und ist.

Ich muß gestehen, daß ich persönlich, wie viele meiner Generation und Herkunft, ursprünglich den Gedanken des Vorhandenseins eines jüdischen Strebens nach der Weltherrschaft ablehnte. Es erschien ungeheuerlich, um nicht zu sagen grotesk, daß ein zahlenmäßig so kleines Volk nach der Herrschaft über die Erde streben sollte. Der Versuch der Juden, in der Sowjetunion die ganze Macht in die Hand zu bekommen, und in der Folge durch eine von Sowjetrußland ausgehende Weltrevolution auf der ganzen Erde, mußte dann allerdings jeden stutzig machen. Der Sturz Trotzkis durch Stalin brachte diesen Versuch vorerst zum Scheitern. Heute ist ein neuer im Gang, der von einem von den Juden beherrschten Amerika seinen Ausgang nimmt und sich wiederum einer universalen Ideologie der „Menschheitsbeglückung und Menschheitserlösung" bedient.

Was auf den ersten Blick immer wieder an jüdischem Weltmachtsstreben und dem Vorhandensein einer darauf abzielenden Organisation zweifeln ließ, war die Tatsache, daß Juden nicht nur über alle Völker verstreut sind, sondern daß sie auch in den einzelnen Ländern in den verschiedensten Lagern stehen. Juden waren von je Führer des Kapitals wie des Aufruhrs dagegen. Gibt es einen größeren gesellschaftlichen Unterschied als den zwischen einem Bernhard Baruch und einem Ghettojuden der New-Yorker Ostseite? Auch heute stehen die Juden Amerikas in den verschiedensten Lagern. Zwischen den alteingesessenen und den neu eingewanderten hat ein erbitterter Existenzkampf begonnen. Auf der andern Seite aber sorgt eine über die ganzen Staaten verbreitete heimliche Organisation dafür, daß alle Zuzügler Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten erhalten. So sehr man, von außen gesehen, voneinander abweicht, so sehr man sich anscheinend bekämpft, so weitgehend ordnen sich doch alle einem größeren Zwecke unter, auch die Opfer. Ja für so weitgesteckte Ziele, für eine solche Politik der „Erlösung und Beglückung" b r a u c h t man geradezu Opfer, und so kann man sagen, daß den im geheimen nach der Macht, vielleicht nach der Weltmacht strebenden Kreisen Pogrome und Judenverfolgungen eher gelegen kommen, ja für ihre Zwecke unerläßlich scheinen. Die Maßnahmen gegen die Juden in Deutschland hätten sich wahrscheinlich nicht zu immer größerer Entschiedenheit gesteigert, hätte man nicht von drüben dauernd ins Feuer geblasen. Einsichtige Juden in den Vereinigten Staaten von Amerika mußten sich sagen, daß man durch Boykott und Kriegshetze die Lage der eigenen Rassengenossen verschlimmerte. Aber das mußte in Kauf genommen werden, um der „höheren Ziele" willen.

Und dieses höhere Ziel war die restlose Beeinflussung und damit Beherrschung der amerikanischen Mentalität. Durch die unablässige Greuelpropaganda ist erreicht worden, daß die gesamte amerikanische Öffentlichkeit „jewish-minded" und „concentrationcamp-minded" wurde, das heißt den Gedanken an die Juden und die Konzentrationslager nicht aus dem Kopfe läßt. Man hat sich bis zum Rande angefüllt mit wollüstigen Schaudern und angenehmer Entrüstung über all die Greuel, mit denen man unausgesetzt gefüttert wurde. In amerikanischen Augen ist ganz Deutschland zu einem Konzentrationslager geworden. Man sieht es so und will es so sehen, daß es fast unmöglich geworden ist, es anders zu schildern. Jedenfalls kann niemand, insbesondere keiner, der auf die öffentliche Meinung einwirken möchte, es wagen, Deutschland wahrheitsgemäß zu schildern, weil er schon beim leisesten Versuch, Deutschland auch nur halbwegs zu beschreiben, wie es wirklich ist, als Angehöriger der fünften Kolonne, als „bezahlter Naziagent", als „Spion" angeprangert würde. Deshalb müssen die Isolationisten, alle, die Amerika aus dem Krieg heraushalten wollen, zuerst einmal auf Hitler und die „Nazis" schimpfen. Ja, ein Jude kann sich viel eher ein weniger gehässiges Urteil erlauben, und das geschieht auch, um die jüdische „Objektivität" zu zeigen, und weil es zu dem ganzen Spiel mit verteilten Rollen gehört.

Die „Kinder des auserwählten Volkes" haben in den Vereinigten Staaten von Amerika Phantastisches, sie haben Unvorstellbares erreicht. Fünf Millionen amerikanischer Juden bestimmen tatsächlich, was 125 Millionen sonstiger Amerikaner zu tun, zu sagen und vor allem zu denken und zu empfinden haben. Dies letztere ist der entscheidende Punkt. D i e J u d e n h a b e n e s v e r s t a n d e n , d i e S e e l e w i e d e n V e r-

Digitized by Google

stand des Amerikaners mit ganz bestimmten Vorstellungsbildern anzufüllen. Diese sind so stark, daß der Durchschnittsamerikaner heute gar nicht mehr in der Lage ist, Deutschland zu sehen, wie es wirklich ist. Kommt er her und sieht es mit eigenen Augen, so mag er zwar, solange er in Europa weilt, von dem, was er in Deutschland zu sehen bekommt, begeistert sein und es bewundern, kaum kehrt er jedoch zurück, so unterliegt er wieder der allgemeinen Psychose, die die Juden wie eine Decke über die ganzen Vereinigten Staaten von Amerika gebreitet haben.

Und diese Vorstellungsbilder betreffen nicht nur die Welt der Nazis, sondern auch die ureigenste der Amerikaner selber. Die Amerikaner sehen heute sich, ihr Land, dessen Stellung und Aufgaben in der Welt mit jüdischen Augen. Um jüdischer Interessen willen sind die Amerikaner drauf und dran, in einen Krieg einzutreten, den das amerikanische Volk selber ganz und gar nicht will.

So beherrschend die Position der Juden auch ist, so spielen sie gleichzeitig doch auch ein unerhört gefährliches Spiel, gefährlich für Amerika, für die Welt, und nicht zum wenigsten für sie selbst. Es könnte sein, daß sich die Amerikaner einmal der Psychose bewußt werden, in die sie versetzt wurden, daß sie erkennen, daß ihnen Gedanken, Empfindungen, Wünsche und Vorstellungen suggeriert wurden, die gar nicht ihre eigenen sind. Und in dem Augenblick, in dem das amerikanische Volk die ihm eingeflößten Vorstellungsbilder in ihrer ganzen Künstlichkeit und Unwahrhaftigkeit sieht, in dem sich das amerikanische Volk des Spieles bewußt wird, das mit ihm getrieben wurde und weiter getrieben werden soll, könnte eine antisemitische Welle in den Vereinigten Staaten von Amerika aufrauschen, der einsichtige Juden drüben schon seit langem voller Sorge entgegensehen.

Gorch Fock:

Wir müssen dahin kommen, daß unser Leben leuchtet —,
ein leuchtendes Leben führen ist das Beste und Höchste.

*

Du kannst dein Leben nicht verlängern noch verbreitern:
nur vertiefen, Freund.

*

Auch bei der Freude ist es so: nur wer abgibt, ist wirklich froh!

*

Freudlose Menschen stehen im Leben wie entlaubte Bäume am Wege.

*

Nur die starken Menschen haben den Mut zur Freude.

*

Wie viele Freude schläft in uns — und wir wecken sie nicht!

*

Glück heißt: das Glück anderer Menschen zu sein.

*

Nur was wir für den andern tun, bestimmt den Wert unseres Lebens!

*

Drei Arten von Menschen: die erste bittet, weil sie nicht befehlen darf,
die zweite befiehlt, weil sie nicht zu bitten braucht,
die dritte, höchste, bittet wieder, obgleich sie befehlen könnte und nicht zu bitten braucht.

*

Wie selten, daß einer in Güte zu herrschen vermag.
Die meisten befehlen aus Dummheit oder Strenge: die Güte aber ist das höchste Menschengut.

***

Die Ehe zwischen einem Mann und einem Weib ist die edelste Gestalt der Liebe.

Digitized by Google

Äußerliche Treue, Anständigkeit usw. beruhen auf Angst und sind im Grunde wertlos; nur das Innerliche dieser Dinge, das mit dem Willen zu tun hat, gilt!

*

Das aber sage niemals zu einem Menschen: Bleib, wie du bist! Es heiße: Werde, was du werden kannst!

*

Du kannst nicht in Frieden mit dir leben, wenn du nicht in stetem Kampf mit dir lebst.

Gerhard Krüger:

Joseph der Deutsche

Zweihundert Jahre sind vergangen, seit aus der Ehe der Erbtochter des habsburgischen Kaiserhauses, Maria Theresia, mit Franz von Lothringen der erste Sohn hervorging. Dieser geschichtliche Gedenktag ist in diesem Frühjahr, bedingt durch die Kriegsverhältnisse, in der Öffentlichkeit zu Unrecht verhältnismäßig wenig beachtet worden. Und doch verdient die Persönlichkeit des ersten Habsburg-Lothringers gerade im nationalsozialistischen Großdeutschland eine besondere Herausstellung.

Unter schweren Opfern, vornehmlich auch für das Reich, unter denen der Verlust Lothringens an Frankreich nicht als letztes wiegt, war die Erbfolge in den habsburgischen Landen auch in weiblicher Linie, die sogenannte Pragmatische Sanktion, durchgesetzt worden. Mit dem ältesten Sohn Franz' I. und Maria Theresias, dem jungen Joseph II., setzte nun das Haus Habsburg-Lothringen die alte Linie Habsburg fort.

Zweifellos ist Joseph II. in der Kette von Rudolf von Habsburg bis Franz Joseph eine der eigenartigsten und stärksten Persönlichkeiten. Sein und seiner Mutter großer Gegenspieler, Friedrich II. von Preußen, äußert bei der Nachricht vom Beginn der Alleinherrschaft des Kaisers: „Die Kaiserin ist nicht mehr, eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Das Urteil des Großteils der Geschichtsdarstellungen über diese Epoche geht dahin, daß Joseph II. diese Neuordnung, die von Friedrich dem Großen angekündigt worden war, so stürmisch und ohne Rücksicht auf geschichtliche Gegebenheiten durchgeführt habe, daß am Lebensende des Kaisers auch der restlose Zusammenbruch seines neuen Ordnungswerkes stand.

Gewiß hat diese Darstellungsweise manches Richtige für sich. Aber trotz der tiefen Einsamkeit und Resignation, die den Tod des Kaisers kennzeichnen, trotz des schließlichen Widerrufes seiner entscheidenden Reformmaßnahmen muß festgestellt werden, daß sein Lebenswerk, der „Josephinismus", worunter nicht nur seine Grundeinstellung zu den religiösen Problemen verstanden werden soll, von weittragender Wirkung bis in die Gegenwart hinein gewesen ist.

Mutter und Sohn standen in einem tiefen menschlichen Verhältnis zueinander. In einem gewissen Sinne ist Josephs Reformwerk die Fortsetzung und Fortenwicklung desjenigen der Kaiserin. Maria Theresia hat sich frühzeitig bemüht, den Sohn an die Regierungsgeschäfte heranzuführen. Seit seinem 20. Lebensjahre durfte er an den Sitzungen des Staatsrates teilnehmen. Am 27. März 1764 wurde Joseph zum römischen König und damit zum Nachfolger seines Vaters als Kaiser des Deutschen Reiches gewählt. Einen Monat nach dem Tode Franz' I. wurde der junge Kaiser von seiner Mutter zum Mitregenten erhoben, wobei wohl schon von vornherein feststand, daß der Sohn sich nicht mit der bescheidenen, beschaulichen Rolle des Vaters neben der kraftvollen Herrscherin begnügen würde. Die Kaiserin wollte eine organische Überleitung der Regierung auf ihren späteren Nachfolger, daher legte sie auf die Zustimmung ihres Sohnes zu ihren Maßnahmen stets großen Wert. Aber trotz des persönlichen Verhältnisses der beiden zueinander stießen hier zwei Welten aufeinander, so daß es zu immerwährenden Spannungen kommen mußte.

Maria Theresia stand in den überlieferten Bindungen und Anschauungen ihres Hauses und des orthodoxen Katholizismus. Ihre großen Reformen auf allen Gebieten des Staatslebens waren — ein Zeichen der gesamtdeutschen Wirkung Friedrichs des Großen — die Folgerungen, die sie aus der Niederlage in den beiden schlesischen Kriegen als notwendig erkannt hatte. Dabei fühlte sie sich aber noch durchaus als im Gegensatz zu

Digitized by Google

dem Regiment und den Herrschaftsformen und -idealen ihres Gegners stehend. Mit Joseph II. kam etwas Neues zum Durchbruch. Der Geist und die Weltanschauung Friedrichs des Großen trat der Habsburgerin in Gestalt ihres eigenen Sohnes und Mitregenten entgegen. Diesen Geist der gerade im gegenreformatorischen Österreich zur Gewinnung der geistigen Freiheit so notwendigen Aufklärung und Toleranz lehnte sie ab. Mit der Hartnäckigkeit und stürmischen Rücksichtslosigkeit der Jugend aber trat der Kaiser für seine Ansichten ein, so daß es immer wieder zu Konflikten mit ihr und auch mit dem Staatskanzler Kaunitz kam. Wiederholt wollte Joseph sogar seine Mitregentschaft niederlegen, wie auch der ihm in den Grundanschauungen durchaus näherstehende Kanzler sein Amt.

Wenn auch Maria Theresia zunächst die Zügel der Regierung fest in ihrer Hand behielt, so gelang es trotz aller Gegensätzlichkeiten dem Sohne doch bald, auf bestimmte Gebiete, besonders auf die Außenpolitik einen weitgehenden Einfluß zu gewinnen. So zeigen sich bei allem hemmenden und vermittelnden Einfluß der Kaiserin schon die gleichen Grundzüge wie in der Zeit seiner Alleinherrschaft seit dem 29. November 1780, so daß man nicht nur das ihm noch verbleibende eine Jahrzehnt allein betrachten darf, sondern das Ganze seiner Tätigkeit als Einheit ansehen muß.

Joseph II. war tief von den Denkern und Wirtschaftslehrern der Aufklärung, vor allem aber von dem strahlenden Vorbild des großen preußischen Staatsmannes, des Königs Friedrich, beeinflußt. Besonders die Auffassung, daß der Herrscher der erste Diener seines Staates sei, war in dem Kaiser lebendig, wie das oft zitierte Wort: „Die Vorsehung hat nicht Millionen für den Souverän geschaffen, sondern diesen an seinen Platz gestellt, um sich dem Dienst dieser Millionen zu widmen", beweist. Dieser Gedanke war dann auch in seinem Handeln wirksam, angefangen mit der Abschaffung des steifen spanischen Hofzeremoniells, welches ihm wie aller Prunk zuwider war. Stets war er bemüht, sich einen persönlichen Eindruck von den Verhältnissen zu verschaffen. Um die Stimmung und wahre Lage kennenzulernen, unternahm er — meist nicht offiziell, sondern als „Graf Falkenstein" — überraschend durchgeführte Reisen in alle Teile der Monarchie, vor allem auch in die neuerworbenen Gebiete. Wen erinnert das nicht an das Verhalten Friedrichs gegenüber Schlesien und Westpreußen! Das große väterliche Erbe überließ der Kaiser dem Staate und trug damit entscheidend zur dringend notwendigen Sanierung der Staatsfinanzen bei. Unermüdlich war sein Arbeitseifer, der wie bei dem großen König ihn keine Rücksicht gegen sich selbst kennen ließ und ihn dazu führte, sich in die kleinsten Einzelheiten zu vertiefen und auch manchmal zu verlieren. Sicherlich hat diese aufopferungsvolle Art der Arbeit und des persönlichen Lebens mitgewirkt an der frühzeitigen Untergrabung seiner Gesundheit.

Für die Reichs- und Außenpolitik Josephs war es ein Verhängnis, daß sein großes Vorbild, der Preußenkönig, auch sein natürlicher Gegner war. Das Ziel des Kaisers war es, seine Rechte im Reiche zu stärken. Die Versuche, eine straffere Reichspolitik herbeizuführen, scheiterten daran, daß Friedrich sich zum Verteidiger der Reichsverfassung in der überlieferten Form aufwarf und durch Begründung des Fürstenbundes einen über die Konfessionen hinweggreifenden Widerstandsblock gegen die Absichten des Habsburgers schuf; die Bemühungen, Reichshofrat und Reichskammergericht wieder zu arbeitsfähigen Körperschaften zu machen, blieben bei der allgemeinen Gleichgültigkeit stecken. Auch der Wille des Kaisers konnte das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation", das durch eine Jahrhunderte umfassende Entwicklung zu einem Spottgebilde geworden war, nicht wieder zu neuer Kraft emporführen.

Nicht viel besser ging es Joseph mit den Bestrebungen, die Stellung des Deutschtums in der Habsburg-Monarchie und die Stellung Österreichs im Reich durch Angliederung Bayerns zu verstärken. Der Tod Max Josephs von Bayern sollte dazu benutzt werden, um dieses große und sicherlich die politische Entwicklung tiefgreifend beeinflussende Ziel durch einen Tauschvertrag (1778) mit dem Erben, Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, zu erreichen. Da eine solche Stärkung Habsburgs als eine Bedrohung Preußens angesehen werden mußte, trat Friedrich dem Plan mit militärischem Druck (Bayerischer Erbfolgekrieg) entgegen. Vornehmlich durch die Zurückhaltung Maria Theresias kam es rasch zum Frieden, der den Habsburgern das Innviertel, die Heimat des Führers, einbrachte. Wenn der Kaiser auch später sich bemühte, den alten Plan wieder aufzugreifen und in aller Heimlichkeit weiterzubetreiben, das Dazwischentreten Friedrichs des Großen hatte das Schicksal dieses Tauschplanes besiegelt.

Digitized by Google

Erfolgreicher war die Politik des Kaisers im Südosten. Hier gelang Joseph II. schon zu Lebzeiten seiner Mutter ein Ausbau der österreichischen und damit deutschen Stellung. 1769 benutzte der Habsburger den polnischen Bürgerkrieg, um die Zips zu besetzten, und bahnte damit den Weg zur Teilung Polens an. Dieses Vorgehen stand im Widerspruch zur Haltung der Kaiserin, die zur Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes im polnischen Raum und zur Verteidigung der katholischen Staatsreligion neigte. Dieses Vorgehen Josephs bedeutete eine vorübergehende Annäherung an Friedrich den Großen, der die treibende Kraft zur Aufhebung des alleinigen russischen Einflusses im polnischen Raum und zur Rückgewinnung alter deutscher Gebiete war. Im Teilungsvertrag von 1772 erhielt Österreich Galizien, schob dann die Grenze noch bis zum Zbrucz vor, um weitere fruchtbare Landstreifen in seinen Besitz zu bringen. Das veranlaßte wiederum Friedrich den Großen, seinerseits nach dem Netzedistrikt zu greifen. Schließlich erweiterte Joseph II. gelegentlich des russisch-türkischen Konfliktes sein Land um die Bukowina.

In den neuen Gebieten und auch sonst im Südosten setzten sofort die Aufbau- und Siedlungsmaßnahmen ein in Fortsetzung der von Maria Theresia betriebenen Politik. Völlig freie Hand hatte Joseph dann als Alleinherrscher. Das Deutschtum wurde möglichst auf die ganze Monarchie verstreut, um überall Kulturträger zu haben. In der Batschka führte Joseph die erste und einzige Massenansiedlung durch, die 1786 mit 1450 Familien ihren Höhenpunkt erreichte. In der Bukowina wurde die stark zurückgedrängte deutsche Volksgruppe nach der Besetzung von 1775 rasch gestärkt, so daß sie dem Kaiser ihren eigentlichen Wiederaufbau verdankt. In Galizien wanderten durch seine Maßnahme 13 000 Deutsche ein, zu einem großen Teil Protestanten, die durch das Toleranzedikt Josephs angezogen worden waren. Im Banat wurden 1766 allein rund 10 000 Menschen angesiedelt. Nach dem neuen staatlichen Ansiedlungssystem zur Zeit der Alleinherrschaft folgten weitere 3000 deutsche Familien. Dazu kam die erst durch den Kaiser ermöglichte Privatansiedlung. Deutsche Volksgruppen, die heute noch Träger deutscher Kultur im südosteuropäischen Raum sind oder die heute vom Führer wieder ins Reich zurückgerufen worden sind, verdanken ihre Kraft diesem ersten Habsburg-Lothringer.

Diese Volkstumspolitik des Kaisers darf man nur im Rahmen seiner gesamten staatspolitischen Maßnahmen sehen. Joseph II. wollte die Feudal- und Kirchenherrschaft in Österreich endgültig brechen. Aus der gesamten Monarchie mit Einschluß der habsburgischen Niederlande (Belgiens) galt es für ihn, einen Einheitsstaat zu schaffen, der in seiner Führung, seinem Heer und Beamtentum, seiner Kultur- und Amtssprache deutsch sein sollte. Deutschland war für den Kaiser sein Vaterland; und sein berühmtes Wort: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein" ist Ausdruck seiner Grundhaltung. Seine Sprachenverordnung hatte besonders in Böhmen und Mähren große Erfolge; und trotz allen sonstigen Widerstandes, den sie fand, hat sie doch viel zur Ausbreitung und Festigung deutscher Kultur in einem Raum beigetragen, der zum natürlichen Einflußgebiet des Reiches gehört.

Die Reformen Josephs II. dienten den breiten Schichten des Volkes. Sein Staatsideal war ein Wohlfahrtsstaat im Sinne der Aufklärung. Ein gerechtes Steuersystem suchte er durchzusetzen, aber gerade hier stieß er auf besonderen Widerstand der privilegierten Stände. Der Bauernaufstand in Nordböhmen 1775 hatte den Kaiser und seine Mutter tief erschüttert. In Fortsetzung der von Maria Theresia ergriffenen Maßnahmen kam Joseph II. 1781 zur Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern und zu einer Reihe von anderen gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz und zur Sicherung des Bauerntums, die vorbildlich für die weitere Entwicklung in Gesamtdeutschland und darüber hinaus in Europa wurden.

Ebenso umstürzend ist die Justizgesetzgebung des Kaisers. Hatte er bei der „Theresianischen Halsgerichtsordnung" von 1769 noch nicht die Abschaffung des inquisitorischen Verfahrens und der Folter durchsetzen können, so wurde dies alles durch das josephinische Strafgesetz von 1788 beseitigt, das Zauberei, Hexerei und den Glaubensabfall aus der Liste der Verbrechen strich. Gemeinsam mit der preußischen Gesetzgebung ist die josephinische richtungweisend geworden.

Das größte Aufsehen hat das Vorgehen des Kaisers auf kulturellem und kirchenpolitischem Gebiet erregt. Der kirchliche Druck auf das Geistes- und Kulturleben in Österreich war stets außerordentlich groß gewesen. Auch unter Maria Theresia hatte

Digitized by Google

dieser Druck eine volle Entfaltung gehindert, wenn es auch dem Leibarzt van Swieten gelungen war, wenigstens an den Universitäten und in der Zensur das Jesuitentum zurückzudrängen. Maria Theresia hatte sich wegen ihrer Ergebenheit gegenüber der Kurie nicht zu durchgreifenden Maßnahmen durchringen können. Ihr Sohn dagegen war von dem Geist der Aufklärung bestimmt und nicht unbeeinflußt von dem sogenannten Febronianismus, einer durch das Buch des Trierer Weihbischofs Johann Nikolaus von Hontheim (Schriftstellername Justinus Febronius) angeregte Bewegung. In diesem Buch war in einem gewissen nationalkirchlichen Sinne das Recht der Bischöfe gegenüber dem Papst und die Bedeutung der weltlichen Macht beim Widerstand gegen die unaufhörlichen päpstlichen Übergriffe herausgearbeitet worden. Der Kaiser ging nun dazu über, eine Art österreichische Landeskirche, die weitgehend unabhängig von Rom sein sollte, zu schaffen. Der Verkehr mit Rom wurde verboten bzw. eingeschränkt und beaufsichtigt, der Eid der Bischöfe auf den Kaiser dem Eid auf den Papst vorangestellt, nichtösterreichische Bistümer und Erzdiözesen nach Möglichkeit aus dem Gebiet der Monarchie verdrängt. Das Toleranzgesetz von 1781 stellte die Glaubensfreiheit her und machte der Gewaltherrschaft gegen den Protestantismus ein Ende. Es zeigte sich in Kürze, daß trotz aller Zwangsbekehrungen und sonstigen Gewaltmaßnahmen seit der Gegenreformation, trotz aller Transmigration auch noch unter Maria Theresia eine Zwangskonfession in Österreich nicht hatte geschaffen werden können. Die Verkündung der Toleranz durch Joseph II. war eine Fanfare der Glaubensfreiheit.

Mit besonderer Schärfe ging der Kaiser gegen die Klöster vor, wobei er mehr als 2000 unproduktiver, rein beschaulicher Ordensniederlassungen schließen ließ. Die Vermögenswerte wurden zugunsten eines Religionsfonds beschlagnahmt. Es stellte sich heraus, daß mindestens die Hälfte des Grund und Bodens in Österreich damals in der Hand der Geistlichkeit war. Das eingezogene Vermögen ging in die Millionen und aber Millionen, selbst Bettelorden waren im Besitz von riesigen Reichtümern, ganz zu schweigen von den Werten, die noch rechtzeitig über die Grenze gebracht worden waren. Zweifellos wurden durch das Eingreifen Josephs II. jene Mißstände beseitigt, die in Frankreich bald darauf mit zur Revolution führten. Der Kaiser hatte anläßlich eines Besuches bei seiner Schwester Marie Antoinette in Frankreich frühzeitig die dortige Lage erkannt und die spätere blutige Entwicklung vorausgesagt. Sein Wirken war darauf gerichtet, Österreich vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. Trotzdem wurden gerade die kirchlichen Reformmaßnahmen der Anlaß zum Zusammenbruch des Josephinischen Werkes der Neuordnung.

Die Opposition in Ungarn hatte Verbindung mit Preußen; und in Belgien mußte Joseph gleichfalls ein Eingreifen der preußischen Politik fürchten. Die päpstliche Politik zog aus der Kampfstellung des protestantischen Preußens gegen Österreich ihren Nutzen. Auch diesmal war die deutsche Uneinigkeit und die Unentschlossenheit der gegen Rom gerichteten Kräfte schuld am Zusammenbruch. Das erwies sich schon 1786, als die vier deutschen Erzbischöfe sich gegen die Begründung der päpstlichen Nuntiatur in München zur „Emser Punktation" zusammenfanden. Der Kaiser unterstützte die antirömischen Bestrebungen in diesem Falle nicht energisch genug, vielleicht, weil er in seinem Ziel zu sehr auf die österreichische Staatskirche ausgerichtet war. So ging auch hierüber der Sturm der Französischen Revolution hinweg.

In den habsburgischen Niederlanden kam die unterirdische Hetze der Geistlichkeit unter Führung des Kardinals Graf Frankenberg zuerst zum Durchbruch. Der Aufstand flammte auf und fand, obwohl er auf einen ganz anderen Ursprung zurückging, in der inzwischen ausgebrochenen Französischen Revolution seinen Rückhalt.

Joseph II. war frühzeitig einsam geworden; auch im persönlichen Bereich. Mit 26 Jahren war er bereits zum zweiten Mal verwitwet. Seine politischen Hoffnungen, mit denen er unermüdlich an die Arbeit gegangen war, waren zerstört. Schwer krank und zerquält entschloß sich der Kaiser am 28. Januar 1790, kurz vor seinem Hinscheiden, zu einem weitgehenden Widerruf seiner Reformen. Im Volk aber, vor allem im Bauerntum, glaubte man nicht an seinen Tod oder behauptete, man habe ihn vergiftet. So hütete das Volk sein Erbe. Die entscheidende und bleibende Wirkung Josephs II. ist, daß er Österreich aus der von der Gegenreformation verursachten geistigen Erstarrung herausgerissen und so zutiefst mit dem Gesamtdeutschtum verbunden hat. Der Josephinismus in diesem Sinne ist in der Ostmark immer lebendig geblieben und hat schließlich seine Einmündung in das Großdeutsche Reich gefunden.

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Bericht aus Norwegen

Über zweitausend Kilometer erstreckt sich der viel zu schmale Leib des norwegischen Staates längs der Nordsee, um weit über den Polarkreis Nachbar der Sowjetunion zu werden. Riesenhafte Gebirge wechseln sich ab mit herben, stillen Tälern, denen der Golfstrom Klima und Nahrung gibt. Nur drei Millionen Menschen bewohnen das Land, durch Schluchten und Fjorde getrennt. Von hier aus stießen die Wikinger in alle Welt vor, wurde Amerika längst vor Kolumbus entdeckt, ergossen sich Kriegerscharen nach Rußland, um das große Warägerreich zu gründen.

Das norwegische Volk aber war zahlenmäßig zu schwach, um die Rolle eines Herrenvolkes in der Geschichte zu spielen. Durch Dialekte und Stämme aufgespalten, auf den kärglichen Ertrag des Bodens angewiesen, wurde es oftmals von Dänemark und Schweden mitregiert. Erst 1905 ist der heutige moderne Staat selbständig geworden.

Die Abhängigkeit von der Zufuhr an Waffen und Getreide war seit vielen Jahrhunderten die Sorge norwegischer Herrscher. Zwangsläufig mußte Norwegen Handel treiben, wenn es leben wollte. So entstanden bedeutende Handelsverbindungen (um das Jahr 1100 n. Ztr. rechnete man z. B. in der englischen Stadt Chester nicht mit Pfunden, sondern mit Mark und Oren), die besonders in Zusammenarbeit mit der Hanse ausgebaut wurden.

Seit dem Jahre 1813 hat Norwegen keinen Krieg mehr geführt. Diese Tatsache im Verein mit den aufkommenden liberalistischen Ideen hat das Land zu dem spießbürgerlichsten Europas gemacht. Zu dem Mangel an Getreide trat der Mangel an Kohle und Kapital, so daß die Abhängigkeit von der sogenannten Weltwirtschaft immer größer wurde. Norwegen wurde wirtschaftlich eine britische Kolonie. Die Armut des Landes zwang die Söhne, die Heimat zu verlassen. In vier großen Wellen ergossen sich drei Millionen norwegischer Auswanderer nach den Vereinigten Staaten, wo sie heute noch leben.

Im Weltkrieg blieb Norwegen „neutral". Den Grad der Neutralität bestimmte London, so daß Berlin mehrfach in Oslo Protest gegen die norwegische Auslegung des Völkerrechts einlegen mußte. Nach dem Kriege wurde das Land schnell eine Beute marxistischer Ideen. Bis zum Jahre 1940 blieb Norwegen (wie übrigens auch Schweden) ein sozialdemokratisches Land mit monarchischer Spitze. So etwas war nur in Norwegen möglich, es beruhte auf der Gleichgültigkeit des Bürgers politischen Dingen gegenüber. Hauptsache blieb der Verdienst, soziale Fragen berührten die herrschenden Schichten nicht. Noch heute bietet Norwegen in seinen Banken, in seiner Wirtschaft, seinem behäbigen, ewig die Hände in den Hosentaschen tragenden Bewohner ein Bild aus dem Jahre 1905. Das moderne Norwegen ist bei seiner Gründung einfach stehengeblieben.

*

Dem Aufkommen des Nationalsozialismus stand Norwegen ablehnend und verständnislos gegenüber. Wer etwa um das Jahr 1937 nach Norwegen reiste, sah in allen Kiosken sozialdemokratische Zeitungen, die ihren Haß gegen Deutschland laut hinausschrien. Niemand konnte damals ahnen, daß diese einseitige Verhetzung ein bewußtes Mittel ausländischer Regierungen war, um Deutschland und Norwegen zu entfremden. Nun, Norwegen hat dafür bitteres Lehrgeld zahlen müssen.

Es entschied sich die Politik des jetzigen Krieges; am 6. April 1940 stießen englische Schiffe in See, um Truppen in Norwegen zu landen. Der Verlauf des Weiteren ist bekannt; auch die Haltung der norwegischen Regierung. Als der König und die Minister geflohen waren und das Chaos drohte, übernahm Vidkun Quisling vorübergehend die Regierungsgewalt, bis am 21. April Reichskommissar Terboven sein Amt antrat. Die Demokratien, in ihrer ewigen Sucht, Fehler bei anderen zu suchen, stellten Quisling als Nazispion, ja, als den Typ des Verräters schlechthin dar, nur weil er es gewagt hatte, der feigen Aufforderung des geflohenen Königs zum Bürgerkrieg Einhalt zu gebieten. Jeder deutsche Soldat, der unter den gefangenen Norwegern unbewaffnete Knaben mit Stöcken fand sowie nicht ausgebildete Männer mit alten Gewehren, wird den Entschluß Quislings, den sinnlosen Widerstand aufzugeben, als schwer, aber richtig anerkennen. Die Errichtung des Reichskommissariats war mehr als ein Wendepunkt. Sie bedeutet den ersten

Digitized by Google

Schritt Norwegens auf Europa zu. Was in dem einen bisher verflossenen Jahr seit der Besetzung an Problemen, die seit Generationen der Lösung harrten, angepackt wurde, ist fast ein Wunder zu nennen.

Die Verwaltung wurde auf das Führerprinzip umgestellt. Die Arbeitslosigkeit sank auf praktisch Null herab. Unwirtliche Gegenden wurden dem Verkehr erschlossen. Der Bahnbau Oslo—Narvik steht vor seinem Abschluß. Über die Lage der norwegischen Wirtschaft sei im einzelnen folgendes vermerkt:

Landwirtschaft

Wie bisher, wird der Ackerbau das wirtschaftliche Rückgrat des Landes bleiben. Die Kartoffelernte wird auf 900 000 t jährlich gesteigert, so daß über die zur Ernährung erforderlichen 350 000 t genügende Mengen übrigbleiben, die die ausgebliebene Kraftfuttereinfuhr ersetzen. An Getreide wird Norwegen wohl niemals Selbstversorger werden. Um aber den Anbau zu steigern, zahlt das Staatsmonopol dem Bauern Preise, die über denen des Weltmarktes liegen. Auch Kunstdünger fehlt, nur Kalksalpeter ist ausreichend vorhanden. 1938 wurden 330 000 t gefördert.

Eine unauffällige Preisüberwachung sowie eine mäßige Rationierung helfen, den Kriegszustand zu ertragen.

Zur Landwirtschaft muß man noch die Maßnahmen des Waldanbaues rechnen. Seit Generationen wurde in der Nähe der Fjorde aus Bequemlichkeit aller Wald abgeholzt und verschifft. Als Folge verkarsteten die Felsen, wurden öde und wertlos. Fehlende Planung führte zu erheblicher Vermoorung. Raubbau senkte den Ertrag. 23 Prozent der norwegischen Fläche sind Wald! Diese Reserve auszunutzen und zu erschließen, war eine der vornehmsten Aufgaben des Reichskommissariates. Die in Deutschland gewonnenen Erfahrungen wurden Norwegen zur Verfügung gestellt, so daß in absehbarer Zeit mit einer Steigerung des Holzanfalls zu rechnen ist.

Die in aller Welt bekannte norwegische Pelztierzucht sieht ebenfalls durch deutsche Abnahmeverpflichtungen einer neuen Blüte entgegen.

Industrie

In den Jahren 1937 und 1938 beschäftigte die norwegische Industrie etwa 160 000 Arbeiter, die jährlich für eine Milliarde Kronen Werte produzierten. Diese Zahl kann und muß noch erheblich gesteigert werden. Der Mangel an Kohle (Norwegen benötigt jährlich 4 Mill. t Heizmaterial, von denen 2,5 Mill. t eingeführt werden müssen) hat zum verstärkten Ausbau der Wasserkräfte geführt. Bisher waren nur 1,377 Mill. kW ausgebaut, während insgesamt 11 Mill. kW, das ist ein Fünftel aller europäischen Wasserenergien, ausbaufähig sind. Etwa 10 Milliarden kW können erzeugt werden. Da etwa 80 Prozent der Wasserfälle in Südnorwegen liegen und Seen als Speicher vorhanden sind, ist der Ausbau der Kräfte kein schwieriges Problem. Wenn man sich fragt, warum es bisher noch nicht in Angriff genommen wurde, so gibt die Antwort ein hundertprozentiges Beispiel liberalistischer Wirtschaftsgesinnung. England wünschte Norwegen als Absatzgebiet für seine Kohle zu haben; die norwegischen Reeder nahmen gern die Kohle als Rückfracht mit. Beider Interessen waren maßgebend im Storting vertreten und siegten über vernünftiges volkswirtschaftliches Denken.

Bemerkenswert ist die norwegische Kalksalpeterindustrie und die Textilindustrie mit etwa 70 000 Arbeitern, die übrigens seit langer Zeit Lumpen verarbeitet, ohne daß London das als Zeichen des Zusammenbruchs auslegte. Der Produktionswert der Textilindustrie beträgt 200 Millionen Kronen. Die Eisenindustrie mit 30 000 Arbeitern produziert jährlich für 300 Millionen Kronen. 38 000 t Roheisen werden jährlich erzeugt. Daneben sind noch die Papierindustrie und die Gewinnung von Pflastersteinen erwähnenswert.

Auch die norwegische Erzbasis verdient Beachtung. Begann der Kampf um Norwegen wegen eines Erzvorkommens, das nicht einmal im eigenen Lande lag, so beweist diese Tatsache allein, daß das norwegische Erz keine internationale Bedeutung besitzt. Wenn man aber den Maßstab eines Dreimillionenvolkes anlegt, so stellen die norwegischen Vorkommen eine recht beträchtliche Reserve dar. Im Jahre 1938 wurden 1,5 Mill. t Eisen- und Titanerz, 1 Mill. t Schwefelkies, je 35 000 t Nickel- und Kupfererz, je 150 000 t Zink- und Bleierz, dazu Silber und Silbererze gefördert. Auch russische Erze werden in Norwegen verarbeitet. Darüber hinaus hat die Initiative des Reichskommissars einen großartigen Plan zur systematischen Erforschung aller norwegischen Bodenschätze in die Wege geleitet. Mag diese Arbeit auch Jahrzehnte in Anspruch nehmen: schon die ersten Ergebnisse haben 33 bedeutende Vorkommen seltener Metalle

Digitized by Google

festgestellt. In nicht mehr allzu ferner Zeit kann daher mit einer Beteiligung Norwegens an der europäischen Gesamtversorgung mit Metallen gerechnet werden.

Fischerei

Neben der Industrie steht an zweiter Stelle die norwegische Fischerei. Die langen Küsten locken förmlich dazu. 125 000 Menschen sind mit dem Fischfang beschäftigt. Schon um das Jahr 1000 n. Ztr. verkaufte Norwegen Fische nach England. Heute werden jährlich rund eine Million Tonnen Fische gefangen, von denen 90 Prozent Ausfuhr darstellen und restlos nach Deutschland gehen. Die vom Reich gezahlten Preise haben den Fang erst lohnend und erträglich und die bisher gezahlten Subventionen überflüssig gemacht.

Hinzu kommen 45 Millionen Kronen, die aus dem Walfang sowie Robbenfängen stammen. Das so gewonnene Öl muß allerdings restlos dem Inlandverbrauch zur Verfügung gestellt werden, um die Volksernährung zu sichern.

Durch Einführung modernster deutscher Tiefkühlverfahren hat der Export norwegischer Fische einen solchen Umfang angenommen, daß er im Außenhandel der wichtigste Posten geworden ist. Das Bewußtsein, in Deutschland ständige Abnehmer zu festen Preisen zu haben, hat mehr genützt als alle Subventionen.

Schiffahrt und Außenhandel

Eng verbunden mit der Fischerei ist die norwegische Schiffahrt. Im Juni 1939 war die norwegische Handelsflotte die viertgrößte der Erde. Mit 4,835 Mill. BRT. modernster Konstruktion stellte sie das wertvollste Volksvermögen Norwegens dar. Auf jeden Einwohner kamen im Durchschnitt 1663 BRT., eine mit nichts zu vergleichende Zahl!

Inzwischen sind 186 Schiffe mit rund 670 000 t versenkt worden, ein weiterer Teil wurde in englische Dienste gepreßt. Aber dennoch wurde der Außenhandel nicht unterbrochen. Während im besten Handelsjahr 1936 für 927 Millionen Kronen eingeführt wurden, führte Norwegen trotz Blockade, verminderten Flottenvolums, Goldflucht und Beschlagnahme seiner Guthaben im Jahre 1940 für 944,8 Millionen Kronen Waren ein.

Das völlig auf den Außenhandel gestellte Land, das seine Einfuhren zu 50 Prozent aus Übersee bezog, dessen Warenverkehr sich hauptsächlich in ost-westlicher Richtung abspielte, muß eine Verlagerung seines Außenhandels in größtem Ausmaße erleben. Auch heute gilt die Formel, daß Ausfuhr und Schifffahrtseinkommen gleich Einfuhr sind. Norwegen ist der „Transporteur Europas" geblieben. Der Anschluß an das Zentralclearing in Berlin hat Norwegen bedeutende Absatzgebiete verschafft.

Nur wenige Norweger haben Ausmaß und Sinn dieser Neuorganisation begriffen. Deutschland mobilisiere die norwegischen Reserven nur, um sie sich selbst nutzbar zu machen, so zischelt man. Demgegenüber mögen die Tatsachen gelten, daß sich die deutsche Wehrmacht nahezu ausschließlich aus Beständen der Heimat ernährt. Obendrein lieferte Deutschland 1 Millionen t Kohle und Koks, 200 000 t Zement, 100 000 t Eisen und 100 000 t Öl an die norwegische Wirtschaft! Hier kommt erneut der Wille zur Zusammenarbeit und das Verantwortungsbewußtsein des Reiches den besetzten Gebieten gegenüber zum Ausdruck. Der Norweger will und kann das alles nicht begreifen. Sein Denken war liberalistisch und marxistisch, sein Handel englandorientiert. Zum ersten Male empfindet er die „Last" einer Besatzung. Und obendrein hat dieser Quisling, der immer nur eine verschwindende nationale Minderheit darstellte, die einzige Partei im Lande behalten, während die anderen Interessengruppen im September vorigen Jahres aufgelöst wurden! Das ist zuviel für den beschaulichen Nordmann.

Quisling hat es nicht leicht. Er kämpft einen schweren Kampf um die Seele seines Volkes. Die Entwicklung des Landes soll ruckartig um 35 Jahre vorwärtsgepreßt werden. Behaftet mit dem Makel des Verräters, versucht Quisling Nationalismus und Sozialismus zu verwirklichen. Das Reich mischt sich nicht in die innere Entwicklung des Landes. So muß „Nasjonal Samling" Stimme um Stimme seines Volkes umwerben. Langsam aber sicher wird so das Land zur politischen und weltanschaulichen Einheit gebracht. Noch ist Nasjonal Samling zahlenmäßig zu klein, um die Verantwortung im Lande übernehmen zu können. Seine Mitglieder haben sich zum rassischen und germanischen Gesetz bekannt, wie die Gründung der norwegischen SS beweist.

Die Zeit arbeitet für Norwegen. Gestützt auf die Freundschaft des Deutschen Reiches, wird seine Zukunft größer sein denn je zuvor.

Dr. Kühn, z. Z. im Felde.

Digitized by Google

Werner Schulz, Oslo:

Norwegen und die deutsche Hanse

Der Anbruch einer neuen europäischen Ordnung, die sich heute unter der Führung Deutschlands vollzieht und den Völkern und Staaten unseres Erdteiles neue Wege und Aufgaben weist, hat uns den Blick für geschichtliche und völkische Zusammenhänge geschärft.

Wir wissen, daß es sich darum handeln wird, in dieser kommenden Neuordnung Europas die Irrungen und Ungerechtigkeiten auszugleichen und zu beseitigen, die Jahrhunderte hindurch eine englische Vorherrschaft den Völkern des Kontinents aufzwang, und alte Bindungen wieder herzustellen, die durch Natur und Blut bedingt sind. Es ist selbstverständlich, daß unter diesen Umständen das deutsche Volk aus dem gewaltigen Geschehen der Stunde den Blick in die Vergangenheit richtet, um den Rhythmus der großen und dauerhaften Gesetze zu erkennen. Es hat in der wechselvollen Geschichte des deutschen Volkes ein wirtschaftliches und politisches Gebilde gegeben, das schon vor Jahrhunderten in seiner großartigen Machtentfaltung den Weg zu dauernder deutscher Weltgeltung wies und nur daran zugrunde ging, daß ihm die Grundlage eines wirklichen staatlichen Gefüges fehlte. Das war die deutsche Hanse.

Von Bergen bis Krakene und von Brügge bis Nowgorod ging einmal der große Kreis hansescher Macht und hanseschen Einflusses und mit ihm die Wirksamkeit deutscher Kulturausstrahlung. Alle die Völker und Länder, die damals in diesem Kreis mit einbezogen waren, haben in der Verbindung mit den deutschen Kaufleuten Vorteile und Gewinn gefunden. In wenigen Ländern ist das so stark in die Erscheinung getreten als gerade in den skandinavischen. Wer die Geschichte Norwegens kennt, weiß, was das ganze Land, vor allem aber die Westküste und seine Hauptstadt Bergen, der deutschen Hanse verdanken.

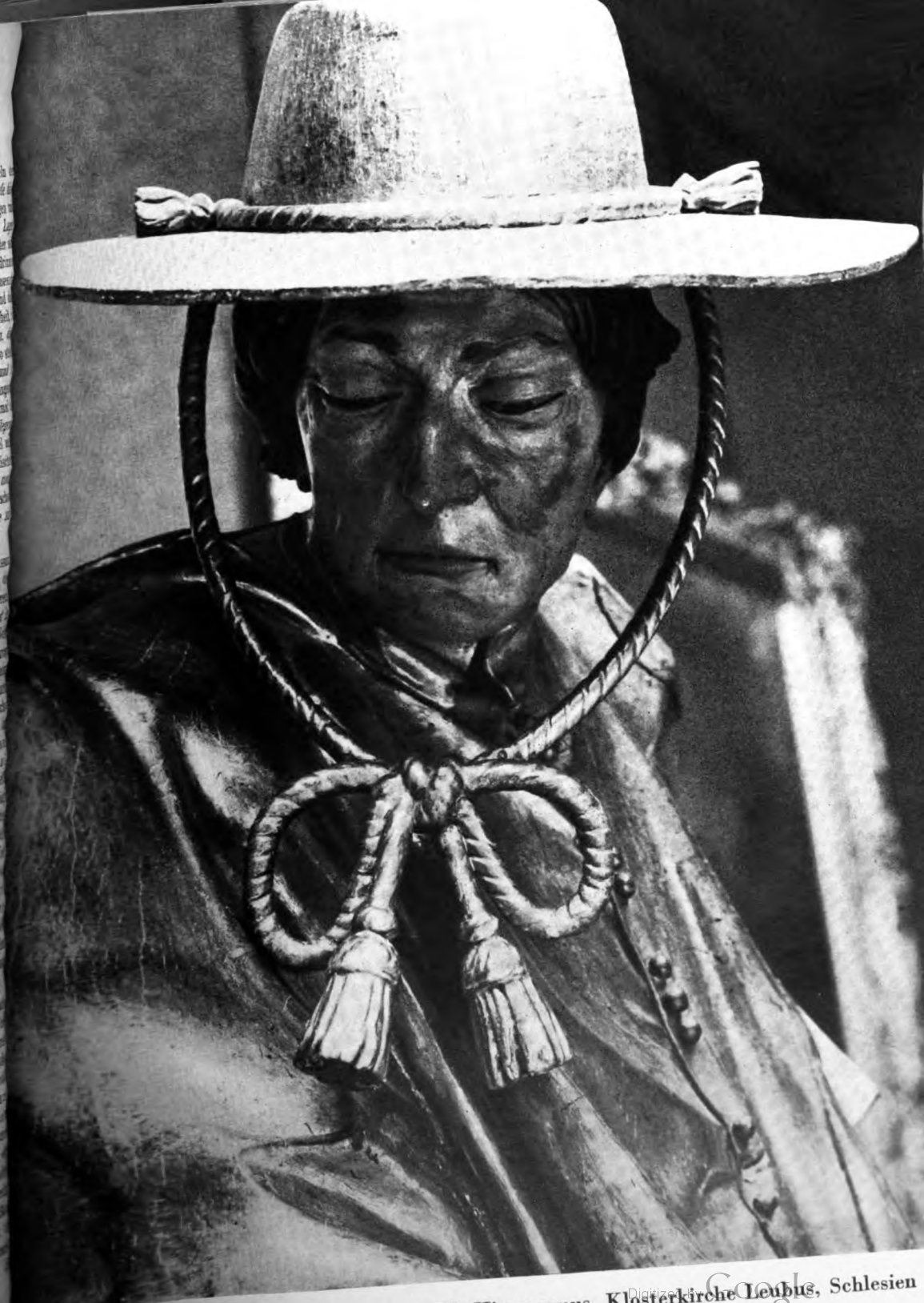
Mehr als drei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem die Dänenkönige das Kontor der Hanse in Bergen auflösten, und doch spürt man, wenn man die alte schöne Stadt des Westlandes besucht, heute noch immer das Wesen der Hanse, das in den Menschen und im Gesicht Bergens lebendig blieb.

Eine starke und eigenwillige Lebenskraft war es, die aus mächtigen Stämmen und Bohlen die Häuser der Deutschen Brücke, jenes Hafenviertels, das den Hansen vorbehalten war, zusammenfügte und wie eine Burg ineinanderschloß. Fast schmal und ohne jeden Prunk stehen die Fronten mit ihren spitzen Giebeln dem Wasser zugewandt. Aber in die Tiefe hinein dehnen sie sich zu langen Gängen und Galerien, zu Herbergsstuben und Lagerräumen, in denen einmal reiche Güter aus aller Welt ihren Platz hatten. Hier drinnen fühlt man die Weite, die damals hansesche Macht erschloß und beherrschte. Und das alles wuchs zusammen zu einer Einheit, in der das Einzelne belanglos erschien, das Ganze aber Kraft und Stärke war. So steht diese Deutsche Brücke heute noch und ist mehr als eine Erinnerung an vergangene Zeit. Der Einfluß, den die Hanse einmal in Bergen ausgeübt hat, ist zu grundlegend gewesen, um abzusterben. Im Handel und in der Schiffahrt der alten westländischen Hauptstadt ist ihr Geist auch dann noch wirksam geblieben, als sie selbst schon lange ihre Stellung im Norden hatte aufgeben müssen.

Die liberalistische Geschichtsauffassung früherer Zeit hat es nicht verstanden, der Arbeit und dem Wirken der Hanse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man hat ihr großes wirtschafts- und kulturbildendes Werk in der Welt des mittelalterlichen Europa und gerade auch in Norwegen verkannt und verkleinert. Heute sehen wir klarer und wir erkennen, daß diese deutschen Kaufleute auf vorgeschobenem Posten im Norden Pioniere deutscher Handelsgeltung und deutschen Kulturlebens gewesen sind. In einer Zeit, in der das damals mit Dänemark vereinigte Norwegen sich in einem wirtschaftlichen und geistigen Niedergang befand und nicht in der Lage war, aus eigenen Kräften Welthandel zu treiben, ist die Hanse das Bindeglied zwischen Norwegen und dem übrigen Europa gewesen. Damit hat sie dem norwegischen Volk große, wichtige Dienste geleistet und dem späteren norwegischen Handel Weg und Ziel gewiesen.

Aber der Einfluß, den hansesche Macht ausübte, blieb nie im Wirschaftlichen begrenzt, er ging in das Geistige und Künstlerische hinein. Die Hanse war für das mittlere und nördliche Europa die große Verbindung zwischen den nationalen Kulturen des hohen Mittelalters. Wenn wir heute durch die Bergener Marienkirche schreiten, in der noch bis in das vergangene Jahrhundert hinein in deutscher Sprache gepredigt wurde, wissen wir wie stark in diesem Bauwerk deutsche und flämische Kunst zur Auswirkung gekommen ist. In dem prachtvollen, überschwänglichen Barock der

Digitized by Google



Hl. Hieronymus, Klosterkirche Leubus, Schlesien

Digitized by Google

Joseph Anton Feuchtmayr: Maria, Deutsches Museum, Berlin

Johann Georg Greif: Engel vom Hochaltar der Heiliggeistkirche, München

Digitized by Google

Kanzel lebte die Formenfülle deutscher Meister, die durch die Hanse den Weg zum Norden fanden. Im Altar, in den herrlichen Fresken, die übrigens das älteste Werk der Renaissancemalerei in Norwegen sind, spürt man den gleichen befruchtenden Einfluß.

Diese kulturellen und geistigen Auswirkungen blieben natürlich nicht auf Bergen beschränkt. Die hanseschen Kaufleute waren in Oslo und in Tönsberg genau so zu Hause wie im Westland, und mit ihnen kam auch deutsche Kunst in alle Gaue Norwegens und führte immer wieder dem norwegischen Volke neue seelische Kräfte zu. Es war kein Zufall also, daß die berühmte Malerschule von Stavanger, die in der norwegischen Renaissance eine bedeutende Stellung einnahm, von dem Breslauer Gottlieb Hendtzschell und dem Neustädter Peter Reimers gegründet wurde. Im Barock des norwegischen Westlandes trat — zweifellos unter deutschem Einfluß — zum erstenmal das Rankenmotiv auf, aus dem sich dann die berühmte Rosenmalerei entwickelte, die heute noch in der Heimkunst des norwegischen Bauern lebendig ist und zu dem Schönsten gehört, was die nordische Kunst in den letzten Jahrhunderten bildete. Auch in nachhansischer Zeit, noch im Trondheimer Rokoko, finden wir die Einflüsse deutscher Kunst, und der bekannte Börsensaal der „Harmonie" in Trondheim ist das Werk eines deutschen Malers.

Alle diese Dinge sind Zeugnisse dafür, daß der hansesche Einfluß für das norwegische Volk segensreich und fruchtbar gewesen ist; sie sind aber auch Beweis für die starke innere Kraft der Hanse selbst. Eine straffe und strenge Zucht schloß alle, die in den Kontoren und Niederlassungen der Hanse arbeiteten, zu einer Gemeinschaft zusammen, deren Gesetze einer späteren verweichlichten Zeit hart erschienen, die aber notwendig waren, um ihre Aufgaben erfüllen zu können. Gerade in dieser inneren Zucht und Geschlossenheit wurde die klare völkische Einstellung der Hanse offenbar. Die Hanse hat nie fremdes Volkstum unterdrückt oder zurückzudrängen versucht. Sie achtete jedes fremde Volkstum, wie sie das eigene rein zu halten bestrebt war. Nur so war es auch möglich, in einer Art überstaatlicher Organisation Länder und Völker verschiedener Sprache zu einem für alle Beteiligten nutzbringenden Wirtschaftsaustausch zusammenzuführen.

Die Ausmaße dieses Austausches sind gewaltig gewesen. Die Flotte der Bergenfahrer allein besaß in der Blütezeit des Bergener Kontors einen Schiffsraum von mehr als 20 000 Tonnen und versorgte die Bevölkerung Norwegens mit dem nötigen Brotgetreide. Die norwegischen Fischlieferungen, ebenso wie der Heringstransport von Südschweden aus, deckten nicht nur den Bedarf Nord- und Westeuropas, sondern gingen bis in den Süden, nach Ungarn und Italien, weiter. In jener Zeit bereits wurde auch in Spanien der getrocknete Bakalao heimisch, der heute noch eines der wichtigsten Nahrungsmittel für die ärmere Bevölkerung der iberischen Halbinsel ist und einen der bedeutendsten Handelsartikel zwischen Norwegen und Spanien darstellt.

Wenn trotz dieser umspannenden Wirtschaftsmacht und troz dieses großen Einflusses als Kulturmittler das Reich der Hanse zusammenbrechen konnte, so liegen die Gründe dafür nicht im Aufbau der Hanse selbst oder in ihrem System begründet, sondern in der inneren Machtlosigkeit des Deutschen Reiches und in dem Eigennutz der Landesherren, die nicht den großen nationalen Sinn der hanseschen Kaufleute erkannten und ihnen nicht den Schutz ihrer Waffen gewährten. So konnte die Hanse den dänischen, englischen und niederländischen Machtbestrebungen nicht standhalten, denn sie sah sich geschlossenen Staaten gegenüber, die ihre ganze wirtschaftliche und militärische Macht zusammenfaßten. Neid und Mißgunst siegten schließlich über den Gedanken einer gesunden ausgleichenden Wirtschaftsordnung, die dem Norden Europas geistig und künstlerisch einen gewaltigen Aufschwung gegeben hatte.

Heute — Jahrhunderte nach ihrem Zusammenbruch — wird auch das Erbe der Hanse wieder Erfüllung finden. Das große Neugestalten der gegenwärtigen Stunde, das Deutschland die ihm zustehende mitteleuropäische Führerstellung gibt, schließt wieder norwegisches Land und Volk in jenen Lebensraum und Kulturkreis, zu dem es durch Blut und Geschichte, Natur und Wesen gehört und aus dem es lediglich durch das englische Weltsystem herausgedrängt wurde. In diesem Aufbruch einer neuen Zeit wird gerade der norwegische Mensch gut tun, jetzt den Blick zurück zu richten, um die geistigen, kulturellen und materiellen Werte abzuwägen, die eine britische Ordnung ihm brachte. Es wird wenig zu finden sein, wenn man von den Luxusjachten einiger weniger Reeder und Großhändler absieht. In Bergen und Wisby und vielen anderen Städten Skandinaviens aber zeugen heute noch Bauten und Bilder, Altäre und Kanzeln von dem Reichtum und dem Überfluß deutscher Kultur und Zivilisation, den die Hanse nordwärts trug.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Weimar 1941

Man hat die geschichtliche Entwicklung des deutschen Geistes in seinem Verhältnis zu Shakespeare untersucht; gleiche Untersuchungen geistesgeschichtlicher Art liegen nahezu für jeden fremdländischen Kopf vor, der an Deutschlands Wesen mitgeprägt hat. Man wird eines Tages mit umfangreichem Material beschreiben müssen, wie die Kurven der Annäherung und des Abstandes zwischen Goethe und Deutschland verlaufen sind, nachdem fast jedes Land der Erde sich über seine Goethe-Nähe und Goethe-Ferne im klaren ist. Das Jubiläumsjahr 1932 hat in dieser letzten Hinsicht umfassende Zeugnisse erstellt. Zumindest für den kulturellen Bereich im engeren Sinne würde ein solches Buch mehr aussagen als nur über das eigentliche Thema, denn je größer der Spiegel ist, vor den man etwas stellt, desto größer sind die Erhellungen über das, was sich in ihm spiegeln will. Goethe gehört zu den größten Spiegelungsmöglichkeiten der deutschen Kultur überhaupt, und eine Untersuchung über das Verhältnis des deutschen Volkes zu ihm wird schlechterdings den Ablauf der Kulturverbundenheit als solcher ergeben. Ganz anders als etwa im Verhältnis zu Schiller, zu Herder, zu Nietzsche oder Wagner läuft das Verhältnis zu Goethe nicht auf eine bestimmte Ausrichtung, sondern auf den Willen zu einer Ausrichtung hinaus. Goethe-Nähe gibt nicht so leicht gängige Münzparolen her wie vielleicht Nietzsche-Nähe, aber sie wirkt revolutionierend bis in den Grund der Seele selbst, ohne sich in lebensfernen Kult umfälschen zu lassen.

Wie kleinlich wirkt heute schon im Vergleich zu der von der Hitler-Jugend in das deutsche Volk hineingepflügten Goethe-Nähe der über den Bezirk des Literarischen nicht hinausgekommene Goethe-Kult um Gundelfinger (Gundolf). Selbst wenn man noch den Georgeschen Aufbruch zu solcher Goethe-Nähe als die echte Sehnsucht nach Führung und Gefolgschaft ansieht, so liegt doch für jeden, der Kulturpolitik als Volkskulturpolitik begreift, die Enge und Fruchtlosigkeit solchen Beginnens auf der Hand, da sein Ansatzpunkt im Bezirk des abstrakt Geistigen lag und nicht auf die heute wieder erkannten Wirkungsmöglichkeiten der Dichtung und das politische Amt des Dichters gerichtet war. Skeptiker werden einwenden, daß von der Goethe-Nähe eines Angehörigen der Hitler-Jugend in irgendeiner Einheit irgendeiner Großstadt wohl kaum geredet werden könne. Abgesehen davon, daß so entfernte geistige Beziehungen überhaupt nicht meßbar sind, bewiese dieser Einzelfall nichts angesichts der Tatsache, daß eine mindestens nach Hunderten zählende Gemeinschaft junger Führer in den Zauber einer neu gefaßten Weimar-Idee untergetaucht ist, sie lebt oder doch zu leben versucht und dabei einen viel freieren Blick in die Welt hat als die etwas stickig gewordenen Seminarräume zuließen, in denen der Gundolfsche Goethe-Geist vertreten wurde.

An anderer Stelle dieser Zeitschrift findet sich Dr. Schlössers diesjährige Goethe-Rede während der Reichskulturtagung der Hitler-Jugend vom 12. bis 17. Juni abgedruckt. Der in der Idee großdeutsche Goethe und die neue großdeutsche Wirklichkeit sind ihre Komponenten. Die Lebenskraft Goethes für die Jugend, von Baldur von Schirach zunächst aufgezeigt, wird um einen neuen Ring erweitert. Vertiefend nach innen war die andere, die Eröffnungsrede Dr. Schlössers von der Ehrfurcht, zu der Goethe erziehe, der bis zu seinem Lebensende selbst ein sich um „Respekt" Bemühender gewesen ist.

Zwischen solchen Polen, dem stolzen Anspruch auf Größe und Auswirkung und der Erziehung zur grundlegenden Kleinarbeit, verlief die gesamte Tagung. Wer an ihr teilnahm, freute sich ebenso der vielsagenden Anwesenheit von Jugendabordnungen aus zehn Ländern und der Buntheit, die damit im wörtlichen Sinne das Gesicht der Veranstaltungen erhielt, wie des nicht erlahmenden bohrenden Willens und der schlichten Nüchternheit, die die Arbeitstagungen beherrschte. Sowohl Dr. Karl Richard Ganzer wie Dr. Thierfelder rissen die Horizonte ihrer Hörer zu weiten Ausblicken auf. Ganzer, der vom „Auftrag des Reiches" sprach, beglaubigte zunächst unsere großen Vorstöße in den europäischen Raum aus unserer Geschichte und charakterisierte zugleich die völkerbindende Methode unserer europäischen Führung im Gegensatz zu der im-

Digitized by Google

perialistischen völkerauslöschenden Methode. Thierfelder, der bekannte Pionier für den Gedanken „Deutsch als Weltsprache", konnte als wahrscheinlich gar nicht beabsichtigte Parallele zu Ganzers Vortrag beweisen, daß unsere Sprachwerbung im Ausland nicht volkstumsunterdrückend gewirkt habe oder wirken wolle. Er unterstrich die Notwendigkeit dieser Werbung und forderte geradezu Soldaten der Sprache, die bereit sind, ein paar Jahre ihres Lebens im Ausland zu verbringen und Deutschtum vorzuleben.

Die zum zweitenmal während des Krieges abgehaltene Reichskulturtagung war, wie nahezu alle kulturpolitische Arbeit in Deutschland, ein beglückendes Zeugnis dafür, daß hinter dem Wall der Waffen die Kultur in vielem nahezu ungestört weitergehen kann und daß kulturelle Großplanungen nach wie vor unter weitgesteckten Friedenszielen stehen. Dennoch war auch dieses Jahr die Tagung reich an Beweisen dafür, daß die Hitler-Jugend um die besonderen Aufgaben des Krieges weiß und mit ihnen fertig wird. Stabsführer Möckel selbst ging in seinen die Tagung abschließenden Ausführungen bis in die Einzelheiten der Haushaltsgestaltung, der Kleidungs- und Ernährungslenkung, die den Jugendführerinnen als praktische Kriegsarbeit wichtige Aufgaben stellen. Die Hitler-Jugend glaube, mit der Kulturarbeit einen Beitrag zum Leben des Volkes im Kriege zu leisten und sehe sie nicht als Selbstzweck, sondern als Dienst an der Gemeinschaft an. Die Baukunst aus dem Geist der Landschaft und das Puppenspiel hob er als besonders geeignete Mittel der Volkstumspflege hervor, und bemerkenswert bleibt des Stabsführers Abfertigung der These, daß die höchste Kunst für die Jugend zu schwer sei. Was die Bildung eines neuen Lebensstiles betrifft, so lehnte er jede öde Gleichmacherei als unjugendlich ab. Oberbannführer Otto Zander, K-Chef des Kulturamtes der RJF., bezeichnete in seiner die Arbeitstagung eröffnenden Rede die in der Heimat Gebliebenen als die Besatzung eines Brückenkopfes, die das Erreichte zu behaupten habe, etwa das Maß an Singkultur, das mancher durch das gröhlende Absingen von Soldatenschlagern vorschnell aufzugeben bereit ist. Wie die von der Hitler-Jugend gepflegte Musikarbeit nach anfänglicher Zurückhaltung von der Wehrmacht selbst bejaht wurde, wurde auch dieses Jahr wieder von kundiger Seite aus dem OKW. in Weimar bestätigt.

Die weite Sicht auf die Dinge der Kultur bezeugte auch Oberbannführer Hartmann, als er über das Bauprogramm der Hitler-Jugend sprach. Das Ziel sei es, die Weltanschauung auch in den äußeren Lebensformen, in erster Linie den Heimbauten, sichtbar zu machen. Der nationalsozialistische Baukünstler müsse dem Geist der Hitler-Jugend in dreifacher Weise verpflichtet sein, er müsse die Ehrfurcht vor der Landschaft, vor dem Material und seinem inneren Wert und vor dem Menschen haben, für den er baue. Von Helmut Majewskis Ausführungen sei in dem engen Rahmen dieses Berichts erwähnt, daß er nach wie vor für den Wertmaßstab aller Musik das Lied ansprach; alle Formen der Komposition seien in ihm vorgebildet und seine Pflege besonders zu fördern, da sie der Hausmusik Wege der Wirksamkeit eröffne. Die vom Veranstaltungsring im vergangenen Winter ausgeführten über hundert Konzerte für die Jugend setzten den Starallüren einen Damm, indem sich hier die jungen Künstler vor den Kameraden als erster Öffentlichkeit bewiesen. Auch die Schrifttumsarbeit kam zu ihrem Recht und die Form der Freizeitgestaltung. Die jährlichen Verpflichtungsfeiern sollten an durchschlagendem Charakter gewinnen und den Rang traditioneller Feiern allmählich einholen. Zunächst würden die Verpflichtungsfeiern noch im März stattfinden, später sollten sie mit den Sonnenwendfeiern verbunden werden.

Der künstlerischen Praxis war ein verhältnismäßig breiter Raum geschaffen. Beim Festakt im Deutschen Nationaltheater erwiesen etwa an der neubearbeiteten Gluckschen „Frühlingsfeier" die Chöre und Orchester der Rundfunkspielscharen Deutschlandsender und Reichssender Berlin ihre hohe Kultur, und das „Konzert der Jugend", das auch der Weimarer Öffentlichkeit zugängig gemacht war, hatte einen geradezu durchschlagenden Erfolg. Hier begegnete man wieder dem jungen Geiger Otto Schärnack mit einem Mozartschen Konzert. Die Aufführung der 9. Sinfonie mit den Chören der Stuttgarter Hitler-Jugend, der Staatskapelle Weimar und Weimarer Solisten zeigte, wie entschlossene Führung, aufgeschlossene Hingabe und ins kleinste gehender Fleiß selbst vor einer so ungeheueren Aufgabe wie diesem Weltwerk zu bestehen vermag. Gerhard

Digitized by Google

Maaß interpretierte an manchen Stellen überraschend neu und führte Orchester und Chöre so sicher, daß schon allein diese Disziplin iertheit Erstaunen auslöste. Jungen Nachwuchs, fast immer unter 18 Jahren, im Weimarer Schloß an der Stelle der ersten Tasso-Aufführung spielen zu lassen, war nicht nur als stimmungsmäßiger Auftakt glücklich gedacht, sondern auch beruhigend im Hinblick darauf, daß die Hitler-Jugend ja auch einmal die unumgänglich notwendigen „Virtuosen" zu stellen haben wird, selbst wenn sie zunächst mit Recht den Typ des Virtuosen alten Schlages überwindet. Auf wie breiter Grundlage der Laienkulturarbeit solche musischen Spitzenleistungen ruhen, versicherte schließlich der in der Weimarhalle gebotene Ausschnitt aus der kulturellen Arbeit des BDM. mit seinen praktischen Beispielen ebenso wie mit dem Rechenschaftsbericht der Amtsreferentin Leni Nölle und die Ostlandspielschar mit ihren Liedern, Tänzen und einem Laienspiel.

Wieder muß, zu den hier stichwortartig genannten Veranstaltungen, Weimar selbst als des bleibenden Urgrundes, — der Aufführungen klassischer Meisterwerke im Deutschen Nationaltheater, einer Dichterstunde mit Hermann Burte, der Erinnerungsstätten, des Parks um das Gartenhaus und der stilleren Stunden neben den fröhlich gemeinsamen bis hinauf zu den feierlich-festlichen gedacht werden. In den gleichen Tagen kamen in unmittelbarer Nähe Weimars, in Erfurt, dichtende und komponierende Kameraden zur Uraufführung. Im Rundfunk waren Spitzenchöre der Hitler-Jugend zu hören. An so viel besagender Stelle wie Gründgens' Staatlichem Schauspielhaus wurde Hans Baumanns „Alexander" zum erstenmal gespielt, und hier wirkten Spieleinheiten der Hitler-Jugend mit. Knappe Beispiele dafür, daß die Kulturarbeit der Hitler-Jugend und ihre Tagung in Weimar keine interne und keine nur jugendliche Angelegenheit, sondern aus dem Gesamtbild deutscher Kultur der Gegenwart nicht mehr wegzudenken ist.

Herbert A. Frenzel.

Ein Amerikaner über den deutschen Geist —

„Eine Erscheinung vornehmlich, die Goethe mit seiner ganzen Nation gemein hat, macht ihn in den Augen des französischen wie des englischen Publikums zu einer ausgezeichneten Erscheinung, daß sich alles bei ihm nur auf die innere Wahrheit basiert. In England und Amerika respektiert man das Talent, allein man ist zufriedengestellt, wenn es für oder gegen eine Partei seiner Überzeugung nach tätig ist. In Frankreich ist man schon entzückt, wenn man brillante Gedanken sieht, einerlei, wohin sie wollen. In all diesen Ländern aber schreiben begabte Männer, soweit ihre Gaben reichen. Regt, was sie hervorbringen, den verständigen Leser an und enthält nichts, was gegen den guten Ton anstößt, so wird es genügend angesehen. So viel Spalten, so viel angenehme und nützlich verbrachte Stunden. Der deutsche Geist besitzt weder die französische Lebhaftigkeit noch das für das Praktische zugespitzte Verständnis der Engländer, noch endlich die amerikanische Abenteuerlichkeit; allein, was er besitzt, ist eine gewisse Probität, die niemals beim äußerlichen Schein der Dinge stehen bleibt, sondern immer wieder auf die Hauptfrage zurückkommt: ‚Wo will das hin?' Das deutsche Publikum verlangt von einem Schriftsteller, daß er über den Dingen stehe und sich einfach darüber ausspreche. Geistige Regsamkeit ist vorhanden: Wohlan, wofür tritt sie auf? Was ist des Mannes Meinung? — Woher? — woher hat er alle diese Gedanken? Die Engländer sehen nur das Einzelne und wissen die Menschheit nicht nach höheren Gesetzen als ein Ganzes aufzufassen . . . Die Deutschen denken für Europa . . . Die Engländer ermessen die Tiefe des deutschen Genius nicht."

„Aus diesem Grunde sind die in der höheren Konversation gebräuchlichen Unterscheidungsbegriffe alle deutschen Ursprungs. Während die ihres Scharfsinns und ihrer Gelehrsamkeit wegen mit Auszeichnung genannten Engländer und Franzosen ihr Studium und ihren Standpunkt mit einer gewissen Oberflächlichkeit ansehen und ihr persönlicher Charakter mit dem, was sie ergriffen haben, und mit der Art, wie sie sich darüber ausdrücken, in nicht allzu tiefem Zusammenhange steht, spricht Goethe, das Haupt und. der Inhalt der deutschen Nation, nicht weil er Talent hat; sondern die Wahrheit konzentriert ihre Strahlen in seiner Seele und leuchtet aus ihr heraus. Er ist weise im höchsten Grade, mag auch seine Weisheit oftmals durch sein Talent verschleiert werden. Wie vortrefflich das ist, was er sagt, er hat etwas im Auge dabei, das noch besser

Digitized by Google

ist... Er hat jene furchterweckende Unabhängigkeit, welche aus dem Verkehr mit der Wahrheit entspringt." Emerson, 1803—1882.

Das Barock — eine deutsche Ausdrucksform

Zur Kunstdruckbeilage.

Es ist eine recht kennzeichnende Tatsache, daß die Generation unserer Großeltern, hätte man ihnen „deutsches Barock" als etwas Sehenswertes und sehr Deutsches anpreisen wollen, sich entsetzt und verständnislos abgewandt hätte: damals fand man nämlich das Barock eine schämenswerte Verirrung und Verwirrung. Der kühne, geisterfüllte, weitgespannte Schwung des Barock fand kein Echo in den enggewordenen Gemütern. Und als gegen 1900 dann die nächste Generation ganze Straßenzüge plötzlich „neubarock" baute — da hatte es auch wieder mit dem wahren Barock nichts zu tun, war hohles Pathos, Fassade von in rascher Prosperität und verdienstsüchtiger Städtischkeit hingestellten Serienhäusern, Ausdruck eines prunkhaften Lebensgefühls, unter dessen Hülle die Seele unbemerkt eines sanften Todes verblichen war. Die Kunstwissenschaft zwar hatte nun das Barock schon entdeckt, aber die Rückgewinnung für das Erlebnis der Allgemeinheit, das geschah doch erst nach dem Weltkrieg: und konnte erst dann geschehen, nachdem eine urgewaltige Erschütterung den Geist und die Empfindungsfähigkeit wieder geweckt hatte, wie Stahl Funken aus dem Stein schlägt.

Nun erst wuchs das Staunen über jene Gewalt des Lebensgefühls und des Geiststürmertums, die die barocken Jahrzehnte, jene Zeit von etwa 1650 bis 1790 (den Ausklang im Rokoko umfassend) erfüllt und getrieben hatte. Nun spürte man es plötzlich in der eigenen Seele nachschwingen, wie die Baumeister in höchster Harmonie und zugleich kühnster Gegensetzung Schlösser, Kirchen und Klosterbauten aus der Einsamkeit der Landschaft oder auch der Kleinheit der Städte emporgebaut hatten, wie sich die raffinierteste Mathematik mit dem Impuls der Herzen und Geister verband zur in sich vollkommenen Form, — einer Form, die bebte und vibrierte, in Wellen und Schwüngen und jähen Brüchen lief, als stürzte immer wieder das Kosmische in sie ein, die aber trotzdem in einzigartig kühner und freier Geste gerafft war und niemals den Atem eines großen Mutes, einer großen Daseinsliebe und einer großen Ehrfurcht vor den Gesetzen und Mächten der Schöpfung vermissen ließ.

Diesem Wesen entspricht es völlig, daß Architektur, Plastik und Dekoration sich unlöslich durchdringen; es ist ja ein umfassendes Weltgefühl ausgedrückt, die Ahnung von schöpferischem Miteinanderwirken der Kräfte, ein dynamisches, kein statisches Erlebnis. Es ist etwas Rauschhaftes in dieser Kunst, und sie ist darum in höchstem Maß unwiederholbar und als Ganzes unnachahmbar. Aber so wie eben die großen Stile der Kunst jeweils immer neue Erlebenskräfte der Menschen zum Ausdruck bringen, die wir alle in unser gereiftes Bewußtsein, unser neues Leben aufnehmen müssen, so ist auch das Barock zum Offenbarer einer Kraft geworden, die in keinem anderen europäischen Volk so im tiefsten wurzelte: der Wille zur himmelstürmenden Ganzheit, zum Erobern der Wahrheit, zur Begeisterung. Das Wesen des Deutschen ist, im tiefsten erfaßt, dynamisch, es drängt zum immer neu angesetzten und vorangetriebenen Erkennen der Einheit von Welt und Sinn: voller Spannung und Bewegung, wie der Wind in die Gewänder der barocken Plastiken greift und die Träger aus jeglicher Erstarrung unweigerlich immer wieder mit sich hinausreißen wird. St.

Neue Bücher

Der Ferne Osten

Unser Bündnis mit Japan hat die fernöstlichen Probleme in den allgemeinen Gesichtskreis gerückt, und der russisch-japanische Ausgleichsversuch vom 13. 4. 1941 hat besonders die Wichtigkeit der Beziehungen zwischen Deutschland, Japan und Rußland betont. Es ist gut, die Kenntnisse über diese Wechselbeziehungen aufzufrischen bzw. zu erwerben. Neben dem letzten Haushoferschen Buche „Japan baut sein Reich" sind die beiden Bändchen von Otto Becker, „Der Ferne Osten und das Schicksal Europas 1907—1918" (Leipzig), und Rudolf Walter, „Innerasien im Ringen der Mächte" (Schriftenreihe der NSDAP., Gruppe VIII: Kontinent und Übersee, Bd. 1, Berlin 1941) zum Verständnis der weltgeschichtlichen Ereignisse in Ost- und Zentralasien sehr nützlich. Besonders das Beckersche Buch zeigt trotz seines geringen Umfanges von etwas über 100 Seiten mit wissenschaftlicher Genauigkeit die geschichtlichen Grundlinien auf, die vor und in der Zeit des Weltkrieges Japan und Rußland auf die falsche Seite geraten ließen. Die Schicksalsverbundenheit des deutschen, russischen und japanischen Raumes gegen England wird sehr fein herausgearbeitet und dargelegt, wie im Grunde nur das liberale, englandfreundliche Kabinett des Grafen Okuma die Verantwortung dafür trägt, daß nicht schon im Weltkrieg Japan eine erfolgreiche Festlandpolitik treiben konnte. Gleicher-

Digitized by Google

maßen schildert uns Becker in überzeugender Weise die Sackgasse, in die Rußland und sein Herrscher durch das Abkommen mit England vom 31. August 1907 sowie den ihm vorausgegangenen Vertrag mit Japan vom 10. Juli 1907 hineinmanövriert wurde. Diese vertragliche Verstrickung war es auch, die im Weltkrieg den Zaren davon abhielt, einen rettenden Sonderfrieden mit Deutschland zu schließen.

Das Waltersche Buch gibt uns auf knapp 120 Seiten eine vorzügliche Zusammenstellung der wichtigsten erdkundlichen und politischen Grundlagen Zentralasiens, die man sich sonst mühsam allerwärts zusammensuchen muß. Besonders das Kapitel über Tibet und Chinesisch-Ostturkestan ist meines Wissens in solch kurzgefaßter und anschaulicher Art noch niemals geschrieben worden. Auch über das Schicksal der Äußeren und Inneren Mongolei seit der Jahrhundertwende bis in die neueste Zeit hinein berichtet Walter in anregender Weise. Dem Büchlein ist eine Einführung von Reichsamtsleiter Dr. Georg Leibbrandt vorangestellt sowie eine informierende Karte beigefügt.

Ibero-Amerika

Eine Schrift, die sehr gut geeignet ist, in der Politik unserer Tage wertvolle Kenntnisse über das Wesen, Gliederung und Zukunft Süd- und Mittelamerikas zu vermitteln, ist das Buch von F. Niedermayer, Ibero-Amerika (Leipzig, Teubner, in der Schriftenreihe Macht und Erde). Der Verfasser gibt uns in flüssiger Sprache, die sich in ihrer Art und ihrem Inhalt wohltuend von gangbarer Propagandamünze unterscheidet, ein außerordentlich lebendiges Bild über die geschichtlichen und geopolitischen Grundlagen. Die neue Entwicklung zum „Indianismo" und gleichzeitig zu nationaler Autarkie hin wird anschaulich und vor allem auch sachlich richtig beschrieben. Die vorübergehende Überlassung Ibero-Amerikas an den nordamerikanischen Imperialismus in einer vielleicht wohlgemeinten Angleichung an andere Großraum-Kraftfelder, die auf einer falschen Auffassung von den Gegebenheiten der wirtschaftlichen und geistigen Wirklichkeit beruht, findet in der kleinen Schrift eine überlegene Kritik und Abfuhr. Jeder, der nur einigermaßen die Verhältnisse kennt — und dem Verfasser darf man gründliche Sachkenntnis nachrühmen —, weiß, daß Panamerika zwar ein politisches Hochziel der USA. ist, aber noch arg weit davon entfernt ist, als ein dauerhaftes Gebilde ins Leben zu treten. Wir sollten uns daher bemühen, an Hand der Arbeit von Niedermayer, uns mit den grundlegenden Kenntnissen zu wappnen und den jungen Nationen Ibero-Amerikas Verständnis in ihrem wechselvollen Kampf gegen die Überfremdung durch Washington und Wallstreet entgegenzubringen

Dr. Kurt Wirth.

Englische Propaganda

Man wird mit einigem Recht behaupten können, daß das Buch von Norbert Tönnies: Der Krieg vor dem Kriege, Englands Propaganda bis zum 3. September 1939 (Essener Verlagsanstalt) nicht nur zu den interessantesten innerhalb des stark angewachsenen Englandschrifttums gehört, sondern auch als glänzend fundiertes historisches Dokument eine zeitlich kaum begrenzte Bedeutung besitzt. Es behandelt die treibenden Kräfte, die Methoden und Werkzeuge der britischen Propaganda und bringt am Ende eine Übersicht über das System der kläglich zusammengebrochenen Einkreisungspolitik und die strategische Lage Englands im Mittelmeer und im Fernen Osten. Zahlreiche geschickt eingefügte Zitate beweisen die restlose Vertrautheit des Verfassers mit der englischen Presse der letzten Jahre. Mit klarem Blick beobachtete er das Spiel hinter den Kulissen und gewann seine Eindrücke aus ersten Quellen Daher verdient seine wohlabgewogene Darstellung allgemeines Interesse.

Dr. Anselm Schlösser.

Hauptschriftleiter Günter Kaufmann, Wien (z. Z. bei der Wehrmacht). Verantwortlich für den Inhalt: Ortrud Stumpfe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 99 62 61. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.). Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Seit wann gibt es „Bayer"-Arzneimittel?

Seit über fünf Jahrzehnten gibt es „Bayer"-Arzneimittel. Das bedeutet mehr als 50jährige Erfahrung und Bewährung. Diesen Erfolgen verdankt das „Bayer"-Kreuz das große und allgemeine Vertrauen.

BAYER

Eine interessante Neuerscheinung über die Alltagsarbeit des großen Königs!

Der allgegenwärtige König

Friedrich der Große im Kabinett und auf Inspektionsreisen

Nach teils unveröffentlichten Quellen bearbeitet und herausgegeben von

Staatsarchivrat Dr. Carl Hinrichs

Mit einem Geleitwort von

Reichsmarschall Hermann Göring

Mit 19 Abbildungen
VIII und 319 Seiten

Preis in geschmackvollem Ganzleinen RM. 8,50

Bitte wenden Sie sich an Ihre Buchhandlung!

R. v. Decker's Verlag · G. Schenck
Berlin W 15

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

Anton Mussert / Kampf der NSB. in den Niederlande

Kurt Wirth / Ibero-Amerika heute

rnelius van Geelkerken / Der Weg des Nationalen Jeugdst

itwort des Reichsministers Seyss-Inquart — Hermann Lindenburger / Deuts
d die Niederlande — Politik und Seele Hollands — Das Land der Kanäle — Ge
se / Sowjetsphinx ohne Rätsel — Kunstdruckbeilage / Niederländische

lbmonatsschrift / Heft 15 Berlin, 1. August 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Geleitwort
des Reichskommissars für die besetzten niederländischen Gebiete
Seyss-Inquart

Anton Mussert: *Zehn Jahre Kampf der Nationalsozialistischen Bewegung (NSB.) in den Niederlanden*

Cornelius van Geelkerken: *Der Weg des Nationalen Jeugdstorm*

Hermann Lindenburger, den Haag: *Deutschland und die Niederlande*

Kurt Wirth: *Ibero-Amerika heute*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Gerhart Weise: *Sphinx ohne Rätsel*

Alois Wagner: *Politik und Seele Hollands*

KLEINE BEITRÄGE

Cornelius de Jong: Holländische Landschaft — Land der Kanäle

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Niederländische Malerei

4 Photos Gustav Schwarz, Berlin

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 1. August 1941 | Heft 15

Geleitwort

Die deutsche Jugend in den Niederlanden steht in aufrichtiger Kameradschaft zu den niederländischen Jungen und Mädels, die heute schon im nationalsozialistischen Geiste mit uns gehen. Den jungen Kameraden vom Jeugdstorm sind schwere Aufgaben gestellt, es gilt für sie vor allem gegen das große Mißverstehen zu kämpfen, das einmal auch die Jugend im Reich zu spüren bekommen hatte; der Jeugdstorm ist ein Teil der nationalsozialistischen Schicksalsgemeinschaft, die später einmal die Geschicke dieses Landes lenken und zum Guten führen soll. Auf ihrem Wege wird die nationalsozialistische niederländische Jugend weiterhin in treuem Zusammengehen von unserer deutschen Jugend begleitet werden.

Reichskommissar für die besetzten niederländischen Gebiete

Anton Mussert:

Zehn Jahre Kampf der Nationalsozialistischen Bewegung (NSB) in den Niederlanden

Die Nationalsozialistische Bewegung steht im zehnten Jahre ihres Kampfes. Am 14. Dezember 1931 wurde sie gegründet. In dem Jahr 1932 wurden in aller Stille ohne Aufsehen nach außen hin die ersten tausend Mitglieder zusammengebracht.

Mein erster Mitarbeiter war van Geelkerken, der gegenwärtige Leiter des Nationalen Jeugdstorm. Zusammen mit ihm habe ich die NSB. aufgebaut, zusammen haben wir die ersten kleinen Zusammenkünfte durchgeführt, im Frühjahr 1932 mit 6, 10 oder 20 Arbeitern, Studenten, Unteroffizieren und Offizieren, die instinktmäßig fühlten, daß der alte politische Apparat mit allen liberalistischen Anhängen, Privatismus, Kapitalismus usw. abgetan war und eine neue Ordnung aufgebaut werden müßte.

Digitized by Google

Aus diesem Gefühl heraus wurde das Programm aufgestellt mit folgendem Anfang: Für ein sittliches und körperliches Wohl eines Volkes ist nötig eine starke Regierung, Selbstachtung der Nation, Zucht, Ordnung, Solidarität in allen Volksklassen und die Erhebung des Allgemeinwohls der Nation über Privat- und Gruppeninteresse hinweg.

Anfang Januar 1933 fand in Utrecht die erste Versammlung von Mitgliedern aus dem ganzen Land statt. 600 Pioniere füllten den beträchtlich zu kleinen Saal. 30 Mann der kaum aufgestellten WA. (Wehrabteilung) marschierten durch Utrecht, umtobt von schimpfenden Trupps Marxisten. Die Flagge der NSB. wurde zum ersten Mal gehißt. Die 30 Mann der WA. wurden besichtigt. Die Polizei zog den Gummiknüppel, diese angelsächsische Erfindung, und schlug damit in die Zuschauer. Der erste, der durch den Gummiknüppel getroffen wurde, war mein Bruder, der in Bürgerkleidung (er war Offizier) zwischen den Menschen stand, um der Flaggenhissung beizuwohnen. Er hat nicht die Gewohnheit zurückzuweichen und fing also die ersten Schläge auf. Am 14. Mai 1940, während der ersten Kriegstage in den Niederlanden, ist er von subalternen Offizieren als Oberst ermordet worden, die ihn als Bruder des Leiters der NSB. verhaften wollten. Diese Missetäter dachten, daß er sich wie ein Lamm mitnehmen ließe, und als er sich wehrte, schossen sie ihn mit vier Schüssen nieder, bevor er seinen Revolver ziehen konnte.

So begann der Nationalsozialismus in Holland unter Hohn, Lächerlichmachung, Schimpfausbrüchen und Gummiknüppelargumenten. Wenige werden sich damals bewußt gewesen sein, welch einem langen Leidensweg sie folgen mußten. Aber ich bin überzeugt davon, auch wenn das von vornherein bekannt gewesen wäre, hätten sich gerade die Streiter, die wir nötig hatten und nötig haben, dadurch nicht von dem eingeschlagenen Weg abhalten lassen.

Die Parole von 1933 lautete: Von den ersten tausend Mitgliedern zu den ersten zehntausend. Ende 1933 waren es mehr als zwanzigtausend. Solch ein gewaltig schnelles Aufrücken des neuen Gedankens hatten die politischen Machthaber nicht für möglich gehalten. Ihre Taktik änderte sich. Sie begriffen, daß sie durch Lächerlichkeiten allein den Marsch nicht aufhalten konnten.

Inzwischen war Hitler in Deutschland an die Macht gekommen. Monatelang trösteten sich die Demokraten noch mit dem Gedanken, daß dies wohl nur eine kurze Periode sein sollte und daß die Nationalsozialisten zu unbequem wären, um regieren zu können, daß wohl nach einigen Monaten das ganze Regime in Trümmer fallen würde. Das Jahr 1933 verlief, und es ging gut in Deutschland. Die demokratischen Erwartungen wurden nicht erfüllt. Da begriffen die Machthaber in Holland, daß der Aufmarsch der NSB. auch für sie eine tödliche Gefahr bedeute. Der Ministerpräsident Dr. Colijn, der immer und stets enge Beziehungen mit der englischen Plutokratie unterhalten hat und auch wohl als der Typ des niederländischen Plutokraten angesehen werden konnte, ermächtigte Ende 1933 die Regierung zum Verbot der NSB. Mitglieder der NSB. durften nicht mehr in Staatsstellungen oder sonstigen höheren Beamtenstellungen dienen, nicht einmal Lieferanten an Staatsbetriebe durften sie sein. Es war Terror. Und natürlich waren diese Verbote im Gegensatz zu dem Reichsgesetz, auf das der Herr Colijn Treue geschworen hatte. Hunderte von Beamten, Offizieren und Unteroffizieren, die meistens gute Kräfte waren, mußten die Bewegung verlassen. Sie, die nicht konnten, wie sie wollten, wurden ohne Rente oder Pension auf die Straße gesetzt. Die Bewegung bekam einen harten Schlag, viele offene Stellen mußten besetzt werden; aber die Bewegung marschierte weiter unter zunehmendem Druck durch das Jahr 1934 bis ins Frühjahr 1935, zur demokratischen Kraftprobe, nämlich der ersten Teilnahme an den Wahlen. Die Bewegung zählte damals 450 000 Mitglieder, und sie vereinigte 300 000 Stimmen auf sich, ein enormer Erfolg.

Auch in Holländisch-Indien faßte die Bewegung festen Fuß. Bis in die entferntesten Orte, bis ins innerste Land von Sumatra und Borneo fanden kleine Zusammenkünfte der einsamen Pflanzer statt, die einander fanden im Glauben an den Nationalsozialismus. Im Sommer 1935 flog ich mit dem Flugzeug nach Indien. Die gesamte europäische Bevölkerung des niederländischen Reiches folgte diesem Flug. Der damalige Gouverneurgeneral betrug sich korrekt und wohlwollend, trotz des fortwährenden Druckes, den Herr Colijn auf telephonischem Weg vom Haag aus auf ihn ausübte. Der vorläufige Höhepunkt war erreicht ...

Im Herbst 1935 begann der Kampf um den Bestand der Bewegung, ein Kampf, der in den Tagen vom 10. bis 15. Mai 1940 mit der Gefangennahme von 1000 NSB'ern, Miß-

Digitized by Google

handlung und Bedrohung von Hunderten, Ermordung von acht Kameraden endete. Und wären Hitlers Truppen nicht so schnell vorangekommen in Holland, ohne Zweifel wären dann die Tausende von Gefangenen nach England verschleppt worden.

Beinahe fünf Jahre mußte die NSB. standhalten, umringt von Feinden, die gesehen hatten, wie in Deutschland der Nationalsozialismus siegte, und die begriffen hatten, daß in Holland dasselbe drohte. Sie beendeten den Streit untereinander, die Liberalen, die Sozialdemokraten, die politischen Protestanten und die politischen Katholiken, alle sie, die sich seit Jahr und Tag bekämpft hatten, vereinigten sich gegen den Nationalsozialismus. Der politische Parteistreit hatte zu bestehen aufgehört. Es war nur noch ein Streit: für oder gegen den Nationalsozialismus. In den Niederlanden war und wurde der Nationalsozialismus getragen durch die NSB. Von 1935 bis 1940 ist der gesamte politische Zustand in den Niederlanden beherrscht durch den Kampf gegen die NSB. Typisch für das niederländische Volk, das sich vier Jahrhunderte lang als ein kleines Volk mitten zwischen größeren Völkern behauptet hat, ist, daß dieser Streit ganz allein bestimmt wurde durch die ausländischen Zustände: alle Argumente gegen uns kamen vom Ausland.

Im Herbst 1935 entbrannte der Streit zwischen den beiden Weltanschauungen zum erstenmal mit dem Waffengang Italien-Abessinien. Wer Italien sagt, sagt Faschismus. Wer Abessinien sagt, sagt England und Völkerbund. Mussolini setzt seinen Willen gegen den Völkerbund durch und fühlt sich unterstützt durch Adolf Hitler. Die Achse ist im Begriff zu entstehen. Alle Demokratien scharen sich um den Völkerbund. In Holland brach eine ungekannte Schlacht gegen Italien aus und für den Völkerbund, unter dem Stichwort „Faschismus ist Mord, es lebe der Negus!" Endlich hatten alle Demokratien ihr Versammlungswort gefunden. Das Volk wurde mit allen möglichen Mitteln systematisch aufgestachelt gegen den Faschismus und Nationalsozialismus, und inmitten dieser hochgehenden Wellen sah man das vom Kiel gelaufene Schiff der NSB., seine erste große Kraftprobe ablegend. Von allen Seiten wurde das Schiff unter Feuer genommen. Wohl sagt man uns: „NSB., wie findet ihr das nun, daß ein tapferes kleines Volk durch eine große Macht überfallen wird? Antwortet uns einmal darauf!" In einer großen bei Den Haag gebauten Zeltstadt versammelten sich im Oktober 1935 nicht weniger als 35 000 Nationalsozialisten. Und da gab ich Antwort auf diese Frage: So, wie wir zu unseren Kolonien gekommen sind, so wie England dazu gekommen ist, so kommt auch Italien dazu, nämlich durch Eroberung. Wenn es heißt: Weiß gegen Farbig, dann stehen wir auf der Seite der Weißen. Wenn es heißt: Faschismus und Nationalsozialismus gegen kapitalistische und demokratische Mächte, dann stehen wir holländischen Nationalsozialisten eisern neben den Schwarzhemden von Mussolini und den Braunhemden von Hitler. Und England ist unser Erzfeind, es war es durch Jahrhunderte hindurch. Es hat uns fünf Kriege angetan, es hat uns Kolonien geraubt, es hat unsere Bauernrepubliken in Südafrika vernichtet und Tausende von Frauen und Kindern holländischen Blutes dort in Konzentrationslagern ermordet.

Die Demokraten schrien, daß wir uns nun deutlich außerhalb unseres eigenen Volkes gestellt hätten und also des Vertrauens des eigenen Volkes nicht würdig wären. Tausende verließen die Reihen der Bewegung, sie konnten sich nicht befreien von den demokratischen Worten. Sie glaubten an den Völkerbund, sie dachten, daß die NSB. sich täusche. Aber die NSB. täuschte sich nicht. Die NSB. hat die Kraftprobe bestanden.

Das ganze Jahr 1936 gebrauchten die Demokraten zum Sammeln aller Kräfte im Lande gegen die NSB. Die gesamte Presse, Fachverbände, Arbeitgeber, Redner und Pfarrer, sie alle wurden in den Dienst gestellt, zum Streit gegen die NSB., die zu den bevorstehenden Wahlen zum Frühjahr 1937 vernichtet werden sollte. Sie wurde nicht vernichtet, aber die Anzahl Stimmen, die im Jahre 1935 beinahe 300 000 betrug, war vermindert auf 170 000. Ein Gelächter ging durch das Land, als die Ergebnisse der Wahlen bekannt wurden. In Amsterdam liefen die Juden mit Särgen durch die Straßen, darin sie die NSB. begraben hatten: Heute starb die NSB., das holländische Volk hat hiervon dankbar Kenntnis genommen. Der Herr Colijn erfand diesen Scherz: Von diesem Moment an wird die NSB. nicht mehr mit dem hochgestreckten Arm grüßen, sondern mit der Hand nach unten!

Aber die NSB. war nicht tot! Die NSB. läuterte sich. Der Verrat in den eigenen Gliedern erwachte, so wie das immer der Fall ist nach einer scheinbar verlorenen Schlacht. Im Herbst 1937 kam dieser Verrat zum Durchbruch. Ein Generalappell auf dem Hagespraak-Platz in Lunteren war genug, um diese Aktion niederzuschlagen. Die

Digitized by Google

Bewegung säuberte sich, der ideelle Grund unseres Streites wurde uns deutlicher. Er wurde zum Ausdruck gebracht durch ein kleines Buch, das den Titel trug: „Die drei Brunnen des niederländischen Nationalsozialismus". Die drei Brunnen sind: Unser Gottvertrauen, unsere Liebe zu Volk und Vaterland, unsere Achtung vor der Arbeit.

Der Streit ging weiter — Deutschland wurde mächtiger — die Frage Österreich wurde gelöst — der Dolch im Herzen Deutschlands, die Tschecho-Slowakei, wurde unschädlich gemacht. Dieses alles legte man in den Niederlanden aus, als sei es gegen die Sicherheit Europas gerichtet. Man zeterte, die Niederlande sollten ein Opfer des deutschen Imperialismus werden, weil wir NSB'er am Glauben an die Neuordnung Europas auf gerechter Grundlage und unserer Solidarität mit dem Nationalsozialismus und Faschismus festhielten. Darin fand man den Vorwand, das Volk gegen uns, die „Landesverräter", aufzuhetzen. ... Das ist natürlich das Schlimmste, was man einer nationalen Bewegung antun kann. Mit Freude, Dankbarkeit und Trotz denke ich zurück an die Jahre 1935 bis 1940. Die NSB. war eine belagerte Festung. Die Besatzung dieser nationalsozialistischen Festung, das politische Narvik des Westens, betrug kaum einige zehntausend Männer und Frauen. Sie wurden verhöhnt und terrorisiert. Sie wurden aus ihrem Erwerb gestoßen, sie wurden aus den Kirchen verbannt, ihre Kinder wurden in den Schulen verachtet, diejenigen, denen der Streit zu schwer wurde, fielen ab, andere aber kamen dazu. Die Anzahl der Verluste übertraf den Zuwachs, aber die innerliche Stärke nahm zu. Das Eisen wurde geschmiedet und gehärtet.

Inmitten eines Volkes von etwa neun Millionen Menschen, das beinahe vollkommen in der Hand der demokratischen Machthaber war, die von London und Paris auf alle mögliche Weise gestützt wurden, verteidigte sich nach allen Seiten diese Gruppe von Getreuen und Gläubigen, deren Willen zum Standhalten durch niemanden und durch nichts zu brechen war. Nach Übersee zu verschiffen oder sie zu morden, schienen die letzten Möglichkeiten. Beides war in Vorbereitung. Ein Gesetzentwurf zur Ausweisung nach Westindien war in Bearbeitung.

Die Atmosphäre war reif gemacht zum großen Mord an den Nationalsozialisten. Diese Schlacht wurde mit teuflischer Bosheit durchgeführt. Der englische Secret Service hatte die Leitung: der Nachrichtendienst des niederländischen Lagers war das Werkzeug. Das schnelle Eindringen der Truppen Hitlers in den Tagen vom 10. bis 15. Mai 1940 hat diese Pläne vereitelt, gerade in der letzten Minute. Wir werden uns stets mit großer Dankbarkeit daran erinnern!

Wir niederländischen Nationalsozialisten haben die Genugtuung, die Flagge des Nationalsozialismus in der belagerten Festung des Westens verteidigt zu haben, bis diese Festung entsetzt wurde. Unsere Kameraden in Ost- und Westindien waren die wahren Märtyrer. Zu Hunderten wurden sie am 10. Mai 1940 gefangengenommen und in Konzentrationslager gesperrt. Länger als ein Jahr erlitten sie, zusammen mit hunderten Deutschen, das Martyrium und die Erniedrigung, in den Tropen eingeschlossen zu sein. Größtenteils wurden sie von inländischem Militär bewacht, das gegenüber unseren Volksgenossen viel anständiger war als unsere eigenen Volksgenossen. Ich weiß, daß die Moral meiner Kameraden dort nichts zu wünschen übrig läßt; sie sind voll Vertrauen, voll Glauben an die Gerechtigkeit unserer Sache: nichts kann sie zum Wanken bringen.

Ein Jahr ist bereits vergangen, seit die deutschen Truppen in die Niederlande einrückten, ein Jahr, in dem nach und nach der Terror der Staats- und Gemeindemehrheit abgebaut wurde. Ein Jahr, in dem nach und nach die Entfaltung der Bewegung geschehen konnte. In diesem Jahr ist die Bewegung ansehnlich geworden. Die Saat, die in allen Jahren vorher gestreut wurde, ist nicht verlorengegangen. Sie konnte bis dahin nicht keimen und neues Leben bringen, weil, wo auch gesät war, der Acker immer wieder durch Berge von Steinen verdorben ward. Langsam, aber sicher wurden diese Steine weggeräumt, und wo es gelang, keimt die Saat, die nicht vertrocknet ist. Die Pflanze wächst. Die Mitgliederzahl ist verdreifacht, eine WA. ist aufgerichtet, ebenso die niederländische ᛋᛋ; Tausende von Mitgliedern dieser Organisation erfüllen bereits die Aufgabe, ihre Arbeit und ihr Leben einzusetzen für die Verteidigung des germanischen Lebensraumes. Sie wollen kameradschaftlich Seite an Seite mit den deutschen Brüdern an den Fronten stehen.

Und zum Schluß: Der „Jeugdstorm" wächst schnell. Er hat die Aufgabe, die ganze niederländische Jugend zu erfassen und vorzubereiten für die Berufung, uns zu folgen.

Digitized by Google

Pieter de Hooch (1620—etwa 1683): Durchblick

Niederländische Malerei

Digitized by Google

Rembrandt (1606—1669): Der verlorene Sohn

Digitized by Google

Wir sind die Pioniere. Das größte Gebäude der europäischen Solidarität, die germanische Schicksalsverbundenheit, die soziale Gerechtigkeit — wir Älteren werden dies nicht in voller Pracht sehen —. Ein großer Gedanke wird in Jahren geboren, entwickelt sich in Jahrhunderten, blüht vielleicht Hunderte von Jahren danach; hier auf der Erde ist nichts Bleibendes.

Es gibt kleine Gemüter, die nicht begreifen, daß der Nationalsozialismus ein Wachstumsprozeß ist, die denken, daß das, was sie tun und denken, der Gipfel der Weisheit ist. Sieh, wie sich aus dem romanischen Baustil der gotische entwickelt hat, der nach Jahrzehnten die prächtigen gotischen Kathedralen entstehen ließ, die uns jetzt noch mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen. Darum glaube ich, daß der Höhepunkt des Nationalsozialismus nicht durch uns, die Pioniere, erreicht werden kann. Wir legen die Fundamente, wir haben dafür gelitten und gestritten, wir sind bereit, auch weiter danach zu leben. Aber die Jugend von heute wird diese Arbeit fortsetzen und wird auf diesen Fundamenten weiterbauen. Wir Älteren können die Jugend um dieses große Ziel, welches sie vor sich hat, beneiden. Unsere Sache ist es, die Jugend zu durchdringen und ihr die Tugenden des Nationalsozialismus beizubringen: die Einfachheit, die Treue, die Offenherzigkeit, den Mut, die Arbeitsamkeit, das Gottvertrauen. In diesen Tugenden wird die niederländische Jugend innerhalb ihrer Organisation aufgebaut werden, und ich bin davon überzeugt, daß sie in diesen flachgedehnten Ländern an der See ihre Berufung erfüllen wird, in voller Kameradschaft mit ihrer großen Schwesterorganisation, der Hitler-Jugend, auf die das deutsche Volk mit Recht stolz ist.

Cornelius van Geelkerken:

Der Weg des Nationalen Jeugdstorm

Es ist 1931. Die Niederlande, noch überhaupt nicht imstande zu begreifen, daß der Zusammenbruch, der nach der Zeit der scheinbaren Wohlfahrt die Welt in ihren Grundfesten erschüttert, etwas anderes ist, als was man in flacher Gewöhnung „Krisis" zu nennen pflegt, lebt weiter zwischen den Resten dieser Scheinwohlfahrt. Diese Reste bilden nach außen hin eine blinkende, aber doch schwache Kulisse für die materielle, vor allem aber für die geistige Armut, die dahinter in dichten Arbeitervierteln Amsterdams und Rotterdams und überall im Lande, wo der Arbeiter seine Zuflucht zu finden weiß, herrscht.

Es steht schlecht um das Land: es zeigt das Äußere eines ernsthaften Kranken, der augenscheinlich gut aussieht, aber innerlich einem organischen Zusammenbruch, dem völligen Zerfall nahe ist.

Bei denen, die man zu den sogenannten „besseren Schichten" rechnet, ist das völkische Gefühl — ja, sogar irgendein Gefühl für die geschichtliche Größe unseres Landes — praktisch ganz verschwunden. Man denkt und lebt international, man verwendet sogar das Opium der „Erhöhung" des Lebensstandes, man führt auf die angenehmste Weise ein „struggle for high life" auf Kosten des Arbeiters.

Die Arbeiter als Masse — von ihrem marxistischen Halt losgeschlagen, nicht imstande, das wegflutende soziale Ideal festzuhalten — verfallen dem heftigen Klassenhaß einer beinahe anarchistischen Lebenshaltung. Durch alles hindurch webt sich dazu noch das würgende Spinnengewebe der inneren Zerspaltung. Die „Bourgeoisie", in sich selbst bis zur Verzweiflung zerrissen, politisch, wirtschaftlich und schließlich auch religiös. Auch der Arbeiter kann nicht frei von dieser Infektion bleiben. Auch in seinen Reihen wuchert der Spaltschwamm der Zersplitterung weiter, scheinbar nicht auszurotten.

Und in dieser kleinen Welt, die doch eine so prächtige Geschichte hat, steht das Kind. Es wird mitgerissen in den radikalsten Zersplitterungsvorgang, den ich nie in meinem Lande und Volk für möglich gehalten habe. Erreichen die Parteien im Lande schon den Rekord von 56, die Zahl der Jugendorganisationen ist nicht viel kleiner. Die einst so stolzen Niederlande zerreißen bewußt ihre Zukunft in wertlose Schnitzel.

Inzwischen ist es Frühjahr 1934 geworden. Der 1931 durch Mussert begonnene Kampf zur Gründung des Niederländischen Nationalsozialismus erwirbt plötzlich ein großes Aufsehen. Mit dem Kern der Kämpfer und der Mitgliederzahl wächst aber auch

Digitized by Google

der Widerstand. Die Mächte der Scheinwohlfahrt erproben das große Kunststück, die Mächte an der anderen-Seite gleichfalls aufzuhetzen gegen den Mann, der in Wirklichkeit Freund und Vorkämpfer der Arbeiter ist. Zwei Todfeinde versuchen bei Erhaltung ihres eigenen ungeschwächten Gegensatzes einem dritten nachzustellen.

Die Tragik der Zersetzung nimmt immer stärker ihren Fortgang. Das Kind dieser Zeit findet nirgends bessere Bedingungen. Eine der am meisten widernatürlichen Wirklichkeiten wächst furchtbar: das eine Kind steht dem anderen gegenüber. Das Arbeiterkind sieht, wie das „Bürgerkind" seine Nase vor ihm rümpft.

Schließlich erhielt ich im Sommer 1934 — mit den entsprechenden Richtlinien — von Mussert den Auftrag, eine wahrhaft nationale Jugendbewegung zu organisieren; eine Jugendbewegung, die Jugend neben Jugend setzen wird, ungeachtet des Standes und des Glaubens. So wurde im Jahre 1934 der Keim gelegt für das, was 1941 herangewachsen ist zu einer stolzen Pflanze, der Nationale Jeugdstorm.

Verschiedene Male wäre der Jeugdstorm beinahe untergegangen. Terror, der elendste Terror, den die Welt kennt, der Terror gegen die Kinder, versuchte, die noch junge Pflanze an der Wurzel abzuschneiden. Die damals Regierenden schufen Marschverbote, Uniformverbote und schließlich ein gänzliches Verbot. Meine Kameraden in der Hitler-Jugend! Ihr kennt diesen Werdegang, diesen Terror, diese Verbote. Auch ihr kennt den Kampf, die große Schlacht, die auch ihr geliefert habt, um das Ziel zu erreichen, das Ziel, das groß und leuchtend für jeden dasteht, der sein Land und Volk liebt: der Stolz des Vaterlandes und Volkes, wozu eine gesunde Jugend Bedingung ist. Oft mußten sich die lebenskräftigen Wurzeln des Jeugdstorms vor dem Sonnenlicht verbergen, tot für jeden, der in die Tiefe nicht sah.

Es ist kein ehrlicher Niederländer, der sagen kann, über den 10. Mai erfreut gewesen zu sein. Es war anscheinend Gottes Wille, daß zwei Brüdervölker erst einander auf dem Schlachtfelde begegnen mußten, um so die Grundlage zu legen, worauf der nicht-nationalsozialistische Teil des niederländischen Volkes zur Einsicht seines Irrens kommen mußte, das zu diesem Krieg führte. Aber als Führer des Jeugdstorms — das Unvermeidliche dieses fünftägigen Bruderkrieges hinnehmend — kann ich nur dankbar sein, daß meine deutschen Kameraden das Wiederaufblühen des Jeugdstorms im vollen Lichte der Öffentlichkeit ermöglicht haben. Hierdurch ist nicht nur für immer eine gegenseitige Kameradschaft gegründet, sondern auch deutlicher als sonst die Blut- und Schicksalsverbundenheit unserer Völker unterstrichen. Und aus diesem Gefühl wächst die gegenseitige Achtung, die zwei stolze und junge Völker einander entgegenbringen, indem sie sich aus eigenem freien Willen nebeneinanderzustellen wissen, wenn die Wichtigkeit des großen Ganzen der europäischen Völkergemeinschaft es fordert. Es ist dies der Grundgedanke der Erziehung, sowohl der körperlichen als auch der geistigen, im „Nationalen Jeugdstorm". Bei den Jungen und Mädeln, im Jeugdstorm vereint, erwecken wir, wie das schon in unserem Sinnspruch „In Gottvertrauen alles für das Vaterland" zum Ausdruck kommt, eine alles umfassende Liebe für Volk und Vaterland, eine Liebe, die so tief wurzelt, gerade auch durch die großartige Vergangenheit unseres Landes, daß wir jungen Niederländer die Idee des Führers, die Bildung eines germanischen Staatenbundes, worin jedes Volk seinen eigenen Platz haben wird, als eine der größten Beschützungstaten für unseren ganzen Kontinent sehen, die je durch einen Mann zur Wirklichkeit gemacht wurde.

Wir Jeugdstormers in den Niederlanden, wir wissen einen guten Streit zu führen, der durch uns vor allem positiv geführt wird. Denn wir Jeugdstormers können und dürfen nicht den unerbittlichen Kampf kennen, der niederreißt. Der Jeugdstorm hat nur zu bauen, zu bauen an den Charakteren unserer Jugend, zu bauen an der Größe unseres Volkes. Und dieser Bau und Aufbau wird gemäß den Idealen sein, die den Jeugdstorm beseelen, nämlich der Ehre, des Mutes und der Treue. So wird jeder Junge und jedes Mädchen, das niederländisch denkt und das sich ohne Unterschied des Ranges und des Standes unter die Fahnen des Jeugdstorms stellen will, im Dienst des Jeugdstorms und dadurch im Dienst des ganzen niederländischen Volkes mithelfen können, um für das niederländische Volk einen würdigen Platz im neuen Europa zu erobern!

Digitized by Google

Herrmann Lindenberger, Den Haag:

Deutschland und die Niederlande

Genau wie zwei Menschen durch einen gemeinsamen Weg und für das gleiche Ziel zueinander finden, können zwei Völker, deren rassische Herkunft dieselbe ist, durch gemeinsames geschichtliches Erleben sowie durch ein beiden vorschwebendes, ihre Zukunft gestaltendes Ziel zusammenkommen. Der gleiche germanische Raum, die gleiche Wiege, Landschaft und Kultur sowie das gemeinsame Ziel, diesem germanischen Raum eine neue Ordnung zu geben, werden die Niederlande und Deutschland zu einer gemeinsamen geschichtlichen Aufgabe verbinden.

Der bisherige gemeinsame Weg

Nicht nur aus Karten und Reisebeschreibungen der alten Römer, sondern viel lebendiger und unmittelbarer aus den alten Runen und Odalszeichen an Hausgiebeln, Kannenständern und Wagenschemeln geht hervor, daß das Gebiet der heutigen Niederlande schon vor der Zeitwende von germanischen Stämmen bewohnt war. Lediglich das heutige Limburg hatte eine keltische Ureinwohnerschaft, die zur Zeit der cimbrischen Wanderung (100 vor Chr.) durch nachströmende Germanen nach Westen abgedrängt wurde. Später schoben Franken und Sachsen westwärts vor, so daß wir vom Ende der Völkerwanderung bis zur heutigen Zeit die Friesen, Franken und Sachsen als Bestandteile des niederländischen Volkes haben.

Das Reich Karls des Großen, das nach dem Zerfall der gotisch-wandalischen Staaten als erster großer Machtbereich nach der Völkerwanderung entstand, umfaßte auch das Gebiet der Niederlande. Nijmwegen war karolingische Pfalz.

Nach der kurzen Epoche des Mittelreiches Lotharingien kamen die niederländischen Gebiete bei der Teilung von 871 an den Ostteil und wurden von diesem Augenblick an ein Bestandteil des ersten Reiches, des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Die ersten deutschen Führer hatten sich stark um die Niederlande gekümmert. Als die Kaiserpolitik seit Otto II. fast eindeutig nach Italien abschwenkte, waren die niederländischen Stämme wie auch die übrigen norddeutschen Volksteile auf sich selbst gestellt. Zur gleichen Zeit aber setzt eine überdynastische Bewegung ein: Die Ostkolonisation. Die slawischen Fürsten erhalten Kenntnis von der hochentwickelten Ackerkultur, dem Deich-, Wege- und Kanalbau der friesischen, niedersächsischen und fränkischen Stämme. Die „Lokatoren" kommen ins Land und werben die zweiten und dritten Söhne der Edlen und Bauern; mit dem Lied: „Naar Oosten willen wi rijden", ziehen sie an die Weichselmündung und in den Warthegau, roden, pflanzen und bauen Dörfer und Städte. Heute noch sind die lebendigen Zeugen ihrer Arbeit im Hausbau, im Delfter Kamin, an Deich- und Flureinteilungen sichtbar. Die Namen Freese, Saß, Westphal und Frank sowie die Landschaftsbezeichnungen Fläming, Lichtervelde und Siebenbürgen, die immer wieder im Ostraum anzutreffen sind, beweisen deutlich die Herkunft.

Neben dieser in erster Linie die Landbevölkerung ergreifenden Bewegung treten auch die Städte durch Handel und Verkehr und damit die Kultur des Bürgertums in rege Beziehungen. In der Hanse, als dem mächtigsten Städtebund des Mittelalters, bilden deutsche und niederländische Städte des Nord- und Ostseeraums einen festen Bund.

Die Renaissance, die, die alten Handelsstraßen entlang von Oberitalien kommend, durch Deutschland und nach dem Norden geströmt war, schlägt ein Band der Kultur um den Raum zwischen Nordsee und Mittelmeer. Und Karl V., in dessen Reich die heutigen Niederlande, zusammen mit Belgien, Nordfrankreich und Luxemburg, den „Kreis 10" bildeten, bezeichnete diese Gebiete als ein besonderes Kleinod.

Nachdem das Reich unter diesem einzigen Herrscher seinen Kulminationspunkt in Universalmonarchie und Kaiseridee erreicht und überschritten hatte, begann es an allen Teilen zu knistern und zu bröckeln.

1548/49 fing die Abtrennung an, die Landesteile wurden aus dem Bereich des Reichskammergerichtes herausgenommen. 1555 legte Karl V. seine Regierung nieder und schenkte die Niederlande seinem Sohn Philipp II. von Spanien. Damit beginnt die äußere Lösung vom Reichskörper. Die Seelen aber beider Volksteile bleiben verwandt. Der deutsche Mensch im Reich und der Niederländer stemmen sich beide auf ihre Art gegen eine fremde Welt, die vom Süden und Westen her dem freien germanischen Menschen Fesseln aufzuerlegen droht.

Digitized by Google

Im Reich erheben sich aus längeren Kämpfen und Wirren nach dem Dreißigjährigen Krieg Preußen und Österreich als klare Staatsgebilde. In den Niederlanden bauen, obgleich das Reich die Hilferufe des Nachbarn nicht hört, die Oranier als Statthalter einen eigenen germanischen Staat auf, die erste Republik, mit der regierenden Gewalt der Generalstaaten. Spanien wird hinausgedrängt.

Hier ist der Augenblick, in dem die Niederlande ihren eigenen Weg zu gehen beginnen. An der Spitze steht ein Geschlecht, dessen Stammschloß Dillenburg an der Lahn noch heute mit seinen stolzen Mauern trotzig über die Täler des nassauischen Landes hinwegschaut. Aber während im Reich um die Einheit gekämpft wird, tragen die Niederländer den Kampf auf die See hinaus und richten, zum Teil im Verein mit Kurbrandenburg, gegen Spanien, England und Frankreich eine Seemacht auf.

Sie entwickeln eine reiche kolonisatorische Tätigkeit, deren Frucht noch heute das niederländische Volk als eines der wohlhabendsten der Welt erscheinen läßt. De Ruyter ist der größte Admiral aller Zeiten, und der Aufbau überseeischer Gebiete: Niederländisch Ostindien, Westindien mit Guyana, Kapkolonien und Neu-Amsterdam (New York), bleibt die größte Pioniertat auf kolonisatorischem Gebiet in der Geschichte.

Hier liegt nun der Grund nicht nur zur äußeren politischen, sondern auch zur inneren Auseinanderentwicklung unserer beiden Völker in den letzten 200 Jahren. Das deutsche Volk wurde ein Volk ohne Raum. Die breiten Massen unseres Volkes gerieten unter der liberalen Wirtschaftsauffassung in immer größere soziale Not. Trotz seiner Leistung, die Einheit im zweiten Reich herzustellen und dieses vierzig Jahre hindurch gegen fast die gesamte Welt zu behaupten, stand das deutsche Volk Ende des Krieges vor dem Zusammenbruch. Das Ergebnis wäre so gewesen, wie es jene Drahtzieher, die die jüdisch-liberalistische Welthetzmaschine bedienten, gehofft hatten, wenn nicht der Führer Adolf Hitler im letzten Augenblick eingegriffen hätte.

Das deutsche Volk erhob sich wie ein Mann und schüttelte alles Fremde, die Einheit Hemmende, ab. Die weltanschaulich klar ausgerichtete Volksgemeinschaft nützte die Wirtschaft für ihre sozialen Belange und schuf sich die schärfste Waffe, jederzeit bereit, mit der übrigen Welt den Kampf um die Freiheit wieder aufzunehmen, aber mit anderen Voraussetzungen als zuvor.

Vor uns steht heute der deutsche Kämpfertyp, dessen Höchstes auf dieser Erde der Dienst am Volk und das Opfer ist. Sein größtes Vorbild ist der Führer, und nach diesem Gesetz marschieren die Heere, handelt und kämpft jeder einzelne und fällt, wenn es sein muß, ohne Rücksicht auf das eigene Ich.

Die Niederländer erbten die reichsten kolonialen Früchte der Welt. Die Menschen sammelten Reichtümer. Der niederländische Kaufmann erhielt einen Weltblick, und die Auslese jeder Generation konnte auf und über See Kampfesmut und Aufbauwillen unter Beweis stellen. Dennoch, oder gerade durch den Reichtum, wurde der Großteil dieses Volkes satt, das Volk kämpfte nicht mehr selbst, verfiel dem Wirtschaftsliberalismus, und nicht die politischen Volksgesetze bestimmten den Gang der Wirtschaft, sondern die wirtschaftlich kapitalistischen Zweckmäßigkeiten diktierten die politischen Maßnahmen.

Es entstand der weiche Typ, dessen Lebensziel das ruhige und gesicherte Alter ist. Mit ihm die Plutokratie der reichen Familien einerseits und die sozialen Mißstände bei Bauern (Pächtern) und Handarbeitern andererseits als Folgeerscheinungen.

So konnte es kommen, daß dieses Volk, das ein Kolonisationsreich, größer und reicher als jedes europäische Land, ausgenommen England, sein eigen nannte, im liberalistisch-pazifistischen Fahrwasser dahindämmerte, ohne zu merken, was jenseits der Grenzen vor sich ging.

Nun stehen wir Deutsche heute in diesem Land. Nicht als brutale Diktatoren einer Feindmacht, die rücksichtslos alles zerschlagen und unterdrücken wollen, sondern als Träger einer neuen Weltanschauung der nationalen und sozialen Ordnung, ehrlich bemüht, den anderen gleichwertigen und gleichartigen Nachbarn von unserer Anschauung zu überzeugen. Aber warum? Warum behält Deutschland die Ordnung nicht für sich selbst. Welches Recht nimmt sich dieses Volk, andere Nachbarn in seine Ordnung mit einzubeziehen?

Das Ziel

Der Nationalsozialismus ist die Lehre von der Volksgemeinschaft und ihren höchsten und heiligsten Werten. Ein Volk kann sich nur behaupten, wenn es im Inneren gesund

Digitized by Google

und nach außen stark ist. Voraussetzungen der inneren Gesundheit sind: Soziale Gerechtigkeit und eine brennende Liebe zu Führer und Heimat. Daraus ergibt sich eine Kraft, die, mit den notwendigen politischen und wirtschaftlichen Linien versehen, Unerhörtes leisten kann. Nach außen aber ist diese Volkskraft dank einer scharfgeschliffenen Waffe in der Lage, das Land und sich selbst gegen alles, was kommt, zu verteidigen. Die Juden und übernationale Kräfte, die in Deutschland fast gesiegt und das Volk zerschlagen hätten, sahen angesichts dieses entstandenen Dritten Reiches ihre Stunde gekommen.

Ahasver, der ewige Wanderer, mußte seinen Stab wieder einmal zur Hand nehmen. Er wanderte aus Berlin, Frankfurt und Breslau nach Wien, von Wien nach Prag und von Prag nach dem Westen. Inzwischen hatten seine Glaubens- und Blutsbrüder in England Boden und Einfluß gewonnen und zwangen gemeinsam mit den dortigen Plutokraten dem Reich den Krieg auf.

Die Ostmark, Böhmen und Mähren, Memelland und Polen wären eine rein deutsch-osteuropäische Angelegenheit geblieben, wenn nicht das Judentum, zurückgedrängt auf seine letzte europäische Stellung, England mobilisiert hätte, und zwar mit der festen Absicht, durch die gesamte Macht des Empires das Reich zunächst wirtschaftlich, militärisch und bündnispolitisch zu isolieren, um es schließlich ganz zu vernichten.

Der Kreis von Englandfreunden, der um Deutschland genau wie 1914 gelegt werden sollte, war im Osten bereits gesprengt, als sie im Norden und Westen, darunter auch Holland, aktiver wurden. Holland war zu dem Werkzeug Englands herabgesunken; macht- und wirtschaftspolitisch, weil die völkische Basis für das Seereich, das einst gegen den Willen des großen Nachbarn aufgerichtet, zu schwach geworden war. Nun konnte das Erworbene nur noch mit Englands Hilfe erhalten werden. Ideell aber war das niederländische Volk, wie in den vorstehenden Abschnitten entwickelt, durch die innere Verflachung dem Liberalismus und über diesem dem Judentum erlegen.

So nur ist es auch zu erklären, daß, selbst bei der Tapferkeit seiner Soldaten, dieses Land dem ersten Einmarsch eines geringen Prozentsatzes deutscher Waffen in fünf Tagen erlag. Nur wenige von diesem Volk hatten die Entwicklung klar gesehen; sie stemmten sich vergebens dagegen. Den 10. Mai 1940 hatten die niederländischen Nationalsozialisten nicht zu verhindern vermocht. Die Verantwortungslosigkeit am Hofe, bis hinunter in die kleinsten Staatsstellen, war zu groß. Die Antwort auf die nationalsozialistischen Forderungen war der Kerker, in dem dann die Deutschen und die Niederländer Kampfbrüder geworden sind.

Dem Führer Adolf Hitler aber war inzwischen mit der militärisch notwendig gewordenen Besetzung Norwegens eine neue Aufgabe erwachsen: Durch England, und ganz gegen seinen Willen, wurde während des Krieges das großdeutsche zu einem großgermanischen Problem. Des Führers Aufgabe liegt seit dem 9. April 1940 darin, dieses Problem zu lösen und die Ordnung im großgermanischen Raum aufzurichten; aber nicht nach dem Grundsatz: „The white mans burden" sagen und England und nur England meinen. Wenn Adolf Hitler seine Aufgabe als Führer der Germanen erkannt hat, dann trägt er sie nicht für sich, sondern für alle.

Warum großgermanischer Raum?

Rassen sind Schöpfungen Gottes, jede hat ihre Aufgabe. Der Jude als Rassenzersetzer hat die seinige. Wieweit sie positiv im Aufbau des Menschengeschlechtes ist, sei dahingestellt. Bei dem Juden sieht es jedenfalls in letzter Zeit so aus, daß er wie Mephisto das Böse will und insofern doch das Gute schafft, als er zweifellos doch das völkische Erwachen in den Nationen, die er mit seiner Gegenwart beehrte, stark beschleunigte. Jedoch wehe dem Volke, das nicht mehr gesund genug ist, die jüdische Gefahr zu erkennen.

Der Germane betrat die politische Bühne, indem er an Stelle des einst mächtigen, aber unter Nichtachtung des Blutgesetzes morsch gewordenen Römerreiches neue Staaten schuf. Er spendete dem europäischen Raum die bisher 2000jährige Kultur, schenkte dem Christentum seine gestaltende Kraft und befruchtete benachbarte Völker mit seinem Blut. Der Germane fährt seit Wikings Zeiten über die See. Er gestaltet und baut in der gesamten Welt.

Immer aber hatte er einen Fehler: Seit Cäsar kämpften in feindlichen Heeren immer Germanen gegen Germanen. Zu Nutz und Frommen meistens eines schlauen Dritten, der aus diesem Kampf seinen politischen und persönlichen Profit zog. Noch heute

Digitized by Google

steigen Nacht für Nacht Bomber diesseits und jenseits des Kanals auf. Die einen für die germanische Sache, die anderen im Dienst des amerikanisch-jüdischen Geschäftemachertums. Das aber darf es in Zukunft nicht mehr geben, daher muß dieser Kampf bis zum bitteren Ende ausgetragen werden und England muß fallen, weil es sich an der germanischen Einheit vergangen hat und täglich aufs neue vergeht. Denn jede englische Bombe, die auf germanischen Boden fällt, ist Verrat zugunsten des Judentums.

Die übrigen germanischen Völker aber, die den Juden erkannt haben, gehören enger zusammen. So wie die verschiedenen Stämme des Deutschen Reiches ihre Aufgabe am Aufbau erfüllen, so wird jedes germanische Volk auf seine Art am Aufbau des großgermanischen Raumes mitarbeiten.

Zusammenarbeit

Weltanschaulich muß im Nationalsozialismus eine Einheit sein. Politisch muß, wie jedes Volk, auch das niederländische durch seine Führung in dem obersten, die Geschichte lenkenden Kopf dieses Staatenbundes vertreten sein. Das gesamte Volk aber muß mitarbeiten, und jeder im Volk muß wissen, weshalb. Wirtschaftlich werden sich die Staaten sehr viel enger aneinanderschließen müssen als bisher; so kann z. B. das Hinterland Rotterdams bis an die Alpen reichen.

Die junge Generation aber der germanischen Völker und gerade die deutsche und die niederländische Jugend haben hier voranzugehen. Durch gemeinsame Arbeit, Schulter an Schulter, auf der Grundlage offener und ehrlicher Kameradschaft, wollen wir den Weg in die Zukunft gehen. Wir sind desselben Blutes, des gleichen Geistes und haben das Ziel, ein großes Werk in dieser Welt aufzubauen. In uns steckt die dynamische Kraft der Jugend, die nichts langsam, aber auch nichts Halbes macht.

Wir sagen einander die Wahrheit und sagen sie jedem Dritten. Wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Gegner in den eigenen Grenzen werden wir überzeugen oder ausschalten. Kräfte, die sich von fremder Seite gegen uns stellen, werden daran zugrunde gehen.

Jedes Zeitalter hat seine Kultur. Jede Kultur hat ihre Träger. Unser Zeitalter wird das der germanisch bestimmten Kultur sein, die sich zu ganzer Größe entfaltet und zur höchsten Form der Gemeinschaft entwickeln wird, im Geiste Adolf Hitlers.

Nicht die Niederlande für Deutschland oder umgekehrt, sondern alle für einen und einer für alle.

Kurt Wirth:

Ibero-Amerika heute

Was stellt sich der Durchschnittsmensch vor, wenn er das Wort „Südamerika" hört? Zunächst denkt er an den absichtlich verbrannten oder ins Meer geschütteten Kaffee, den Brasilien auf andere Weise nicht loswerden konnte und den man heute in Europa ach so gerne trinken würde. Zum zweiten fällt ihm auf, daß dort drüben etwa ein Dutzend Staatswesen statt eines einzigen großen Reiches oder Staatenverbandes bestehen und daher jener Kontinent nicht die Stellung in der Weltpolitik einnimmt, die ihm eigentlich gebührte und die er wohl haben könnte. Noch immer müssen sich die einzelnen Regierungen von Washington sozusagen schulmeistern lassen, und es bleibt der Eindruck, als wären sie noch nicht recht erwachsen. In jedem Falle haben sie offensichtlich um ihr natürliches Recht und ihre Anerkennung als vollwertige Mitglieder der Staatengesellschaft zu kämpfen. Was endlich das Land selber anbelangt, so weiß jeder, daß an den Küsten sehr schöne und volkreiche Städte liegen, während im Innern sich weite, menschenleere, zum mindesten menschenarme Gebiete ausdehnen, die in der Hauptsache landwirtschaftlich und im Gebirge auch bergbaulich genutzt werden. Im übrigen fehlt es an dem Hochstand der Industrialisierung, der seit jeher die Stärke und das Wesen des europäischen Festlandes ausmacht. Was besonders die Menschen betrifft, so ist Südamerika unserem Gewährsmann ein Land, wo auch der Weiße siedeln und zu

Digitized by Google

eigenem Grund und Boden und Wohlstand gelangen kann — wenn er Glück hat. Zwar nicht in demselben Maße, wie das früher in den Vereinigten Staaten oder Kanada der Fall war; es gibt Heuschrecken, Dürre oder Überschwemmungen wie endlich das unberechenbare Auf und Ab der Weltmarktpreise, die viel Fleiß und Arbeit zunichte machen.

Das obige Bild weicht in der Tat, so grob es auch gezeichnet sein mag, von der Wirklichkeit im Grunde genommen nicht allzuviel ab. Man muß nur die wesentlichen Linien schärfer herausarbeiten und im einzelnen Ergänzungen und Richtigstellungen hinzufügen. Als Wichtigstes kommt das Rassenproblem hinzu, das hier besonders mannigfaltig und — anders ist, als es der landläufigen Auffassung entspricht. Und vor allem eins: Südamerika ist im großen und ganzen ein tropischer Kontinent und nur zum geringsten Teile weiß!

Der Argentinier Sarmiento, der erste wirklichkeitsnahe Schilderer Südamerikas, findet in der Unendlichkeit des Raumes, in der erhabenen Größe der fast baumlosen Grasebenen, die ihr das Gepräge geben, den Hauptzug der amerikanischen Landschaft. Südamerika besitzt in den brasilianischen Hochflächen und den Orinoco-Ebenen die größten Weidegründe der Erde. Die argentinische Pampa reiht sich ihnen an und rühmt sich genau wie sie eines ungeheueren Viehreichtums, wie er kaum zum zweitenmal in der Welt wieder vorkommt. Neben ihrem Viehreichtum bilden diese großen Ebenen gleichzeitig Rohstoffkammern für Weizen, Mais und Lein, von denen jährlich Überschüsse in gewaltigem Umfang ausgeführt werden. Der größte Fluß der Erde, der 6200 Kilometer lange Amazonas, ist für diese Gebiete ebenso kennzeichnend wie das ausgedehnte Orinoco-Stromsystem oder die viel wichtigere und wirtschaftlich viel ergiebigere Flußlandschaft des Paraná, Paraguay und Uruguay, die sich im weithin bekannten Rio de la Plata vereinigen. Die drei Flußgebiete sind bestimmend für die drei Staaten Brasilien, Venezuela und Argentinien; Paraguay und Uruguay sehen zwar ebenfalls im Rio de la Plata bzw. in den ihn bildenden Flußläufen sozusagen ihre Lebenslinie, aber früher unterstanden sie dem spanischen Vizekönig in Buenos Aires, und es gibt Nationalisten, die in diesem Sinne die Errichtung eines „Groß-Argentinien" anstreben. Diese Flußnetze strömen alle zum Atlantik, und mit Recht darf man sagen, daß die „historische Seite" des modernen Südamerikas, das Gesicht der Neuen Welt von heute, nach Westen und Nordwesten, also nach Europa schaut!

Die Anden, dieser längste Gebirgsstrang der Erde, stellen in nordsüdlicher Richtung das Rückgrat des südamerikanischen Festlandes dar. Bedeutende und vielfältige Bodenschätze finden sich hier vor. Der Bergbau wird so zu einem anderen Teil eine Quelle des Reichtums von Kolumbien bis zum Feuerland (früher war er sogar die einzige). Fast jede Republik hat einen Anteil daran; daneben aber weisen selbst die Gebirgsstaaten Tieflandsebenen auf, seien sie nun pazifisch, atlantisch oder binnenamerikanisch. Chile wiederum liegt mit seinem Brennpunkte in einem riesigen Längstal, das sich in niedriger Erhebung zwischen Meer und Anden dahinzieht. Diese reiche Gliederung des Bodens und der Lage durch verschiedene Breitengrade hindurch ergibt eine Mannigfaltigkeit des Klimas, der Bodenerzeugnisse, der wirtschaftlichen und politischen Ziele, endlich der Rassenverbindungen ohnegleichen, und es liegt daher auf der Hand, daß man Südamerika den „Erdteil der Gegensätze" genannt hat.

Wenn so politisch die Vielgestaltigkeit der Staatssonderung erklärlich erscheint, so ist sie es nicht minder auf wirtschaftlichem Gebiet. Zwar entspricht es nicht mehr der Wirklichkeit, wie noch vor kurzem, daß jedes Land sich in der Hauptsache auf ein Erzeugnis beschränkte, aber es ist doch noch immer wahr, daß z. B. Argentiniens Wohlstand und Wohlbefinden auf seinem Weizen und seinem Fleisch beruht, daß Brasilien mit der Kaffee-Ernte und den Kaffeepreisen steht und fällt, Ecuador von dem Ausfall der Kakaoernte abhängig ist, Chiles Gedeihen bis vor kurzem mit dem Salpeter und heute mit dem Kupfer verbunden ist, Bolivien vom Zinn lebt usw. Allein schon das Fündigwerden von Erdöl von Venezuela bis Argentinien hat die einzelnen Volkswirtschaften in ungeheuerem Maße befruchtet und gestärkt. Venezuela befand sich in der Reihe petroleumliefernder Länder mehrere Jahre an zweiter Stelle und hatte selbst Rußland überflügelt. Die argentinische Selbstherstellung von Benzin wächst von Jahr zu Jahr, desgleichen die kolumbianische. Als zweites wäre die zunehmende Verbreitung des Kaffeeanbaues zu nennen. Früher hatte Brasilien so gut wie das Monopol auf diesem

Digitized by Google

Gebiet. Heute wird es von Mittelamerika, Afrika sowie seinen nächsten südamerikanischen Nachbarn schwer bedrängt. Im großen und ganzen ist das südliche Amerika aber immer noch einer der Hauptlieferanten für Massengüter und Rohstoffe, und seine Rolle ist deswegen so bedeutend, weil es einen großen Teil seiner Erzeugung dem Weltmarkt zuführt und nicht selber im eigenen Lande verbraucht. Als Faktor der Weltwirtschaft ist es aus dem Geschehen der Gegenwart nicht mehr wegzudenken, und gerade nach Beendigung des jetzigen Krieges wird sein wirtschaftliches Schwergewicht sich sehr fühlbar machen.

Ganz Südamerika war bis vor kurzem — und ist es zum guten Teil noch heute — das klassische Land des Hochkapitalismus. Unter etwas veränderten Formen wiederholt sich das Schauspiel des ausgehenden Roms: Fern in der Hauptstadt wohnt jener, auf dessen Wink und Befehl alles gehorcht, dem willig ganze Provinzen und Staaten ihre Kraft und ihre Schätze zu Füßen legen. Werfen wir einen Blick auf die eigentliche Triebfeder, die die Bevölkerung Südamerikas in Bewegung setzt, in den Häfen, Fabriken, Bergwerken, Landgütern. Fast immer führt der Weg zu einem Punkt, sehr oft außerhalb des Erdteils selbst, wo in einem Hirn der Anfang und Urquell all dieser Tätigkeit sich findet: der Eisenbahnpräsident in London, der Bankmann in New York, der Minenbesitzer in Paris oder Brüssel, der Reeder in Hamburg oder Amsterdam, der Kaufmann in Remscheid oder Liverpool. Sie sind die wahren Herren jenes Kontinents, und ihrem eisernen Willen, dem die Entfernung jede Anwandlung der menschlichen Rührung erspart, beugen sich Millionen, die das Schicksal in jene Gegenden verschlagen hat. Zwei Welten, von denen die eine über alle Macht verfügt, während der anderen nur übrigbleibt, sich so gut wie möglich diesen unumstößlichen Umständen anzupassen. Handelt es sich um den Bau einer wünschenswerten Bahn, so verwirklicht ihn nicht die Gemeinde, der Staat oder die Zusammenarbeit der anliegenden Bewohner; nein, zuerst und ausschließlich wird der landfremde Kapitalist die notwendigen Gelder bereitstellen und den Bahnbau durchführen. Ein gewaltiges Lager reicher Bodenschätze harrt der Ausbeute? Man überläßt es dem finanzkräftigen Ausländer. Unübersehbare Ebenen können durch die Errichtung eines Staudammes in blühende, fruchtbare Gefilde verwandelt werden? Man bemüht sich um eine Anleihe in New York oder London und gibt den Auftrag schließlich irgendeiner berühmten Weltbaufirma.

Das Flugnetz der Panamerican Airways überspannt heute alle Lande zwischen Kanada und Argentinien. Die Eisenbahnen sind meistens in englischen Händen. Der Nachrichtenverkehr wird von der International Telephone and Telegraph Company beherrscht, die beinahe sämtliche Gesellschaften ihres Arbeitsgebietes aufgekauft hat. In den Fleisch- und Wollhandel teilen sich die Briten, Nordamerikaner und Deutschen. Das Salpetermonopol ist drauf und dran, den jüdischen Gebrüdern Guggenheim, die außerdem noch den Hauptteil der chilenischen Kupfererzeugung liefern, für immer zu gehören. Das Monopol in Borax hat die Borax Consolidated Co., in Jod das Jod-Syndikat. Der argentinische Getreidehandel wird von nur zwei Firmen beherrscht. Die Petroleumausbeute in Venezuela stammt überwiegend von der Standard Oil Company, und so geht die Reihe unendlich fort. Wem gehört die Straßenbahn in Santiago de Chile? Einer nordamerikanischen Gruppe, die gleichzeitig das größte Elektrizitätswerk in der Nähe ihr eigen nennt und der Stadt die Preise für Licht und Kraft vorschreibt. Die Straßen- und Untergrundbahn in Buenos Aires? Der englischen Compañia Anglo-Argentina de Tranvias. Wer pflastert die Straßen dieser oder jener Stadt? Eine italienische oder nordamerikanische Firma. Wer leitet die Schafzucht im patagonischen Teil des Kontinents, wo Millionen Tiere gehalten werden? Eine englische Gruppe. Und wer endlich gibt das Geld, das Blut der Zivilisation, jenen vielen, die es benötigen, den Regierungen, Baufirmen, Fabriken, Grundbesitzern, Stadtverwaltungen usw.? In der Hauptsache nordamerikanische und englische Banken; daneben französische, spanische, deutsche und italienische.

Südamerika war so bis in die jüngste Zeit hinein einer der wenigen noch freien Tummelplätze der kapitalistischen Welt. An der Spitze marschierten die Engländer mit rund 6 Milliarden Dollar Kapitalanlagen. Die Yankees waren ihnen dicht auf den Leib gerückt mit fast ebensoviel, nachdem sie noch vor zehn bis fünfzehn Jahren höchstens den sechsten Teil davon aufwiesen. In weitem Abstand folgten die übrigen, unter denen auch wir Deutsche einen beachtlichen

Digitized by Google

Anteil hatten. Es war also nicht so, daß Südamerika wirtschaftlich ein alleiniges Jagdfeld für die Nordamerikaner darstellte. Gerade weil die Ausfuhr von dort größtenteils nach Europa ging, war die Verflechtung mit der alten Welt viel stärker. Erst in der allerletzten Zeit hat es den Anschein, als ob die Nordamerikaner allen übrigen Staaten den Rang ablaufen.

Der sogenannte Dollarimperialismus hat schon einmal, in den zwanziger Jahren, einen kräftigen Anlauf genommen, um Südamerika zu verspeisen. Aber erst der gegenwärtige Krieg hat ihm Gelegenheit gegeben, einen wirklich entscheidenden Vorstoß zu machen. Denn nun steht auch der politische Druck dahinter. Die Waffe der Yankees zur Eroberung des südlich von ihnen gelegenen Kontinents (oder Halb-Kontinents) ist vor allem die Monroe-Lehre sowie das Trugbild der pax americana. Die Botschaft von Monroe war zunächst eine Sympathieerklärung für die soeben freigewordenen südamerikanischen Republiken, andererseits richtete sie sich gegen spanische, britische und russische Ansprüche am Stillen Ozean. Weil die südamerikanischen Staaten jahrzehntelang in der Angst schwebten, von dem spanischen Mutterland zurückerobert zu werden, begrüßten sie diese Lehre. Allein schon damals hat der weitsichtige Simon Bolivar die Warnung ausgesprochen, daß die Monroe-Doktrin eines Tages bedeuten könne: „Südamerika den Nordamerikanern!" In der Tat dient der Regierung in Washington die Monroe-Lehre heute lediglich als Deckmantel ihrer imperialistischen Bestrebungen. Der wesentliche Unterschied zu früher allerdings ist der, daß sie jetzt wirklich Erfolg hat, bzw. drauf und dran ist, Erfolg zu haben. Wir haben kürzlich erlebt, daß USA.-Soldaten auf Island gelandet sind. Wir haben vor mehreren Monaten das Schauspiel gesehen, wie nordamerikanische Stützpunkte auf den Amerika vorgelagerten Inseln errichtet wurden. Wir werden voraussichtlich morgen vor die Tatsache gestellt sein, daß die nordamerikanische Marine auf den ekuadorianischen Galapagos-Inseln, möglicherweise sogar auf den von Argentinien beanspruchten Malwinen (Falklandsinseln) Fuß fassen wird. Der uruguayische Staat ist bereits der Propaganda aus Washington erlegen und hat sich damit einverstanden erklärt, sich aktiv der „amerikanischen Solidarität", was nur ein Deckwort für die Vormacht Nordamerikas ist, einzugliedern. Nur Argentinien löckt ernstlich wider den Stachel.

Was nun den Panamerikanismus anbelangt, so ging dieser Gedanke zunächst von Süd- und Mittelamerika aus — der erste Kongreß fand schon im Jahre 1826 in Panama statt —; erst fünfzig Jahre später schloß sich die Washingtoner Regierung an, um heute die Führung an sich zu reißen. Angeblich, um dem Doppelkontinent den Frieden zu bringen bzw. zu erhalten, in Wirklichkeit jedoch ist Roosevelt, der dieses politische Instrument meisterlich handhabt, auf dem besten Wege, ganz Amerika in den Strudel des Krieges hineinzustoßen. Er hat in jüngster Zeit auch eigennützige Renegaten gefunden, die sich bemühen, ihre Heimat unter ausländisches Joch zu bringen. Dazu gehören die Nachäffer der Weißen-Haus-Politik in Montevideo, kriegshetzerische Politiker in Bolivien und Kolumbien, schließlich besonders die Zeitungsbesitzer und Zeitungsschreiber im Solde der Angelsachsen.

Es fehlt aber nicht an kräftigen Gegenströmungen. An der Spitze vor allem der junge, stolze und unbeugsame Nationalismus. Durch die blutsmäßige und geistige Verwandtschaft mit der Iberischen Halbinsel ist Südamerika in einem viel höheren Grad iberisch als Nordamerika angelsächsisch, und der Gegensatz zwischen den beiden Rassen, der noch verstärkt wird durch den konfessionellen, ist so stark, daß von hier aus ganz gewaltige Kräfte gegen eine etwaige Einverleibung durch USA. tätig sind. Zwar ist auf der anderen Seite durch Film, Funk, Nachrichtendienst, kapitalistische Überfremdung, Einfuhr von Waren aller Art, endlich den Kulturoptimismus der Union eine gewaltige Wirkung des Nordens auf den Süden Amerikas zu verzeichnen, aber das Mißtrauen im Herzen des romanischen Amerikas ist unbesieglich. Eine Unzahl von Akten des Gewaltmißbrauches, beginnend mit dem Krieg gegen Mexiko, der zur Abtrennung von Kalifornien, Texas und Neu-Mexiko vor rund hundert Jahren führte, über die Erwerbung Puerto Ricos, dem Protektorat über Kuba an der Schwelle des Jahrhunderts, Santo Domingo 1907 und vorläufig endigend mit der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Eroberung von Honduras 1911, Nicaragua 1912 und Haiti 1915, haben den wahren Sinn vom „Koloß des Nordens" entlarvt. Die von Washington geschürte Panama-Revolution von 1903, welche der Union das

Digitized by Google

Gebiet des heute lebenswichtigen Kanals einbrachte, steht auf derselben Linie. In den Jahren nach dem Weltkrieg sah man nordamerikanische Finanzberater in vielen südamerikanischen Staaten als Währungssachverständige, was nur zu bald zu einem gewichtigen Einfluß des Wallstreet-Kapitals geführt hat. Der Krieg zwischen Bolivien und Paraguay ist von vielen auf die Einmischung der amerikanischen Standard Oil Co. zurückgeführt worden; desgleichen war die Hand der amerikanischen Kapitalgesellschaften in brasilianischen, chilenischen, kolumbianischen und peruanischen Revolutionen sichtbar.

Das führt uns zu der Staatsverfassung. Trotz der demokratischen Fassade verfügt der Präsident eines südamerikanischen Staates über eine viel größere Gewalt, als sie je ein konstitutioneller Monarch besessen hat. Starke Persönlichkeiten setzen sich gewöhnlich bedenkenlos über das doktrinäre und unpraktische Republikanertum der Abgeordneten hinweg. Der „Caudillismo" ist eine typisch südamerikanische politische Erscheinung. Erwachsen aus den militärischen Führern der Befreiungskriege in den Anfangsjahren des vorigen Jahrhunderts, übten die „Caudillos" dann nach der Vertreibung der Spanier als die starken Männer ihrer Völker die politische Diktatur aus. Auf sie geht die seither geübte präsidiale Diktatur zurück. Wenn diese Führer etwas taugen, dann kommen die von ihnen geleiteten Staaten voran. Passive Caudillos dagegen werden von überstaatlichen Mächten wie der katholischen Kirche oder dem Freimaurertum als Mittel zum Zweck für ihre eigenen Machtpläne mißbraucht. Für beide Abarten gibt es Beispiele genug. Indessen, der Caudillo ist immer ursprünglich und ausgeprägt persönlich gewesen. Bezeichnend ist auch, daß nicht selten Vollblutindianer sich auf den Staatsthron schwangen und ihre bunten Vielvölkerstaaten hart und streng regierten. Das indianische Bluterbe machte sie für ein unbeschwertes Handeln beim Staatsumbau und zur Staatsführung geeigneter; ihre meist niedere Abkunft verlieh ihrem politischen Vorgehen die Neigung zu einfachen und darum dauerhaften Lösungen. Neben diesen charakterlich südamerikanischen Typen gibt es Politiker, die völlig im Bann der Französischen Revolution von 1789 stehen und dabei eine außerordentliche und sehr nachhaltige Macht ausstrahlen. Besonders Argentinien weist zahlreiche solcher Führergestalten auf. Im großen und ganzen aber waren und sind die Caudillos mehr ein Ausdruck der südamerikanischen Natur als ein Abbild der fast ausschließlich europäisch beeinflußten Kultur.

Die im Grunde undemokratische Praxis des südamerikanischen Lebens — noch heute herrschen überwiegend die konservativen Mächte des Grundbesitzes und des Vermögens — hat auch früh den Staat ins Wirtschaftsleben eingreifen lassen. Verschiedene Republiken haben schon lange vor 1931, als Europa zum erstenmal sich gezwungen sah, in stärkerem Maße Devisenbewirtschaftung und ähnliche Dinge einzuführen, Zwangsmaßnahmen gegenüber der Wirtschaft angewandt. Der ganze lange Weg mit seinen Abstufungen von lockerer Handhabung des Währungsverkehrs, Einengung des Arbeitsverhältnisses usw. bis zur Nationalisierung, sprich: Verstaatlichung der wichtigsten Industrien des Landes, ist in Südamerika fast ein Jahrzehnt vorher durchexerziert worden, wie jeder Kenner der Verhältnisse sich erinnern wird. Die Verstaatlichung der Petroleumquellen in Argentinien, der Salpeterindustrie in Chile, die Einmischung der Regierung in die Kaffeepreispolitik in Brasilien sind die drei auffallendsten Beispiele. Die willkürliche Festsetzung von Devisenkursen ist langjährige Übung von seiten südamerikanischer Zentralbanken, desgleichen die Ansetzung von Festpreisen für Massengüter durch die Behörden. In neuester Zeit kommt die Forderung hinzu, daß die Leiter und ein großer Teil des Angestelltenkörpers aller Gesellschaften — deren Führung nur zu oft in ausländischen Händen liegt — die Staatsangehörigkeit des betreffenden Landes haben müssen. Der brasilianische Präsident Vargas hat letzthin verfügt, daß die ausländischen Banken, von denen es eine ganze Menge gibt und deren Macht größer ist als die der einheimischen, binnen sechs Jahren nationalisiert sein müssen.

Die Pflege autarker Ideen in der Wirtschaft bildet überall ein wichtiges Kernstück des neuen nationalen Staatsgedankens. Man bemüht sich, besonders die Landwirtschaft zu entwickeln. Eine neue Ordnung der Bodenverteilung, wie sie seit Jahrzehnten in den Forderungen der einzelnen Parteien erscheint (und z. B. in Mexiko durchgeführt wird),

Digitized by Google

ist allerdings noch nicht recht vorangekommen. Die Länder leiden zu sehr an der gewaltigen Ausdehnung ihrer Flächen bei ungenügender Besiedlung und stetem Mangel an eigenem Kapital. Die Anhänger der Autarkie wollen von ausländischen Anleihen nichts wissen und nehmen eine langsamere Erschließung und Industrialisierung gern in Kauf, nur um unabhängig zu bleiben. In der Praxis aber ist das ausländische Geld die Hauptursache für den erstaunlichen Aufschwung ganz Südamerikas gewesen. Gustavo Barroso, ein viel beachteter Schriftsteller, hat 1934 ein Buch herausgegeben, das den vielsagenden Titel trägt „Brasilien, eine Kolonie der Bankiers", worin er die Entwicklung, angefangen von der ersten brasilianischen Staatsanleihe, die Anfang des vorigen Jahrhunderts bei Rothschild in London aufgenommen wurde, bis heute genau beschreibt. Dasselbe Merkmal der Abhängigkeit von fremdem Finanzkapital gilt für sämtliche anderen Länder. Eine wesentliche Spannung ist nun dadurch entstanden, daß zwar Europa bislang der stärkste Käufer südamerikanischer Rohstoffe, aber Wallstreet in den letzten Jahren mehr und mehr der Geldgeber wurde. Trotzdem kann kein panamerikanischer Theoretiker leugnen, daß Südamerika auf das engste mit der europäischen Wirtschaft verbunden ist. Nur die englische Blockade hat diese natürliche Verflechtung zeitweilig unterbunden.

Im neunzehnten Jahrhundert wurde Südamerika der Weltwirtschaft erschlossen. Im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts stand diese Entwicklung auf dem Höhepunkt. Der Weltkrieg brachte eine Wandlung zu größerer Selbstgenügsamkeit, die besonders in einer stärkeren Industrialisierung ihren Ausdruck fand. Südamerika besann sich gleichzeitig auf seine romanische und indianische Abkunft und wurde zu einem heute noch ziemlich unerschütterten Widerstandsblock gegen die beharrlichen Sprengversuche des angreiferischen Yankee-Imperialismus. Der rassische Hintergrund dieses Gegensatzes ist unbezweifelbar. Auf der anderen Seite bildet der Süden genau wie der Norden einen Schmelztiegel aller möglichen Rassen, aus dem die erträumte harmonische „Edelrasse" hervorgehen soll. Man glaubt — es ist wichtig, dies zu betonen — fest an ein gutes und dauerhaftes Ergebnis der Rassenmischung. Zunächst handelt es sich um eine Ansammlung der verschiedensten Rassen, die sich miteinander kreuzen, und dieser Vorgang ist einer der erregendsten, den man drüben beobachten kann. Die Verhältnisse laufen seit der Ankunft der Spanier und Portugiesen auf eine Mestizisierung des Kontinents hinaus. Brasilien z. B. ist ein einziges Rassenlaboratorium. Aus den europäischen Portugiesen (schon vermischt mit afrikanischem Blut), den indianischen Guarani und den Negersklaven, zu denen germanische und slawische Einsprengsel und letzthin an die 400000 Japaner kommen, sind die mannigfaltigsten Mischformen entstanden. Man hat interessanterweise gefunden, daß sich der brasilianische Volkskörper dank der „arischen Seife" etwas aufhellt! In Chile haben wir die bemerkenswerte Tatsache zu verzeichnen, daß sich der rote Ureinwohner, der Araucaner, zusehends europäisiert. Argentinien rühmt sich, nur ein paar tausend Neger und wenige zehntausende Indianer zu haben, und in der Tat darf man das Land am Rio de La Plata als weißes Gebiet ansprechen. Der rote Blutzuschuß wird desto größer, je weiter wir nach Norden gehen. Man rechnet, daß rund ein Fünftel der aufsteigenden ibero-amerikanischen Rasse rein indianisch ist. Aber die Vorherrschaft der Weißen, sei sie politisch, geistig oder wirtschaftlich, ist im Grunde unerschüttert.

Immerhin stimmt die Vorstellung von einem Aussterben der Indianer für Südamerika mit der Wirklichkeit nicht überein. Die Roten nehmen zu, nachdem sie jahrhundertelang der physischen und psychischen Erschöpfung geweiht zu sein schienen. Erstaunlich ist nun, wie trotz der Vielzahl der Rassen in allen Republiken ein gesteigerter Nationalismus entstanden ist, der es fertigbringt, die Anfänge einer neuen chilenischen, brasilianischen, argentinischen, peruanischen usw. Rasse herauszukristallisieren. Eine einheitliche südamerikanische Rasse gibt es nicht — ein hervorragendes Beispiel, wie die politische Verfassung bei der Entstehung von Rassen mitwirkt. Die einzige Verwandtschaft wird durch die Sprache hergestellt. Sie zerfällt zwar in zwei Gruppen, die spanisch und die portugiesisch sprechende Bevölkerung. Aber diese beiden Sprachen sind ja nahe miteinander verwandt. Die romanischen Kulturelemente dringen durch sie ein und werden wohl auch für

Digitized by Google

die Zukunft, mag man noch so sehr auf indianische Wurzeln zurückgehen, vorherrschend bleiben.

Durch das Gesetz, daß jeder im Lande Geborene ohne weiteres die Staatsangehörigkeit des betreffenden Landes erwirbt, ist die Einschmelzung zunächst nach außen hin gewährleistet. Schon die zweite Generation, gewiß aber die dritte, ist fast in allen Fällen für die neue Heimat hundertprozentig gewonnen. Diese Tatsache hat bis jetzt auch die meisten Regierungen veranlaßt, die ausländischen Privatschulen zu dulden, weil man sicher gehen konnte, daß die Einwanderer bzw. ihre Abkömmlinge in zwanzig oder dreißig Jahren doch nationalisiert sein würden. Erst in letzter Zeit hat man, z. T. durch die Yankees aufgehetzt, die Zügel schärfer angezogen, leider auch zuungunsten des starken Deutschtums in Brasilien und anderswo.

Die vier Hauptprobleme Südamerikas, nämlich die Agrarfrage, die indianische Frage, das Verhältnis zur Weltwirtschaft und endlich zum ausländischen Finanzkapital werden in der Praxis zu einer einzigen verschmolzen, indem man sie bewußt zu einer immer schärferen Ausprägung eines betonten Nationalismus benutzt. In dieser Hinsicht sind sich alle südamerikanischen Staaten gleich. Die größte Gefahr droht ihm seit jeher von den Angelsachsen. Der Einbruch der angelsächsischen Weltanschauung und Lebensgebarung wird besonders durch die liberale Presse gefördert, die hier eine Macht ausübt, wie selten in der Welt. Technisch gesehen, steht die Zeitungsindustrie auf einer außerordentlich beachtlichen Höhe, und manche europäischen Blätter könnten sich ein Vorbild an ihr nehmen. Ein Blatt wie die „Prensa" in Buenos Aires kann sich mit jeder europäischen Zeitung, selbst der größten, was die Aufmachung und die Fülle der gebrachten Nachrichten anbelangt, ohne weiteres messen. Vor allem ihre auf bestem Papier gedruckten Bildbeilagen sind ganz ausgezeichnet. Das übrige besorgt der Film aus Hollywood und die unaufhörliche Beeinflussung durch die fast ausschließlich von nordamerikanischen Nachrichtenquellen gelieferten politischen Berichte über die täglichen Ereignisse. Gegenüber einer solchen Wucht fühlt sich Südamerika in die Defensive gedrängt, und es wird alle seine Kräfte zusammennehmen müssen, um standzuhalten. Zunächst wogt der Kampf noch unentschieden hin und her, wenn auch durch die fast vollständige Abschnürung von Europa der starke Druck von Nordamerika her letzthin größere Erfolge, hoffentlich nur vorübergehende, erzielen konnte.

Bis vor kurzem war es möglich gewesen, gegenüber Washington und Wallstreet die europäischen Länder auszuspielen. Dank der englischen Blockade aber ist Südamerika mehr oder weniger den Yankees ausgeliefert. Seiner geographischen Lage und seiner Wirtschaftsstruktur nach aber ist es in Zukunft zu einer gewaltigen Rolle für die im Dreimächtepakt zusammengeschlossenen Länder, für den europäischen und den asiatischen Großraum bestimmt, ganz anders als für das in vielem gleichartig produzierende Nordamerika. Wirtschaftliche Bedingungen und politische Strömungen stemmen sich einer „Überschluckung" durch Roosevelt entgegen. Die drüben wohnenden vielen Millionen Spanier, Italiener und Basken, die weltanschaulich größtenteils auf unserer Seite sind, stellen einen sehr beachtlichen Aktivposten dar, nicht zu vergessen unsere Landsleute, die drüben eine neue Heimat gefunden haben, und die 350- bis 400 000 Japaner in Brasilien (die im übrigen trotz größter Unterstützung von seiten des Mutterlandes sehr rasch zu Brasilianern werden).

Niemals gehört Südamerika zu dem in der Hauptsache von Angelsachsen und Juden beherrschten Nordamerika. Daran ändern alle Bemühungen des ehrgeizigen Roosevelt nichts, mag er sich einer willkürlich ausgelegten panamerikanischen Idee, einer mißbrauchten Monroe-Doktrin oder glatter Gewalt bedienen. Zudem ist der Glaube an einen deutschen Sieg von Venezuela bis Chile hin weit verbreitet. Namentlich unsere Erfolge auf dem Balkan und der britische Rückzug aus Griechenland haben dort einen viel tieferen Eindruck gemacht als die Kredite und Konserven, die betörenden Radiosendungen und die Freundschaftsreisen aus dem Norden. Jetzt kommt noch hinzu, daß die durchweg antibolschewistische Einstellung fast aller südamerikanischen Regierungen den deutschen Kampf gegen Moskau mit ihrer Sympathie begleitet und ihm den Sieg wünscht.

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Sphinx ohne Rätsel

Es ist, als ob ein Phantom explodiert, als ob eine Sphinx, ihres grausamen Lächelns müde, vom verwitterten Podest herunterfällt, als ob die größte und gemeinste Lüge, die die Menschheit je gegen die einfachen Wahrheiten des Lebens erfunden hat, in Granattrichtern vergraben wird, und rundum liegen riesenhafte Länder unberührt und warten im jungen Morgen, zwischen Ukraine und Mongolei, zwischen Polen und Sibirien. Eine „Zone des Schweigens" umgürtete unnahbar und in steppenhafter Verlorenheit die Länder, in denen nun die größten Vernichtungsschlachten der Kriegsgeschichte geschlagen wurden. Gebiete, die wie auf einem fernen Stern lagen, sind jetzt merkwürdig nahe.

Die Zone des Schweigens war schon nach der ersten Angriffsstunde im Rücken der deutschen Truppen. Sie war ein evakuierter Streifen Land, an dieser Stelle zehn oder auch dreißig Kilometer tief, an jener nur von der Breite eines Flusses; schmale Inseln aus alten dunklen Wäldern standen melancholisch darin, bisweilen ein leeres Bauernhaus, und beständig waren nur die hohen Gitter aus Stacheldraht, die von Horizont zu Horizont auf dem westlichen Strich der Grenze verliefen, und die Reihe der Holztürme, auf deren schmalen Plateaus die B.-Posten der Weltrevolution durch Feldstecher die Geheimnisse der faschistischen oder kapitalistischen Welt zu erspähen versuchten. Wir sahen die Silhouetten der Posten gegen den Himmel stehen. Sie wirkten wie Astronomen vom anderen Stern. In den letzten Monaten kamen sie öfter mit Karren und streuten schweigend einen Teppich aus weißem Sand. Sie kamen auf zehn Meter heran. Trotzdem war die Stratosphäre zwischen ihnen und uns. Der Sand wurde am Morgen gewalzt. Vorher untersuchten Grenzpolizisten ihn auf Fußspuren, die nach Osten zeigen sollten. An den Holztürmen hielten sich die Roten Bluthunde, und manchmal peitschten ferne Gewehrschüsse durch die Nächte. Das waren die einzigen Laute.

Der Sand war ein Trick von Karl May. Die Drähte und Türme waren Kulisse. Und die Schüsse waren Theater. Aber hat nicht jeder, der an diese Grenze kam, einen heimlichen Schauder verspürt? Hat er nicht versucht, das Gesicht eines Rotarmisten zu studieren, einen fremden Ruf aufzufangen, mit verkniffenen Augen ein paar Meter weiter in das rote Rätsel zu sehen? Ist sein Blick nicht über viele gelbe Roggenfelder zu den kleinen, verlotterten, von Angst verdüsterten Kolchosen gegangen; zu marschierenden Divisionen, die auf windjackenartigen Uniformröcken den fünfzackigen roten Stern und über der Schulter mit revolutionärer Geste schlecht geputzte Maschinengewehre trugen; zu den Betonblöcken neuer Fabriken, in deren Maschinensälen neben devoten Spruchbändern für den großen und weisen Stalin das Bild Stachanows hing, die Arbeiterinnen Overalls trugen, die Komsomolzen über ihren Marx debattierten und der Genosse Kommissar in seine Statistiken die fehlenden Traktoren, Autos, Kugellager oder Konservenbüchsen zauberte, um nicht als Saboteur zu gelten? Haben wir nicht an den Kreml gedacht, dessen Zwiebeltürme sich über dem Roten Platz erheben, an die Mumie Lenins in dem seltsamen Sarkophag, an die halblaute Verzweiflung im düsteren Portal der Lubianka und vielleicht an den Ruhm proletarischer Höhenflieger, Fallschirmspringer und Polarforscher, der zwar nicht zweifelsfrei, aber so supermodern klang? Und ein leerer, dünner, flüsternder Wind trieb aus der östlichen Weite herüber, aus Sibirien und der Mongolei.

In dieser Sowjetunion leben 170 Millionen Menschen.

1917 kamen kleine Gruppen — meist jüdischer — Intellektueller aus der Schweiz, geführt von dem Dämon einer papierenen Utopie, und aus Amerika, geführt von dem listigen Trotzky, dem dürren Fanatiker mit Blankoschecks der Bankiers Schiff, Warburg und Lazard. Sie hatten vor, ein Sechstel der festen Erdoberfläche zur Retorte zu machen und diese zur rechten Zeit zu öffnen. In den ersten Jahren des Sowjetstaates wurden Millionen Menschen durch Terror und in den Bewegungsschlachten des Bürgerkrieges ausgerottet. Vier Jahre später starben Millionen Menschen am Hunger. Abermals sieben Jahre später brach bei der Einführung des Fünfjahresplanes und der Kollektivierung der Bauern ein neuer Bürgerkrieg aus, der wieder über eine Million Menschen forderte. Und in der Hungersnot des Winters 1932 auf 1933 verendeten ganze Städte und Dörfer. Die

Digitized by Google

Sowjetunion hat nach zuverlässigen Schätzungen der Utopie des Bolschewismus in 23 Jahren 11 bis 12 Millionen Menschen geopfert. Das sind mehr, als die Feuerhöllen des Weltkrieges an allen Fronten verschlangen, und die Menschenverluste in diesem Krieg, dessen Sinn einer natürlichen Lebens- und Raumordnung sich aus jungen Kräften schon zu realisieren beginnt, während noch die Armeen marschieren, werden sich winzig dagegen ausnehmen und werden keinen Vergleich mehr abgeben.

Aus der grausamen Sinnlosigkeit des Weltkrieges, aus seinen Fehlern und Zufällen, aus seinen Schützengräben, Gasschwaden und Trommelfeuern schufen die Dichter große Epen, und er wurde das entscheidende europäische Erlebnis dieses Jahrhunderts. Dem Bolschewismus verdankt die Menschheit nicht eine einzige kulturelle Leistung. Was er als Ordnung pries, wurde Anarchie. Die Männer an seiner Spitze sind schlaue Usurpatoren vom Schlage Stalins oder Kaganowitschs, oder sie sind Büroangestellte einer im Konkurs befindlichen Revolution, wie wir Litwinow in Genf und den so redlich aussehenden Molotow in Berlin kennenlernten. Der Bolschewismus ist spätestens mit Lenin, dem Meteor des marxistischen Intellektualismus, gestorben. Seitdem wurden die roten Bazillen künstlich ernährt, und auf die Dauer halten sie das auch in der Retorte nicht aus.

Aber auf dem Gebiet der zerbrechenden Sowjetunion leben trotz der Hungersnöte, Bürgerkriege und Massenmorde noch immer 170 Millionen Menschen.

Über den Bolschewismus ist mindestens genau so viel, wahrscheinlich sogar mehr geschrieben worden als über den Weltkrieg. Die große Masse dieser Literatur befaßt sich weniger mit seinen Prinzipien als mit seiner Erscheinung. Sie untersucht weniger den von Marx' Werken gelieferten geistigen Hühnerkäfig, den Lenin über den asiatischen Kontinent stülpte, als den Drahtzaun der Grenze, den Sandteppich, der an Karl May erinnert, die hölzernen Wachtürme und das Rätsel, das hinter alledem steckt.

1928 wurde den sowjetischen Bauern außer den Äckern und Höfen auch das Vieh verstaatlicht. Sie vernachlässigten die Höfe, steckten die Ernte in Brand und schlachteten ihre Kühe und Schweine ab. Die Kollektivierung mußte gelockert werden. Was leisten seitdem die Kolchose? Darüber existieren Bände. In manchen leisten sie viel. In manchen leisten sie nichts.

Die Rote Armee bestand auf dem Papier aus 15 Millionen Soldaten. Im Jahre 1940 wurden 57,6 Millionen Rubel für sie ausgegeben. Das waren 31,7 v. H. des Gesamtbudgets der Sowjetunion. Was leistet diese Armee, die zahlenmäßig die größte der Welt ist? Was bedeuten die Krisen um Tuchatschewski, Blücher und selbst Woroschilow? Trugen an dem Versagen dieser Armee am Ochotsk-See und in Finnland ungünstige Umstände die Hauptschuld? Und welche Geheimnisse umnebelten die rote Luftflotte! Im Transsibirien-Expreß fuhr man mitten durch gewaltige Flugfelder, auf denen die Maschinen bis an den Horizont wie die Kartoffeln wuchsen. Drei oder vier pflegten immer zu starten, wenn der Expreß kam. Die anderen waren Attrappen. Aber die Sowjetmaschinen leisteten in Spanien bisweilen Beachtliches, und 15 Millionen Mann ergeben, selbst wenn sie die Karabiner an Stricken tragen, eine Dampfwalze.

Am Don, an der Wolga, bei Moskau, am Ural, in Baku sind gigantische Industrien aus dem reichen Boden gestampft worden. Die Regierung der Sowjetunion publizierte — unbekümmert neben den Serien der Todesurteile für „sabotierende" Industriekommissare — die eindrucksvollsten Statistiken über die Wunderleistungen dieser Fabriken. Dabei leben auch die bessergestellten Schichten in den sowjetischen Städten noch heute am Primuskocher. In den Wirtschaftskreisen der ganzen Welt ist man sich einig, daß keine dieser Statistiken jemals gestimmt hat. So hatte man ein Geheimnis mehr. Über Geheimnisse läßt sich viel schreiben. Sie pflanzen sich fort wie Gerüchte. Den obskuren Rest für die Popularität des Bolschewismus lieferten die Komintern und die GPU.

In seinen „Toten Seelen" beschreibt Gogol das Vorkriegsrußland als eine bunte, herrliche Troika, die von feurigen, mit den Hufen donnernden Rossen gezogen, durch die Weiten einer unendlichen Landschaft braust — und keiner weiß, wohin.

Das alte Rußland brach mehr noch als wegen der marxistischen Wühlarbeit wegen der Hilflosigkeit des Zaren, des Adels und der Intelligenz gegenüber den Erschütterungen der Menschheit in diesem Jahrhundert so plötzlich zusammen. Lenin hatte begriffen, wie hervorragend dieses gewaltige Gebiet, in dem es praktisch bis 1917 die Leibeigenschaft gab, diese ahnungslosen, träumenden, in der Gravi-

Digitized by Google

tation ihrer menschenreichen Stämme verharrenden und von starken Messiasideen erfüllten Völker sich zur Retorte für seine Doktrin, für die Züchtung des Klassenkampfes und des Kommunismus eignen mußten. Nicht die mangelhafte Eigenart der marxistischen Theorie, sondern der messianische Impuls, den „die Proletarier" in ihr zu spüren glaubten, weil es ihnen geschickt zugeflüstert und nun zugeschrien wurde, gab den Roten die Kraft, die Weiße Armee hinwegzufegen, mit der Realisierung eines überdimensionalen Programms zu beginnen und das Opiat der bolschewistischen Formeln in die Massen zu pumpen.

Die Intellektuellengruppe, die 1917 zu regieren begann, wäre nicht in der Lage gewesen, auch nur hundert „Feinde der Weltrevolution" ins Jenseits zu befördern. Und sie hat 12 Millionen Menschenleben auf dem Gewissen. Sie erzielte, wie Radek es formulieren würde, dieses „glänzende Resultat" durch eine gerissene Täuschung einer gläubigen Menschenmasse, die — ohne bereits Volk zu sein — in den Tiefen eines eigenartigen Mythus glaubte, der Welt das Heil bringen zu müssen.

In dieser psychologischen Volte Lenins liegt die Erklärung für das sogenannte Rätsel der Sowjetunion, das viele Jahre lang die besten Köpfe faszinierte und zur Auseinandersetzung reizte. Es war das raffinierte Experiment heimatloser politischer Theoretiker, die Weltherrschaft anzutreten. Lenin kutschierte die Troika. Aber es war kein Rätsel dabei; das schuf erst die jüdische Reklame. So verlogen das Experiment war, so schnell mußte es in der Retorte, die mehr gekostet hat als der ganze Weltkrieg, vertrocknen.

Warum Europa so spät — planmäßig erst seit 1933 — zu dieser Erkenntnis kam, das erklärt sich aus verschiedenen Gründen; in der Hauptsache wohl durch die Eingleisigkeit der russischen Emigrantenpropaganda, an deren Ressentiments selbst ein so gerissener Fuchs wie der Ölmagnat Deterding ein paar hunderttausend Pfund verlor, dann durch die starke Verjudung des geistigen Lebens und durch die eigene innere Unordnung. Das große Erwachen kam, wenn auch die Demokratien auf das rote trojanische Pferd zu setzen beabsichtigten, im spanischen Bürgerkrieg. Lenin hatte Spanien als zweite Etappe der Weltrevolution vorgesehen. Wenn heute eine europäische Einheitsfront gegen die Sowjetunion sich formiert hat, so zeigt das die revolutionäre Wandlung unseres Kontinents. In Spanien melden sich Zehntausende zu den Fahnen der gegen die Sowjetunion aufgestellten Freiwilligenkorps. Die Rote Armee aber weiß nicht mehr, auf welche Regimenter Verlaß ist.

Am 22. Juni haben die vordersten deutschen Sturmtruppen die merkwürdigen Grenzdrähte der Sowjetunion durchschnitten und haben die romantische Zone des Schweigens durchquert. Deutsche Kampfmaschinen eroberten die Luftherrschaft. Deutsche Panzer rollen in langen, schnellen Stößen über die geplagte Erde, die bisher fremd und wie auf einem anderen Stern neben uns lag. Die Soldaten, die in den Luken stehen, bemerken, daß da irgendwo das Rätsel ist, von dem so viel geredet wurde. Der Verlauf der Operationen läßt erkennen, daß die Feldherrngenialität des Führers auch die saugende, gefährliche Unendlichkeit der Räume, mit der die Sowjetpropaganda so geschickt und abenteuerlich manipulierte, bezwungen hat. Es ist, als ob ein Phantom explodiert, als ob die marxistische Sphinx von ihrem verwitterten Podest herunterfällt, als ob die größte, gemeinste Lüge, die die Menschheit je gegen die einfachen Wahrheiten des Lebens erfunden hat, in Granattrichtern vergraben wird.

Und rundum liegen die riesenhaften Länder des Ostens unberührt und warten im jungen Morgen, zwischen Ukraine und Mongolei, zwischen Polen und Sibirien. Das Rätsel, das über ihnen lag, verweht.

Gerhard Weise.

Politik und Seele Hollands

Die Holländer haben sich halb unfreiwillig, halb absichtsvoll in den Ruf gebracht, ein Volk von rein händlerischer Denkungsart zu sein. Damit geht ein ausgesprochener Sinn für das materiell Greifbare, Unglaube gegen geistig-ideale Beweggründe, eine abwartende, eine verschlossen rechnerische Haltung dem Mitmenschen gegenüber gepaart, und alle diese Eigenschaften sagt man ja auch dem Holländer nach, wie er es denn durchaus nicht unangenehm findet, daß sie ihm nachgesagt werden. Denn wer den Holländer gründlicher kennt, der weiß, daß er diese Haltung gern als Mimikry benutzt und der Legende, die über ihn im Schwange ist, gern nachhilft. In dieser rauhen, kämpferischen Welt, in der wir alle leben, findet es der Holländer gar nicht so ungünstig, daß man ihn für einen geschliffenen, nur auf Gelderwerb und

Digitized by Google

materielle Genüsse erpichten Menschen ansieht.

Hinter diesem legendären Holländer verbirgt sich freilich ein anderer, jener nämlich, den er eben mit jener vorgegebenen Haltung verbergen will. Dieser Holländer ist wenig bekannt, da es ja zur Lebenspolitik des Holländertums gehört, davon nach Möglichkeit nicht zu reden. So kommt es, daß es in Holland fast gänzlich an Denkern fehlt, die das nationale Wesen und Unwesen zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen. Man will nun einmal nicht ins Bereich des Bewußtseins heben, was hinter der vorgenommenen Maske sein so andersartiges Leben führt, und dieser Losung schließen sich auch die Philosophen an, die uns in Holland eher Aufschlüsse über die Wesensart, das Temperament, den Glauben eines indonesischen Eingeborenenstammes zu geben vermögen als über die seelisch-weltanschaulichen Grundzüge des eigenen Volkstums. Und so kommt es, daß die Romanschreiber und die Romanschreiberinnen des Landes es vielfach nur bei der Schilderung der konventionellen Eigenschaften von Land und Leuten in Holland bewenden lassen, niemals in die Tiefe steigen, in jene seelischen Tiefen, die beim Holländer durchaus so merkwürdig, so fesselnd sind wie etwa beim skandinavischen Menschen, an die aber nun einmal, wie auf Grund einer allgemeinen, stillschweigend gegebenen Absprache, nicht gerührt werden darf. Erst in allerjüngster Zeit regt es sich etwas auf diesem Gebiet und bringen Männer den Mut auf, sich dem allgemeinen Schweigebefehl nicht zu fügen. Es ist da in erster Linie der mit Ursprünglichkeit und einer packenden Schreibweise begabte H. Krekel zu nennen, ein Philosoph und Politiker, der sein Urteil mit keinem verhüllenden Tüchlein umwindet und was er über Art und Unart seines Volkes denkt, glatt heraussagt. Er hat jetzt seine Meinungen in einem Büchlein gefaßt, das betitelt ist: „Politik und Seele Hollands" (Verlag der Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande, Den Haag). Die Feststellungen, die er macht, unterscheiden sich von dem konventionell festgehaltenen Bild der Holländer erheblich. Und wenn dies schon für die Landsleute Krekels lehrreich ist, so besteht gerade im heutigen Augenblick auch für uns Deutsche Anlaß, dem unser Gehör zu leihen, was Krekel vorbringt.

„Alle Probleme dieses Volkes, alle Spannungen im Innern sind Ausflüsse seiner Seelenhaftigkeit", stellt Krekel in seinem Buch fest, und das erstaunt uns, da der oberflächliche Beobachter doch eben dem Holländer nur den materialistischen, händlerischen Sinn zuschreibt. Aber die Erklärung haben wir gleich in folgendem Satz: „Der Holländer ist offen und aufgeschlossen, wo es die oberflächlichen Dinge des Lebens gilt, aber er hält sich zurück, wo die tieferen Schichten der Seele berührt werden. Die Scheu und die sich verbergende Ironie sind die typischen Züge seines Wesens, Merkmale seiner Seelenhaftigkeit." Und da es sich nun einmal so verhält, so sind auch die Folgen dieser Haltung die entsprechenden: „Diese Lebenshaltung will nicht das Innere umsetzen in Idee und Macht, sie ist nicht darauf gerichtet, sich selbst im Werke zum Ausdruck zu bringen, sondern findet im Dienst am Werk, in der Hingabe an die Dinge des natürlichen Lebens sich selbst immer wieder. ... In dieser Innerlichkeit liegt der unaussprechliche Reiz, den alles Holländische, wo es in sich selbst ruht, ausstrahlt. Sie trägt das Ganze und formt den Stil."

Nun ist aber diese holländische Innigkeit, die sich gern auf das Verhalten des Erasmus von Rotterdam dem Leben gegenüber beruft, nicht etwa gleichbedeutend mit Läßlichkeit und seichter Genugtuung. Der Humanismus des Holländertums färbt sich mit durchaus tieferen, ja wilden Tönen, denn unterhalb der ruhigen Hinnahme der Dinge pocht das Ungenügen, die Aufsässigkeit, der Geusengeist, „der radikale, sich selbst nicht berücksichtigende Kampf um das Echte und Höchste". Diese Sinnesweise hat in den großen Zeiten der holländischen Geschichte immer wieder ihren Ausdruck gefunden, doch liegen dafür auch in der Kunst die Zeugnisse vor: „In Gestalten wie Hieronymos Bosch, Rembrandt van Rhijn und Vincent von Gogh gelangt diese Sehnsucht zur Verkörperung."

Die Schattenseite einer derartigen Gemütsart besteht darin, daß ihr Eigentümer in die Gefahr gerät, sich in religiöse und metaphysische Spekulationen und in endlose außerzeitliche Träumereien zu verlieren. Dies ist der Fall Hollands, das von der geschichtlichen Wirklichkeit, wie sie sich in Europa herausbildete, versenkt in sein Innenleben, immer mehr abtrieb. Und wenn man dies feststellt, so hat man damit zugleich das Entscheidende über das Verhältnis Hollands zu Deutschland, dem Träger dieser

Digitized by Google

Anthonie Beerstraten: Winterlandschaft

Digitized by Google

a Steen (etwa 1626—1679): Der Wirtshausgarten

neuen Entwicklung, gesagt. Auch hier unterliegt man Irrtümern, wenn man meint, es seien rein holländische äußere Tatsachen, durch welche dieses Verhältnis bestimmt würde. Auch hier sind es Einstellungen seelischer Art, die das entscheidende Wort sprechen. Und auch hier sind Täuschungen im Spiele, die in deutschen Zeitungsreportagen und Reisebüchern über Holland immer wieder hervortreten. Denn wenn dem deutschen Besucher Hollands als das Ausschlaggebende dieses Volkes seine Selbstzufriedenheit auffällt, so macht Krekel darauf aufmerksam, „daß dahinter etwas von Weltfremdheit, vielleicht schon von Lebensangst steckt". Man muß diesen Punkt festhalten, wenn man die große Erschütterung begreifen will, in die durch die heutigen Ereignisse das holländische Volk gestürzt worden ist. Holland ist aufgeschreckt und seelisch umgewühlt worden wie nie zuvor, wobei es, wenn es eben nur das merkantil gerichtete Volk wäre, als das man es anspricht, leicht und rasch genug darüber hinwegkäme. Dem ist nicht so, weil eben jedermann fühlt, daß mehr als nur die politische, daß auch die innerliche Existenz auf dem Spiele steht. Will man aber dem heutigen Augenblick auf den Grund gehen, „so soll man sich das eine klarmachen: zugleich mit seinem Erwachen aus jahrhundertelangem Traum sieht sich Holland vor die Frage gestellt: Deutschland".

Die Stellungnahme der Holländer zu Deutschland sei eine äußerst labile gewesen, sagt Krekel, ein Schwanken zwischen Abneigung und „Sich-angezogen-Fühlen, ein förderndes und abstoßendes Erlebnis. Je tiefer das holländische Wesen sich in sich selber versenkt habe, desto breiter sei die Kluft geworden, die es von dem seelisch verwandten Deutschen trenne. Deutschland bedeutet heute für Holland: die Forderung, sich mit den Dingen der (realen) Welt auseinanderzusetzen. Die Forderung kommt plötzlich und völlig umstürzend. „Holland kann nicht mehr zurück in seinen stillen Garten und seinen ruhigen, umhegten Hain. Es kann sich selbst nur behaupten, wenn es sich selbst aufgibt, es hat nur noch eine Zukunft, insofern es das typisch Holländische zu einem größeren und in die Ferne reichenden Völkisch-Niederländischen erweitern kann. Und es wird dies erst dann zustande bringen, wenn es sich ein wahrhaft schöpferisches Verhalten der europäischen Frage, das heißt Deutschland gegenüber, erkämpft. Es muß sein Schicksal auf sich nehmen, muß innerhalb der abendländischen Welt seinen eigenen Platz behaupten und wiedererobern. Es wird dazu aber erst dann fähig sein, wenn es sich auf seinen völkischen Urgrund besinnt und die Einflüsse Deutschlands nicht passiv auf sich wirken läßt, sondern sie aktiv auf seine Weise verarbeitet."

Mit diesem Appell an die besten Kräfte seines nationalen Wesens schließt Krekel seine Studie über das andere, das weniger bekannte Holland. Die ausgezeichnete Schrift dürfte viel dazu beitragen, das Verständnis des Holländers über sich selber zu vertiefen, aber auch bei uns Deutschen zutreffende Meinungen über Holland, seine Menschen, sein Seelentum zu verbreiten. Alois Wagner.

Kleine Beiträge

Holländische Landschaft — Land der Kanäle

(Aus dem Roman: „Ich komme wieder" von Cornelius De Jong)

Winter

Die Kanäle wurden jetzt von Menschen aller Lebensalter bevölkert. Die Schulen hatten geschlossen, aber die wahre Ausgelassenheit gab es dennoch nicht hier inmitten der größeren Stadt. Um sie zu finden, mußte Tjerk das noch weiter nördlich gelegene Gewirr kleiner, mit Dörfern vermischter Städte aufsuchen. Er gedachte bald aufzubrechen. Seine Sehnsucht verlangte nach Tätigkeit. Als endlich die Stunde der Freiheit geschlagen hatte, eilte er mit seinem sehr leichten Tornister und den Schlittschuhen jubelnd zur Kaserne hinaus. Die ihm Begegnenden lachten. Über ihm wölbte sich das reine Himmels-

Digitized by Google

blau, das fast plötzlich an Stelle des grauen Dunstes erschienen war. „Weggewünscht habe ich das Grau!" schrie er.

Singend glitt er davon, und während er sang, wehte ihm der Atem wie weiße Federn um den Mund. Strahlender wurde das Blau. Der Kälte wegen war es notwendig, den Körper in steter lebhafter Bewegung zu halten. Erst als er fast drei Kilometer zurückgelegt hatte und die Körperwärme zu einem wesensgleichen Bestandteil seiner Bewegungen geworden war, verfiel er in geruhsamere Schritte. Jetzt befand er sich allein zwischen stillen, weißen Ufern. Nur auf den Seitenkanälen gewahrte er einige junge Burschen, die zu viert und zu fünft rote Holzstühle vor sich herschoben. Sie schrien dem Vorübersausenden zu.

Schön war es; vollkommene Freiheit, in der die Gedanken schnell kamen und wieder verflogen, weil alles in dem verlorenging, was die Augen sahen, die Wangen fühlten und die Nase roch.

Er schoß an breitgelagerten Dörfern vorbei, die ihre gesamte Einwohnerschaft aufs Eis geschickt hatten. Die Alten kauerten auf den Uferböschungen um knisternde Feuer und begrüßten jeden, der darauf achtete, mit krächzenden Rufen. Nun brach auch die Sonne selbst durch die Reste des Gewölks und rief überall schillernde Farbeneffekte hervor, wo bisher alles nur weiß oder bräunlich gewesen war. Menschen riefen der Sonne wie einem persönlichen Freund ihre Grüße zu. Die ersten geschlossenen Familien glitten daher; der Vater stolz voraus. Ihm folgte, seine Hand haltend, die Mutter, und ihr wiederum, dem Alter nach geordnet und sich durch einen Höllenlärm ankündigend, die Kinder. Es mußte schon beinahe Mittag sein.

Abermals ging es an einem Städtchen vorbei ... „Holla, Soldat, nimm uns mit!" schrien an die zwanzig Bengels, die, ihre Hände ausstreckend, ihn zu fangen suchten. Er ließ sie gewähren und bremste, worauf der eine seine Linke ergriff und sich die ganze Kette ihm anhängte und mit großem Hallo folgte. Unter dem Gelächter der Leute ging es weiter. Bald aber kostete es ihm Mühe, die ermüdenden Kinder mitzuschleppen. „So, nun langt's!" rief er und ließ die Hand des ihm zunächst folgenden Jungen los. Enttäuscht klang es hinter ihm her: „Och, Soldat! ..."

Seiner Meinung nach waren sie weit genug mitgelaufen. Der Rückweg zum Dorf gegen Wind und Sonne würde ihre gesamte Energie in Anspruch nehmen. Plötzlich fing Tjerk wieder an zu singen. Beim Anblick einer weiten, spiegelglatten Fläche vergaß er Anstrengung und Ermüdung. Eine alte Frau, bei der sich zwei Katzen befanden, winkte ihm zu. Die Landschaft wurde sehr groß und still. Groß und durchsichtig wölbte sich darüber der Himmel. Das Eis knisterte und knackte. Es fror sehr stark. In Dokkum wollte Tjerk eine Rast einlegen, um sich zu erfrischen. Und dann kam die Begegnung mit Marieke. „Treffe sie auf dem Oldenbergumer Kanal", sang er. „Laß ihr ein Herz, das zu weit ging, laß ihr ein Herz, das der Ruhe bedarf, und verlasse sie dann für immer!"

Aber nein, derlei sang man nicht an so einem hellen Vormittag. Er war ein Lied für die dunklen Abende, an denen es von allen Burschen gesungen wurde. Dennoch begann er von frischem. Fünf Vorüberkommende nickten ihm lachend zu, machten aber gleich darauf wieder ernste Gesichter. Dieser Soldat! Da sang er auf dem breiten, sonnenbeschienenen Kanal ganz unbekümmert solch ein Abendliedchen!

Er war erschöpft, als er Dokkum erreichte. Nun hatte er nur noch etwas über zehn Kilometer bis Witsum zurückzulegen und nur noch sieben bis zum Oldenbergumer Hauptkanal mit seinen sechs Windmühlen. In einer der auf dem Eis aufgeschlagenen Buden verzehrte er langsam und nachdenklich sein Beefsteak, wobei er bewußt sämtliche Muskeln entspannte; dann schlürfte er genießerisch einen Genever und ließ sich noch ein zweites Glas geben. Die Mittagsstunde war bereits vorüber, als er abermals das Eis betrat. Während er über die alten Festungsgräben des Städtchens glitt, begegnete er mehreren Witsumer Bekannten. Man begrüßte einander durch lärmenden Zuruf, und dann erreichte Tjerk wiederum den breiten Kanal, der die Schlagader all der kleineren, der Nordsee zugesandten Kanäle war.

Hier lag der Schnee dichter. Die Schneeräumer, die sich mit Vorliebe an diesem strategischen Punkt aufhielten, an dem jeder vorbeikommen mußte, erschöpften seinen Vorrat von zwanzig kleinen Münzen, noch ehe er den Witsumer Frachtkanal erreichte. Dort aber hatten die über die Deiche fegenden Seewinde einiges Unheil angerichtet; denn an mehreren Stellen gab es offene Löcher im Eis, in denen sich schwärzliches Wasser kräuselte. Sie waren allerdings mit Leichtigkeit zu umgehen, da sie sich nirgends von

Digitized by Google

einem Ufer bis zum anderen erstreckten und obendrein durch rotweißblaue Fähnchen gut gekennzeichnet waren. Schlimmer aber würde es auf dem Oldenbergumer Kanal sein, der dortigen durch einige Seeschleusen verursachten Strömung wegen. Auch waren die Waken dort vermutlich nicht bezeichnet.

Unklug mochte es sein, auf dem Oldenbergumer zu laufen, aber andererseits kam es nicht in Frage, sich am hellen Tage, und noch dazu in Uniform, mit einem Mädel, das man nicht zu heiraten beabsichtigte, auf irgendeinem anderen Wassergraben zu zeigen. Vielleicht war es Marieke auch gleichgültig, wenn sie gesehen wurden.

Hier hatte der Wind den Schnee fortgeblasen, und das Fortkommen auf der harten, spiegelglatten Fläche kostete keinerlei Anstrengung. Hier in nächster Nähe Dokkums begegnete er auch den ersten Witsumer Familien. Fünf Meilen von seinem Ziel entfernt erschien der alte Kapitän Bastiaan, der hochroten Gesichtes und grimmigen Blickes von seinem kläffenden Köter mit fortgezogen wurde. Er versuchte zwar den Hund zurückzuhalten, doch gelang es ihm nicht, und so wirbelte er mit einer Flut dem Hunde geltender Verwünschungen vorbei, während er dazwischen Tjerk ein paar Begrüßungsworte zurief. „Dabei ist er doch mindestens siebzig", murmelte Tjerk. Selbst hier draußen auf dem Eis verbreitete der Alte einen alkoholischen Dunst um sich.

Während er weiterlief, wurden die Familien zahlreicher und gleichzeitig größer; denn hier hingen zuweilen schon die Fünfjährigen am Ende der Kette, wo sie mitunter beängstigend aus dem Takt gerieten. Rotwangige Buben waren dabei, die sich verbissenen Gesichtes bemühten, mit den Eltern und den älteren Geschwistern Schritt zu halten. Im allgemeinen handelte es sich um Fischerleute. Sie alle erkannten Tjerk und schrien ihm zu.

Und dann kam ihm unmittelbar jenseits einer Biegung in einwandfreiem Rhythmus der Vater entgegen, dem Mutter, Jantje und Klaas folgten. Eine kleine Gruppe war es zwar nur, aber eine schöne Gruppe; denn alle waren sie gute Schlittschuhläufer. Dicht vor Tjerk kamen sie zum Halten, und ihre Arme umfingen ihn. Selbst Jantje schien hier draußen auf dem Eise ihre wohlanständige Zugeknöpftheit vergessen zu haben. Mit Fragen wurde er überschüttet. Er hatte doch geschrieben, daß er erst abends eintreffen werde, und nun waren sie unterwegs, um den Vetter Okke in Rinsumageest zu besuchen. Ob er nicht mitkommen wolle? Nein, aber abends würde man sich ja sehen. Natürlich dachten sie nicht daran, vor Einbruch der Dunkelheit zurückzukommen. Dann sollte es heiße Erbsensuppe geben. Die Stadt war geradezu ausgestorben, weil sich alles hinaus aufs Eis begeben hatte.

Ja, sie würden in Dokkum einkehren. Vater mußte seinen Genever haben, Mutter und Jantje ihren Tee, und Klaas bekam Apfelsinen. Natürlich konnte man von Vetter Okke nicht erwarten, daß er sie bewirtete, denn auch er weilte mit allen seinen Kindern auf dem Eis. Sie mußten sich jedoch beeilen.

Tjerk sah ihnen nach, Klaas drehte sich noch einmal um, ihm zuzuwinken, und wäre dabei beinahe hingefallen. Bald waren sie nur noch nach rechts und nach links schwankendes Schwarz, dann drängten sich andere Schlittschuhläufer ins Blickfeld, und er verlor sie aus den Augen. Jetzt schlug er die gerade Richtung zum Oldenbergumer Kanal ein. Hoch reckten sich die sechs Windmühlen vor dem Himmel. Die gekreuzten Flügel warteten. Die zwischen ihnen stehenden gekappten Weiden wimmelten von Krähen und Spatzen.

Sommer

Kaum fünfzehnhundert Meter von der Timmerschen Villa entfernt lag Maartens Schiff „De Goede Hoop" auf dem Flusse. Antoinettes Sachen befanden sich bereits an Bord. Sie hatte den Wunsch geäußert, die ersten Tage ihrer Ehe auf der „Goede Hoop" zu verbringen, und sich dies als Hochzeitsgeschenk erbeten, obwohl Marieke zunächst ein wenig erschrocken Einspruch erhoben hatte. Sie und Maarten waren indessen ungeachtet des Drängens Antoinettes der Hochzeit in taktvoller Weise ferngeblieben. „Wir gehören da nicht hin", sagte Maarten. „Man kann einen Kanalschiffer nicht gesellschaftlich empfangen." Er und Marieke waren einander selbst genug und bekümmerten sich nicht um Klassenunterschiede. Wohl freute es sie im Grunde genommen, daß Antoinette ihr Gast sein wollte; aber darüber hinaus gedachten sie ihr Leben nach ihrem eigenen Gutdünken zu gestalten und gegen keine andere Daseinsweise zu vertauschen.

Am nächsten Morgen segelte das junge Paar nach Norden. Ein friedvoller Tag mit viel Sonne war es, dessen Art dem etwas scheuen Lachen Mariekes zu ent-

Digitized by Google

sprechen schien. Sie zeigte ihren Gästen die blank gescheuerte und geputzte Vorderkajüte, in der sie einige kleinere Stücke von Antoinettes Möbeln aufgestellt und das Bett mit ihrem eigenen besten Linnen überzogen hatte. Dies sollte nun für fünf Tage ihr Heim sein. Es hing das im wesentlichen vom Winde ab, obwohl zunächst die Strömung des Flusses das Schiff bequem zur Zuidersee trieb.

Während die „Goede Hoop" langsam ihres Weges zog, ließen sie sich genießerisch von der Sonne bescheinen. Dörfer mit roten Dächern kamen in Sicht, glitten vorüber und verschwanden wieder. Es gab nicht viel zu tun, da Wind und Strömung das meiste besorgten. Droben an Deck tranken sie Tee. Maarten stand am Ruder und erwog Antoinettes Bitte, man möge doch zwischen der Flußmündung und der Südwestküste Frieslands die Zuidersee kreuzen. Die „Goede Hoop" sei kein Seeschiff, sagte er zurückhaltend, aber er wolle erst einmal abwarten, wie das Wetter sein werde, wenn sie nach Zwolle gelangten. Bei ruhiger See und leidlicher Brise könne man allerdings in ein paar Stunden die Überfahrt bewerkstelligen und dadurch einen ganzen Tag einsparen. Ihn selbst reizte das kleine Abenteuer, obwohl Marieke warnenden Einspruch dagegen erhob.

In der Frühdämmerung des Geburtstages der Königin erreichten sie den flachen Meeresarm, hielten sich aber vorsichtshalber immer dicht unter Land. Maarten hatte die Landesflagge im Topp gesetzt, und überall auf dem kaum bewegten, zinkblauen Wasser kamen andere kleine Fahrzeuge, die hoch über ihren eigenen Spiegelbildern zu schweben schienen und die gleichen Farben und das Banner des Hauses Oranien zeigten. Vom Ufer her und aus den hinter den Deichen verborgenen Ortschaften tönten Trommeln und Trompeten. Draußen auf dem Meer aber erstreckte sich das fleckenlose, friedliche Graublau, das stellenweise in opalfarbene Tönungen oder auch in tieferes Blau überging. Das Silberweiß schwebender Möwen glitt darüber hin. „Eine grobe Sünde wäre es, wollte man dieses Meer trockenlegen", erklärte Antoinette, und Maarten stimmte ihr zu; Tjerk aber schwieg.

Die Überfahrt gestaltete sich sehr einfach. Ohne Zwischenfall liefen sie in die breiten Kanäle ein und steuerten abermals nach Norden. Hier lag der Wasserspiegel zuweilen höher als das umliegende Land, und in dieser märchenstillen Dämmerung, in der das seidige Grau des Himmels und der Felder zu verschmelzen schien, glaubten sie fast zu sehen, wie die Erde ihre erkaltete Oberfläche den nahenden Sonnenstrahlen entgegenstreckte. Vor ihnen lief der Kanal so glatt wie Quecksilber. Die Brise, die hin und wieder die Segel erzittern ließ, berührte das Wasser nicht. Landarbeiter begrüßten sie in der Frühe durch Zuruf. Jene Tage verliefen ohne Mißklang.

Sie alle erhoben sich, bevor es hell zu werden begann und gingen früh zur Ruhe, nachdem sie droben auf dem verdunkelten Deck noch ein wenig bei einer Tasse Kaffee geplaudert und zu den Lichtern einer nahen Ortschaft hinübergesehen hatten. „Ist unser Friesland nicht wundervoll?" fragte Marieke an einem solchen Abend, dessen schwermütige Stille sie ein wenig aus ihrer üblichen Zurückhaltung gegenüber dem Lobe der engeren Heimat heraustreten ließ. Und Maarten, dessen Zigarre gleich einem nahen Stern in der Dunkelheit glühte, antwortete: „Gegen nichts in der Welt möchte ich es vertauschen!"

Sie segelten an Weizenäckern vorüber, die zum Teil schon abgemäht worden waren. Jenseits der Felder glitten andere weiße und rehbraune Segel auf anderen Kanälen entlang. Ein Land des Friedens.

Frauen winkten herüber. Ein Luftzug strich durch die Pappelkronen. Er ließ das Laub tanzen und die Blätter einer Weide abwechselnd grau und grün erscheinen, je nachdem die Unterseite oder die Oberseite sichtbar wurde. Nur an einem einzigen Morgen regnete es.

Eines Nachmittags türmten sich im Osten Gewitterwolken empor. Die Vogelstimmen klangen merkwürdig schrill oder klagend. Nachts gab es Wetterleuchten, aber in der Frühe hatten sich die Wolken verzogen.

Und immerfort segelten sie stetig nach Norden.

An jenem Morgen, der dieser vom Wetterleuchten durchzuckten Nacht folgte, kamen sie an einer kleinen Stadt vorbei. In einem Seitenkanal fiel das Sonnenlicht vergoldend über hohe Giebel. Dann war da wieder das stille, grüne Land, über das der Ostwind weiße Wolken zu führen begann. Unaufhörlich jagte das Sonnenlicht große Scharen von Schatten über die Felder, hier eine Wiese verdunkelnd, dort ein anderes mit schwarzweißem Vieh bestandenes Stück aufflammen lassend.

Digitized by Google

Lichte Dinge traten in noch stärkerer Helle hervor, und einzelne Getreideäcker wurden zu Rechtecken reinen Goldes. Das dauerte den ganzen Nachmittag hindurch.

Sie konnten Witsum nicht mehr vor Einbruch der Nacht erreichen. Antoinette freute sich darüber, und den anderen erging es ähnlich, nachdem sie die Sache besprochen hatten. Jetzt würden keine Scharen von Neugierigen ihre Ankunft beobachten. Bei Sonnenuntergang war es vollkommen windstill geworden, und vor ihnen lag keine Brücke mehr, vor der sie den Mast hätten umlegen müssen. Die fünf Mühlen — die Stelle, wo die sechste gestanden hatte, wurde durch geschwärzte Fundamente und einen verkohlten Baum gekennzeichnet — schienen ihnen mit hocherhobenen Armen zu winken. Regungslos standen auf dem Deich die Schafe und Rinder. Während der Nacht blieb das Schiff draußen zwischen den Feldern liegen. Ferne Stimmen drangen von Witsum herüber. Im ersten Tagesgrau setzten sie Segel, und sie näherten sich der letzten Brücke, als die den Äckern zustrebenden Bauernwagen des Städtchens darüber hinwegpolterten. Die Arbeiter sahen sie, winkten und erzählten einander, daß Maarten Mellemas Schiff dort komme, mit Tjerk und seiner jungen Frau an Bord. War das nicht eine unerhörte Art des Einzugs eines neuvermählten Paares?! ... Und daß die Mellemas so etwas tun konnten! Aber die Leute mußten an ihre Feldarbeit gehen und fanden vorläufig keine Gelegenheit, die Neuigkeit in der Stadt zu verbreiten.

So geschah es, daß niemand sie vor ihrem Hause willkommen hieß. Das Schiff machte an ihrer eigenen kleinen Lände fest, gerade vor dem mit Muscheln belegten Gartenweg ...

Neue Bücher

Afrika als europäische Aufgabe

Durch die kühnen Siege des Generals Rommel ist Afrika in aller Munde. Die Ergänzung Europas durch den schwarzen Erdteil tritt mehr und mehr als ein politisches Zukunftsziel in das Bewußtsein der Völker, und daher ist es nur natürlich, daß jedermann bestrebt ist, sein Wissen um alle Dinge, die damit zusammenhängen, zu gründen und zu erweitern. Als das Beste, das auf diesem Gebiet seit langem erschienen ist, darf man das von Diedrich Westermann, dem bekannten Professor für afrikanische Sprachen an der Universität Berlin, herausgebrachte Buch bezeichnen: „Afrika als europäische Aufgabe" (Schriftenreihe der Weltpolitischen Bücherei, herausgegeben von G. Leibbrandt und Prof. E. Zechlin, Deutscher Verlag). In überaus sachlicher und doch lebendiger Weise werden alle Fragen erläutert, die sowohl den zukünftigen Kolonialverwaltungsmann als auch den Wissenschaftler, den Politiker und den begeisterten Laien interessieren. Stets ist Bezug genommen auf die europäische Aufgabe, die dem Weißen heute in Afrika gestellt ist. Eingehend werden die geschichtliche Entwicklung, die Verwaltungsmethoden, die landwirtschaftliche und bergbauliche Erzeugung, die Arbeiterfrage, das vielgestaltige Problem der Eingeborenenpolitik, Fragen der Erziehung und Völkerkunde behandelt. Manch trefflicher Satz findet sich in dem mit anschaulichen Karten ausgestatteten Werk, die den erfahrenen Afrikaner verraten, der mit Liebe, aber auch mit der nötigen Nüchternheit und Sachlichkeit an seine Aufgabe herantritt. Dieser und jener Romantiker oder neuerungssüchtige Planer fände manches zu beachten von dem, was Westermann zu berichten und zu schildern weiß, besonders diejenigen, die sich nicht genug tun konnten, die „schwarze Gefahr" an die Wand zu malen, werden in klaren und knappen Worten widerlegt. Über die seelische Haltung des Negers wird ein ausgezeichnetes Bild vermittelt und betont, daß für die künftige Gesamtentwicklung Afrikas der Schwarze nicht weniger unentbehrlich ist als der Weiße. Sehr fein werden auch die Unterschiede in der Verwaltung und Behandlung der Eingeborenen durch die einzelnen europäischen Regierungen aufgezeigt. Alles in allem ein Afrikabuch, das jeder, der — sei es beruflich oder aus Neigung — sich mit Afrika beschäftigt, gelesen haben muß.

Dr. Kurt Wirth.

Juden im Osten

Die Frage der Juden zwischen Ostsee und Schwarzem Meer wird in dem von Hans Hinkel herausgegebenen Sammelwerk zehn verschiedener Verfasser schonungslos aufgezeigt („Judenviertel Europas", Volk und Reich Verlag, Berlin). Der Stoff ist reichhaltig und sehr beachtlich. Einige Bilder müßten bei einer neuen Auflage ausgewechselt werden.

Böhmen

Unter den vielen Büchern über Böhmen nimmt dieser Band der Haushoferschen Schriftenreihe „Macht und Erde" von Georg Widenbauer, „Böhmen und das deutsche Schicksal" (B. G. Teubner, Leipzig) einen bemerkenswerten Platz ein. Auf knapp 100 Seiten wird die geographische Verbundenheit Böhmens mit Deutschland wie die wechselvollen Beziehungen beider so anschaulich geschildert, daß man am Schluß der Durchsicht den Wunsch nach „mehr!" empfindet. Unter den acht Zeichnungen sind einige sehr wirkungsvoll.

Friedrich Lange.

Reise in Rumänien

Reizend und zugleich gescheit und gründlich ist die Art, mit der Korbinian Lechner den „Sommer in Rumänien" (Wiking Verlag, Berlin) schildert. Bild und Text teilen sich in den Raum, beide zeigen die Schönheit des Landes, die Heiterkeit, aber auch die jähen fesellosen Temperamentsausbrüche der Bewohner, die besondere Leistung des Siebenbürger Sachsentums. Ein Teil des schönen und vielgesichtigen Südosteuropa wird hier lebensvoll gespiegelt.

Enthülltes England

Eine in der Klarheit ihrer Einrichtung recht eindringliche Broschüre „Der Genius richtet England" gab Dr. Helmut Eckert in den „Schriften der Deutschen Studentenschaft" (Eher-Verlag, München) heraus; dem Abbild der großen Schaffenden von Dante bis zum Weltkrieg sind jeweils die Zitate gegenübergestellt, in denen England

Digitized by Google

durchschaut und verurteilt ist, — eine erstaunliche Reihe kommt da zusammen, die in die Entscheidung unserer Tage einmündet! St.

H. St. Chamberlain

Hugo Mayer betont im Vorworte seines Buches „Houston Steward Chamberlain als völkischer Denker" (Bruckmann Verlag, München), daß es sich „nicht um eine Auseinandersetzung mit den Meinungen und Auffassungen Chamberlains" handle, „sondern um einen Versuch, Werden und Wollen geschichtlich zu verstehen". Er beschränkt sich in dieser Untersuchung auf sein Leben und Wirken vor dem Jahre 1900. Das Buch gliedert sich in vier Abschnitte: 1. Die Anfänge, 2. Im Dienste Bayreuths, 3. Naturstudien und „Lebenslehre", 4. Die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts". Der Aufbau ist einfach und klar. Trotz der streng wissenschaftlichen Methode und der häufig zitierten Literatur ist die Arbeit flüssig zu lesen. Gerade die Momente, die heute von bedeutendem Interesse sind, besonders Chamberlains an Goethe gewonnener Gestaltbegriff, der die Grundlage seiner naturwissenschaftlichen und geschichtsphilosophischen Betrachtungen darstellt, werden hervorgehoben. Ein gerechtes Verständnis des 19. Jahrhunderts wird deutlich betont. RJF.

Diplomaten des 19. Jahrhunderts

In neun Porträts, die von Hardenberg bis zu Tirpitz reichen, gibt der frühere deutsche Botschafter in Rom, Ulrich von Hassell, Rechenschaft über den Wandel der diplomatischen Kunst („Im Wandel der Außenpolitik", F. A. Bruckmann Verlag, München). Es ist kaum möglich, hier aus diesen lebensnahen Bildern eines Gortschakow, Cavour, Bismarck und anderen einen trockenen Extrakt zu ziehen. Wenn überhaupt die Frage nach dem Wandel der diplomatischen Methode eine von der Persönlichkeit des jeweiligen Diplomaten unabhängige Antwort finden kann, so ist es diese: die Diplomatie ist damit, daß sie aus der Vertreterin eines Monarchen die Sprecherin des Volkes wurde, „wahrer" geworden, gradliniger und ernster. Sehr gepflegte Sprache und disziplinierte Stoffanordnung machen das Buch zu unverhofftem Genuß auch für diejenigen Leser, die sonst den Bereichen diplomatischer Kunst ferne stehen. Erman.

Das Reich des Wildes

Der kürzlich verstorbene schwedische Tiermaler Bruno Liljefors hat manche seiner Lebenswege und seiner Beobachtungen an Wald und Wild niedergeschrieben, daraus wurde ein Buch, das unter dem Titel „Das Reich des Wildes" bei uns erschien (Verlag J. Neumann, Neudamm) mit einem Geleitwort des Reichsjägermeisters Hermann Göring. Eine Menge von Textzeichnungen und Farbwiedergaben der Bilder des Malers Liljefors illustrieren, was er berichtet: ein Leben, das ganz und gar in die Gesetzmäßigkeiten des Waldes sich einfügte, das Wild zart und aufmerksam beobachtete, — und es überlistete im Schuß aus einer hier fast schon zur allzu vorherrschenden Leidenschaft gewordenen Jagdfreude. Das Stille, Behutsame und Sachlich-Beobachtete an dem Buch, und das Bild der großen skandinavischen Waldeinsamkeit bleibt in der Erinnerung haften.

Musikgeschichte

Handliche und allgemein unterrichtende Musikgeschichten für den Musikfreund sind selten. Kürzlich erschien eine recht empfehlenswerte, von Otto Schumann, „Geschichte der deutschen Musik" (Bibliographisches Institut, Leipzig): ein handlicher Band, der eine in das völkische Gesamtgeschehen eingebaute, sachlich gute Übersicht der Entwicklung und der wesentlichen Fragen und Gesichtspunkte gibt. Nur die eingeflochtenen, allgemein historischen Wertungen sind nicht immer behutsam genug durchgeprüft und gefaßt, doch tut das dem Kern, der Musikdarstellung, keinen Abtrag. St.

Hauptschriftleiter Günter Kaufmann, Wien (z. Z. bei der Wehrmacht). Verantwortlich für den Inhalt: Ortrud Stumpfe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 99 62 61. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.). Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Wodran erkennt man ein „Bayer"-Arzneimittel?

Alle „Bayer"-Arzneimittel tragen auf ihrer Packung das „Bayer"-Kreuz. Es ist ein Sinnbild erfolgreicher, wissenschaftlicher Arbeit und jahrzehntelanger Erfahrung. Das „Bayer"-Kreuz ist das Zeichen des Vertrauens.

BAYER

DRV

Zwei neue Bände der „Schriften zum Jugendrecht" liegen vor:

Band 2: **Jugendstrafrecht und Hitler-Jugend**

von Dr. jur. Gerhard Klemer
Umfang 110 Seiten. Preis RM. 5,10

Band 3: **Die Erziehungsbeihilfe im Lehrverhältnis**

von Dr. jur. Siegfried Brieger
Umfang 78 Seiten. Preis RM. 4,20

Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

Deutscher Rechtsverlag GmbH.

Berlin W 35 • Leipzig C 1 • Wien I

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Helmut de Boor / Knut Hamsun und Norwegen

Friedrich Christiansen-Weniger / Die neue Türkei

Wolfgang Kothe / Gedanken nach der Umsiedlung

Wolf Kitterle / Eindrücke aus Thailand — Josef Weinheber / Ältere Gedichte — Deutsche Aussprüche — Kunstdruckbeilage / Aus der Großen Deutschen Kunstausstellung München 1941

Halbmonatsschrift / Heft 16 Berlin, 15. August 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Prof. Helmut de Boor: *Knut Hamsun und Norwegen*

Wolfgang Kohte: *Arbeit im Osten — Heimat im Osten*

Josef Weinheber: *Gedichte*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Prof. Friedrich Christiansen-Weniger: *Die Türkei — unser alter Freund*

Wolf Kitterle: *Eindrücke aus Thailand*

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Aus der Großen Deutschen Kunstausstellung München 1941

4 Photos Erika Schmauss, München

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 15. August 1941 | Heft 16

Helmut de Boor:

Knut Hamsun und Norwegen

„Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Dieses Goethe-Wort wird ganz besonders lebendig, wenn man es mit norwegischen Dichtern und ihren Werken zu tun hat. Dabei denke ich nicht einmal so sehr an die Landschaft, obwohl ihre großartige, aber oft wilde, drohende und karge Einsamkeit wohl geeignet ist, am Wesen der Menschen, die in ihr wohnen, zu formen. Auch Volkstum und Lebensform allein sind nicht imstande, den Zugang zu der norwegischen Dichtung zu öffnen —, wer sie recht verstehen will, darf an der Geschichte des Volkes nicht vorübergehen.

Manch einer mag sich schon über die Fülle von wertvollen und bedeutenden Dichtwerken gewundert haben, die dieses kleine Volk hervorgebracht hat, und die den Weg zu unsern Herzen gefunden haben. Knut Hamsun ist ja nur der Führer einer stattlichen poetischen Gefolgschaft. Das wird um so bedeutsamer, wenn man sich daneben klarmacht, wie sehr früher — und in der durchschnittlichen literaturgeschichtlichen Darstellung noch heute — Dänemark und Schweden literarisch führend waren, und wie sehr diese Länder in den letzten Jahrzehnten tatsächlich zurückgetreten sind. Damit ist nicht geleugnet, daß auch dort ansprechende und lesenswerte Bücher erscheinen, von denen manche in deutscher Übersetzung vorliegen. Allein mit den frischen und lebendigen Quellen in Norwegen läßt sich die dänische und schwedische Dichtung der Gegenwart doch nicht vergleichen, und selbst dort, wo in Norwegen das dichterische Können nicht zur Höhe der großen Kunst aufwächst, hat man das Gefühl einer frischen Wachstumskraft.

Und das bedeutet, daß auch im Norden die jungen Völker die Spitze halten; denn die Norweger sind ein ausgesprochen junges Volk. In Finnland, in Island und eben in Norwegen ist heute der Norden lebendig, während Dänemark und Schweden mindestens in ihrem künstlerischen Wesensausdruck den Schlaf bürgerlicher, ja bourgeoiser Rückständigkeit noch nicht abgeschüttelt haben. Die wache Jugendlichkeit Norwegens aber — und wieviel jünger wirkt der über achtzigjährige Hamsun als der ganze Durchschnitt dänisch-schwedischen Literatentums — ist aus der Geschichte Norwegens in den letzten anderthalb Jahrhunderten zu verstehen, die ähnlich der deutschen Geschichte ein — allerdings sehr langsam beschrittener — Weg der Selbstbesinnung und Volkwerdung gewesen ist. Norwegen war seit dem späten Mittelalter zwar nicht staatsrechtlich, aber tatsächlich dänische Provinz und wurde bewußt auch in dem geistigen Dämmerschlaf abseitigen Provinzialentums gehalten. Norwegen war mindestens im Begriff. auch geistig, ja selbst sprachlich ein Teil Dänemarks zu werden. Die Erschütterung Europas durch die Französische Revolution und die Weckung natio-

Digitized by Google

nalen Bewußtseins in der napoleonischen Zeit brachten Norwegens Befreiung und stellten es erneut vor die Aufgabe eines staatlichen und geistigen Eigenlebens. Diese beiden Ereignisse aber, die an der Wiege des neuen Norwegens standen, gaben ihm in vielem seine Richtung und belasteten das norwegische Leben mit einer Doppelheit, die in ihrer Unvereinbarkeit erst jetzt ganz fühlbar wird.

Aus der Französischen Revolution leitete Norwegen seine Verfassung ab und legte in ihr seinen kindlichen Glauben an Demokratie und Fortschritt fest. Und damit begann der Irrglaube des kleinen Seemannsvolkes an die Freiheitsphrasen des großen seefahrenden Nachbarn — mit all den Folgen, die dieser Glaube für das Land bis heute gehabt hat. Das andere ist der ebenso feste Glaube an die völkische Eigenständigkeit des norwegischen Volkes und an seine Aufgabe, nach der langen, tauben Erstarrung der dänischen Zeit, zu sich selbst und seinen eigenen Werten zurück zu müssen. Auf diesen beiden Grundpfeilern ruhte das ganze norwegische Dasein im 19. und tief ins 20. Jahrhundert. Erst die Gegenwart macht klar, daß diese Paarung ein Unding ist.

Diese wache Aufmerksamkeit auf die Volkwerdung gibt der norwegischen Literatur jene geprägte Eigenständigkeit — bei kleineren Geistern auch Eigensinnigkeit und Eigendünkel — die uns Deutschen die norwegische Literatur als etwas Besonderes erscheinen läßt. Denn der mehr oder weniger geschickte und schmackhafte Aufguß westlicher, französischer oder angelsächsischer Geistigkeit, als das sich so vieles in der modernen nordischen Literatur bei näherem Zusehen entpuppt, der hat uns nichts zu sagen. Solche Dinge können wir ja besser aus erster Hand studieren. Wenn wir nordische Literatur lesen und übersetzen, wollen wir ja gerade das Eigene des Nordens erfahren, den Herzschlag eines Volkes vernehmen. Dazu kann freilich auch die bloß landschaftlich-heimatkünstlerisch gerichtete, kleinräumige Literatur, an der namentlich Schweden Überfluß hat, nicht genügen. Nur der große Dichter spannt seine Kraft so weit, daß er, indem er sich selbst ausspricht, zugleich auch sein Volk ausspricht. Nur er hat den Beruf — und damit auch den Befehl — für sein Volk zu stehen.

Und damit ist das Entscheidende über Hamsun eigentlich schon gesagt. Mancher Deutsche hat wohl sein Bild norwegischer Landschaft und norwegischer Menschen nur aus seinen Werken entnommen. Und trotzdem wäre es undenkbar, in Hamsun nur den landschaftlich gebundenen Heimatkünstler zu sehen, und in seinen Menschen, so norwegisch sie sind, nichts als Studien von Volkstypen zu erblicken. Mensch und Landschaft werden zu dauernd gültigen Werten, vom Zufälligen gereinigt, zum Symbolischen erhoben. Hamsun spricht zur Welt norwegisch — keine Übersetzung kann das verwischen. Aber er spricht es zu uns allen, und wir alle verstehen ihn — er erhebt Norwegisch zur Weltsprache. Wenn irgendwo die Vorstellung der Romantik, daß der Dichter der Mund seines Volkes sei, zutrifft, dann bei Hamsun — obwohl es weite Teile seines Volkes in der augenblicklichen politischen Aufgeregtheit nicht wahr haben wollen. Oder vielmehr: Gerade dies ist ein Zeichen mehr dafür, daß er über den Alltag fort von den dauernden Werten und den notwendigen Wegen seines Volkes spricht.

Hamsun stemmt sich mit der ganzen Kraft seines Wesens gegen die Meinung gewisser Schichten seines Volkes, daß dieses norwegische Volk ein bürgerliches Volk und damit ein dienendes Glied des bürgerlichen Westeuropas sei. Er sieht den Kern seines Volkes im Bauern. Das klingt so leicht und selbstverständlich. Und dennoch war der Weg, den die norwegische Dichtung zum Bauern zurücklegen mußte, schwer und mühselig, weil sie zunächst gar nicht aus dem Volk herausgewachsen, sondern bürgerlich-kontinentaler Import in Kopenhagener Umhüllung gewesen war. Man muß den ganzen Weg von den rührseligen Volksstücken der Romantik über den jungen Ibsen, über Björnson und Garborg kennen, um zu ermessen, was für eine Errungenschaft „Segen der Erde" ist. In Isak und Inger ist die norwegische Erde selbst lebendig geworden, steinig, zäh und geizig, ohne alle klassische Rundung und südliche Fülle, bärenhaft und bärenstark, doch von jener nicht ablassenden Treue, die gallischer Witz nie begriffen hat, und der zuletzt doch der Sieg sicher ist.

Hamsun hat in seinen Dichtungen vom norwegischen Bauern nicht eben häufig über den Bauern geredet; er hat ihn für sich selber sprechen lassen. Doch zwischenhinein sagt er selber oder eine seiner Gestalten doch auch ein ausdrückliches Wort: „Der Ödlandbauer quälte sich nicht wegen der Herrlichkeiten, auf die er verzichten

Digitized by Google

mußte: Kunst, Zeitungen, Luxus, Politik waren gerade so viel wert, wie die Menschen dafür bezahlen wollten. Mehr nicht. Der Erntesegen aber mußte erarbeitet werden um jeden Preis; das war der Ursprung, die Quelle von allem und jedem." Gerade in seiner Seltenheit wirkt ein solches Wort bei Hamsun stark. In Reden und Aufsätzen hat er dieses sein Grundproblem öfter und eingehender behandelt.

So sehr hat Hamsun den Bauern als den Kern seines Volkes empfunden, daß er geneigt ist, in der Stadt nichts als eine Gefahr zu sehen. Die Stadt ist vor allem das Händlertum. Und in dem Händlertum, das, wie er sehr wohl weiß, seinem Volke stärker als den andern Völkern des Nordens im Blute liegt, sieht er vor allem Verlockung und Entwurzelung, Bedrohung der seelischen Kernsubstanz. Hamsun hat damit etwas von dem uralten Mißtrauen des Germanen gegen die Stadt bewahrt, gegen ihre gedrängte Enge, gegen die Lösung von Hof und Boden. In seinem eigenen Leben hat die Stadt eine unheilvolle Rolle gespielt; er hat ihre Mitleidlosigkeit und die Qual der Verlorenheit in der Menge erst als junger Literat in der Hauptstadt, die damals noch Christiania hieß, und dann als vieles versuchender Auswanderer in Amerika bis zur Neige gekostet. Hier hat seine Stadtfeindschaft die Resonanz persönlich bitteren Erlebnisses erhalten. Ist es nicht bezeichnend, ja erschütternd, daß in seinem großartigsten Werk, „Segen der Erde", die Stadt eigentlich nur in dem Gefängnis unmittelbar in Erscheinung tritt, in dem Inger ihre Strafe verbüßt? Und ist es nicht noch bezeichnender, daß die Flecken, die diese Zeit in Ingers Wesen hinterläßt, nicht eigentlich aus der Atmosphäre des Gefängnisses stammen? Man ist vielmehr versucht zu sagen, daß nicht einmal die Gefängnismauern imstande waren, Inger vor dem ansteckenden Gift der Stadt zu schützen. Der Weg in die Stadt ist für alle Gestalten Hamsuns ein Weg ins Verderben. Hier sind sie der inneren Zersetzung preisgegeben, werden Schale ohne Kern, Maske ohne Gesicht dahinter. Nur sehr selten gönnt Hamsun einem dieser Menschen eine wirkliche Heimkehr zu sich selbst und zur Natur.

Man darf nicht übersehen, wie selten sich dabei Hamsuns Phantasie mit der großen Stadt beschäftigt. Sie hat er im wesentlichen mit seinem bitteren Frühwerk „Hunger" abgetan. Seine Stadt heißt vielmehr „Segelfoß", das dichterische Urbild der kleinen, wurzellosen, barackenhaften Stadt Nordnorwegens, die aus der Betriebsamkeit eines Landhändlers erwächst, eine amerikanische Stadt im Krähwinkelformat des kargen Nordens. Eine Stadt voll lächerlicher Großmannssucht, doch ganz ohne Größe. So sieht er die Stadt — Ironie ist das Beste, das er für sie übrig hat. Die Stadt als lebendigen Wert und als Zukunftsproblem eines ganzen Volkes hat er nie entdeckt. Konnte sie vielleicht auch gerade in Norwegen schwer entdecken, am wenigsten in seiner nordnorwegischen Heimat, wo die zufällig angeschwemmten Häuser und Menschen um eine Landungsstelle, wo Krämer, Lotse, ein paar Fischer die einzige Art der Stadt sind, die es gibt. Dort konnte nur „Segelfoß" erwachsen.

Wenn wir aber hier von Hamsuns Anschauung von der Stadt sprechen, so machen wir damit ein lebendig gestaltendes Erlebnis eines Dichters zum Gegenstand theoretisch blasser Betrachtung. Denn wie lebt diese Stadt nun vor unsern Augen, welche Menschen wachsen und vergehen in ihr! Aber eben weil Hamsun nicht nur zufällige Wirklichkeiten zeichnet, sondern dichterische Symbole schafft, gibt es für ihn „die Stadt Segelfoß". Und sie eben ist die Stadt des bürgerlichen Kapitalismus in seiner nordischen Kleinform, und damit das gefährliche Einbruchstor für den Feind aller Feinde, für das seelenmordende Geld. Und das ist für Hamsun doch immer wieder die große Sünde allen Städtertums: es hat seine Seele verkauft! Auch hier schafft Hamsun aus der lebendigen Anschauung norwegischer Wirklichkeit: Wie die Stadt Segelfoß selbst, so ist auch die in ihr entfaltete Geldmacht unentwickelt. Er sieht die typisch kleinförmige, doch darum nicht weniger gefährliche Art des Kapitalismus in dem an Menschen und Gütern armen Norden des Landes, und seine Diener des Geldes sind selten mehr als begehrliche Krämer und Groschenjäger, Habenichtse, an kontinentalen Maßen gemessen, abstoßend in der Nacktheit und doch rührend in der emsigen Enge ihrer Bestrebungen, Erfolge und Enttäuschungen. Nur selten erscheint der Städter und Mann des Kapitals in so großem Format wie Herr Holmengraa in „Kämpfende Kräfte", ein Unternehmer ins Große, umwittert vom Geheimnis des Fremdartigen und Unerschöpflichen. Nur selten infolgedessen auch der Arbeiter, das Proletariat als Masse —, in der Regel bleibt alles in patriarchalischer Überschaubarkeit.

Digitized by Google

Und selbst Herr Holmengraa — ist er eigentlich der typische Unternehmer? Ist er nicht vielmehr gerade deswegen geschaffen, um zu zeigen, welch steiniger Boden Norwegen für den Mann aus Mexiko, für den Kaufherrn mit weltwirtschaftlichem Ehrgeiz ist? Und ist nicht auch er zuletzt nur einer von Hamsuns umgetriebenen Vagabunden mit dem unruhvollen, sehnsüchtigen Herzen? Man darf nicht übersehen, welch genaue Beziehung zwischen dem menschlichen Reifen und Wachsen und dem wirtschaftlichen Abstieg des Herrn Holmengraa besteht. Wenn er größer ist als die Hamsunschen Durchschnittshändler, so deswegen, weil ihm Hamsun die seltene Ehre gönnt, daß er den befreienden Weg von äußerem Schein zu innerem Sein findet. Es ist eines der nicht häufigen Male bei Hamsun, da er gleich zwei versinkende Welten, den Feudalherrn — der in Norwegen ohnehin kaum eine Rolle gespielt hat — und den Großunternehmer in sich selbst als Erscheinungen ihrer Zeit rechtfertigt, um sie in dem frischen, jungen Leben ihrer Kinder überwinden zu lassen. Und selbst Theodor im Laden, dieser so typisch Hamsunsche Landhändler, der kleinere, frechere, in den Augen der Welt glücklichere Rivale des großen Holmengraa — im innersten Herzen ist er doch nichts anderes als eine Seele im Kerker, die nach Freiheit und Sonne seufzt und es in seltenen Augenblicken sogar sich selbst und anderen zu gestehen wagt.

Die Stadt ist also die Einbruchstelle des Geldes, der Bezirk, da das Geld die Volkskraft frißt und die Seelen entstellt — darum gilt ihr Hamsuns Kampf. Er wird zu dem großen Arzt seines Volkes, der mit visionärer Klarheit Krankheit und Gesundheit des Volkes zu erwägen vermag und der über alles Achselzucken hinweg sein Zeugnis ablegt: „Segen der Erde", dieser Titel dürfte im Grunde über der Gesamtheit seiner Werke stehen. Die uralte Erkenntnis des Menschen vom Fluch des Goldes hat bei ihm neue, zeitgemäße Auferstehung gefunden. Nicht aus wirtschaftspolitischen Erwägungen, sondern aus dichterischer Schau hat er Erkenntnisse verkündet, die ihn ganz besonders nahe an das neue Deutschland heranbringen.

So ist es denn auch keineswegs nur eine Schrulle des großen Dichters, daß er so erbittert gegen das Touristenwesen kämpft, und keineswegs zufällig haben dessen Träger angelsächsische Züge. Seine Abneigung gegen die Fremdenhorden, die alljährlich von den Tourenschiffen in die schönsten Landschaften Norwegens ausgespien werden, wird jeder verstehen, der das einmal miterlebt hat, und dem die Gefährdung schon der Kinderseelen durch die Erziehung zu bedientenhafter Beflissenheit und Frechheit mit Schrecken klargeworden ist. Ich habe dreijährige Kinder gesehen, wie sie mir eine abgerissene Blüte entgegenstreckten, um ein paar Öre zu ergattern. Auch die deutschen Reisenden sind da nicht unschuldig gewesen, und wenn wir nach dem Kriege unsere Volksgenossen von neuem in die Schönheit Norwegens schicken, so sollen wir sie recht eindringlich zur Achtung vor der Seele des Gastvolkes erziehen. Doch mag das Fremdenunwesen noch so verderblich sein — wir verständen, wie es einem großen Dichter ein bitteres Wort entlocken kann, aber kaum, daß es zu einem der Leitmotive seiner Dichtung würde.

Ihm ist das böse Treiben der Touristenhorden ein Symbol geworden. Ein Symbol für die dämonische Zerstörungskraft des Geldes. Wie unreine Tiere vergiften sie die Landschaft, wo sie auftauchen. Und sie tragen angelsächsische Züge. Auch das kann nicht nur aus persönlicher Abneigung des großen Dichters erklärt werden, so wenig wie aus der bloßen Tatsache, daß die Mehrzahl der Touristen in Norwegen tatsächlich Angelsachsen waren. Er hat abermals tiefer gesehen als seine Landsleute, die der Rausch des raschen Verdienstes verblendete. Er hat erfaßt, daß diese Fremden nicht kamen, um das Land und seine Bewohner kennenzulernen und in freundschaftlichem Austausch zu geben und zu nehmen. Sie kamen besitzergreifend: diese Fjorde waren die Tummelplätze ihres Sommervergnügens, diese Bäche ihre Angelplätze, diese Berge dazu da, um von ihnen „gemacht" zu werden. Auch das norwegische Volk war für sie im Grunde nur „Nigger" — „zufällig weiße Nigger", wie in einem englischen Buch die nichtenglischen Völker Europas genannt werden. Amerikanisierung bedeutet daher nicht nur Verflachung der Seele, sondern zugleich Preisgabe des königlichen Anspruches, sein völkisches Dasein nach eigenem Ermessen führen zu dürfen. Das hat Hamsun gewußt und es seinen Landsleuten gepredigt. Tauben Ohren gepredigt, wie die jüngsten Ereignisse gezeigt haben. Wie tief Norwegen angelsächsisch durchdrungen war, wußte der Kenner —, der Allgemeinheit ist es erst jetzt zum Bewußtsein gekommen.

Digitized by Google

Adolf Schorling (Berlin): Landschaft mit Staffelsee (Öl)

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

Digitized by Google

Georg Siebert (Karlsruhe): Die jungen Seefahrer (Öl)

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

Digitized by Google

Hamsun hat für die Entwurzelung des Volkes, die Entartung seiner gesunden Triebe, die Erschlaffung seiner leiblichen und seelischen Muskeln ein dichterisches Symbol geprägt: das Sanatorium. Vielleicht sagten wir besser die Sommerfrischen-Pension. Dem Sanatorium gilt insbesondere der große, düstere Roman: „Das letzte Kapitel". Es ist ein wahrer Totentanz. Da sind sie alle, der Geschäftsmann und der kleine Gauner, der Schulmann und die jungen Mädchen, die Geld oder Bildung oder beides statt Scholle und Arbeit gewählt haben und ihre krampfhafte leere Geschäftigkeit für Leben halten. Ihre Krankheiten sind eingebildet; nur ihre wirkliche Krankheit, die Schwindsucht der Seele, kennen sie nicht. Wo sie in den Dunstkreis des Gesunden, Starken und Lebendigen kommen, erzittern ihre Nerven und erregen sich ihre Sinne; sie sind wie die homerischen Schatten des Hades, die sich lebenssüchtig um die mit Blut gefüllte Grube sammeln. Aber sie gehen eigentlich alle an dieser Berührung mit der naturhaften Urkraft zugrunde; nicht alle in so furchtbar offenkundigem Zusammenstoß wie die nervöse Dame, die von dem wütenden Stier angefallen wird. Aber immer scheint sich das Land, die Natur gegen diese Schattenwesen zu wehren, die ihr ahnungslos und täppisch zu nahe kommen. Der einzige, der das schaurige Spiel durchschaut, ist der Selbstmörder: „Ach ja, der Tod macht reinen Tisch mit uns. Wir taugen nicht zum Leben, wir sind zu klein für die Stiefel, in denen wir gehen, darum stolpern wir in ihnen." Und selbst das tapfere kleine Fräulein d'Espard, die sich vom Rausch zum Leben durchschlagen will und in der Hütte des Bauern Daniel den Rückweg zur Erde sucht — im Herzen zweifeln wir, ob nicht auch dies nur Totentanz ist, Maske ohne Gesicht dahinter.

Germanische Heldendichtung kennt am Ende heroischer Kämpfe mehrfach die lohende Flamme, in der die hohe Königshalle über dem Helden und seinen Mannen zusammensinkt. Auch in dem „Letzten Kapitel" loht am Schluß die Flamme, die das ganze Sanatorium verzehrt. Aber hier ist es eine reinigende Flamme, ein Pestfeuer, das den Spuk von der reinen Erde tilgt. Nur der Bauernhof bleibt bestehen, die Hütte, das Kind, der Stier, die gesunden Wesen — und der Selbstmörder, der Ironiker, der die Dinge durchschaut, ohne ihrer Herr zu werden. Der Heimatlose, der Vagabund.

Durch fast alle Werke Hamsuns treibt er sich einher, der Landstreicher, der ruhelos Umgetriebene. „Ja, wir sind Landstreicher auf Erden", beginnt „Das letzte Kapitel". Auch dies ist zunächst Hamsuns eigenes Erlebnis; aus der armseligen Enge von Segelfoß floh er in die ruhelose Weite Amerikas. Er war einer der unendlich vielen, die aus der Heimat über das große Wasser gingen, einer der wenigen, die drüben nicht verkamen oder aufgesogen wurden — einer der ganz wenigen, die innerlich und äußerlich den Weg nach Hause gefunden haben. So wird ihm das Leben im Bilde des Landstreichers sichtbar, des ewig Umgetriebenen, Ruhelosen mit dem Heimweh im Herzen. Auch der Landstreicher scheint, gegenüber dem Bauern, ein Entwurzelter und Vertriebener. Allein er ist es nicht auf dieselbe Art wie die unnützen Geschöpfe der Stadt. Er ist der Mann, der die volle Freiheit gewählt hat — auch die Freiheit vom Gelde — und der diese Freiheit, die Lösung aus der Gemeinschaft mit dem eigenen Wesen bezahlt hat. Die Norweger sind von ihrem Lande seit Urzeiten zur seefahrenden Nation bestimmt, und es ist die Gefahr des Seefahrers, die Hamsun beschäftigt. Denn diese Landstreicher, Hausierer und Gelegenheitsarbeiter Hamsuns sind im Grunde an Land getriebene Matrosen — und darum so norwegisch. Den unheimlichen Trieb des Norwegers, sich in der Ferne zu verlieren, hat kein Geringerer als Henrik Ibsen in seinem Peer Gynt veranschaulicht. Hamsun hat ihn selbst gefühlt und erlebt: ein recht weites Stück seines Lebens war dieser Flucht aus der Enge von „Segelfoß" in die Weiten der unbegrenzten Möglichkeiten Amerikas gewidmet. Er hat von seinem Landstreicherleben viel erzählt.

Der norwegische Trieb ins Weite, diese Lust am Abenteuer ist sehr altes Erbe. Der Wiking sitzt noch dem heutigen Norweger im Blut. Die Wikingzeit ist wie ein naturhafter Ausbruch dieses Triebes in einem Augenblick überschäumenden Kraftgefühls. In ihr tritt bei den Völkern des Nordens ein Zug ins Große, aber auch ins Phantastische zutage, eine Großartigkeit, die ebenso ausgreifend errafft wie sinnlos verschwendet, Habe und Blut und Leben. Sie waren Eroberer und Entdecker von Welten, die sie nicht behalten konnten, weil dem kühnen Griff die kühle Planung und die breite Basis fehlte. Nordische Kraft versank in den Wellen der Meere oder in fremdem Volkstum, und das Ergebnis war

Digitized by Google

eine Schwächung der Volkskraft in der Heimat, die sich auf Jahrhunderte bemerkbar machte.

Dies Erbe der Ahnen hat der heutige Norweger übernommen. Auch er will wandernd die Welt erfahren. Doch ihm fehlt das Herrentum der alten Seefahrer, das Waffenklirren, das hohe Spiel. Der Druck einer einengenden Geschichte hat zur Schmalheit der Basis die Enge des Wollens gefügt, und kleineren Geistes fährt er hinaus als Auswanderer, als Trampfahrer oder Landstreicher. Doch die Gefahr bleibt die gleiche: das Abströmen wertvoller Volkskraft, die in fremdem, namentlich amerikanischem Menschenbrei verlorengeht. Die Zahl der Skandinavier in den Vereinigten Staaten geht in die Millionen, und lange Zeit hat der individualistisch-bürgerlichen Welt der Blick gefehlt, die Gefahr zu erkennen, oder wenigstens der Wille, ihr zu begegnen. Hamsun aber hat mit dichterischem Tiefblick die Gefahr für das Volk erfaßt und die Gefahr für den Einzelnen. Er hat in seiner Dichtung immer wieder den Auswanderer, den entwurzelten Heimkehrer, den Menschen ohne Beziehung dargestellt.

Auswanderer und Landstreicher: das war er ja selber gewesen, heute Trambahnführer in einer der zusammengewürfelten großen Städte, morgen Gelegenheitsarbeiter in den endlosen Weizenfeldern oder an den Eisenbahnen, Gold- und Glücksucher — und ein von Heimweh verzehrter Mensch. Er muß die Gefahr durchlebt haben, sein Zentrum zu verlieren, und er konnte daher dieses Schicksal dichterisch zu Ende leben: den Menschen ohne Zentrum, den Landstreicher, August Weltumsegler. In ihm schuf er eine geradezu mythische Figur, der man nicht ohne Erschütterung begegnen kann. Der Mann, der alles kennt und alles kann, und dem doch nie etwas glückt. Der Mann mit dem warmen und hilfreichen Herzen, der doch nur Verwirrung und Unheil stiftet. Der Mann der tausend Auswege, der doch keinen Weg findet, der rastlos Tätige ohne Tat. August und seinesgleichen sind die modernen norwegischen Wikinger. Sie haben das Zeug zu Welteroberern in sich, aber sie sind durch den Geist von Segelfoß verpfuscht. So bleiben sie eng in der Weite der Welt, die gestaltende Phantasie verpufft in unruhiger Phantastik, die Tat in Geschäftigkeit; das Fazit des Lebens ist Null. Der große Mensch braucht großen Atemraum; erst die Einordnung der kleinen Völker des Nordens in eine große Gemeinschaft wird auch ihre Kräfte wieder zu großer Leistung aufrufen und sie die Flügel wieder zur ihr eingeborenen Spannweite dehnen lassen.

Die seelische Grundkraft des Hamsunschen Landstreichers ist die Sehnsucht nach Heimkehr. Eine furchtbare Sehnsucht, da ihr die innere Erfüllung versagt ist, selbst wenn sie äußerlich gelingt. Der Roman „Der Ring schließt sich", erzählt von einem solchen Mann der vergeblichen Heimkehr, von Abel, dem Sohn des Leuchtturmwächters, der als Seemann in die Fremde ging, als Landstreicher in Amerika lebte und in die Heimat zurückkehrte, um zu erleben, daß es keine Heimkehr gibt. Er bleibt mitten in der kleinen geordneten Welt des nördlichen Hafenstädtchens mit seinen kleinen Tugenden und Lastern der Landstreicher, der sich in diese Ordnung nicht mehr fügen kann, und dort verkommt, wo andere gedeihen. Er ist ein Artgenosse von August Weltumsegler, und auch dieser müht sich um die Heimkehr. Ja er stirbt daran. Wenige Szenen bei Hamsun sind so erschütternd wie August Weltumseglers Tod am Schluß des Romans „Nach Jahr und Tag". August hat sich endlich angesiedelt, sein Geld in Grund und Boden und einer Herde Schafe angelegt. Aber eben diese Schafe sind es, die, aufgeschreckt über einen Abgrund hinabstürzend, August mit in die Tiefe reißen. Das Land selbst, der Boden, die Natur wehren sich gegen den Menschen, der sich ihnen entwunden hat. Sie rebellieren gegen den Mann, der sein Recht auf sie verloren hat: die unschuldvollste Kreatur stürzt August in den Tod.

Vereinsamung, Vereinzelung — wer dieses Schicksal gewählt hat, ist ihm verfallen und kann nicht mehr zurück. Was Hamsuns Landstreicher erleben, ist zugleich das Erlebnis des modernen Menschen überhaupt. Die Einsamkeit war dem Menschen früherer Zeit nicht Lockung und Lust, sondern Schrecken: „Was lebt er länger noch?" fragt die Edda fast unwirsch von einem solchen Einsamen. Die Romantik erst hat die Lust der Einsamkeit entdeckt, das Glück des einzelnen, tief in die Einsamkeit der Natur verloren dem Lärm und der Wirrnis der Menschen zu entfliehen. Dieses Grunderlebnis ist ein fester Besitz unseres Daseins geworden — wir können es aus unserem Leben nicht mehr fortdenken. Allein, wenn wir aussagen sollen, worin sich das Verhältnis des Menschen zur Einsamkeit seit der Romantik gewandelt hat, so vielleicht darin, daß wir nicht nur von der Lust, sondern auch von der Bedrohung der Einsam-

Digitized by Google

keit wissen, sofern sie zur Vereinzelung, zur Lösung aus der Gemeinschaft wird. Und daß wir besser als früher wissen, wie wenig die Natur unsere harmlose Vertraulichkeit duldet. Mitten aus der Seligkeit des Verlorenseins in die Natur springt uns dann wohl das Entsetzen der Einsamkeit an, und wir erkennen wieder die Weisheit des alten Eddawortes: „Den Menschen freut der Mensch". Wenn wir uns an Hamsun wenden, so weiß auch er von dieser Doppelheit: Neben dem „Segen der Erde" steht „Pan". Auch Leutnant Glahn im „Pan" ist einer der umgetriebenen Landstreicher Hamsuns. Allein er steht nicht nur sozial auf einer anderen Stufe als August Weltumsegler und seine Artgenossen. Er lebt auch seelisch auf einer anderen Ebene. Er ist differenzierter, in einer mehr innerlichen Art aus der Gemeinschaft gelöst und auf sich selbst beschränkt. Er sucht nicht das Abenteuer in der Welt, sondern im Herzen, und in dieses Abenteuer verstrickt, verliert er sich immer tiefer in die lähmende Einsamkeit der Natur.

Es ist früher gesagt, daß die norwegische Landschaft zwar nicht ausschließlich, aber doch sehr wesentlich an der Art des norwegischen Volkes geformt hat. Diese Landschaft, die Hamsun so greifbar zu verlebendigen versteht, ist ja jetzt so vielen deutschen Soldaten sehr bekannt geworden. Ob sie ihnen wahrhaft vertraut wurde, mag ich nicht entscheiden. Denn sie ladet nicht zur Vertraulichkeit ein. Zwischen Wasser und Fels bleibt wenig Raum für behagliche Ansiedlung, und wo das Land breiter wird, steht der Wald dicht und weit um die spärlichen menschlichen Siedlungen. Diese Natur, zu der noch ein Kontrast von Winter und Sommer, Dunkelheit und Lichtfülle kommt, der dem Mitteleuropäer schwer vorstellbar ist, ist wohl geeignet, den Menschen zu prägen, der in ihr lebt. Der Norweger haust, abgesehen von den wenigen größeren Städten, nicht eng aufeinander; er ist sehr stark Einzelmensch, fähig, zur Persönlichkeit zu reifen, doch auch bedroht, zum Eigenbrötler zu werden. Die gewaltige, weithin noch ungezähmte Natur mag wohl den Sinn ins Große und Grenzenlose lenken. Doch ist diese Natur zwar selber groß, aber sie erzieht nicht eigentlich zur Weite des Blickes. Dicht schließt sich Wald und Berg um spärliche menschliche Siedlung, preßt sie zusammen, zwängt sie ein. Selbst das Meer weist dort den Blick und Sinn nicht eigentlich ins Große und Weite. In unzählige Inseln, Kaps und Landzungen zerspalten — lauter kleine und kleinste Siedlungsräume — flicht sich das Land in die See hinein, die ihrerseits mit tausend Fjorden, Armen und Buchten ins Land eindringt. Erst wer den Schärengürtel durchstößt, begegnet der Unendlichkeit des Meeres. Nicht der Ozeandampfer, sondern das geschäftige kleine Küstenschiff fährt bei Hamsun durch diese Gewässer. So hilft das seltsame Land, seine Bewohner in jenem doppelten Sinne zu erziehen: zur Grenzenlosigkeit und Großartigkeit — doch mehr der Phantasie als der Tat — und zugleich zur Enge, ja Muffigkeit des wirklichen Lebens. So wie norwegische Menschen, norwegische Siedlungen bei Hamsun vor uns stehen.

In dieser Natur nun erlebt Hamsun „Pan". Er überträgt dabei einen südlichen Gott in seine nordischen Wälder. Das panische Erschrecken des Menschen vor der Natur in der brütenden Mittagsstille des Südens ist etwas anderes als im Norden. Die unendlichen Wälder des Nordens umschließen würgend den Menschen, saugen ihn in sich hinein — der Norden hat das Wort b j e r g t a g e n, d. h. „in den Berg hineingenommen, in den Berg entrückt". Wer von dort wiederkehrt, findet sich in die menschliche Gesellschaft mit ihren geordneten Zeit- und Raumbegriffen nicht wieder hinein. Dieser Art ist Leutnant Glahns Pan-Erlebnis.

Er ist zugleich der andern Rätselmacht des Daseins unterworfen: der Liebe. Hamsun ist kein Dichter überströmenden Liebesglückes. Auch die Liebe ist ihm in erster Linie erschreckende Zaubermacht, Magie, Verstricktheit. Und damit auch ein Stück Bergentrücktheit; denn der Bergentrückte erlebt die Liebe als magisch-verwirrende Macht in der Gemeinschaft mit dämonischen Wesen des Waldes, den Elben oder Huldren. So ist die Liebe bei Hamsun. Hamsun ist das Kind einer Generation, die sich viel darauf zugute tat, daß sie seelische Dinge mit naturwissenschaftlicher Analyse erfassen und ihres Rätsels entkleiden konnte. Sie gab auch dem Dichter die Aufgabe, seine Gestalten vor unsern Augen zu zergliedern; die sozusagen experimentelle Zerlegung eines möglichst komplizierten Individuums, das war der Triumph der Kunst. Hamsun hat von dieser Richtung erzähltechnisch mancherlei gelernt. Er ist ein eindringlicher und unerbittlicher Seelenzergliederer. Aber er war als Dichter viel zu groß, um daran zu glauben, wie herrlich weit wir es gebracht haben, und sich zu vermessen, irgendein Rätsel des

Digitized by Google

Lebens durch Analyse zu lösen. Man lese „Gedämpftes Saitenspiel" oder „Unter Herbststernen", und man hört hinter aller meisterlich beherrschten Technik seelischer Darstellung die unnennbar dunklen herzzerreißenden Töne einer Musik, die jedes deutenden Zutappens spottet.

In der Beziehung von Mann und Frau, die Hamsun darstellt, klingt bei ihm oft das wehmütige Motiv des Alterns und Vergehens hinein. Alt werden, — und mit Würde alt werden können — ist eines der Grundprobleme eines bewußten, also eines heutigen Lebens. Dieses Gefühl: „noch einmal", ehe man sich endgültig abwendet und reif zum Verzicht wird, hat Hamsun gepackt, gerade als er künstlerisch die Höhe seiner Bahn erreichte. Und so sind gerade einige seiner größten Werke diesem schmerzlichsten Erlebnis, das zugleich echte Freiheit geben kann, gewidmet. Es ist kein Zufall, daß Hamsun für die Darstellung solcher Menschen gerne die Ich-Form wählt, — unmittelbarer als sonst spricht er hier sich selber aus.

Einer rein individualistisch denkenden Zeit muß das Problem des Alterns in der Tat furchtbar sein. Wer nichts anderes sagen kann als „mein Leben", wer sich nicht als Teil eines Ganzen fühlt, dem muß im Älterwerden jeder Wert in den Händen zerrinnen, und der Tod muß ihm als der Tag des großen Konkurses erscheinen, in dem er zusammenbricht. Wer sich eingeordnet weiß in das höhere Ganze des Volkes, wird seine eigene Bahn wohl mit Wehmut sich abwärts senken sehen; denn unmenschlich wäre es, unbewegten Herzens dem eigenen Abstieg zuzusehen. Allein wer die Einordnung in das Wachsen und Vergehen aller Kreatur als das Teilhaben an einer höheren Ordnung empfindet, den tröstet die Einsicht, daß der Wechsel, dem der Einzelne unterworfen ist, die Dauer des Ganzen verbürgt.

Hamsun hat als Dichter gerade hier vor allem von dem wehmütigen Erlebnis des einzelnen erzählt. Er hat von Mutlosigkeit und mutigem Bekenntnis zu dem Schicksal gekündet. Er hat seine Helden auch in dieser Beziehung gern als Landstreicher, als einsam Wandernde geschildert und nicht eigentlich als in ihrem Volke tätige Menschen. Das ist sein Wesen und seine Meisterschaft. Aber indem er vom „Segen der Erde" gekündet hat, die den Menschen lehrt, seine Vergänglichkeit mit Würde und Einordnung zu tragen, hat er gezeigt, wo der Weg in die Zukunft zu gehen hat. Und er selbst, der es in hohem Alter noch gewagt hat, einen in seinem Lande besonders schweren Kampf für die Neugründung des öffentlichen Lebens auf Volk und Gemeinschaft zu kämpfen, der sich mit der ganzen Wucht seines Anspruches auf Unsterblichkeit für die Sache neuer Gemeinschaft eingesetzt hat, ist selber nicht der Mann, den die Wehmut des Altwerdens mutlos und stumpf gemacht hat. Wie er mit unvermindeter geistiger Kraft unter seinem Volke steht, sollte es ihm noch vergönnt sein zu erleben, wie sein Volk den von ihm vorgezeichneten Weg als richtig erkennt.

Und handeln sollst du so, als hinge von dir und deinem Tun allein das Schicksal ab der deutschen Dinge und die Verantwortung wäre dein.

Johann Gottlieb Fichte

*

An der Fahne allein soll niemand unser künftig Volk erkennen; es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus anders sein; voll Ernstes die Lust und heiter alle Arbeit! Nichts, auch das Kleinste, das Alltäglichste nicht ohne den Geist und die Götter.

Hölderlin

*

Die Künste der Musen sind kein leeres Spiel. Die Todesverachtung des Kriegers, die hingebende Treue des Bürgers, alles Große und Edle im Leben hat dieselbe Quelle wie die Schöpfung des Dichters, des Malers, des Musikers: die Begeisterung, welche nichts ist als das Selbstvergessen des Menschen gegenüber dem Ewigen, dem Rechten, dem Wahren.

Franz Grillparzer an Erzherzog Maximilian (Mai 1850)

Digitized by Google

Wolfgang Kohte:

Arbeit im Osten — Heimat im Osten

Gedanken nach der Umsiedlung

Zum zweitenmal im Verlauf von zwei Jahren mußte die deutsche Wehrmacht im Osten antreten. Galt es 1939 der Abwehr polnischen Eroberungsdrangs und der Wiedererringung alten deutschen Staatsgebiets und Kulturbodens, so ist heute die gesamteuropäische Aufgabe der Abrechnung mit dem Bolschewismus gestellt, der um seines von jüdischer Theorie ersonnenen Wirtschaftssystems willen immer wieder lebendiges Volkstum vernichtet hat. Die riesige Aufgabe des Neubaus in Osteuropa nach dem Chaos, das die Sowjetunion hinterlassen wird, will unlösbar erscheinen ohne den erneuten Einsatz germanisch-deutscher Kräfte, die hier seit Jahrhunderten wieder und wieder ordnend und leitend gewirkt haben. Aber heute ist es nicht mehr so, daß deutsches Blut sich in fremdem Dienst verströmen müßte und daß deutsche Menschen sich in der Ferne Osteuropas eine neue Heimstatt suchen müßten, weil die Heimat keinen Platz für sie hat. Nein, der Führer hat unsere Volksgenossen aus den 1939—1940 von den Sowjets unterworfenen Gebieten heimgeholt, damit sie im Osten des Reiches für alle Zeit einen festen Wall deutschen Volkstums bauen. Dieser neue deutsche Osten wird eine sichere Ausgangsstellung sein, von der aus deutsche Ordnungskraft nach Osteuropa hineinwirken kann. Hier werden Deutsche aller Stämme zeigen, wie sie sich ihren Lebensraum zu gestalten wissen. Um diesen Neubau im deutschen Osten als Schutzwall wie als Vorbild so stark wie nur möglich zu machen, brauchen wir heute und künftig jeden deutschen Menschen, der zur Mitarbeit an diesem gewaltigen Werk irgend geeignet ist. Und nicht zuletzt darum hat es der großen Umsiedlung bedurft, die schon uns Mitlebenden wie eine gewaltige Sage erscheinen will.

*

Daß große Menschengruppen aus politischem Anlaß das Land ihrer Eltern verlassen mußten und anderswo neu angesiedelt wurden, hat in der Geschichte, auch in der unserem Bewußtsein näherstehenden neueren deutschen Geschichte mehr als ein Beispiel. Dennoch hat die Heimholung der deutschen Volksinseln des Ostens durch den Führer kein Vorbild, ist in der Planung der Aus- und Wiederansiedlung ebenso erstmalig und einzigartig wie in der Anwendung volkspolitischer und biologischer Erkenntnisse.

Wohl hat einst das protestantische Preußen verfolgte Glaubensgenossen aus Frankreich und aus den Alpenländern zu sich gerufen, ihnen Aufgaben in der Landwirtschaft oder dem städtischen Gewerbe gestellt und ihren Fähigkeiten beim Aufbau seiner Staatswirtschaft viel zu danken gehabt. Aus dem brandenburgischen Menschenschlag ist das hugenottische, aus dem ostpreußischen das salzburgische Element heute nicht mehr fortzudenken. Kaum 100 Jahre liegt die Übersiedlung der Zillertaler ins Riesengebirge zurück — aber von dem Vorgang unserer Zeit bleiben diese konfessionspolitisch bedingten Umsiedlungen weit entfernt.

Nach dem Weltkrieg hat das verstümmelte Reich unter dem Zwang der Niederlage hunderttausende Deutsche von draußen in seine engeren Grenzen aufnehmen müssen: Beamte aus den geraubten Landesteilen, reichsdeutsche Kaufleute aus Übersee, altansässige Deutsche von der Weichsel und Warthe nach ihrer Verdrängung durch den Polenterror, die Hälfte der baltischen Jugend beinahe, rußlanddeutsche Flüchtlinge — alle hatten um ihres Volkstums willen den alten Raum ihres Schaffens aufgeben müssen. Aber an einen planmäßigen Einsatz ihrer Arbeitskraft für die deutsche Volkswirtschaft nach altpreußischem Vorbild dachte das republikanische Deutschland nicht, das seine heimgekehrten Volksgenossen in den Großstädten herumirren ließ. Sie gingen im Reichsdeutschtum auf oder wanderten wieder in die Ferne. Da sie im engen Raum kein geeignetes Wirkungsfeld fanden, war ihre Rückkehr volkspolitisch vielfach ein Verlust.

Diesmal hat das siegreiche Großdeutsche Reich die Leitgedanken der Umsiedlung bewußt bestimmt: Der Führer hat — im Rahmen des Aufbaues eines neuen Europa — die Reibungsflächen zwischen den Völkern Osteuropas vermindern und zugleich dem Reich im Osten die raumpolitisch notwendige Abgrenzung geben wollen. Damit erwuchs deutschen Menschen aus der Fremde eine Aufgabe für ihrer Hände Arbeit auf dem Boden des Reiches. Ihre Kraft soll nicht mehr für fremde Länder und

Digitized by Google

Staaten verströmen. Ihre Kinder sollen mitschaffen dürfen an dem Riesenwerk des Reiches aller Deutschen: für die ungeheure Anspannung dieses Werkes bilden die unverbrauchten Kräfte der umgesiedelten Volksgruppen sogar eine hocherwünschte biologische Ergänzung.

Im Kernpunkt unserer Umsiedlung steht also, wie immer beim Aufbau des Dritten Reiches, die nationale Arbeit und die Lebenskraft unseres Volkes. Aus der Neuansiedlung der Heimgekehrten zusammen mit Siedlern des Altreiches im neuen deutschen Osten soll im Schaffen von Generationen eine neue Gestalt des Deutschtums erwachsen. „Es ist die nationale Arbeit, durch die wir unsere Volkspersönlichkeit fortbilden und erhalten" — dies Wort des Altmeisters deutscher Volksforschung, W. H. Riehl, wird auch für Umsiedlung und Neuansiedlung im Osten gelten.

Nationale Arbeit: damit soll auch die völkische Eigenart des Arbeitens bezeichnet werden. Denn in der Art und Weise, wie ein Volk an die Aufgaben herangeht, die ihm die Natur seines Raumes zu lösen gibt, offenbart sich seine Wesensart. Das, was Deutsche, was Polen, was Juden in unseren Ostgauen an Weichsel und Warthe nach jahrhundertelangem Nebeneinanderleben an Leistung und Erbe hinterlassen oder nicht hinterlassen haben, redet davon eine deutliche Sprache.

*

Die Nationalökonomen der verschiedensten Schulen haben dicke Bücher geschrieben über die Spannung zwischen den Lebensnotwendigkeiten und kulturbedingten Wünschen des Menschen und den Existenzgrundlagen und Hilfsmitteln, die ihm die Natur gewährt, eine Spannung, die in unsern Breiten naturgegeben ist. Sie treibt den Menschen zu Leistungen an, die er unter günstigeren Boden- und Klimaverhältnissen nie erreicht hätte; sie wird aber auch zum Prüfstein für die Völker unseres Kontinents, vor dem sich zeigt, wie ein Volk, wie eine Rasse mit den Gegebenheiten des Schicksals fertig zu werden vermag. Der allem Leben innewohnende Drang, die eigene Art nicht nur zu erhalten, sondern auch zu mehren, läßt aus dieser Spannung jenen Auslesevorgang erwachsen, der die Weltgeschichte zu dem Weltgericht macht, das zwischen den Lebenstüchtigen und den Untüchtigen immer von neuem die scharfe Scheidung vollzieht. Wer auf diese Mehrung verzichtet, verzichtet auf das Leben selbst: Völker sterben nicht aus, „sie werden ausgeboren!" (Burgdörfer). Und wer vor dieser Spannung versagt, verzichtet auf die Geschichte: sie vergißt die Völker, die die Arbeit und den Kampf scheuen, die sich im enger werdenden Raum zusammendrängen, bis einer dem andern den Lebensatem nimmt und jede große Leistung — wenn solch ein Volk ihrer überhaupt fähig war — unmöglich wird.

Es gibt nur eins: um die Erweiterung der Existenzgrundlagen zu ringen und damit jene gegebene Spannung und ihre naturbedingte ständige Verschärfung in werteschaffende Arbeit umzusetzen. Hier findet menschlicher Geist seine Erdenaufgabe: hier vollzieht sich Geschichte! Die innere Art, die geistige Haltung entscheidet darüber, wie die Völker mit der Lage fertig werden, in die sie der Schöpfer stellt. Zwei Wege sind möglich: neuen Raum zu erschließen oder durch vermehrten Arbeitseinsatz aus den gegebenen natürlichen Grundlagen neue Hilfsmittel menschlicher Existenz zu gewinnen. Auf dieser von der Not des Daseins erzwungenen, stets erneuten Vermehrung des Einsatzes menschlicher Schaffenskraft, menschlicher Geistesarbeit beruht die Entwicklung der höheren wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, technischen Kultur. Eine solche Erweiterung der Existenzgrundlage setzt also voraus, daß genügend Träger der erforderlichen geistigen Fähigkeiten verschiedenster Art in einem Volk vorhanden sind, d. h. aber wieder — auf die Kette der Generationen gesehen —, daß genügend Sippen da sind, in denen solch Erbgut geistiger Fähigkeiten von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird.

Auch neuer Raum wird nicht irgendwo in der Welt gefunden; Völker können nicht in ein Schlaraffenland ohne alle Spannung und Not flüchten — und könnten sie es, so würden sie dort keine Gelegenheit mehr haben, ihr innerstes Wesen zu prüfen und zu bewähren. Ohne solche Bewährung aber keine Individualität — und ohne Individualität keine Geschichte! Nur durch Kampf und Arbeit wird neuer Lebensraum gewonnen: doch auch der Boden, den ein Volk mit Einsatz von Blut und Leben seiner Söhne erkämpft hat, wird ihm erst durch den Schweiß der Arbeit dauernd zu eigen. Durch Überlegenheit im Arbeitswillen, in der Schaffung von Hilfsmitteln, in der Treue zum Werk weiß ein tüchtiges Volk auch da sich neue

Digitized by Google

Existenzbereiche zu schaffen, wo ein minder leistungsfähiges Volk den Boden ungenutzt ließ. Die Mühe der vorangehenden Geschlechter gewinnt so den nachfolgenden den Platz ihres Erdenwirkens. Mit solcher kolonisatorischen Arbeit wird neue Heimat geschaffen. In diesem generationenlangen Ringen vollzieht sich auf der Grundlage, die die Artung der Voreltern und vieileicht auch die der Vorbewohner der neuen Heimat legten, wiederum eine Auslese von Leistungsträgern, bestimmt durch die Eigenschaften, die sich in dieser als vor allem lebensnotwendig erweisen. Reicher wird das Bild des Volkes mit dem Entstehen solcher kolonialen Neustämme.

Uns Deutsche hat unsere innere Art von jeher angetrieben, um die Wahrung eines freien Existenzraumes zu ringen. Das zeigt sich am deutlichsten im bäuerlichen Erbrecht der Germanen: die auskömmliche Ackernahrung soll gesichert werden; darum wird der Grundbesitz nicht im Erbgang zersplittert wie bei den meisten unserer östlichen und südöstlichen Nachbarvölker, sondern die weichenden Erben müssen nah oder fern neues Land suchen oder sich im Handel oder Gewerbe neue Lebensgrundlagen schaffen. Das Zunftwesen unserer mittelalterlichen Städte wirkt in ähnlicher Richtung: der Zunftgenosse soll seine „Nahrung" haben; damit wurden immer wieder junge Handwerker genötigt, sich irgendwo draußen eine Existenz zu suchen. Das deutsche Volk hat stets Begabungen genug besessen, die draußen auch da noch ihr Brot zu erarbeiten wußten, wo andere Völker im Daseinskampf nicht vorankamen. So sind die Wanderungen ein nicht wegzudenkender Bestandteil unserer Volksgeschichte geworden. In diesem Ausmaß und mit dieser Dauer ist kein anderes der europäischen Kulturvölker gewandert. Mit der Verstreuung unserer Volksgenossen über alle Erdteile und dem Verlust wertvollen deutschen Blutes an fremde Völker haben wir unsere weltweiten kulturellen Leistungen im Ringen um die Erweiterung der Grundlagen unseres völkischen Bestehens bezahlt.

*

Die Richtungen, in denen Deutsche neuen Existenzraum gesucht haben, sind hauptsächlich Westen und Osten. (Die vielen Wanderzüge nach Süden hatten seit dem Ende der ostgermanischen Völkerwanderungsreiche meist politischen, religiösen oder kulturellen Anlaß.)

Der Westen hat in der Frühzeit und in den neueren Jahrhunderten ein Auswanderungsziel gebildet; wie neuere Forschungen zeigen, ist sogar zeitweise ein bemerkenswert großer Strom deutscher Menschen nicht nur nach Übersee, sondern auch in unsere westeuropäischen Nachbarländer gezogen. Diese alten Kulturländer mit guten Böden, bewohnt von uns sehr nahe verwandten, hochentwickelten und reichbegabten Völkern konnten dem deutschen Menschen nur zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten sozialgeschichtlichen Voraussetzungen Nahrungsmöglichkeiten bieten. Jenseits der Meere haben seit drei Jahrhunderten deutsche Menschen, getrieben von der Not und Enge der Heimat, neuen Boden weitesten Ausmaßes im eigentlich kolonisatorischen Sinn zu erringen gewußt, aber in den Haupteinwanderungsländern ihr Volkstum meist zugunsten anderer Völker aufgegeben.

Anders die Länder an der Ostgrenze: abseits der atlantischen Frontseite unseres Erdteils, von Natur ärmer ausgestattet, von leistungsschwächeren Völkern bewohnt, waren sie durch alle Jahrhunderte unserer Geschichte der eigentliche Wirkungsraum unseres Volkes außerhalb des Heimatbodens. Selbst in den Zeiten des Reichsverfalls im 15. Jahrhundert und der liberalen Auflösung hat die Ostbewegung, die von allen deutschen Stämmen getragen wurde, nie ganz geruht. Ihre Höhepunkte bildeten die beiden großen Siedelbewegungen des hohen Mittelalters und der frühen Neuzeit. Die Ostwanderung hat bekanntlich den altdeutschen Volksboden verdoppelt und außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets zahlreiche neue Volksinseln entstehen lassen. Nicht wenige deutsche Sprachinseln im Osten sind aber auch im Laufe der Jahrhunderte — z. T. sogar bei Erhaltung ihres wirtschaftlich-gesellschaftlichen Bestandes und ihres Sippengefüges — an fremdes Volkstum verlorengegangen. Daneben sind — besonders in den neueren Jahrhunderten — auch einzelne Deutsche in großer Zahl in das tschechische, polnische, madjarische, russische Volkstum übergegangen, das ihnen vielleicht ganz andere Leistungs- und Aufstiegsmöglichkeiten bot als die Heimat mit ihrem deutschen Begabungsreichtum. Den dabei vorgenommenen Sprachwechsel dürfen wir für die alten Zeiten schwächer entfalteten Nationalbewußtseins nicht so schwer bewerten, wie es die Gegenwart erfordert. In den meisten dieser Länder haben

Digitized by Google

solche entvolkten Deutschen den Kern eines fremdvölkischen städtischen Mittelstandes gebildet.

Aus den Voraussetzungen der völkisch-sozialen Entwicklung, wie wir sie eingangs schilderten, wird das Wesen dieser geschichtlichen Stellung des deutschen Volkstums in Osteuropa verständlich. Deutsche kamen, so kann man zugespitzt sagen, dorthin, wo Arbeit zu leisten war, die die Ostvölker nicht zu leisten vermochten: wo schwer zu beackernde oder minder fruchtbare Böden zu erschließen waren, wo die Schätze der Tiefe gehoben werden sollten, wo ein städtisches Handwerk höheren Ansprüchen gerecht werden mußte, wo es galt, mit kaufmännischem Weitblick Handels- und Verkehrsbeziehungen über den halben Erdteil hinweg zu entwickeln. Überall hat der Deutsche neuen menschlichen Lebensraum gewonnen, wie ihn die älteren Einwohner jener Länder (deren Fürsten ja oft genug die deutschen Einwanderer riefen) nicht zu schaffen vermochten. Wohl aber haben diese sachliche Kulturgüter und Einrichtungen des privaten wie öffentlichen Lebens vom deutschen Nachbarn übernommen, sich deutsches Gedankengut angeeignet, von Deutschen gerodete Böden, die die ersten Besiedler wieder verlassen hatten, besiedelt. An mehr als einer Stelle ist im Zuge solcher Entwicklung dem Deutschen die Lebensluft in dem Raum, den seine Arbeit erst erschlossen hatte, genommen worden.

Darüber hinaus hat der gewaltige Umschwung der wirtschaftlichen, technischen und sozialen Verhältnisse im 19. Jahrhundert, der mit dem Namen des hochkapitalistischen Zeitalters bezeichnet wird, die Voraussetzungen, unter denen die deutschen Volksinseln im Osten entstanden waren, vielfach völlig verändert. Ganze Zweige der Landwirtschaft, des Bergbaues oder des Gewerbes konnten damals aus Gründen der weltwirtschaftlichen Entwicklung in kurzer Frist brotlos werden. Viele Arbeitsvorgänge machte die Mechanisierung auch den nicht vorgebildeten Fremdvölkischen zugänglich. Die Zerschlagung der alten Dorf-, Guts- und Zunftverbände riß die Schranken nieder, die in zahlreichen Landschaften noch immer rechtlich zwischen Deutschen und Undeutschen bestanden hatten. Die starke Bevölkerungszunahme, die im 19. Jahrhundert möglich wurde, wirkte sich unter den Voraussetzungen jener Zeit nicht zuletzt als Einengung des Lebensraums der qualitativ höher stehenden Volksgruppe aus. Das Nachrücken deutscher Auswanderer nach Osten, das noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielfach recht bedeutend war, hatte an seinem Ende fast ganz aufgehört, da der Bevölkerungsüberschuß des Mutterlandes in der Industrie sein Brot fand. Im Gegenteil, aus den östlichen Randgebieten des geschlossenen Volksbodens wandten sich die Menschen in die großen Industriestädte. Auf der anderen Seite standen aber wachsende, aufstrebende Völker, eben zu eigenem Volksbewußtsein erwacht und begierig auf die Schaffung eines eigenen „Nationalstaats" nach französischem Vorbild.

Oft hat man beklagt, daß die deutsche Ostsiedlung nicht von einer starken deutschen Staatsgewalt planmäßig geleitet worden sei und daher unserm Volk keine geopolitisch befriedigenden Grenzen geschaffen habe. Den Grund für dies Ergebnis vermögen wir wohl in dem Leistungsgefälle zwischen dem deutschen Volk und seinen Nachbarn im Osten und in dem Gemenge schwieriger und leichter zu bearbeitender Böden in Ostmitteleuropa zu erkennen. Unsere beiden großen Ostbewegungen sind aus der inneren Art des Deutschtums wie aus der wirtschaftlich-sozialen Lage ihrer Jahrhunderte erwachsen. Als eigenwüchsige Volksbewegungen sind beide nur in geringem Maße von den Staatsgebilden jener Zeiten der Schwäche des Reiches in feste Bahnen gelenkt worden. Gewiß hat die Kleinstaaterei in Süd- und Westdeutschland die Kräfte des deutschen Volkes längst nicht so zu entwickeln vermocht, wie es in den größeren Staaten, zumal in Preußen unter den drei großen Hohenzollern, geschehen ist, und damit auch die Lebensmöglichkeiten für Bauern und Handwerker, sobald diese sich vom Dreißigjährigen Krieg und den Raubkriegen Ludwigs XIV. leidlich erholt hatten, nicht erweitern können. Das war eine wesentliche Voraussetzung für die starke Auswanderung nach Nordamerika und Osteuropa im 17. bis 19. Jahrhundert, zumal eine Großindustrie noch nicht da war, die die Menschenmengen hätte aufnehmen können. Die Siedelbewegung nach unseren volkspolitischen Gesichtspunkten zu lenken, darf man aber auch von den größeren dynastisch bestimmten Territorialstaaten nicht erwarten. Das blieb erst einem völkischen Staat vorbehalten. Wenige Jahre nach dessen Gründung durch den Führer hat das Schicksal dem deutschen Volk die unerwartete Gelegenheit geboten, seinen Staatsraum und damit auch seinen künftigen

Digitized by Google

Volksboden im Osten nach siegreichem Kampf so zu erweitern, wie es zugleich auch den geopolitischen Gesichtspunkten eines neuen Europa entspricht. Damit ist dem deutschen Volk ein neuer Lebensraum gesichert worden, in einem Lande, das in besonderem Maß schon seit Jahrhunderten einen Wirkungsraum für deutsche Menschen gebildet hat und in Stadt und Land Zeugnisse ihrer werteschaffenden Arbeit birgt. Dies Land bietet unserm Volk die Möglichkeit, seinen Kindern aus den Volksinseln des weiteren Ostens Heimstatt und Arbeitsplatz auf deutschem Staatsboden zu geben und ihre Leistungsfähigkeit allein deutschen Zielen dienen zu lassen. Den Deutschen des Ostens, deren Existenzbereich im Umsturz des letzten Menschenalters immer mehr eingeengt, deren Volkstum immer mehr bedroht wurde, steht nun ein weites Feld offen, auf dem sie ihre Gaben wirken lassen können. Heute sollen die Heimkehrer helfen, neuen Volksboden zu gewinnen, nicht mehr da, wo fremde Völker ihnen wirtschaftliche Aufgaben überlassen, mit denen sie selbst nicht fertig werden, sondern da, wo seine Gewinnung um des Ganzen willen notwendig ist.

*

Mit unserer zweitältesten Volksgruppe draußen begann die große Umsiedlung. Als ein Zug in die Weite hat die Geschichte der Balten vor 700 Jahren angefangen, das Ordnen und Erschließen der neuen Länder am Rande des Abendlands wurde Jahrhunderte hindurch zum Lebensinhalt der Nachkommen der niedersächsischen und westfälischen Auswanderer des 13. Jahrhunderts. Es war das oft beklagte Schicksal der Deutschbalten, daß in der Siedlungszeit auf dem Seeweg keine deutschen Bauern ins Land kommen konnten, und daß sie daher nie ein voll entfalteter Stamm werden konnten. Sie fanden seit der Verbindung der Baltenlande mit dem Zarenreich (1721, 1795) in diesem einen Wirkungsraum, wie ihn kein anderer Teil des deutschen Volkes je vor sich gesehen hat. Die Stellung der Deutschbalten als Oberschicht und als städtischer Mittelstand blieb unangetastet, solange die alte Gesellschaftsordnung erhalten blieb und solange es noch einen gewissen Zuzug aus dem Reich gab. Mit diesem ging es im 18. Jahrhundert zu Ende, mit jener im 19. Jahrhundert. Demgegenüber entstand, aus deutschem Geistesgut und von deutschen Menschen gefördert, ein lettischer und estnischer Mittelstand in Stadt und Land, der mit den deutschen Gewerbetreibenden in Wettbewerb trat. Es entwickelte sich der russische Nationalismus, der seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Balten aus ihrer führenden Stellung im Zarenreich herausdrängte. Führende Geister des Baltentums fanden dagegen in zunehmendem Maße ihr Tätigkeitsfeld im Mutterland. Die russischen und lettischen Revolutionen von 1905 und 1917—1919 brachten, insbesondere mit der Erschütterung aller Lebensverhältnisse durch die Agrarreform nach dem Weltkrieg, einen so schweren Angriff gegen die Volksgruppe, daß nach dem Weltkrieg ein sehr erheblicher Teil von ihr sich ins Reich wandte. Der zurückbleibende Teil war weit überaltert und hatte einen großen Frauenüberschuß. Dennoch hat er — waren auch die alten wirtschaftlichen Grundlagen dahin — mit allen Kräften den hartnäckigen Selbstbehauptungskampf fortgeführt und sich in engeren Verhältnissen von neuem sein Dasein in der alten Heimat errungen.

Alle andern Deutschtumsgruppen, die in den letzten beiden Jahren in die Grenzen des Reichs heimkehrten, sind wesentlich jüngeren Ursprungs und weit überwiegend bäuerlich. Sie entstammen teils dem großen ostniederdeutschen Wanderstrom der neueren Jahrhunderte, teils der österreichischen und russischen Staatskolonisation des 18. und 19. Jahrhunderts.

Das Wartheland, heute der wesentlichste Arbeitsplatz aller umgesiedelten Volksgruppen, war im 16. und 17. Jahrhundert das Ziel einer zweiten Wanderung, die in Pommern und der Neumark ihren Ursprung hatte, wo den deutschen Bauern der wachsende Druck der Gutsbesitzer lästig wurde. Dazu stießen Glaubensflüchtlinge aus den Niederlanden und Friesland und aus Schlesien. Sie besetzten, von den polnischen Grundherren gerufen, im Netzegau und im Posener Land die bruchartigen Niederungen und die leichten Heideböden, denen die Polen keinen Ertrag abzugewinnen verstanden. Mit jeder Generation breiteten sie sich weiter nach Osten aus, schon im 18. Jahrhundert tief in den Weichselbogen hinein. Im 19. Jahrhundert konnte die russische Regierung hier Bauern für Bessarabien locken, konnten polnische Großgrundbesitzer hier Siedler anwerben, die ihnen die Sumpf- und Sandböden von Besitzungen im Cholmer und Lubliner Land und in Wolhynien in einem unvergleichlichen Arbeitseinsatz urbar machten. Diese neue Wanderbewegung hat stellenweise im Osten des heutigen Warthe-

Digitized by Google

gaues deutsche Dörfer polnischem Zustrom geöffnet. Nach einem bitter erarbeiteten Aufstieg vor dem Weltkrieg haben besonders die Wolhyniendeutschen nach der Heimkehr von ihrer Verbannung nach Sibirien während des Krieges wieder völlig von vorn anfangen müssen und waren bis 1939 in unsagbar harter Arbeit gerade wieder aus der ärgsten Not herausgekommen. Dabei waren sie mit ihrer starken Vermehrungskraft allen andern deutschen Volksgruppen überlegen und ihren ukrainischen Nachbarn gewachsen. Mit starkem Opferwillen für Schule und Kirche haben sie getan, was sie konnten, um ihren zahlreichen Kindern eine deutsche Erziehung zu sichern.

In ähnlich einfachen Verhältnissen hat sonst nur das Deutschtum in Litauen gelebt, das größtenteils recht jungen Ursprungs ist. Erst im 19. Jahrhundert sind deutsche Bauern aus Ostpreußen über die nahe russische Grenze gezogen und haben sich in Litauen neues Land urbar gemacht. Auch die deutschen Handwerker, hauptsächlich in Kauen, stammen aus Zuwanderungen des vorigen Jahrhunderts. Außer diesen war auch der größere Teil des Narew-Deutschtums städtischer Herkunft: die deutschen Tuchmacher in Bialystok sind aus dem Litzmannstädter Industriegebiet (das erst nach 1820 von ostmitteldeutschen Einwanderern geschaffen worden war) weitergewandert, als sie nach Schaffung einer Zwischenzollinie zwischen Rußland und Kongreßpolen ostwärts dieser Grenze bessere Verdienstmöglichkeiten erhoffen konnten. Da diese Voraussetzungen noch zu russischer, erst recht aber in neupolnischer Zeit hinfällig wurden, waren die wirtschaftlichen Grundlagen des Bialystoker Deutschtums bereits recht unsicher geworden.

Im Südosten sind die äußersten Vorposten der Pommern auf die Ausläufer des großen Schwabenzuges gestoßen: in Bessarabien haben niederdeutsche und oberdeutsche Siedler, freie Ostwanderung und Staatskolonisation einander getroffen.

Die habsburgischen Herrscher haben in Galizien, das sie 1772 aus dem zerfallenden Polen erwarben, und im Buchenland, das ihnen wenig später von der Türkei abgetreten wurde, südwestdeutsche Bauern und auch Handwerker ansässig gemacht, die an der wirtschaftlichen Hebung der unentwickelten neuen Länder mitwirken und ihren polnischen, ukrainischen und rumänischen Nachbarn Musterbetriebe zeigen sollten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts rückten Böhmerwälder und Zipser Waldarbeiter sowie sudetendeutsche Bergleute ins südliche Buchenland nach, dazu traten die deutschen Verwaltungsbeamten und Offiziere Österreichs in Lemberg und Czernowitz. Bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts dauerte die aufsteigende Entwicklung dieser Siedlungen; die Bewahrung ihres Deutschtums war nur dort gefährdet, wo katholische Deutsche inmitten katholischer Polen vom Klerus verpolt werden konnten. Die Vorhandstellung des Deutschtums in Galizien ging jedoch zu Ende, seitdem 1867 die Verwaltung dieses Kronlandes in polnische Hände gelegt worden war. Der städtische Mittelstand sah sich in Galizien wie in der Bukowina mehr und mehr in eine Verteidigungsstellung gegenüber dem Juden gedrängt. Die Ausbeutung der Erzgruben der Südbukowina wurde im Zeitalter des freien Welthandels immer weniger lohnend. Die benachbarten fremden Volksgruppen konnten sich unter deutscher Herrschaft stark vermehren, wirtschaftlich fortschreiten und gesellschaftlich entfalten, damit die Lebensgrundlagen der Deutschen einengen. Schon um 1900 begann daher die deutsche Auswanderung nach Nordamerika stark anzuwachsen. Damals hat die preußische Ansiedlungskommission in Posen erstmalig versucht, auslanddeutsche Bauern zur Siedlung an der Ostgrenze des Reichs heimzurufen und einige tausend Galiziendeutsche im heutigen Wartheland heimisch gemacht. Den schwersten Schlag bildete für beide Deutschtumsgruppen der Zerfall des Habsburgerreichs. Besonders die Lebensverhältnisse des starken städtischen Deutschtums im Buchenland waren im neuen rumänischen Staat nicht leicht zu sichern. Im Bauerntum schritt — mangels Möglichkeiten anderweitiger Schaffung neuen Lebensraumes — die Teilung des Grundbesitzes in verderblicher Weise fort. Dennoch blieb die biologische Kraft gerade der armen Gebirgsdörfer des Buchenlands ungebrochen. Sie wurden allerdings in den letzten Jahren zum Notstandsgebiet, das die andern deutschen Volksgruppen Rumäniens betreuten.

Auch in Bessarabien wurden nach der ersten Besetzung des Landes durch Rußland (1812) deutsche Bauern zur Besiedlung eines bis dahin stellenweise fast menschenleeren Gebietes oder als Musterwirte herangerufen. Auf fruchtbarem Boden, mit genügender Ausdehnungsmöglichkeit, gestützt auf eine anfänglich recht ausgedehnte

Digitized by Google

Selbstverwaltung haben sich diese Volksinseln gut entwickeln können. Der wachsende Einfluß des russischen Nationalismus auf die zarische Volksgruppenpolitik hat das Bessarabiendeutschtum nicht ernsthaft angreifen können. Schwerer wog die völlige Umstellung nach der Angliederung Bessarabiens an Rumänien, das den Erzeugnissen der deutschen Landwirtschaft dieses Gebiets keinen ausreichenden Markt bot. Die Erneuerungsbewegung der deutschen Volksgruppen in Rumänien hatte auch in Bessarabien festen Fuß gefaßt und die Lösung vom jüdischen Händler durch Schaffung deutscher Genossenschaften angebahnt.

Aus Bessarabien schließlich sind eine Anzahl deutscher Bauern im Lauf des vorigen Jahrhunderts über die Donaumündung hinweg in die Dobrudscha weitergewandert und haben hier Neusiedlungen inmitten eines bunten Gewirrs fremder Völker gebildet. Auch diese kleine Gruppe ist nach schwierigem Kampf jetzt donauaufwärts ins Reich heimgewandert.

*

Sie alle sind nun heimgekehrt in die Heimat ihrer Vorfahren: die 49 000 Deutschen aus Lettland und die 13 000 aus Estland als erste, denen als letzte 1941 10 000 baltendeutsche Nachzügler folgten. Zu vier Fünftel in städtischen Berufen tätig, sind sie geeignet, eine dringend notwendige Verstärkung des städtischen Deutschtums besonders im Wartheland zu bilden, in dessen Hauptstadt der dritte Teil von ihnen ansässig geworden ist. Es folgten die Deutschen des einstigen Ostpolen: außer 8000 z. T. gleichfalls städtischen Narewdeutschen 63 000 aus Wolhynien und 56 000 aus Galizien — jene fast durchweg und auch diese zu zwei Drittel aus landwirtschaftlichen Berufen kommend. Die Erfahrung, die diese Bauern im Selbstbehauptungskampf gegen das Polentum anderthalb Jahrhunderte hindurch gewonnen haben, und ihre ungebrochene Fruchtbarkeit ließen sie als die rechten Bausteine für den lebendigen Wall bodenverwurzelter Geschlechter erscheinen, der künftig die Ostflanke des Reiches schirmen soll. Auch die 31 000 Cholmerländer — ebenfalls zu fünf Sechstel Bauern — sind größtenteils wieder in ihrer Nachbarschaft im Wartheland angesiedelt worden.

Aus Bessarabien sind 93 000 deutsche Bauern heimgekehrt, dazu 44 000 Volksgenossen aus der 1940—1941 sowjetrussischen Nordbukowina, von denen das Czernowitzer städtische Deutschtum einen erheblichen Teil ausmacht. Aus dem 1940 verkleinerten Rumänien sind 52 000 Deutsche aus dem südlichen Buchenland und 14 000 aus der Dobrudscha umgesiedelt worden. Und schließlich sind zum letzten Winter nach mancherlei Schwierigkeiten noch rund 45 000 deutsche Bauern aus Litauen mit der Schar ihrer Kinder ins Großdeutsche Reich zurückgekommen. Die Ansiedlung all dieser Heimkehrer oder ihre Einweisung in neue Arbeitsplätze bildet die Aufgabe des Jahres 1941.

Zwischen der Danziger Bucht und den Beskiden finden alle diese Gruppen nun zusammen mit Deutschen aus den verschiedensten Teilen des Altreiches ihr neues Tätigkeitsfeld, auf dem sie alle sich eine neue gemeinsame Heimat erringen sollen. In diesem Raum, der in seinem Boden und seinen Baudenkmälern so viel Zeugnisse deutschen Kulturschaffens im Osten birgt, sollen sie zu einem neuen deutschen Stamm zusammenwachsen.

Eine Heimat zwar hatten sie sich auch in der Verstreuung in Osteuropa in Schweiß und Mühe geschaffen, und noch nach Jahrzehnten wird man weit draußen die einstigen deutschen Siedlungen an der Anlage von Flur, Dorf und Hof erkennen können. Den weiten Lebensraum aber, den sie sich einstmals errungen hatten, besaßen in der Gegenwart nur noch wenige Gruppen. Mit der Umsiedlung ist also nicht nur dem weiteren Einsatz deutscher Arbeit zugunsten fremder Länder ein Ende gemacht worden, sondern auch wertvollem deutschem Menschentum für die Zukunft die Grundlage seines Bestehens gesichert worden. Sie liegt in dem Wirkungsfeld auf deutschem Staatsboden mit all seinen Entwicklungsmöglichkeiten, in der Aufgabe also, die der Führer in den wiedererrungenen Ostgebieten gestellt hat. Bis diese einmal durchweg nach unserer deutschen Art ihre Gestalt empfangen haben und zum Lebensboden für neue Ketten deutscher Geschlechter geworden sein werden, wird es noch eines langen und harten Arbeitseinsatzes von Deutschen — mögen sie diesseits oder jenseits der alten Grenzen geboren sein — in Stadt und Land bedürfen. Aus der Größe der Aufgaben und aus der Härte der Arbeit aber wird ihnen allen das Schönste erwachsen, was wir zu schaffen vermögen: Heimat für Kinder und Kindeskinder.

Digitized by Google

Gedichte

Es bleibt wohl, was gesagt wird, alles,
alles danebengesagt. Bewahrt scheint
nur im strengen Wort eine leise
Bedeutung für den nächsten Äon.

Und jene Trauer des Vergehens
dunkelt noch nach in die erzgefügten
Werke. Also trumpfen wir auf mit
der Pflicht, mit Innewerden des Tuns.

Doch kein Besinnen ist die Pflicht, nein, ist nur
großes Vergessen, ein Wegschaun von dem
Schicksal, das verhängt ist von ferne,
und hat den Gram der Schwäche in sich.

So freilich bleibt sie uns zunächst: Des Menschen
hilflosem Gang eine Stütze, aufrecht
durchzugehen durch sich. Aber füglich
ist dieses viel: weil taghaft gemäß.

Nicht vom Brote allein, es
lebt vom Traume der Mensch. Es ist
Traum das Unsre, und stärker
als die Tat, die ihm willig nachfolgt.

Unter Völkern gewohnt zu
kämpfen, tapferes Volk, bewahr
immer einer den Traum, und
einer halte die Flamm lebendig!

Daß die späten Äone
uns noch finden und götterfroh
und gesegnet und reicher
in der Liebe der Nachgebornen.

Heilig dunkelnde Kunst, du
schöne Seele des Vaterlands!
Dich zu haben, ist viel. Du
beugst im Ausgang das Haupt dem Sänger.

Ihr widerstrebt noch, hofft? Da noch Menschen rings
in edlem Feuer glühn und des Vaterlands
beschworne Größe leben; da noch
gläubig ihr Auge den hohen Himmel

sich wölben sieht und nirgend ein Volk wie dies
so Mitte ist, so Schicksal und Keim der Welt:
Oh, Jünglinge! In euch und um euch
lauert das Untre. Ihr wäret anders

nicht Menschen! Doch geheimer als uns, die spät
und halb sind und vertan, überkommt euch neu
die Nähe der Götter. Und ihr werdet
Kraft haben, wahr bleiben, kämpfen, siegen.

Was immer sei, euch sei es kein Untergang,
kaum Wagnis! Fühlt, die Götter, sie folgen euch.
Und liebend ruhn und bangend unsre
Augen auf euren geweihten Häuptern.

Josef Weinheber.

Aus dem Gedichtband: „Zwischen Göttern und Dämonen"

Digitized by Google

Außenpolitische Notizen

Friedrich Christiansen-Weniger:

Die Türkei — unser alter Freund

Wie oft ist jeder, der die Türkei kannte, gefragt worden: Was will die Türkei? Was wird die Türkei tun? Wie kommt die Türkei zu ihrer Einstellung? Jetzt, nachdem der Freundschaftspakt zwischen der Türkei und Deutschland geschlossen ist, wieder das alte, vertrauensvolle Verhältnis zu unserem Kampfgenossen aus dem Weltkriege hergestellt ist, da werden viele gewahr, wie wenig sie über die paar Schlagworte vom abgeschafften Harem, vom fortgefallenen Schleier, von verbotenem Fez und anderen äußerlichen Veränderungen in der Türkei, die jeder aus den Zeitungsmeldungen und aus illustrierten Zeitschriften kennt, hinaus von dem Lande wissen. Darum soll hier versucht werden, einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick zu geben.

Will man die moderne Türkei verstehen, so muß man einen kurzen Überblick über die jüngste Geschichte gewinnen. Die letzten Jahrzehnte der Sultanherrschaft waren gekennzeichnet durch dauernde Kriege, die gerade dem türkischen Kernvolk in Anatolien ungeheure Blutopfer auferlegten, das Land immer mehr verarmen ließen und schließlich die Regierung in Konstantinopel immer mehr zu einem Spielball der widerspruchsvollen Bestrebungen der Großmächte machten. Es entstand so der Begriff vom „kranken Mann am Bosporus", der am Leben erhalten bleiben mußte, weil keiner der Erben dem anderen die Erbschaft gönnte.

Der Weltkrieg brachte dann schließlich trotz der siegreichen Kämpfe an den Dardanellen und an anderen Fronten den vollkommenen Zusammenbruch der Türkei. In Konstantinopel zogen die verbündeten Feinde ein, und die Sultansregierung mit ihrem Parlament wurde zu einem Schattendasein verurteilt. Die Türkei selbst sollte unter den Siegern aufgeteilt werden. Im Süden sollten die Italiener und Franzosen die wertvollen Küstengebiete am Mittelmeer erhalten, im Westen waren den Griechen schönste Teile versprochen. Auch die Hauptstadt und die Meerengen sollten der Türkei fortgenommen werden. Für die Türken selbst hatte man den Hauptteil Zentralanatoliens mit einem Küstenstreifen am Schwarzen Meer vorgesehen, wobei keiner der für diesen Plan Verantwortlichen sagen konnte, ob dieses Spottgebilde einer Türkei nicht doch letzten Endes ersticken müßte. Um die Türken mit Sicherheit niederzuhalten, sollte im Osten ein armenisches Reich geschaffen werden, so daß die Todfeinde eine gemeinsame Grenze bekommen hätten

Es schien, als ob nichts die Türkei vor ihrem Schicksal bewahren könnte. Lagen doch die alliierten Truppen in der Hauptstadt, jederzeit bereit, einen Widerstand abzuwürgen.

In dieser Lage verließ der General Mustafa Kemal Pascha die Hauptstadt und begab sich nach Anatolien, um im Auftrage des Sultans das noch vorhandene Militär („behufs Durchführung der Demobilisierung") zu inspizieren. Die Sultansregierung war froh, einen ungebärdigen Mahner loszuwerden, und die Feindmächte merkten zu spät, daß ihnen da jemand entkommen war, der für sie zu einer großen Gefahr werden konnte. Kaum war Kemal Pascha in Anatolien gelandet, schuf er eine Widerstandsbewegung gegen die Wünsche der Entente. Bald wurde eine eigene Regierung ins Leben gerufen (23. April 1920), die die wahren Interessen des Landes und des Sultans — der als Gefangener der Feindmächte wehrlos war — vertreten sollte. Das Diktat von Sèvres wurde von der Ankaraner Regierung abgelehnt. Darauf kam es im Süden zu Kämpfen mit den Franzosen, im Osten mit den Armeniern und im Westen zum Einmarsch der Griechen, die ganz Westanatolien eroberten, aber dann geschah das Unfaßbare. Die Franzosen schlossen einen Waffenstillstand (30. Mai 1920), die Armenier wurden besiegt, und hinter den Freischarverbänden, die mit den Griechen kämpften, schuf Mustafa Kemal mit Ismet Pascha wieder ein ordentliches Heer.

Als die Gefahr am höchsten stieg, der Kanonendonner in der Hauptstadt bereits deutlich zu hören war, schlug das neue Heer, so schlecht es auch ausgerüstet war, unter Kemal Paschas persönlichem Oberbefehl die Griechen entscheidend am Sakaria und jagte sie in einem grandiosen

Digitized by Google

Siegeszug über oder ins Meer. In Lausanne mußten die Feindmächte die neue Lage anerkennen und einem Frieden zustimmen, der der von Kemal Pascha geschaffenen Türkei ihre Hauptgebiete zuerkannte, und zwar ganz Anatolien und die alte Hauptstadt Konstantinopel mit einem Teil von Thrazien, das auch Adrianopel umfaßt. Die Meerengen wurden einer internationalen Meerengenkommission unterstellt. Auch brachte der Vertrag die Anerkennung der neuen Türkei als allen anderen gleichberechtigte Macht.

Das türkische Volk hing von da ab mit grenzenloser Verehrung und einem unerschütterlichen Vertrauen an seinem Führer. Es verlieh ihm den Beinamen „Gazi" (der Siegreiche). Am 30. Oktober 1922 wurde das Sultanat vom Kalifat getrennt, und das Sultanat wurde am 1. November abgeschafft. Am 29. Oktober 1923 ist dann die Türkische Republik geschaffen und Gazi Mustafa Kemal zu ihrem Präsidenten gewählt worden.

Nachdem so die neue Türkei gebildet war, ging Gazi Mustafa Kemal daran, sie von innen heraus umzuformen, neu zu gestalten und nach dem Westen zu orientieren. Gerade die betonte Einstellung auf den Westen, die mit der dem Gazi eigenen Energie durchgeführt wurde, ist von uns Deutschen häufig nicht verstanden worden.

Wieviel romantischer war doch der alte Orient mit seinen verschleierten Frauen, mit den Haremsgittern, den Eunuchen, mit dem Fez und allen seinen anderen äußeren Merkmalen als die moderne Türkei mit ihrer rein europäischen Kleidung, den Frauen im Straßenbild genau wie in Europa. Wieviel anheimelnder sind die Winkel und Gassen Stambuls als die nüchternen geraden Straßen des neuen Ankara. Wieviel unterhaltsamer, im Bazar oder in den Läden um den Preis einer Ware stundenlang handeln zu können, als zu festen Preisen nüchterne Geschäfte zu machen.

Aber es ging Kemal Pascha nicht um billige Romantik, sondern um die einfache Forderung, der Türkei nach Gewinnung des notwendigen Lebensraumes diesen Raum für alle Zeit zu sichern. Dies war nur möglich, wenn nach der jahrhundertelangen Abschließung Anatoliens unter der Sultansherrschaft die Türkei sich in kurzer Frist die Errungenschaften des Westens zu eigen machte. Es blieb im Grunde keine andere Wahl. Würde Anatolien in seiner Rückständigkeit beharrt haben, so wäre das ein dauernder Anreiz für die europäischen Völker gewesen, es auszubeuten und als Kolonialgebiet zu gewinnen. Erst wenn es der Türkei gelang, sich auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet eine Selbständigkeit zu erringen, die es jedem zur Gefahr machen würde, die Unabhängigkeit dieses Landes anzutasten, konnte der Lebensraum als gesichert gelten.

Die erste Sorge des Gazi und seiner Regierung galt naturgemäß dem Heer. Alles, was in den Kräften des Landes lag, wurde aufgewandt, um das Heer dauernd in der Ausbildung und im Waffenmaterial zu verbessern. Dann lag dem Gazi daran, beim inneren Aufbau auch die äußeren Schranken zu beseitigen, die den Türken gegenüber dem Europäer anders erscheinen ließen. Es fielen der Fez und der Schleier, das alte, auf dem Koran beruhende Recht wurde durch Einführung des Schweizer Zivilrechtes ersetzt und damit die Ehe festgelegt.

Es würde zu weit führen, alle Maßnahmen einzeln aufzuzeigen. Nur auf eine der grundlegenden soll noch näher eingegangen werden, da der Verfasser sie selbst in ihrem ganzen Ausmaße miterlebte. Es ist die Abschaffung der alten Schrift und ihre Ersetzung durch das neue lateinische Alphabet.

Bis 1928 gab es nur sehr wenige Schriftkundige in der Türkei. Vor allem auf dem Lande waren es fast ausschließlich die Geistlichen, die die Schrift beherrschten. Aber auch in der Stadt konnte nur eine geringe Oberschicht lesen und schreiben. Das hatte zur Folge, daß überall, wo geschrieben werden mußte, sei es auf der Post, sei es beim Rechtsanwalt oder in den Ämtern, sich zum Schreiben der Hoca (Geistlicher und Lehrer) einschaltete. Wenn man damals auf die Hauptpost in Ankara kam, so traf man dort eine ganze Anzahl von Soldaten, die einem Hoca Briefe an ihre Angehörigen diktierten. Im Heimatdorf mußten dann diese Briefe den Eltern wieder vom Hoca vorgelesen werden. So gab die Schreibkunst dem Hoca einen großen Einfluß. Gleichzeitig erschwerte das Analphabetentum der Masse der türkischen Bevölkerung den Fortschritt außerordentlich. Da die alte Schrift sehr schwer zu erlernen war, gab es nur einen Weg, den einfachen Menschen lesen und schreiben zu lehren, nämlich den, eine neue Schrift zu schaffen.

Auf Befehl des Gazi wurde daher ein

Digitized by Google

lateinisches Alphabet für die türkische Sprache aufgestellt. Das hatte den weiteren Vorteil, daß mit einem Schlage die türkische Sprache auch für die westlichen Völker bequem lesbar und damit leichter erlernbar wurde. Das 1928 auf Befehl des Gazi geschaffene neue Alphabet hat gegenüber dem deutschen mehrere besondere Buchstaben, um der türkischen Sprache gerecht zu werden. So zum Beispiel: c gesprochen wie dsch, ç gesprochen wie tsch, j gesprochen wie j im Französischen, s gesprochen wie ss oder sz, z gesprochen wie s stimmhaft.

Im Herbst 1928 besuchte der Gazi auf einer Inspektionsreise mehrere Städte und unterrichtete auf den Marktplätzen die hohen Militärs und Beamten in der neuen Schrift. Als er von seiner Reise zurückkam, war in Ankara auf dem Hauptplatz nicht nur ein großes Leuchtalphabet errichtet, auch alle Geschäfte hatten bereits ihre Schilder in der neuen Schrift. Als Anfang November die Nationalversammlung zusammentrat, nahm man einstimmig ein Gesetz an, das die neue Schrift mit Beginn des nächsten Jahres, also nach nur zwei Monaten, für alle Amtsstuben als alleinige gesetzliche Schriftform anerkannte. Ein bewundernswerter Lerneifer aller Schichten des Volkes setzte ein, das Heer beteiligte sich durch Unterricht seiner Mannschaften, die Schulen der Hauptstädte waren für die Erwachsenen geöffnet, die dort von Landsleuten, die die lateinische Schrift von einer Fremdsprache her bereits beherrschten, unterrichtet wurden. Plötzlich war jedem, ob reich oder arm, Laie oder Geistlicher, die gleiche Chance gegeben, lesen und schreiben zu lernen und sich damit eine neue Welt und neue Möglichkeiten zu erschließen. Durch Zusammenarbeit von Verwaltung, Heer und Schule ist die Masse der Analphabeten in der Türkei seit Einführung der neuen Schrift ständig im Abnehmen. Der heranwachsenden Jugend wird es bald unverständlich sein, daß ihre Eltern weder lesen noch schreiben konnten.

Auf dieses Beispiel ist etwas näher eingegangen, um an ihm einmal aus dem eigenen Erleben heraus zu zeigen, wie revolutionär und von welch entscheidendem Einfluß auf das Leben der Türkei viele der von Gazi Mustafa Kemal durchgeführten Reformen waren. Es würde aber zu weit führen, alle im einzelnen aufzuführen, die in ihrer Gesamtheit das Ziel verfolgten, die Türkei mit dem europäischen Kulturkreis zu verbinden. Es sei aber mit aller Schärfe betont, daß das keineswegs geschah durch Aufgabe der inneren Eigenart des türkischen Volkes. So bedenkenlos äußere, dem Fremden schön erscheinende sogenannte „romantische" Formen verschwinden mußten, so bewußt wurde auf der anderen Seite alles echt Türkische gepflegt und in dem gesamten türkischen Volk bewußter Stolz auf seine Eigenart, seine Geschichte und seine Tradition geweckt. So vollzog sich mit einer äußeren Hinwendung zum Westen eine innere nationale Neugeburt.

Als letztes sei noch erwähnt, daß, als die Sitte, nur den Vornamen zu tragen, sich für das moderne Staatswesen unhaltbar erwies, auch in der Türkei der Nachname eingeführt wurde. Hierbei verlieh die Nationalversammlung einstimmig dem Gazi Mustafa Kemal den Namen „Atatürk" (Vater der Türken). Von da ab führte er nur den Namen Kemal Atatürk. Dem damaligen Ministerpräsidenten und jetzigen Nachfolger Izmet Pascha verlieh Atatürk den Namen Inenü, nach der Schlacht bei Inenü, die Ismet Pascha siegreich geschlagen hatte.

Neben diese äußeren Maßnahmen traten die zur Förderung der Wirtschaft. Die Türkei ist ein überwiegendes Agrarland. Über vier Fünftel aller Erwerbstätigen sind in der Landwirtschaft beschäftigt. Die natürlichen Bedingungen ermöglichen in manchen Gebieten der Türkei wertvolle Spezialkulturen, so den türkischen Tabak, die Smyrnafeigen, die Rosinen und Haselnüsse. Dazu kommt die Möglichkeit des Anbaues von Baumwolle, von allen Obstarten einschließlich der Südfrüchte. Auf dem Gebiet der Tierhaltung sei auf die Angoraziegen verwiesen, die die hochwertvolle Mohärwolle liefern. Die Getreideproduktion, vor allem bei Weizen und Mais, ist groß und kann noch wesentlich gesteigert werden. Beim Weizen ist die Türkei in der Lage, sowohl Backweizen erster Qualität wie auch besten Makkaroniweizen zu erzeugen. Auch über manche wertvolle technische Rohstoffe verfügt die Türkei, wie zu. B. über Chrom, Kupfer usw.

Da Atatürk vom Beginn seiner Arbeit an das Ziel verfolgte, die Türkei verkehrsmäßig voll zu erschließen und weiter auf eigener Rohstoffbasis eine bodenständige Industrie aufzuführen, ergab sich für die Türkei ein großer Bedarf an Maschinen und industriellen Produkten. Dieser Bedarf

Digitized by Google

konnte bis zum Kriege zu 90 Prozent gedeckt werden durch den Absatz der landwirtschaftlichen Produkte, die die Türkei ausführte. So entwickelte sich bis 1939 ein natürliches und enges Wirtschaftsverhältnis zum Reich, das sowohl bei der türkischen Ausfuhr wie auch bei der Einfuhr weitaus an erster Stelle stand.

Durch die entstandenen Mißverständnisse wurde die Entwicklung in den letzten beiden Jahren gestört. Nachdem sie nun aber beseitigt sind, kann sich das Verhältnis entsprechend den natürlichen Gegebenheiten wieder frei gestalten.

Um das Bild der modernen Türkei abzurunden, sei zuletzt noch die entscheidende Tatsache aufgezeigt, durch die das türkische Volk seine Jugend und seine Lebenskraft unter Beweis gestellt hat. Es ist die überraschende Schnelligkeit, mit der das türkische Volk, sobald Atatürk den wahren Frieden geschaffen hatte, eine neue Jugend heranwachsen ließ. Die Verhältnisse lassen sich am besten aus einer Alterspyramide ablesen:

Ganz scharf ausgeprägt ist der starke Geburtenausfall während des Weltkrieges. In den Jahrgängen über 40 Jahren prägt sich auf der Seite der Männer der gewaltige Verlust im Weltkrieg und den vielen vorhergehenden Kriegen der alten Türkei aus. Sobald aber der Welt- und Befreiungskrieg überwunden war, schnellt die Geburtenzahl in die Höhe. Die in ihrem Oberteil vollkommen unregelmäßige und einseitige Pyramide erhält einen breiten und kräftigen Unterbau.

So rückt jetzt die erste zahlenmäßig starke Jungmannschaft in der Türkei heran, um unter der Führung Ismet Inenüs die von Atatürk geschaffene neue Türkei mit junger Kraft zu erfüllen. Immer stärkere Jahrgänge stehen hinter ihr. Klarer konnte das türkische Volk nicht beweisen, daß sein großer Führer Atatürk mit seinem unerschütterlichen Glauben und Vertrauen an die Jugend und Kraft seines Volkes recht hatte.

Eindrücke aus Thailand

Die Siamesen nennen sich selbst die Freien (Thai), und das ist auch der Eindruck, den man erhält, wenn man dieses Volk näher kennenlernt. Um die Siamesen heute richtig zu erkennen und zu verstehen, muß man dreierlei besonders beachten: Die Geschichte des Staates, den Einfluß des Buddhismus, und den Einfluß der europäischen Zivilisation. In der Hauptsache soll hier von jenem älteren Siamesentum die Rede sein, das heute noch vorwiegt, jedenfalls aber stets die Grundlage der Zukunft bildet.

Schon um das Jahr 2000 vor der Zw. berichten die ersten geschichtlichen Quellen von den Thai im Gebiet der heutigen chinesischen Provinz Szetchuan in Nordwestchina. Um etwa 600 bis 700 nach der Zw. hören wir weiter von einem mächtigen Reiche der Thai, das sich bis zum Einfall Kublai Khans hielt und sich zeitweise über das heutige Yunnan, Kweichan, Kwangsi, Kwangtung und westlich über das Quellgebiet des Irawadi bis zum Oberlauf des Brahmaputra erstreckte. Seit dem 7. Jahrhundert etwa wandern einzelne Thai-Familien und Sippen ständig nach Süden, und als im 9. Jahrhundert das Reich unter chinesische Oberherrschaft kam, wird diese Abwanderung noch stärker, bis unter dem Ansturm der Mongolen dieses Reich vollkommen zusammenbrach, und die Thai in Massen entlang den meridionalen Stromtälern nach Süden zogen. Aber noch heute findet man in den obengenannten Provinzen Reste, kenntlich an Sprache und Aussehen, die zusammen etwa 10 Millionen ausmachen dürften.

Da die Thai anfänglich nur in kleinen Mengen zuwanderten und sich in Städten ansiedelten, die wirksamen Schutz gegen die meist zerstreut im Lande wohnenden Urvölker boten, ging ihr Vordringen zunächst ziemlich kampflos vor sich. Erst die großen Massen der Einwanderer im 13. Jahrhundert führten zu Zusammenstößen mit den herrschenden Reichen der Kmer (heutiges Kambodja und Ost-Siam) und der Mhon (heutiges West-Siam und Burma), in deren Verlauf die Kmer fast restlos vernichtet wurden und die herrliche Königsstadt Angkor dem Verfall bzw. dem rasch wuchernden Urwald verfiel. Gen Westen aber kam es immer wieder zu blutigen Kämpfen gegen die Burmesen, die endgültig erst im 19. Jahrhundert beendet wurden.

Durch die geographische Lage des früheren wie auch des neueren Reiches standen die Thai stets stark unter dem Einfluß der indischen Kultur, so daß man sie heute mehr diesem Kulturkreis zurechnen kann, obwohl sie rassisch mehr den Chinesen verwandt sind. Auch heute noch wandern ständig Chinesen ein und vermischen sich mit den Siamesen.

Digitized by Google

Georg Poppe (Frankfurt a. M.): Schlesisches Wiegenlied (Öl)
Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

Digitized by Google

Wilhelm Fehrle (Schwäbisch-Gmünd): Die Göttin des Frühlings
Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

Digitized by Google

Der Einfluß des Buddhismus

Siam war bis 1932 ein Feudalstaat, wobei der König durch die Religion besondere Machthoheit besaß. Das gesamte Land gehörte eigentlich ihm. Überlieferungsgemäß wurde er als eine Wiedergeburt Wishnus betrachtet und genoß daher auch göttliche Verehrung. So war es z. B. keinem Sterblichen gestattet, höher als der König zu stehen, und wenn das Boot des Königs auf dem Fluß erschien, stockte der Verkehr an den Brücken, da niemand wagte, sie zu betreten.

Die Verwaltungsbeamten des Staates bestanden vornehmlich aus den Prinzen, deren Anzahl infolge der vielen Frauen des Königs beträchtlich war. Einen Erbadel und die damit oft verbundene Dekadenz gab es aber nicht. Nur die direkten Nachkommen des Königs und nur in der ersten Generation waren königliche Hoheiten; deren Söhne aber, also die Enkel des Königs, wurden nur mehr Mom Tschao, deren Nachkommen Mom Radschawong bzw. Mom Luang genannt. Nach der fünften Generation gab es keinen Unterschied mehr vor den übrigen Untertanen. Andererseits hatte aber jedermann die Möglichkeit, durch Verdienst, ohne Unterschied der Herkunft, zu höchstem Range aufzusteigen. Die Stufenleiter führte dann über Titel, die man etwa mit unseren Adels- oder Offiziersgraden vergleichen kann. Diese Titel waren nicht erblich. Sie waren mit einem die Dienststellung bezeichnenden Namen verbunden, hinter dem der eigentliche Privatname völlig verschwand, so daß man nie wissen konnte, welcher Herkunft eigentlich die Titelträger waren.

Das übrige Volk bestand aus den Freien und den Hörigen. Hörige waren Kriegsgefangene und Verschuldete, die sich aber durch Rückzahlung des Schuldbetrages wieder freimachen konnten. Der Herr hatte kein Recht, die Hörigen weiterzuverkaufen, dagegen war es für ihn Pflicht, für ihr Dasein zu sorgen.

Aller Grund und Boden gehörte dem König und wurde von ihm nur verliehen. Jeder Untertan hatte das Recht, für seinen Bedarf herrenlosen Grund zu fordern, s o v i e l e r s e l b s t b e b a u e n k o n n t e. Er kann diesen verkaufen, verpfänden oder vererben, er muß aber sofort zurückgegeben werden, wenn er für Gemeinzwecke benötigt wird, oder innerhalb einer bestimmten Frist nach der Anforderung nicht bebaut worden ist. Als Lehenspflicht mußten die einzelnen Siamesen persönliche Arbeiten für den König ausführen. Die Freien mußten sich einen Patron wählen, der für ihren Schutz in Rechtsfällen zu sorgen hatte, aber dessen Los sie auch in bezug auf königliche Gnade oder Ungnade teilen mußten. Der Patron unterstand wieder einem höherstehenden Herrn und so weiter bis zu einem der königlichen Prinzen. Von der Arbeitsleistung bzw. den persönlichen Diensten konnte man sich durch Geldzahlung ablösen. Im vorigen Jahrhundert wurde statt der Arbeitsleistung allgemein eine Kopfsteuer eingeführt.

Wie im Staatswesen — allerdings verdeckter — so findet sich auch innerhalb der Familie der Einfluß des Buddhismus. Klosterschulen erteilen den Unterricht vom sechsten Lebensjahre an. Mit 11 bis 15 Jahren wird unter Beisein der Priester mit großer Festlichkeit der Haarknoten abgeschnitten, was man etwa mit dem christlichen Konfirmationsfest vergleichen kann. Die Mädchen können sich von diesem Zeitpunkt an verheiraten, während es für die Männer Sitte ist, ein bis zwei Jahre ins Kloster zu gehen, wo sie sowohl religiös als auch allgemein-geistig ihre Ausbildung vollenden. Auch heute noch wird diese Sitte von vornehmen Siamesen eingehalten, wenn auch oft nur für einige Monate. Nach dem Verlassen des Klosters ist der junge Mann reif, einen eigenen Haushalt zu gründen und zu heiraten.

Das Eingehen einer Ehe war weder staatlich noch kirchlich festgelegt, obwohl vielfach bei vornehmen Familien ein Vertrag ausgefertigt und auch meist der priesterliche Segen angerufen und erteilt wurde. In den meisten Fällen brachte der junge Mann der Familie eines heiratsfähigen Mädchens ein Geschenk dar, mit dessen Annahme er das Recht hatte, sich mit dem Mädchen zu verheiraten. Trotz dieser gesetzlichen Ungebundenheit sind Scheidungen selten gewesen, da die Religion ja friedfertiges Zusammenleben fordert. Es war für den Mann eine Schande, wenn seine Frau wegen schlechter Behandlung ihn verließ, aber umgekehrt galt es ebenso für die Frau als Schande, wenn sie ohne Grund ihrem Mann davonlief. Kam es dennoch zur Trennung, so vollzog sie sich meist in Stille ohne öffentlichen Zank und Streit. Es bestand auch keinerlei Bindung gegen die Vielweiberei. Aber diese war infolge der Unterhaltspflicht nur den reichen Siamesen möglich.

Da die ganze Erziehung innerhalb der Familie und in der Schule stets auf Güte und Sanftmut eingestellt war, so ergibt

Digitized by Google

sich schon frühzeitig im Charakter der Siamesen eine Ruhe und Gelassenheit, die sie den meisten Lagen des Lebens gerecht werden lassen. Sie sind stets freundlich, höflich und von großer Gastfreundschaft. Die Behandlung Untergebener oder Höriger war immer milde. Das Töten von Tieren wurde als verabscheuungswürdig betrachtet und war gleichbedeutend mit einem Mord. Verbrecher gab es selten, denn die Furcht vor einer geringeren Wiedergeburt im späteren Leben war zu stark. Das Gerichtswesen war infolgedessen sehr milde. Vor Ausführung eines der seltenen Todesurteile holte sich der Scharfrichter von dem Verurteilten seine Verzeihung für seine Hinrichtung, da er ja nur des Gesetzes wegen töten müsse.

Die Verstorbenen werden in Siam mit der ihrer Stellung entsprechenden großen Feierlichkeit verbrannt. Die Verbrennung findet oft erst Monate nach dem Tode in dem von der Familie besonders bevorzugten Tempel statt. Der Sarg wird dabei auf einem sehr kleinen Holzstoß aufgebaut (etwa 30 Zentimeter hoch). Das Holz entwickelt starke Hitze, und nach zwei bis drei Stunden ist der Leichnam verbrannt. Die mitunter tagelang dauernden Feierlichkeiten haben gar kein trauriges Gepräge. Auf dem Hofe des Tempels, wo der Sarg auf einer erhöhten Plattform steht, werden Theaterstücke aufgeführt, Komiker belustigen die Menge. Nach der Verbrennung werden Geschenke an die Priester und Geld an das Volk verteilt. Man muß dabei bedenken, daß der Tod für den Buddhisten kein Schrecken ist, sondern die Voraussetzung einer Wiedergeburt zu einem neuen, vielleicht gesteigerten Leben oder zur völligen Ablösung vom Erdbereich, und daß Sichtbar und Unsichtbar im Osten allgemein stets näher verbunden geblieben sind, als das auf den aktivistischen, erderkundenden Entwicklungswegen des Westens gelang.

Die stark beeinflussende Rolle des Buddhismus finden wir auch in der Kunst. Fast alle prunkvollen Gebäude sind Tempelanlagen, und es gibt ihrer so viele, daß man z. B. von Bangkok als der „Stadt der tausend Tempel" spricht. Jede Familie von Besitz und Ansehen trachtet danach, einen Tempel durch Gaben zur Ausschmückung besonders zu fördern. Dort werden dann auch die großen Lebensabschnitte, wie die Haarschneidezeremonie, festlich begangen. Auch die Urnen werden dort eingebaut. Mit viel Zierat, vornehmlich Glas- und Perlmuttereinlagen, sind die eigentlichen Tempelgebäude errichtet. Bestimmte Gesetze und Symbole bestimmen die Formen. So fremdartig die Tempel auf uns wirken, so sind sie doch stets eindrucksvoll. Höchster Ausdruck liegt immer in der Erhabenheit der Buddha-Figur selbst. Auch der hartgesottenste „Cook-traveller" wird nicht ohne ein Gefühl der Göttlichkeit den Tempel verlassen.

Es gibt intelligente Siamesen, die in dem Einfluß des Buddhismus eine Hemmung für die Wirtschaft sehen wollen, denn er verhindere den Fortschritt. Die Religion ließe die Gläubigen zufrieden sein mit dem, was sie besitzen, verbiete den Wettstreit mit anderen, weil er sie in Not bringen könnte. Fremde (meist Chinesen und Juden) kämen ins Land und verdrängen durch ihre Tüchtigkeit mühelos die Siamesen und würden reich auf deren Kosten.

Leider haben diese Einwände immer viel Widerhall gefunden. Massenweise kehren aus dem Auslande Studenten zurück und versuchen an den alten Kulturerrungenschaften zu rütteln, ohne dem wirklichen Kernpunkte näherzukommen. In Wirklichkeit ist es doch so, daß anstatt einer klugen und mutigen organischen Weiterentwicklung Gutes und Wertvolles vernichtet werden soll und nur gegen Blendwerk eingetauscht wird. Sollte es wirklich nicht möglich sein, eine Brücke zwischen alter Kultur und modernem Wissen zu finden? Vielleicht, indem einsichtsvolle Priester auch das moderne Wissen in ihren Lehrplan einbeziehen? Bis jetzt hat der „moderne" junge Siamese meist nur lückenhaftes Scheinwissen erworben. Dafür hat er seine Ruhe und Größe hingegeben. Wie die Entwicklung auch weitergehen mag, der Befreundete sieht den Wechsel mit Trauer und Wehmut vor sich gehen.

Der Einfluß der westlichen Kultur

Die erste tiefergreifende Berührung mit westlicher (europäischer) Kultur und Zivilisation erfolgte etwa im 17. Jahrhundert, als der griechische Abenteurer Constantin Paulcorn Ministerpräsident des damaligen Königs wurde. Siam errichtete damals eine Gesandtschaft in Paris und empfing eine französische Gesandtschaft Ludwigs XIV. Französische Missionare kamen und predigten das Christentum; französische Ingenieure bauten Befestigungen und den Palast des Königs. Eine darauffolgende Revolution der buddhistischen Geistlichkeit beschloß diesen Zeitabschnitt, sie verschloß das Land wieder vor dem Ausländer.

Digitized by Google

Erst unter der Regierung von Maha Mongkut (Rama IV., 1851—1868) wurde Siam wieder den Europäern zugänglich. Der König selbst war über 20 Jahre buddhistischer Mönch gewesen und hatte sich in dieser Zeit eifrig den modernen Wissenschaften gewidmet. Er schloß als König Verträge mit fremden Mächten und versuchte auch die Staatsverwaltung nach europäischem Muster umzubauen.

Sein Nachfolger, König Chulalongkorn oder Rama V. (1868—1910), führte diese Bestrebungen weiter fort. Er reiste selbst nach Europa und zog zahlreiche europäische Berater ins Land. Die Erkenntnis der Verschiedenheit der Lebensauffassung veranlaßte Rama V., viele Siamesen schon als Kinder nach Europa ziehen zu lassen. So gibt es eine große Anzahl von Siamesen, die in Deutschland das Gymnasium besucht und an deutschen Universitäten gehört haben. Die so ausgebildeten Doktoren und Ingenieure konnten sich ohne weiteres mit europäischen Akademikern messen, und stehen nun vor der Aufgabe, in der Heimat eine breitere, tragfähige Nachfolgerschicht heranzubilden.

Die vordringende „Zivilisation" und die Auseinandersetzung damit verwandelte auch die politischen Formen. Das absolute Königtum wurde im Jahre 1932 verdrängt und durch ein parlamentarisches Königtum ersetzt; da aber der gemeine Mann vielfach noch Analphabet ist, öffnete dieser Umschwung der Korruption Tür und Tor. Dagegen machte sich 1938 immer mehr das Bestreben bemerkbar zur Errichtung einer straffen, diktatorischen Regierungsform, die sich vornehmlich auf das Militär stützt. Mit der Ernennung des ehemaligen Kriegsministers zum Ministerpräsidenten wurde dies 1939 auch erreicht.

In den letzten Jahren hat die Regierung viel für das Erziehungswesen getan. In dem im Sommer 1940 abgelegten Rechenschaftsbericht konnte der thailändische Ministerpräsident darauf hinweisen, daß allein im Jahre 1939 im Lande 66 neue Schulen eröffnet wurden und daß die Zahl des Lehrpersonals sich seit dem Jahre 1932 verdreifacht habe. Im Anschluß an die Maßnahme der Regierung zur Durchführung eines Grundschulsystems wird auch die Berufserziehung und Fachausbildung der Jugend durch gesetzgeberische und Verwaltungsmaßnahmen durchgeführt, um die heranwachsende Jugend im heutigen Thailand zu einer verantwortungsbewußten Generation zu erziehen. So sind vor allem zahlreiche Schulen gegründet worden, die den Besuchern eine Fachausbildung im Ackerbau, in der Viehzucht und Fischerei vermitteln sollen.

Nach deutschem Vorbild wurde eine Jugendbewegung, die Juvachon (Jungsoldatenbewegung), geschaffen, die unter Führung des auch in Deutschland gut bekannten Oberst Prajura Bharmorn Montri die Aufgabe hat, an der geistigen Ausbildung und Ertüchtigung der Jugend zu arbeiten und ihr neben einer staatsbewußten und politischen Erziehung eine straffe vormilitärische Ausbildung zu geben.

Heute kann gesagt werden, daß seit 1932 Thailand auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit seinem wirtschaftlichen und politischen Aufbauprogramm Erfolge erzielt hat. Aus einem bislang noch rückständigen Land ist ein moderner Staat geworden, der dank seiner zielbewußten Staatsführung in der Lage war, dem Land unter dem Schutz seiner in schnellem Aufbau begriffenen nationalen Wehrmacht die Unabhängigkeit zu sichern. Die Regierung Thailands ist, besonders durch die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens schnell durchsetzenden Ratha-Niyon-Bewegung bemüht, das Volk zum Nationalbewußtsein und zur Pflichterfüllung gegenüber dem Staate zu erziehen. Zu den Grundsätzen dieser Bewegung gehört die Verpflichtung zur Arbeit: nur, wer seine Kräfte für sein Land einsetzt, soll Vorteile von ihm genießen.

Mit Aufmerksamkeit verfolgt heute Thailand das nationalsozialistische Deutschland, und der Siegeslauf der deutschen Armeen im Osten wie im Westen haben das deutsche Ansehen in Thailand weiter verstärkt.

Wolf Kitterle.

Neue Bücher

Vom Ende der Tschecho-Slowakei

Es hat unter den Tschechen stets auch Männer gegeben, die einsichtig genug waren, zu erkennen, wohin der Weg des Benesch-Staates führen müsse. Aber es war ihnen nicht gegeben, ihre vernünftigen Auffassungen durchzusetzen. Sie wurden von den kompakten Massen der Verbohrten und Böswilligen an die Wand gedrückt. Einer von ihnen, der beweisen kann, daß er einst vergeblich gewarnt hat, Emanuel Moravec, hat kürzlich ein umfangreiches Buch geschrieben, in dem er den Irrweg dieses künstlichen Staates aufzeigt (Emanuel Moravec, Oberst im Generalstab der ehemaligen tschechoslowakischen Armee: „Das Ende der Benesch-Republik. Die tschechoslowakische Krise 1938." Prag 1941, Orbis-Verlag. Übersetzung aus dem Tschechischen).

Digitized by Google

Das Buch ist ungemein aufschlußreich. Es leuchtet hinein in die Zusammenhänge der tschechischen Politik. Wir Deutsche können nur nicht die Erschütterung nachfühlen, die klarblickende Tschechen erfaßt haben muß, wenn sie ihren Außenminister und späteren Staatspräsidenten, den gewandten Geschäftemacher, mit den Geschicken des eigenen Volkes spielen sahen und den Beifall hörten, mit dem ihn die Masse überschüttete. Es schmeichelte der Eigenliebe der Tschechen, daß gerade sie zu Vorkämpfern der Demokratie gegen das totalitäre „Sklavenhaltertum" geweiht sein sollten, und sie waren deshalb blind gegen die Art, wie sie für fremde Zwecke verführt wurden. Sie glaubten nur zu gerne, wenn ihnen französische Minister versicherten, Frankreich werde frühere Fehler nicht wiederholen und seine Verbündeten nicht im Stich lassen, schon um seine Vormachtstellung nicht einzubüßen. Es ist aber bezeichnend, daß die französische Militärmisson in der Tschecho-Slowakei im vertrauten Gespräch ihre Besorgnisse über die innere Politik Frankreichs nicht verhehlte. Sie setzte offenbar bei geschulten tschechischen Soldaten Verständnis für solche Mitteilungen voraus, während sie sich klar sein mußte, daß die Befürchtungen der Militärs weder von der französischen Volksfrontregierung noch von der gleichfalls von den Logen beeinflußten Regierung Beneschs begriffen wurden, schon deshalb, weil nichts so sehr gefürchtet wurde, als daß die Armee sich wieder zum Herrn Frankreichs machen könne. Eine von Deutschland ausgehende Drohung hätte eine solche Entwicklung begünstigen können.

So liefen eigentlich also die Interessen der beiden verbündeten Regierungen und ihrer Generalstäbe übers Kreuz. Der Generalstab in Prag wäre, bevor der Festungsgürtel im sudetendeutschen Grenzgebiet gebaut wurde, unter Umständen dafür zu haben gewesen, daß das Sudetenland abgestoßen werde, um das verbleibende Staatsgebiet zu stabilisieren. Der tschechische Imperialismus dagegen, dessen Eigendünkel ausgezeichnet in die Pläne Frankreichs paßte, hielt das eigene Land für den Kern Europas und stellte sich gegen alle Völker Mitteleuropas, wie er auch mit Hilfe der Kleinen Entente sowohl die deutsche als die italienische Politik zu stören bestrebt war. Er schaffte sich so gut wie überall Feinde, statt sich wenigstens nach einer Seite hin den Rücken frei zu halten. Man klammerte sich an die Hoffnung, ein Präventivkrieg könne rechtzeitig die Überlegenheit gegen Deutschland herstellen, außerdem tröstete man sich mit dem Argument, Frankreich habe ein großes Übergewicht an ausgebildeten Reserven, sein Nachrichtendienst und der Intelligence Service hätten noch nie versagt. Wenn Tschechen dafür plädierten, einen Ausgleich mit der deutschen Volksgruppe zu suchen, dann fürchtete Frankreich, 40 Divisionen zu verlieren, und führte den Tschechen vor Augen, daß sie ihre Bündnisfähigkeit einbüßen würden. Moravec schreibt seinen Volksgenossen, wohl mit Grund, die „reichlich naive" Vorstellung zu, der Westen werde die Tschecho-Slowakei schon deshalb nicht im Stich lassen, weil sie der einzige Staat in Mitteleuropa sei, der eine Zufluchtstätte aller Feinde des totalitären Systems bilde, und in diese Linie läßt sich auch die Überzeugung einfügen, die Tschechen hätten im deutschen Sudetenland nicht einmal ihre eigenen tschechischen Rechte zu wahren, sondern — wie selbstlos! — die Menschenrechte zu verteidigen, die 3 Millionen Sudetendeutsche vor der Barbarei zu beschützen.

Richtig an alledem war, daß Frankreich, wenn es auf die Tschecho-Slowakei verzichtete, Schwäche offenbare, auf seine eigene Stellung in Europa und in der Welt verzichtete und an den Rand gedrängt sei. Aber das Ansehen Frankreichs begann schon zurückzugehen, als es nicht mehr imstande war, im Streit zwischen Benesch und Beck als Schiedsrichter ausgleichend aufzutreten. Die einfache Rechnung, 40 tschechische Divisionen würden 40 deutsche beschäftigen und die deutsche Industrieaufrüstung um ein Jahr verzögern, so daß auch der erwartete Feldzug im Westen wegen der Verweigerung der Kolonien um ein Jahr verschoben würde, war bestechend, wenigstens für Leute — wie Moravec, der überhaupt viele treffende Formulierungen findet, es ausdrückt —, die sich freuten, wenn sie hie und da ein demokratischer Buddha leutselig auf die Schulter klopfte, und mit Ungeduld eine „eins" im demokratischen Betragen erhofften. Niemand hätte deshalb daran geglaubt, daß England daran lag, die Tschecho-Slowakei zu erledigen, bevor sie eine Katastrophe herbeiführen könne, die für England zu früh gekommen wäre.

Nicht einmal Benesch, der doch, als Außenminister, Staatspräsident, Oberbefehlshaber der Wehrmacht, gewußt haben muß, was er tat, hatte, wie Moravec bezeugt, den Verrat und die Schwäche des Westens erwartet: „Man war Zeuge des Untergangs des Westens." Aber Selbsttäuschung kennzeichnet nun einmal die Politik dieser zwei Jahrzehnte. Das Tschechentum, dem ein aufrichtiger Tscheche in diesem Buch bescheinigt, daß es niemals ein Feingefühl für Tatsachen der Gegenwart besessen haben, sondern sich immer verspäte, im Hussitentum als Schutz für die sterbende Gotik, im Weltkrieg als Kämpfer für den Panslawismus, nach dem Weltkrieg als Hüter der Demokratie, täuschte sich auch über die Beständigkeit von Versailles. Selbst einen Terror der Ansichten ausübend, verschloß es die Augen, hielt alle totalitären Bestrebungen für vorübergehende Krankheiten und stand dem Nationalsozialismus in Unkenntnis so gegenüber wie „der Indianer der Eisenbahn". Es kämpfte nicht um sein Bestehen, wenn hartnäckig jede Anwandlung verständiger Politik verhindert wurde, sondern um überlebte politische Ordnungen.

Dafür gibt der Verfasser eine Begründung. Er macht darauf aufmerksam, daß in der Tschechei eine Generation nicht zum Zuge gekommen sei. Die älteste, die 60jährigen, führte nach Vorkriegsvorstellungen den Staat und zog die zweite, die 40jährigen, nicht zur Mitarbeit heran, so daß diese nicht wirken und auf die Jugend, die dritte, nicht richtunggebend Einfluß nehmen konnte. Die Vorkriegsgeneration stellte die Politiker, Journalisten usw., die nicht soldatisch denken konnten, wohl aber als liberale Fortschrittler um jeden Preis rasch eine Rolle zu spielen hofften. Diesem mißtrauischen, mürrischen Spießertum aus Groß- und Kleinbourgeoisie, die sogar einer ihrer Prominenten einmal bürgerlich-feige und stumpfe Führer der Demokratie nannte, stand eine ausgelassene und sorglose Nachkriegsgeneration gegenüber, unter einem allzu gütigen Vormund, der nur weise Lehren gab. Man barg sich hinter Masaryk, aber las ihn nicht und führte die Minderheitenpolitik nicht in seinem Geist — wobei dahingestellt bleiben muß, ob Masaryk seine humanitären Lehren ernst meinte; sein Freimaurertum beweist allein schon das Gegenteil.

Moravec belegt seine Ausführungen mit vielen Angaben; Tabellen mit der europäischen Stahlbilanz z. B. sind interessant, weil sie die Überlegungen des tschechischen Generalstabs kundtun. Das Buch wirft noch grelle Lichter auf die Lage im Jahre 1938. Die tschechische Öffentlichkeit war durch die Maimobilmachung und die Sokolkundgebungen moralisch gestärkt. Sie war nur sehr wenig mit den Forderungen der Deutschen vertraut. Sie war auch überzeugt, daß den Sudetendeutschen kein Unrecht geschehe und die „gerechte Sache" siegen werde. Die acht Forderungen Henleins von Karlsbad wären dem Generalstab erträglich erschienen, mit Ausnahme des letzten, der Freiheit der Weltanschauung, die als „das Trojanische Pferd" bezeichnet wurde. Weniger die Forderung, daß Deutsche zu Deutschen kommen sollten, als vielmehr das Gefühl der Beklemmung, der Atemabschnurung erregte Schrecken und wilden Zorn. Man hatte eben 20 Jahre lang bewußt die Augen vor der Tatsache verschlossen, daß in Europa

Digitized by Google

10 Deutsche auf 1 Tschechen treffen und der tschechische Raum auf fast allen Seiten von deutschem Volksboden umgeben ist. Der Verrat durch den Westen traf deshalb die Tschechen ganz unvorbereitet, sie ahnten nicht, daß die Fertigstellung des deutschen Westwalls England und Frankreich am Angriff hinderte und ein Krieg in diesem Zeitpunkt den Westmächten unerwünscht sein mußte. So gelang die moralische Zertrümmerung der Tschecho-Slowakei. Für die Tschechen von heute hat Moravec den dringlichen Wunsch, daß sie Deutschland wenigstens jetzt besser kennenlernen sollten. Sein Buch ist mit Gewinn zu lesen.

Josef März, Prag.

Volksdeutsche Heimkehr

Eine Broschürenreihe begleitete — aufmerksam Material und persönlichen Bericht und Photos sammelnd — das große und einmalige Geschehen der Rücksiedlung. Unter dem Obertitel „Volksdeutsche Heimkehr", herausgegeben von Dr. Hans Krieg, erschienen (im Nibelungen-Verlag, Berlin) bisher sechs Bändchen: Von Hans Krieg „Baltischer Aufbruch zum deutschen Osten", die Geschichte des Baltentums durch die Jahrhunderte skizzierend und ihre Umsiedlung, dazu ergänzend „Baltenbriefe zur Rückkehr ins Reich"; von Dr. Emil Hoffmann ein Bildbändchen „Neue Heimat Posen", in dem eine Menge vorzüglicher Photos uns anleiten, die stillen Reize der großen freien Weite, der Bäume, der Seen, der mächtigen Felder und im Gezweig behüteten Dörfer zu erkennen und in der Zukunft immer stärker diese Landschaft zu der Schönheit zu entfalten und aufzubauen, die allem bequemen Unglauben zuwider in ihr angelegt ist. Hellmut Sommer schildert die Heimkehr der Deutschen aus Wolhynien, Galizien und dem Narewgebiet („135 000 gewannen das Vaterland"). Friedrich Lange gibt einen historischen und aktuellen Überblick über Memel — Danzig — Westpreußen — Wartheland und Oberschlesien („Ostland kehrt heim"). Eine besonders frische und herzliche Darstellung gab Fritz Gerlach („Auf neuer Scholle"), der auf zahlreichen Fahrten die Umsiedlung und die langsame Umwandlung des Landes und der Städte von Anfang an beobachten konnte und viele Gespräche mit den Ansiedlern führte. St.

Bücher über Spanien?

„Es ist Spaniens Schicksal, von allen Kulturstaaten der Welt am unbekanntesten zu sein und am wenigsten verstanden zu werden." Viel Wahres steckt in diesem Satz, mit dem Johannes Stoye seine in dritter Auflage erscheinende Broschüre „Spanien im Umbruch" (Friedrich Brandstetter, Leipzig) beginnt. Gute Spanienbücher sind darum gesucht. Wohl ist in den letzten Jahren eine Unzahl Bücher über das Bürgerkriegsspanien geschrieben worden. Doch handelt es sich dabei fast nur um mehr oder weniger kurzatmige Reportagen, die nicht selten Spritztouren nach der Pyrenäen-Halbinsel von knapp einmonatiger Dauer ihre Entstehung verdanken. Sie sind danach. Daneben gibt es eine Reihe reichhaltiger Bilderbände, die einen guten Einblick in die spanische Erscheinungswelt vermitteln. Was von deutschen Gelehrten über Teilgebiete der spanischen Geschichte, Kunst und Literatur bis zuletzt veröffentlicht wurde, hat mit Recht auf der in Madrid veranstalteten Deutschen Buchausstellung Bewunderung erregt und verdient in der Spanien-Literatur aller Welt einen Ehrenplatz. Doch fehlt eine Monographie über das Spanien von heute, die über die Reisereportage hinausreicht, in der Aufspürung der Vergangenheit nicht steckenbleibt, und die in der Gegenwart geltenden Gegebenheiten und sich regenden Kräfte im Überblick darstellt. Als letztes Werk dieser Art kann nur das im einzelnen ergiebige, jedoch von rein liberalem Standpunkt geschriebene Buch „Spanien" des ehemaligen spanischen Völkerbundvertreters Salvador de Madariaga genannt werden.

Stoye versucht nun „Spanien im Umbruch" zu zeigen. Er begrenzt damit die Aufgabe auf die Darstellung eines bestimmten Zeitabschnittes, über den Abschließendes noch nicht zu sagen ist. Doch geht es ihm auch gar nicht um eine objektive Beurteilung, sondern um ein kämpferisch-propagandistisches Eintreten für das heutige falangistische Spanien. Dazu wird die Vorgeschichte der Falange-Bewegung ausführlich geschildert. Der stark propagandistische Charakter des Buches aber erschwert die Sache dem außerhalb Spaniens stehenden Leser, wenn er sich über das heutige Spanien informieren und nicht bloß davon begeistern lassen will. A. Dieterich.

Der Welserzug

Mit voller Meisterschaft der Darstellung erzählt Bruno Brehm in dem Roman „Die schrecklichen Pferde" (Paul Neff-Verlag, Berlin) jenes wilde und zwiespältige Unternehmen: den Goldsucherzug, der im Auftrage der großen süddeutschen Kaufherren, der Welser, von Venezuela landeinwärts zum sagenhaften Goldland Dorado ging. Kaiser Karl V. hatte als Gegengabe zu seinen ungeheuren Schulden den Welsern Land in Südamerika verliehen; es zeigte sich aber bald, daß die Macht der Kaufherren nicht ausreichte, um sich in der bereits spanisch-portugiesisch bestimmten Fremde durchzusetzen. Wie Brehm den Untergang des Goldzuges schildert, prägt sich tief ein — die ungeheure üppig wuchernde Gewalt des tropischen Landes, des Urwaldes, der riesigen Gebirgsschroffen verschlingt die Europäer des 16. Jahrhunderts, die ihr eigenes Maß längst verloren hatten und also auch das des fremden Landes nicht erkennen konnten. Furchtbar die sinnlose Zerstörung des Indiotums und der Indioschätze; die unentwirrbare Verknotung des europäischen Händlerwillens mit religiösen Motiven hat hier große Schuld auf sich geladen. Bei dieser Verwirrung könnte man übrigens einmal als ein Beispiel echter Bemühung — zum Unterschied von der kirchlichen Blindheit etwa auch der spanisch-kaiserlichen Begleiter des Welserzuges — auf die Versuche jenes sog. Jesuitenstaates in Paraguay hinweisen, der von den Ausbeutungsinteressen der Wirtschaft schließlich über den Haufen gerannt wurde. Möglicherweise ließe sich daraus manches folgern über gute und schlechte Kolonisation, aber auch über die Differenz zwischen guten Impulsen und sachlich richtiger Erkenntnis der Volkstumsbedingungen. St.

Feiergestaltung

Das Buch „Feiern des Jahres" von H. W. Schmidt (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main) ist eine gute Hilfe für die Hitler-Jugend-Führerschaft zur Ausgestaltung von Feiern. Behandelt sind der 20. April, der Tag des deutschen Volkstums, Erntedankfest, der 30. Januar und der Heldengedenktag, und zwar je zweimal, einmal in gedrängter Form für Feiern im Freien, das zweitemal für solche in geschlossenem Raum. Die Auswahl der Stücke ist geschickt getroffen. Sehr wichtig ist für die Hitler-Jugend-Führerschaft der Schriftennachweis am Ende des Buches, mit dessen Hilfe man selbständig Festfolgen zusammensetzen kann. RJF.

Hauptschriftleiter Günter Kaufmann, Wien (z. Z. bei der Wehrmacht). Verantwortlich für den Inhalt: Ortrud Stumpfe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 99 62 61. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Digitized by Google

Warum „Bayer" Flugzeug?

Es genügt nicht allein, gute Heilmittel zu erzeugen, sie müssen auch schnellstens zur Stelle sein, wenn man ihrer bedarf. Für diese stete Bereitschaft sorgt die „Bayer"-Organisation mit eigenem Flugzeug, wenn andere Transportmittel nicht genügen.

BAYER

Helmut Stellrecht

Glauben und Handeln

Ein Bekenntnis der jungen Nation

Eine Sammlung weltanschaulicher Gedanken, die jedem, der in dem gewaltigen Geistesringen unserer Zeit nach Klarheit sucht, die tragenden Ideen des deutschen Freiheitskampfes nahebringt. Vor allem der Jugend zeigt dieses Buch, daß die Werte unserer Weltanschauung Blut, Rasse, Volk, Staat, Sozialismus, Vaterland, Glaube, Mut, Härte, Wille, Disziplin, Pflicht, Ehre und Treue im Wandel unserer staatlichen und menschlichen Ordnung heute Gesetz für die Lebenshaltung unseres Volkes und die soldatische Lebensgestaltung des einzelnen deutschen Menschen wurden. Ausstattung und künstlerische Form des Buches entsprechen dem Inhalt dieses Werkes, das zum geistigen Besitztum des ganzen deutschen Volkes, vor allem aber der Hitler-Jugend werden muß.

In Zweifarbendruck RM. 2,85

Durch alle Buchhandlungen erhältlich

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

„Das Bekenntnis zu einem neuen Europa"

CARL RICHARD GANZER

Das Reich als europäische Ordnungsmacht

(Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands)

144 Seiten. Kartoniert RM. 2,80

„Diese Schrift darf ohne Übertreibung als mehr und als etwas anderes bezeichnet werden als die geschichtliche Selbstbesinnung eines einzelnen. Aus diesem Buche spricht die Stimme einer neuen, einer jungen politischen Generation, sie spricht aus der Verantwortung, zu der sich das ganze deutsche Volk im Augenblick seiner höchsten Machtentfaltung vor und für ganz Europa bekennt. Es ist Ganzers Schrift aber zugleich auch das Bekenntnis zu einem neuen Europa. In einer sehr tiefen Sinndeutung des ersten deutschen Reiches zeigt er, daß der deutsche Ordnungsanspruch unserer Zeit nichts Erstmaliges und nichts unerhört Neues ist, sondern nur ein im Wandel geschichtlicher Formen erneut begriffener und ergriffener Auftrag. So erscheint die Stellung Deutschlands in und vor Europa nicht als Imperialismus, nicht als Unterdrückung, sondern als geschichtlich begründete Ordnung und Führung – ein unverlierbarer und unabdingbarer Auftrag und Anspruch vor uns selbst, vor Europa und vor der Welt."

(Prof. Erich Botzenhart, Univ. Göttingen, in „Europäischer Wissenschafts-Dienst")

Zu beziehen durch den Buchhandel

HANSEATISCHE VERLAGS-ANSTALT HAMBURG

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Gauleiter Albert Forster / Das Ordensland ruft die Ju...
Heinz Kindermann / Danzig und Westpreußen in der Dich...
Erich Kayser / Der Weichselgau als geschichtlicher Grenz...
...gen Mohr / Die wirtschaftliche Bedeutung Danzig-Westpreußens — Wilhelm I...
...ktumspolitik im Weichselland — August Goergens / Neues Kulturleben i...
...ensland — Hanns Strohmenger / Mensch und Landschaft an der Weichsel —
...mer / Danzigs Schicksalsweg — Lothar Rethel / Land der Bauern und S...
Kunstdruckbeilage vom Reichsgau Danzig-Westpreußen

Halbmonatsschrift / Heft 17 Berlin, 1. September 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster: *Das Ordensland ruft die Hitler-Jugend*

Prof. Erich Kayser, Danzig-Oliva: *Danzig und das Weichselland als geschichtlicher Grenzraum*

Prof. Heinz Kindermann: *Danzig und Westpreußen in der Dichtung*

Gedichte von Röhl, Rößler, Post, Lüttmann

Eugen Mohr, Präsident der Industrie- und Handelskammer Danzig-Westpreußen: *Von der wirtschaftlichen Bedeutung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen*

Edgar Sommer: *Danzigs Schicksalsweg*

Wilhelm Löbsack, Gauschulungsleiter im Reichspropagandaamt Danzig: *Volkstumspolitik im Weichselgau*

Martin Damß: *Gedichte*

August Goergens, Stellv. Landeskulturwalter: *Neues Kulturleben im alten Ordensland*

KLEINE BEITRÄGE

Hanns Strohmenger: *Der Mensch und die Landschaft im Reichsgau Danzig-Westpreußen*

Lothar Rethel, Landesbauernführer: *Land der Bauern und Soldaten*

KUNSTDRUCKBEILAGE

Bilder aus Danzig-Westpreußen

Photos: Volk und Reich Verlag, Berlin (2), Staatl. Bildstelle Berlin (3), Historischer Bilderdienst Berlin (1), Landesfremdenverkehrsverband Danzig, F. Grimm (1)

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 1. September 1941 | Heft 17

Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster:

Das Ordensland ruft die Hitler-Jugend

Als der Führer unmittelbar nach der Machtübernahme 1933 alles unternahm, um die Wiederherstellung der Gleichberechtigung Deutschlands auf friedlichem Wege durchzusetzen, war der damals abgetrennte sogenannte Freistaat Danzig nach der Regierungsübernahme der NSDAP. im Sommer 1933 der einzige nationalsozialistische Staat außerhalb der Reichsgrenzen. Wir Nationalsozialisten in dieser alten deutschen Hansestadt bemühten uns, Danzig zu einem Instrument der weitsichtigen Friedens- und Befreiungspolitik des Führers zu machen. Die Jahre von 1933 bis 1939 waren angefüllt von wechselvollen Geschehnissen. Immer wieder streckte Polen seine gierige Hand nach diesem urdeutschen Land aus. Die Gegner des neuen Deutschlands versuchten stets auf neue, das Problem Danzig zu verschärfen und dadurch den Frieden im Osten zu stören. Immer wieder richtete sich gerade in schwierigen Situationen der Blick des deutschen Volkes und besonders der deutschen Jugend auf das nationalsozialistische Danzig als Symbol deutschen Lebenswillens an der Weichselmündung. Das Recht dieses urdeutschen Landes, das durch das Versailler Gewaltdiktat abgetrennt wurde, wieder zum Reich zurückzukehren, konnte im Zeichen eines immer mehr erstarkenden Deutschlands von niemand bestritten werden. Die Kriegshetzer in London hatten aber inzwischen schon längst die Vernichtung Deutschlands beschlossen und nahmen 1939 das Problem Danzig zum Anlaß des Krieges, in dem wir uns jetzt befinden. Als am 1. September 1939 frühmorgens der Kampf gegen Polen entbrannte und die Rückkehr Danzigs zum Reich unter dem Donner der Geschütze erfolgte, war ein Abschnitt der europäischen und Weltgeschichte eingeleitet, an dessen Ende die Vernichtung der Gegner des Großdeutschen Reiches stehen wird.

Zum Abschluß des Polenfeldzuges, am 19. September 1939, hielt der Führer seinen triumphalen Einzug in die alte Hansestadt, um sie persönlich in die Obhut des Großdeutschen Reiches zu nehmen. In seiner historischen Rede im altehrwürdigen Artushof erklärte Adolf Hitler: „Danzig war deutsch, Danzig ist deutsch geblieben und Danzig wird von jetzt ab deutsch sein, solange es ein deutsches Volk gibt und ein Deutsches Reich."

In Danzig gab der Führer bei seinem Besuch die Richtlinien für die nationalsozialistische Politik im befreiten Osten. Dieser Tag bedeutete gleichzeitig die Geburtsstunde des neuen Reichsgaues Danzig-Westpreußen. In den ersten Septembertagen befreiten deutsche Truppen das Korridorgebiet vom polnischen Joch. Mit ihnen kamen in meinem Auftrage alte Nationalsozialisten aus Danzig bzw. später aus dem Reich, die gemeinsam mit den ansässigen Volksdeutschen an die Aufbauarbeit herangingen. Danzig wurde wieder mit seinem Hinterland verbunden, und kurze

Digitized by Google

Zeit darauf wurden die während der 20jährigen Abtrennung von Ostpreußen in Obhut genommenen alten westpreußischen Kreise Marienburg, Marienwerder, Elbing, Stuhm und Rosenberg wieder mit Westpreußen vereinigt. In den nachstehenden Darlegungen meiner Mitarbeiter nun wird der deutschen Jugend über die Probleme und die geleistete Aufbauarbeit in diesem Gebiet berichtet.

Der Reichsgau Danzig-Westpreußen ist das Kernland des Deutschen Ritterordens. 1229 zogen wenige Ordensritter bei Thorn über die Weichsel, um damit die große Ostkolonisation des Ritterordens einzuleiten. Burgen und Bauten, kulturelle und sonstige Leistungen zeugen von dieser großen Epoche der deutschen Geschichte. Jedes Jahr empfängt die deutsche Jugend neue Impulse aus dem Geist dieser verschworenen deutschen Männer jener Zeit, wenn in einer Feierstunde in der Marienburg am Vorabend des Führergeburtstages der Jugendführer des Deutschen Reiches die Pimpfe in die Gemeinschaft der nationalsozialistischen Jugend übernimmt. Im breiten Strom durchzieht die Weichsel dieses schöne deutsche Land. An ihrer Mündung liegt die trutzige alte Hansestadt Danzig, das Tor zum deutschen Ostseeraum.

Ich hoffe und wünsche, daß recht viele deutsche Jungen und Mädel in das Weichselland, den Ordensgau des Großdeutschen Reiches, kommen, um hier im Angesicht der alten Burgen, aber auch der Ehrenfriedhöfe der von Polen am Bromberger Blutsonntag ermordeten über tausend Volksdeutschen, der Verpflichtung dieses Landes bewußt zu sein. Wir können nur dann mit freiem, offenem Blick in der Marienburg stehen, wenn wir gewillt sind, durch eigene Leistungen den Ring mit unseren Vorfahren zu schließen. Vieles ist in diesem Land durch polnische Mißwirtschaft und tragische Geschehnisse der Vergangenheit, nicht zuletzt durch manche deutsche Fehler, verkommen und liegt im argen. In manchen Gebieten des Gaues leben erst wenige Deutsche. Die uns vom Führer und von der Geschichte gestellte Aufgabe, dieses Land ganz deutsch zu machen, werden wir aber nur meistern, wenn gerade die deutsche Jugend bereit ist, das unter Blutopfern Gewonnene sich zu eigen zu machen und in dieses Land zu kommen. Sie muß diesem Boden durch härteste Arbeit ein ganz deutsches Gesicht geben und das Schwert zu seinem Schutze scharf geschliffen halten. Der Marschtritt deutscher Soldaten geht weit in den Osten hinaus. Mit der Vernichtung des Bolschewismus wird eine tödliche Bedrohung für die deutsche und europäische Kultur ausgelöscht. Je weiter wir die Tore aufreißen, um so idealistischer und hingebungsvoller muß unser Einsatz sein. Nur dann sind wir der Größe unserer Zeit, der genialen Leistungen und Persönlichkeit unseres Führers würdig.

Erich Kayser:

Danzig und das Weichselland als geschichtlicher Grenzraum

Die Lösung der Danzig-Frage, die seit den unseligen Tagen von Versailles die Weltpolitik wiederholt beschäftigt hatte, die Rückkehr der alten deutschen Hansestadt in das Großdeutsche Reich, ist für die europäische Diplomatie zum Ausgangspunkt gewaltiger Neuordnungen geworden. Es hatte sich damit erneut gezeigt, daß dem Geschehen an der Weichsel eine geschichtliche Bedeutung zukommt, die weit über den unmittelbaren Bereich des großen Stromes hinauslangt. An der Weichsel wurde, wie seit alters, ein Vorposten des deutschen Volks- und Kulturbodens verteidigt; denn schon in frühen Zeiten war das Weichselland als einer der wichtigsten Grenzräume des Erdteils eine Stätte weltgeschichtlicher Entscheidungen gewesen. Immer wieder waren in ihm Völker und Kulturen des Ostens mit denen des Westens und Nordens zusammengeprallt, hatte die Herrschaft über den Strom Aufstieg und Niedergang des deutschen Volkstums bestimmt. Wer das Wesen dieses Raumes und der in ihm beschlossenen Kräfte verstehen will, muß daher die Geschichte des Weichsellandes als Grenzraum zu begreifen trachten.

Schon in den ältesten Zeiten, von denen wir uns noch eine Vorstellung machen können, haben Mächte des Westens und des Ostens an der Weichsel sich einander

Digitized by Google

gegenübergestanden: in der Mittleren Steinzeit die mitteleuropäische Klingenkultur und die osteuropäische Knochenkultur, in der Jüngeren Steinzeit die Kammkeramik des Ostens, die Bandkeramik des Südens und die Schnurkeramik des Westens. Nachdem Teile des aus Deutschland stammenden Volkes der Indogermanen das Weichselland besetzt hatten, wurde es zum ersten Male zum Bollwerk europäischen Bauerntums und zur Ausgangsstellung für die Indogermanisierung Osteuropas, genau wie Jahrtausende später die ostwärts gerichtete Ausbreitung der Deutschen zur Europäisierung Rußlands geführt hatte. Zur Bronzezeit drangen von Osten baltische Stämme und von Süden über die Netze und Drewenz hinweg die Illyrer gegen die Weichsel vor. Doch auch sie mußten dem Vorstürmen der Germanen weichen, die fast ein Jahrtausend ihre Herrschaft und ihre Kultur von den Mündungen des Stromes bis zu den Quellen in den Karpaten ausgebreitet haben. Wandalen und Burgunden, Goten und Gepiden haben an seinen Ufern gesiedelt. Erst ihre freiwillige Aufgabe dieses altgermanischen Volksbodens machte die Weichsel zur Völkerscheide. Im Osten ließen sich die Pruszen nieder, die den Litauern und Letten verwandt waren; im Westen bildeten die Pomoranen, die zu den Westslawen zu rechnen sind, eine eigene Bevölkerungsschicht inmitten der ausgedehnten Waldungen und Seenflächen. Trotzdem blieb der Weichselraum auch in diesen Jahrhunderten unter germanischer Einwirkung. Von Norden her, über See und stromaufwärts, übernahmen die Wikinger zum großen Teil die wirtschaftliche und politische Führung des Landes. Sie wurden seit dem zwölften Jahrhundert abgelöst durch die Deutschen.

Es ist für die Lage des Weichselraumes bezeichnend, daß auch die deutschen Siedlungen ihn von zwei Seiten aus erfaßten. Von Süden, aus dem Oder- und Warthelande her, bemühten sich die Herzöge von Schlesien und mit größeren Erfolgen der Deutsche Ritterorden um die Festsetzung an der Weichsel; von Thorn und Kulm aus haben die deutschen Ritter ihren bald mächtig emporwachsenden Staat östlich der Weichsel begründet. Von Norden her, über Danzig und die pommersche Grenze, drangen die Kaufleute der Deutschen Hanse, die Ritter des Johanniterordens, adlige Großgrundbesitzer und Bauern in die Gefilde des westlichen Weichsellandes ein. Beide Bewegungen verschmolzen seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts innerhalb des unter der Herrschaft des Deutschen Ordens geeinigten Preußenlandes, dessen politischer Mittelpunkt seitdem die Marienburg und dessen wirtschaftlicher Sammelort Danzig wurden.

Die politische Einigung des Raumes führte zur machtvollen Entfaltung seiner wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte. Indem Getreide und Holz über Danzig ausgeführt und Metallwaren, Salz und Tuche eingeführt wurden, ward nicht nur der Bedarf des unmittelbaren Hinterlandes befriedigt, sondern über den Bereich des Ordensstaates hinaus das gesamte Polen und Litauen sowie die baltischen Länder in jene umfassende weltwirtschaftliche Ordnung hineinbezogen, die der Kaufmann der Deutschen Hanse zur Bewältigung des Warenaustausches zwischen Ost-, West- und Nordeuropa geschaffen hatte. Gerade dadurch wurde der Weichselraum erneut in eine Grenzstellung gebracht, die ihn zum Mittler zwischen den Ländern an der Küste der Ostsee machte, aber zugleich auch von diesen aus gefährdete.

Die Geschichte des Weichsellandes ist seit dem Ende des 14. Jahrhunderts dadurch gekennzeichnet, daß nicht nur in seinem Innern um die Herrschaft zwischen dem Orden und den hohen Ständen gestritten wurde, sondern daß zunächst auch Polen und Litauen ihn zu erobern suchten und später Schweden, Rußland und Preußen zu Nebenbuhlern in dem Kampf um den Strom geworden sind. Der erste Angriff des vereinigten polnisch-litauischen Staates führte im Jahre 1410 zwar zum Siege von Tannenberg, an dem auch tatarische Horden teilgenommen haben; doch war ihm eine weitere Auswirkung nicht beschieden, weil der Deutsche Orden alsbald unter der Führung des Hochmeisters Heinrich von Plauen seine Festigkeit wiedergewann. Erst als der Orden durch die zeitgeschichtlich bedingte Uneinigkeit in seinen eigenen Reihen und den Zwist mit den Ständen seine Widerstandskraft eingebüßt hatte, gelang es Polen durch das Vorgehen der preußischen Stände den Ordensstaat zu zerspalten und seine westlichen Gebiete längs der Weichsel der Oberhoheit der polnischen Krone zu unterstellen. Dadurch wurden auf die Dauer nicht nur die politischen, sondern auch die völkischen und kulturellen Grenzen, die zuvor am Außenrande des Ordensstaates gegenüber Polen und Litauen gelegen hatten, ins Innere hineingepreßt, und die Weichsel, die Lebensachse des gesamten Raumes, streckenweise selbst zur Grenzscheide gemacht.

Digitized by Google

Die Gebiete der drei großen Städte Danzig, Elbing und Thorn bildeten ebenso wie das Ermland mit Frauenburg, Heilsberg und Allenstein unter der Herrschaft seiner Bischöfe verhältnismäßig selbständige politische Einheiten. Die Territorien der Bischöfe von Kulm und von Marienwerder waren zu klein und zu zersplittert, um eine ähnliche Bedeutung zu erlangen. Die Besitzungen der großen Klöster, wie Oliva und Pelplin, die Grundherrschaften des Adels, die zu polnischem Kronengut gewordenen Staatsgüter des Ordens wuchsen sich, gerade soweit sie von Eigenleben erfüllt waren, zu Keimzellen weiterer Kräftezersplitterung und Machtminderung aus. Dies trat besonders seit den Jahrzehnten der Reformation ein. Denn während die deutsche Bevölkerung dieser sehr schnell beipflichtete, wurden die geistlichen und königlichen Besitzungen zu Sammelpunkten der Gegenreformation und der mit ihr fortschreitenden Verpolung des Landes und seiner Bevölkerung. Der weltanschauliche Gegensatz, der seitdem Deutsche und Polen, Protestanten und Katholiken trennte, verstärkte somit die Grenzlage des Weichsellandes und machte es zum Kampffeld der verschiedenartigsten politischen und religiösen Auseinandersetzungen.

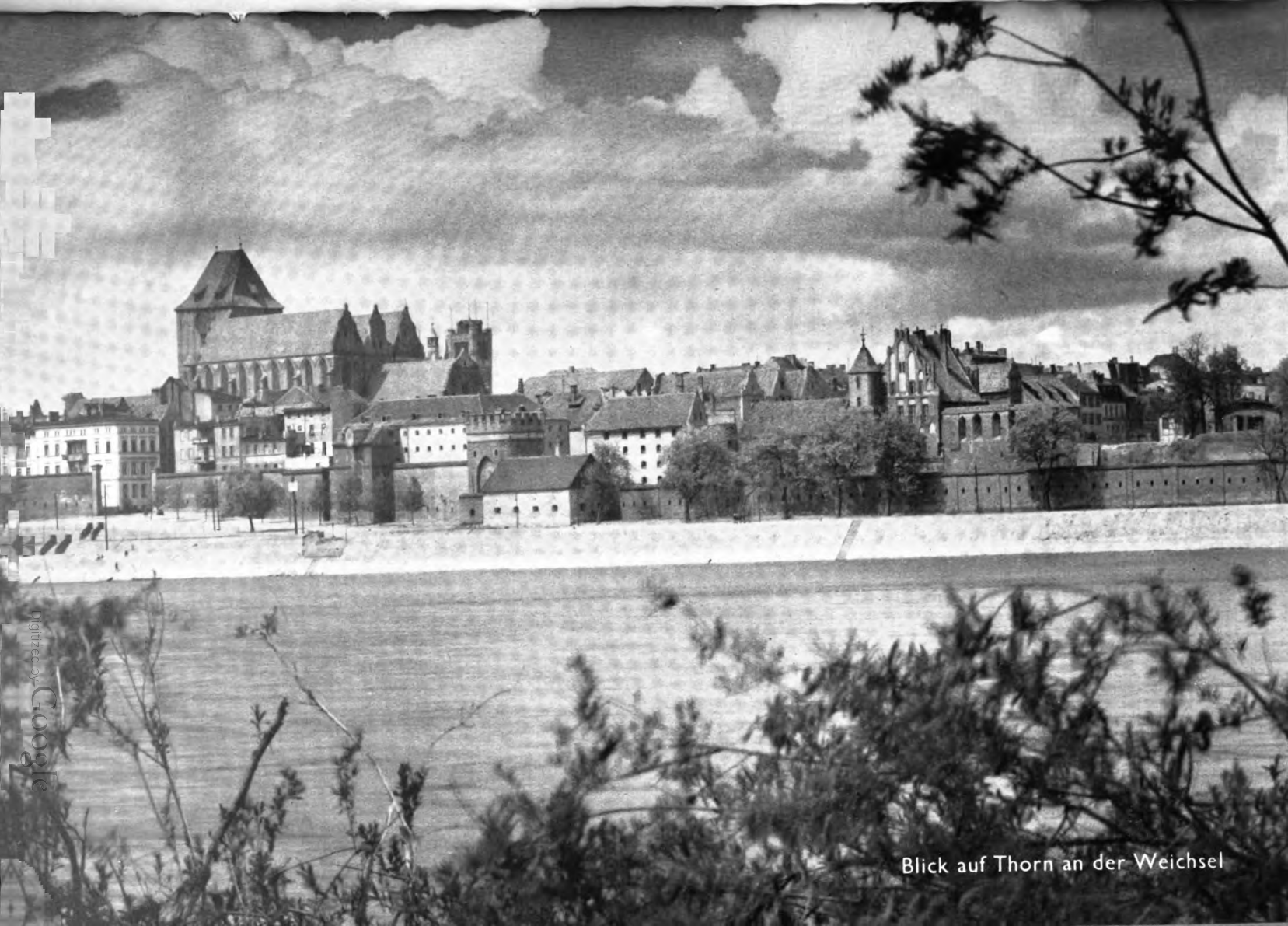
Es ist erstaunlich zu beobachten, wie das protestantische Deutschtum, das in den Städten und in den Dörfern der Weichselniederungen zwischen Danzig und Thorn vorherrschte, in engster geistiger Verbindung mit den Volks- und Glaubensgenossen des Altreichs trotz aller Anfeindung seinen Bestand und seine kulturelle Leistungsfähigkeit wahrte. Der Angriff des polnischen Königs Stephan Bathory auf Danzig 1577 und das Thorner Blutgericht, bei dem im Jahre 1724 die überhebliche Rachsucht und Mordlust des Polentums gegenüber der deutschen Bürgerschaft sich offenbarte, bezeichneten Gipfelpunkte in der politischen und geistigen Auseinandersetzung der beiden Volksgruppen. Die Feldzüge, die Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. von Schweden, Peter der Große von Rußland, August der Starke und der Polenkönig Stanislaus Leszczinsky um die Herrschaft über das Weichselland führten, haben seinen Wohlstand vernichtet. Erst nachdem Friedrich der Große 1772 den größten Teil des Landes auf friedliche Weise in seine Obhut gebracht hatte, setzte ein gleichfalls friedlicher Wiederaufbau ein, der nur durch die Auflösung des polnischen Staates am Ende des 18. Jahrhunderts und die erneute kriegerische Bedrohung und politische Zerreißung des Weichselraumes durch Napoleon unterbrochen wurde.

Seit dem Wiener Kongreß 1815 war das Weichselland unter preußischer Herrschaft wieder geeinigt wie zur Zeit des Deutschen Ordens. Seine Grenze gegen das weit nach Westen vorgeschobene Rußland bildete sich zwar zur scharfen, jedem genauen Auge sichtbaren Kulturscheide heraus, hatte aber anfangs keine militärische Bedeutung; da auch der Warenverkehr zwischen dem oberen polnischen und dem unteren deutschen Weichselland mehr und mehr einschrumpfte, war sie den wenigsten bewußt. Auch die politischen Gegensätze zwischen den Deutschen, die zunächst die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, und den Polen, die erst im Laufe der Jahrzehnte politisch zusammengefaßt und gegen das Deutschtum aufgereizt wurden, traten zu Beginn des 19. Jahrhunderts wenig in Erscheinung. Erst seit dem Kulturkampfe und der in seiner Nachfolge stärkeren Ausrichtung der preußischen Polenpolitik kam es zu einer lebhafteren Auseinandersetzung. Die polnische Bevölkerung nahm an Zahl und Wirtschaftskraft erheblich zu; die Deutschen sahen sich in die Verteidigung des angestammten Bodens gedrängt, waren aber parteilich uneinig und fanden auch bei den deutschen Regierungen und Parlamenten nur selten die notwendige Unterstützung. Der deutsche Nordosten wurde daher von dem Polentum unterwandert und unterhöhlt, eine Gefährdung, die in voller Wucht erst nach dem Zusammenbruch im Herbst 1918 hervortrat.

Wie in der Mitte des 15. Jahrhunderts der Streit zwischen der Ordensherrschaft und den Ständen die Zerreißung des Landes ermöglicht hatte, war die Revolution der Jahre 1918/19 die Ursache für den Verlust weiter Teile des Weichsellandes an die neu entstehende Republik Polen. Jetzt wurde auch die lange nicht beachtete Ostgrenze Pommerns zur Völkerscheide; wiederum mußte Danzig, dem Namen nach als Freie Stadt, wie in vergangenen Jahrhunderten seine Selbständigkeit ertrotzen; wiederum wurde in den Niederungen und den Städten das deutsche Bürger- und Bauerntum von den polnischen Nachbarn, den polnischen Beamten und der polnisch-katholischen Geistlichkeit bedroht und verdrängt.

Erst der Sieg der deutschen Truppen aller deutschen Stämme unter der Führung Adolf Hitlers hat im Herbst 1939 den Spuk von Versailles hinweggefegt. Die Grenze des

Digitized by Google



Blick auf Thorn an der Weichsel

Digitized by Google

Danzig, Bürgerhäuser (Langer Markt 8—10)

Digitized by Google

Weichsellandes wurde als Grenze des neuen Reichsgaues Danzig-Westpreußen weit nach Südosten vorverlegt. Noch sind die Schäden zwanzigjähriger polnischer Mißwirtschaft nicht restlos behoben, noch fehlen Zehntausenden von Höfen die deutschen Bauern und Tausenden von städtischen Betrieben die deutschen Meister und Gehilfen. Aber das Ziel ist gesteckt und wird unter der tatkräftigen Führung des Gauleiters Albert Forster erreicht werden: Das Weichselland wird nach dem Willen des Führers in zehn Jahren zu einem deutschen Lande gemacht sein, in dem die volklichen Gegensätze ein für allemal ausgelöscht werden, weil nur Deutsche in dem seit Jahrtausenden umstrittenen Raum leben werden. Trotzdem wird seine Bedeutung als Grenzland nicht aufgehoben sein. Denn niemals wird die Tatsache geändert werden können, daß an der Grenze dieses deutschen Weichsellandes fremdes Volkstum bestehen bleibt, daß fremde Kultur sich im Osten und Südosten erhält und unter Umständen auch fremde und feindliche Gewalten zu drohen vermögen. Daher wird der Kampf, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft das Lebensgesetz dieses Raumes sein; seine Bewohner müssen kämpferische Haltung haben, die ihnen zugewiesene Vorpostenstellung im unerschütterlichen Bewußtsein ihrer Verpflichtung gegenüber dem Gesamtvolk gegen jede innere und äußere Gefahr standhaft halten. Es steht der Jugend des Großdeutschen Reiches zu, an der Weichsel auf Wache zu ziehen!

Wir mögen fallen . . .

Wir sind Soldaten
Außen und innen.
Unsere Taten
Sind hartes Beginnen.

Mögen die Lauen
Genießen und gaffen.
Wir wollen bauen,
Kämpfen und schaffen.

Genießen und ernten
Wollen wir nicht.
Aus Kämpfen lernten
Wir Treue und Pflicht.

Wir dienen dem Einen
In alle Zeit,
Der uns mit reinen
Händen geweiht.

Dem wir verschworen
Auf Leben und Tod,
Der uns geboren
Ward in der Not.

Das ist uns allen
Wie ein Gebet:
Wir mögen fallen,
Die Fahne steht.

Wir mögen vergehen
Namenlos -
Deutschland muß stehen
Ewig und groß.

Martin Damß

Heinz Kindermann:

Danzig und Westpreußen in der Dichtung

Danzig und das Weichselland sind ins Reich heimgekehrt, wieder hebt nun das alte Kräftespiel der wundersamen Städte an: Danzig, Marienburg und Marienwerder, Graudenz und Thorn, Bromberg und Kulm — ihre Geschichte fand Jahrhundert um Jahrhundert vielerlei Gemeinsames; ihre kulturell-deutschen Leistungen berührten sich immer wieder. Das Großdeutsche Reich wird sie alle im Zeichen der gesamtdeutschen Wiedergeburt erst recht befähigen zu einem kulturellen Zusammenwirken aus gleichem Geist und aus gleicher seelischer Haltung, aus einer erfüllten Sehnsucht und aus einem glückhaften Aufatmen nach Jahren der Entrechtung.

Schon in all diesen Zeiten der widerrechtlich erzwungenen Abtrennung drangen aus den verschiedensten Teilen des an Polen gefallenen Weichsellandes dichterische Stim-

Digitized by Google

men herüber nach dem Reich: Stimmen einer schwerwiegenden Anklage, Stimmen aber auch einer so tiefgründigen Heimatliebe, daß von ihnen allein schon die große Energie der Beharrung ausging, die alle bedrängten „Korridor"-Deutschen, aber auch alle die anderen Entrechteten selbst in den schlimmsten Tagen erfüllte. Es fiel auf, wie viele in sich abgerundete Dichtungen darunter waren. Diese erfreulich anspruchsvolle Form der weichseldeutschen Dichtung aus der Zeit des polnischen Zwangsstaates wäre freilich nicht möglich geworden, stünde nicht dieses Gegenwartsschrifttum auf den Schultern einer sehr erheblichen, sechshundertjährigen Literatur-Tradition. Es ziemt sich, ihrer heute zu gedenken.

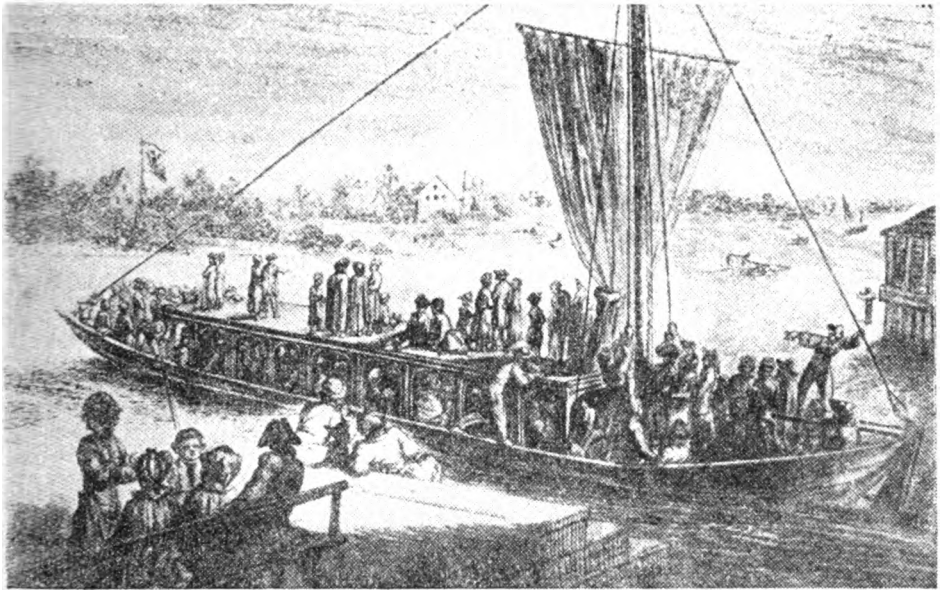
Zunächst ist das Weichselland, als Ganzes betrachtet, die Wiege der Ordensdichtung gewesen. Der Deutsche Ritterorden hatte ja mannigfache aufbauende Kräfte angezogen, auch wortgewaltige Sänger: solche aus den eigenen Reihen der Ordensritter und berühmte Sänger und Spielleute aus dem ganzen deutschen Volksraum. Wie tief berührt es uns heute, daß es gerade Ostmärker waren, die von außen her das Ordensland an der Weichsel besuchten und besangen. Da sehen wir den österreichischen Dichter Peter Suchenwirt in der Gefolgschaft des Herzogs Albrecht III. im Ordensland — und seine dichterische Reisebeschreibung wird zu einem Hymnus auf die Gastfreundschaft des Weichsellandes. Der Minnesänger Hugo von Montfort und der berühmte Tiroler Dichter des Spätmittelalters, Oswald von Wolkenstein, finden sich hier ein und besingen das Land, seine Bewohner, den Orden in Tönen höchster Anerkennung.

Vor allem gingen aus dem Ritterorden selbst eine Reihe wichtiger Dichter hervor. Von Danzig bis nach Thorn hin erwuchs ein reges literarisches Leben. Der Hochmeister Luther von Braunschweig trat als einer der ersten mit deutsch geschriebenen Legenden hervor. Besonders wichtig aber wurden Heinrich von Hesler und Nikolaus von Jeroschin, denen sich auch Tilo von Kulm anschloß. Religiöse Dichtung und politisch-historische Ordensdichtung stehen da eng nebeneinander. Von größter dichterischer und dokumentarischer Bedeutung erscheint uns auch heute noch Nikolaus von Jeroschins während seines Wirkens in Marienburg, Kulm und Wissegrod entstandene „Kronika von Pruzzinlandt". Hier geht es um eine der vollendetsten spätmittelalterlichen Reimchroniken. Nichts von trockener Aufzählung: das Ganze ist wahrhaftige, lebensnahe Schilderung der Ordensgeschichte von den Anfängen bis zur Wahl Luthers von Braunschweig. Fern von jeder übertriebenen Askese erwächst da ein Buch der Lebensbejahung, das heiligen Ernst und eine warmherzig-humoristische Lebensauffassung zu vereinigen weiß. Gar manche Einlage-Erzählungen, darunter auch recht heitere, fast schon in sich abgerundete Novellen, sind in den geschichtlichen Gang des Ganzen eingefügt. Johannes von Marienwerder aber entwirft die psychologisch überaus feine Biographie der Mystikerin Dorothea von Montau. Dieses Prosawerk ist das erste in Preußen gedruckte Buch. Es wurde zu Marienburg 1542 in der Druckerei von Jakob Karweiße hergestellt. Auch in Danzig ist schon um diese Zeit ein berühmter Buchdrucker: Konrad Baumgarten, tätig.

Seit dem 15. Jahrhundert setzte der polnische Kampf um die weichseldeutschen Gebiete ein. Aber wie immer sich im Verlauf langer Zeiten das Kriegsschicksal oder das Souveränitätsverhältnis auch wandte, zu allen Zeiten blieb das deutsche Volkstum nicht nur im mächtigen, mit Privilegien ausgestatteten Danzig, sondern auch in den anderen Gegenden des Weichsellandes in vollem Umfang bestehen. Die Dichtung legt auch hier wieder Zeugnis ab.

Der Humanismus findet in Danzig und Elbing, in Thorn und Riesenburg wichtige Vertreter. Wie überall in deutschen Landen, ist es auch hier lateinische Dichtung aus deutschem Geist, die den Vordergrund des literarischen Lebens beherrscht. Johann Dantiscus und der berühmte, aus Holland eingewanderte Elbinger Schulrektor Gnaphaeus, dessen Schuldrama „Acolastus" (1536) die Runde durch halb Europa macht, der lebenslustige Dichter am Riesenburger Bischofshof, Eobanus Hessus, der im 9. Buch seiner ebenfalls weit über Deutschland hinaus berühmten „Sylvarum" eine köstlich-verherrlichende Schilderung des Weichsellandes gibt, und vor allem der größte Gelehrte des ganzen Jahrhunderts, der Astronom und Philosoph Nikolaus Kopernikus aus Thorn, sind beredte Zeugen der hohen deutschen Kultur des Weichsellandes zur Zeit des Humanismus.

Digitized by Google



Sonntagsfahrt mit der „Treckschute" von Danzig nach Weichselmünde
Ein Kupferstich Chodowieckis 1773

Mit der Reformation erhoben sich auch hier eine Reihe wirkungsvoller Dichter des deutschen Gemeindegesanges. Fastnachtspiele tauchen allerorten auf — wie überhaupt das deutsche Drama und die theatralische Betätigung im 16. und 17. Jahrhundert im ganzen deutschen Nordostraum zu höchster Entfaltung kommen. Aber auch viele Volkslieder und viele schlagfertige politische Lieder entstehen in dieser Zeit. Mit die besten deutschen Kampflieder gegen Polen stammen vom tapferen Danziger Ratsschreiber und Chronisten Hans Hasentödter. Sein berühmtes Lied gegen Stephan Bathory: „O Dantzig halt dich feste / Du weitberühmte Stadt ...", wird auch heute noch eifrig zitiert und von der Hitler-Jugend gesungen. Ebenso schlagkräftig und heute besonders nachfühlbar aber ist das aus Danzig stammende Spottlied gegen die besiegten Polen:

„Ade, ade jr Polen! / Dis Lied sey euch gemacht.
Der Teuffel soll euch holen / in einem Ledern sack!
Das er euch nicht vorzittel / vnter weg in nobis krugk,
er blew euch vol den rücken / vnd halt euch in guter hut!"

Von der reichen Danziger Barockdichtung im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges berichtet der jüngst erschienene Band „Danziger Barockdichtung" (Sammlung „Deutsche Literatur"). Während in Danzig die reichen und kunstfreundlichen Patrizier alle die aus den großen Wirren Deutschlands geflohenen Barockdichter aufnahmen und Danzig sich zu einer wahren Musenstadt entwickelte: Opitz und Plavius, Gryphius und Hofmann von Hofmannswaldau, Titz und Albinus, Greflinger, Stieler und so viele andere von hier aus die barocke Gelegenheitsdichtung zur bürgerlichen Gattung entwickelten und der Barocklyrik, aber auch dem Roman, dem Drama, der Poetik wichtige Werke schenkten, nahmen auch die anderen Städte des Nordostraums an diesem reichen dichterischen Treiben teil. Fast alle vorhin genannten Dichter finden sich als Gäste auch in diesen anderen Orten ein. Dazu kam in Elbing noch Friedrich Zamehl, dessen den Bernstein verherrlichende Gedichtsammlung: „Die edelsteintragende Drausenstadt" (1635), in ganz Deutschland, aber auch in Italien, Epoche machte. In Thorn kommt die Schulkomödie als Bildungsmittel der neuen städtischen Schulen zu höchster Entfaltung. Der große Barockdichter Georg Neumark aber singt seinen Hochgesang auf diese „Königin der Städte": „Du wohlgebautes Thoren, / Du wehrte Stadt, / Die du den

Digitized by Google

Schlüssel von dem Preußen / an deiner Seite trägst!" In Thorn entstand Andreas Tschernings berühmtes „Judith"-Drama (1634). Hier und in all den anderen Städten spielten Einheimische und Wandertruppen leidenschaftlich Theater. So beweist die deutsche Dichtung gerade für das Zeitalter des großen Krieges eine hochentwickelte deutsche Kultur für den ganzen Nordostraum.

Das achtzehnte Jahrhundert wurde für diesen Volksraum besonders wichtig. Friedrich der Große betrieb eine erfolgreiche Ansiedlungspolitik. Viele Deutsche aus dem Inneren des Reiches faßten hier Fuß, und viele uns erhaltene Lieder schildern uns anschaulich diese einschneidenden Vorgänge. Daß aus Danzig in diesem Zeitalter der Aufklärung und der sich vorbereitenden Zeit des werdenden deutschen Idealismus nicht nur die Gottschedin hervorging, eine der besten Komödiendichterinnen der Frühaufklärung, die kluge Gattin des erfolgreichen Literaturdiktators, sondern daß auch der Illustrator der Klassikerzeit, Daniel Chodowiecki, zu den Söhnen der Stadt gehörte, ist allgemein bekannt. Viele literarische Wochenschriften und literarische Gesellschaften entstanden damals im ganzen Weichselland.

Der Lyriker des „Sturm und Drang", Raufseisen, nimmt von Westpreußen seinen Ausgang. Vor allem aber schufen der Danziger Johann Daniel Falk, der Dichter des Liedes „O du fröhliche Weihnachtszeit" und des kulturgeschichtlich bedeutsamen, autobiographischen Romans „Das Leben des Johannes von der Ostsee", und die Erzählerin Johanna Schopenhauer, die Mutter Arthur Schopenhauers, die Brücken vom Nordosten zum Weimarer Kreis. Es würde zu weit führen, nun auch noch alle literarischen Leistungen des Weichsellandes im 19. Jahrhundert und zu Beginn des zwanzigsten festzuhalten. Denn in diesen Zeiten tritt der Nordostraum, wie im 17. Jahrhundert, mit in die Reihe der literarisch stärkstvertretenen Landschaften. Nur einige wenige Andeutungen mögen stellvertretend für das Ganze stehen. Mit Arthur Schopenhauer schenkt Danzig dem 19. Jahrhundert einen seiner eigenwilligsten Philosophen und einen der bedeutendsten Stilisten. Der Kinderliederdichter Robert Reinick und sein Freund Otto Friedrich Gruppe, Philosoph und Dramatiker, Biograph des Stürmers und Drängers Lenz, gingen vom Nordostraum aus. Der große Schlesier Eichendorff weilte lange in Danzig als Beamter des Kultusministeriums und schrieb einige seiner wichtigsten Werke, u. a. seine „Taugenichts"-Erzählung, im Langfuhrer Silberhammer. So ließe sich etwa die ganze Danziger Dichtungsgeschichte bis zu Max Halbe, dem Danziger Dichter der „Mutter Erde", der „Jugend" und des „Strom", hin entwickeln: eine reiche Folge, die eines beweist, nämlich den Anteil Danzigs an jeder literarischen Strömung des deutschen Schrifttums und damit das unaufhörliche Eingeschlossensein in den gesamtdeutschen Blutkreislauf des kulturellen Lebens.

In Thorn entwarf der Erzähler Joseph Lauff sein Epos „Der Helfensteiner". Hier wuchs der Lyriker der Jahrhundertwende und frühe Impressionist Hans Benzmann auf. Vor allem aber steht der Epiker Bogumil Goltz in der Thorner Tradition. Sein „Buch der Kindheit" (1847), sein „Jugendleben" (1852) und seine „Typen der Gesellschaft" (1860) gehören zu den wichtigsten realistischen Dichtungen des Weichsellandes. Fritz Reuter aber, der in der Graudenzer Festung als Gefangener weilte, widmet Graudenz in seiner „Festungstid" eine Erinnerung von unsterblicher Gewalt.

Das anbrechende 20. Jahrhundert bis hin zum Weltkrieg aber stellt uns alle die bekannten weichseldeutschen Dichter vor: Johannes Trojan, Löns, der von Kulm ausging, Max Halbe aus dem Danziger Werder, Hans von Hülsen aus Warlubien, Hans Kyser, Paul Enderling und Thassilo von Scheffer, Bruno Pompecki, den ersten Literarhistoriker Westpreußens, und Ernst Wilhelm Lotz aus Kulm, den hochbegabten jungen Lyriker, der gleich Löns im Weltkrieg fiel.

Es gibt also vom 13. Jahrhundert an zunächst bis zum Weltkrieg hin kein wichtiges Stadium des deutschen Schrifttums, an dem das Weichselland nicht in reichem Maße aktiv und passiv teilgehabt hätte. Dieser literarische Jahrhundertzusammenhang, der nur stellvertretend für das Ganze des Kulturgefüges steht, sollte nun nach dem Willen der Versailler Diktatoren mit einem Male zerrissen werden. Wir wollen hier nicht erst von der bekannten Rolle der Danziger Dichtung in diesem Abwehrkampf sprechen. Diese Leistungen — bis hin zum „Jungen Danzig" (Lieder einer deutschen Gemeinschaft, München, Langen-Müller 1935) — sind nicht nur in die Literaturgeschichte der Gegenwart, sondern auch in die politische Geschichte des Deutschtums im Osten eingegangen.

Digitized by Google

Martin Damß und Erich Post, Wolfgang Federau und mancher andere Danziger Dichter sind als grenzdeutsche Verfechter des nationalsozialistischen Ideengutes indessen zum dichterischen Besitz der Nation geworden.

Wohl aber dürfen wir berichten, daß auch im abgeschnürten Teil des Weichsellandes allem Terror zum Trotz die Dichtung sich als arterhaltende Kraft, als Ruferin im Abwehrkampf und als Trösterin in Tagen des großen Leids erwies. Wir brauchen dabei gar nicht jene Gegenwartsdichter einzubeziehen, die, wie Herybert Menzel oder Franz Lüdtke, wie Erhard Wittek oder Hans-Jürgen Nierentz aus diesem Volksbereich stammen, aber seit geraumer Zeit innerhalb der Reichsgrenzen leben und wirken. Ihre Dichtung war Hilferuf für die vor den Toren verbliebenen Brüder. Nein, auch die vor den Toren selbst haben sich als Dichter stark genug erwiesen, nun diesen Kampf so lange zu führen, bis der glanzvolle Entsatz durch das Großdeutsche Reich und damit die Erlösung kam.

Sogleich nach der Abtrennung vom Reich beschwor Georg von Kries (gest. 1922) die immer sich erneuernden Aufbaukräfte aus deutscher Art, die auch diese Schmach überwinden müßte: „Wir haben verlorene Erde blühend und deutsch gemacht!" Und Paul Dobbermann aus dem Kreis Filehne, später Bromberg, erhebt seinen Ruf „Mein Bruder, rüste dich!" als Trost inmitten so vieler Zusammenbrüche. Nach solchem Vorstoß entfaltet sich ein reicher Strom dichterischer Wehrkraft. Vor allem wirkt nun Julian Wills' „Lied für Auslandsdeutsche": „Fern vom Land der Ahnen."

Nichts ist für diese neue Haltung, für die der Wandel im Reich ebenso maßgeblich war, bezeichnender, als daß gerade der wichtigste dieser Dichter aus dem Weichselland, der Kriegsinvalide und Heimarbeiter Clemens Rößler aus Bromberg (geb. 1896), der sich in Zeiten der Verfolgung oft hinter dem Pseudonym Clemens Conrad verbarg, in seiner reich entfalteten Lyrik das Kriegserlebnis als Keimzelle und Zentralerlebnis des neuen Werdens auch jenseits der grausam gezogenen Grenze erkennt. Als erster schuf Rößler in diesem grenzdeutschen Bereich den Typ der lyrischen Anklagedichtung. In seinen harten Anklageliedern verkündet er, was Polen den deutschen Soldaten verdankte und wie schnöde der Undank war, den die in den polnischen Staat gezwungenen Deutschen ernteten. Da dröhnt das mahnende Lied vom „Polenland" wie ein Gewissensruf an die Bedrücker auf. Und plötzlich steht die ganze Leidensgschichte dieses Grenzlanddeutschtums vor uns. In den eigenen Reihen aber ruft Rößler zu jenem Geist der Kameradschaft auf, der sie im Weltkrieg verband, der nun aber bei denen vor den Toren des Reiches erst recht nachwirken möge. Und während der Große, der uns voranschreitet, mit zielsicherer Hand ein böses Erbe von Versailles nach dem andern aus dem Wege räumte, hämmerte der „Korridor"-Deutsche seinem Sohn sein „Denk an Versailles, mein Sohn!" ins Herz, denn auch sein völkisches Unglück stammte ja aus dieser Quelle. Das aber ist Rößlers tiefste Überzeugung, in der er sich mit allen andern Deutschen des Weichsellandes trifft, daß sein „Wort eines alten Kämpfers" eine dauernde grenzdeutsche, ja eine dauernde gesamtdeutsche Lebenswahrheit verkündet: „Wenn wir schon in den Gräbern modern, / dann werden noch die Flammen lodern, / die wir entfacht." Wenn man im Kreis der dichterischen Werkleute Lersch und Bröger und Petzold nennt, dann wird man künftig auch Rößler hinzufügen dürfen.

Auch eine Dichterin von Bedeutung, Brunhild Lüttmann (geb. 1912) aus Strzalken, lebt und schafft nun in Westpreußen (Thorn). Wenn sie in einer wuchtigen Sprache, die an Lulu von Strauß und Torney gemahnt, mit ihrem Hymnus „Laßt brennen!" das Feuer der Gemeinschaft entzündet, dann steigert sich hier das Bewußtsein der Mütterlichkeit zur bergenden Kraft gegenüber dieser durch deutschen Fleiß gerodeten Erde. Und ihr Blick umfaßt zugleich alle die, die demselben bewahrenden Ziel zustreben: „Nun weißt du, Bruder, du bist nicht allein." Die Mütterlichkeit Brunhild Lüttmanns, die so oft das hauchzarte Kinder- und Schlummerlied meistert; die in leidenschaftlichen Farben die Not der Heimat und den Abwehrwillen derer gestaltet, die sich berufen wissen, zu „Hütern der Heimat" zu werden — sie gleitet nie ab ins Verträumte. Es ist die Mutter eines neuen, härteren Geschlechts, die da ihr Wort erhebt: „Wir aber sind hart wie aus Erz und aus Stein, wir wissen vom Sieg unseres Kampfes." Und der Schwur der Mutter, die Kommenden deutsch zu erziehen, verbürgt das Weiterdauern dieses Vermächtnisses an ferne Geschlechter. In der Sammlung „Du stehst in großer Schar. Junge Dichtung aus dem Warthe- und Weichselland" (Breslau, Verlag Hirt 1939) stehen diese westpreußischen Dichter an der Seite ihrer Mitkämpfer aus dem Wartheland. Im ganzen sechshundertjährigen Schaffensprozeß aber blieb die weichselländische Dichtung, was sie von Anfang an war: u r d e u t s c h e W e h r k r a f t d e s W o r t e s im Sturm der Zeiten!

Digitized by Google

Gedichte

Ein schmaler Pfad. Ein grauer Stein:
Soll hier des Reiches Grenze sein?

Ist hüben Land, ist drüben Land:
Und doch der gleichen Sprache Band –

Auf schmalem Pfad ein grauer Stein
kann niemals Blutes Grenze sein!

Hansulrich Röhl

Heilige Inbrunst soll uns entflammen,
Soll uns mit Ketten schmieden zusammen,
Daß wir bestehen gemeinsam die Not!
Heilige Feuer sollen entbrennen
In unsrer Brust das harte Bekennen:
Nimmer die Knechtschaft, eher den Tod!

Clemens Rößler

Wie Stürme sind die Jahre dahingewcht
über Stoppeln nach kärglicher Mahd.
Sie peitschten ins irgendwohin das Gebet,
das Rufen nach dir, Kamerad.

Die Einsamkeit wuchs, der Winter war lang –
sie konnten den Sommer nicht binden.
Das Herz wurde müde, die Hoffnung versank –
und du warst nirgends zu finden.

Da trommelte dumpf in höchster Gefahr
ein trotziger Rhythmus die Lande.
Erst klang er im Traume, dann wurde er klar
und zwang mich in seine Bande.

Wer rief es mir zu, tat ich wohl den Schrei:
Noch einmal heraus ihr, zur Saat!
Ich sah meine Brüder. Da warst du dabei,
da warst du dabei, Kamerad.

Erich Post

Laßt brennen das Feuer in dunkelster Nacht,
laßt lodern die glühenden Flammen!
Gott hat uns zu Hütern der Heimat gemacht,
hat in uns das Feuer der Liebe entfacht
zur Heimat, zu Schwester und Bruder.

Nun weißt du, Bruder, du bist nicht allein.
Wir alle, wir gehen zusammen.
Der Weg ist weit und die Mühe nicht klein,
wir aber sind hart wie aus Erz und aus Stein,
wir wissen vom Sieg unsres Kampfes.

Drum lasset das Feuer verglimmen nicht,
das Gott uns im Herzen entzündet.
Wir fürchten die Höll' und den Teufel nicht,
denn vor uns schreitet mit stummem Gesicht
der Fahnenträger, der tote.

Brunhild Lüttmann

Eugen Mohr:

Von der wirtschaftlichen Bedeutung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen

Nach der politischen Neuordnung des gesamten Ostraumes sind dem neuen Reichsgau Danzig-Westpreußen auch in wirtschaftlicher Hinsicht wichtige Aufgaben zugefallen. Danzig-Westpreußen ist jetzt das Verbindungsstück zwischen dem Altreich und der einst abgetrennten Provinz Ostpreußen. Die Verkehrslinien, die bis zum Jahre 1939 nur bedingt benutzbar waren, dienen nun zur Beförderung der Güter des Altreiches nach dem Osten. Schon dieser ungehinderte Durchgangsverkehr erhellt die Bedeutung des neuen Reichsgaues für die gesamte Wirtschaft des Großdeutschen Reiches, die darüber hinaus durch die im Reichsgau arbeitenden sehr leistungsfähigen Betriebe einen beachtlichen Zuwachs erfahren hat.

Digitized by Google

Es ist allgemein bekannt, daß in Danzig und Elbing große Werften bestehen. Weniger bekannt ist jetzt, daß diese Werften — man denke nur an Schichau — vor dem Weltkriege Weltruf genossen. U. a. ist in Danzig der große Lloyddampfer „Columbus" vom Stapel gelaufen, der mit seinen rund 33 000 Tonnen lange Zeit das größte deutsche Handelsschiff überhaupt war. Ebenso sind große Teile der alten deutschen Flotte in Danzig gebaut worden, darunter berühmte Schiffe, wie der Kreuzer „Emden", Schlachtkreuzer „Lützow" und „U 9" sowie Schlachtschiffe allergrößten Ausmaßes. Trotzdem hat man vor dem Weltkriege den deutschen Osten stets zurückgesetzt. Das Vorherrschen der Landwirtschaft und das Fehlen von Rohstoffen, wie Kohle, Erz usw., mag dazu beigetragen haben. Zeitweise galten die Ostprovinzen sogar gewissermaßen als Strafversetzungskolonie. Das berüchtigte „West-Ost-Gefälle" der Löhne trug daneben das seinige dazu bei, daß gerade die tüchtigsten Menschen aus dem Osten nach dem deutschen Westen abwanderten, wo sie bei weitem besser bezahlt wurden. Insbesondere traf diese Abwanderung die Schicht der Industriearbeiter, die sich mit Recht dagegen wehrten, daß im Osten die Löhne erheblich geringer waren als im Westen, obgleich ihre Leistung derjenigen ihrer Kameraden, z. B. in den Großbetrieben im Ruhrgebiet, durchaus gleichwertig war. Unter diesen Umständen konnte eine allgemeine Industrialisierung des deutschen Ostens nicht durchgeführt werden. Lediglich die Werften und einige wenige andere Betriebe konnte man als Großindustrie bezeichnen. Sonst war im allgemeinen nur Mittelindustrie vorhanden, die allerdings sehr leistungsfähig war. Insbesondere die Nahrungsmittelfabriken lieferten Erzeugnisse, die allbekannt waren, wie z. B. die „Thorner Katharinchen". U. a. gab es in Kulmsee die größte Zuckerfabrik Europas.

Die Wirtschaft der Provinz Westpreußen hat dann in den zwanzig Jahren der Abtrennung vom deutschen Vaterlande ungeheuer gelitten. Es war z. B. infolge der hohen polnischen Zollmauern nicht möglich, deutsche Maschinen bzw. Ersatzteile zu beschaffen. Ganz zwangsläufig veraltete damit der Maschinenpark der früheren deutschen Betriebe, die inzwischen zum größten Teil von den Polen enteignet worden waren. Unter der polnischen sprichwörtlichen Mißwirtschaft ist außerdem die Wirtschaft als solche sehr heruntergekommen und war bei der Rückgliederung im Jahre 1939 nicht entfernt so leistungsfähig wie am Ende des Weltkrieges. Lediglich die im Elbinger Bezirk gelegenen Wirtschaftsbetriebe konnten den nationalsozialistischen Aufstieg seit 1933 mitmachen, während die Freie Stadt Danzig, die mit Polen in einem Zollgebiet leben mußte, davon ausgeschlossen war.

Als erste Maßnahme des Wiederaufbaues galt es, in den Wirtschaftsbetrieben des befreiten Gebietes durch deutsche Treuhänder die wehrwirtschaftlichen Bestände sicherzustellen und die Betriebsführung Deutschen zu übergeben. So gelang es, Betriebe aller Art sofort für die deutsche Kriegsproduktion einzusetzen, trotz aller durch die oben geschilderten Verhältnisse in vielen Fällen bedingten technischen Rückständigkeit.

Der Wirtschaftsführung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen ist nun die Aufgabe gestellt, die gesamte Wirtschaft auf das Niveau der Wirtschaft des Altreiches zu bringen. Die Unterstützung des Reiches ist dazu insofern unumgänglich notwendig, als beschleunigt die Gegenstände nach Danzig-Westpreußen geliefert werden müssen, auf die dieses Gebiet im Laufe der letzten zwanzig Jahre zwangsläufig hat verzichten müssen. Insbesondere ist in diesem Zusammenhang an den Einsatz von Maschinen für Industriebetriebe, Werkzeuge, landwirtschaftliche Maschinen, Trecker usw. zu denken.

Es wird nun geplant, Industriebetriebe mittlerer Art nach dem neuen Reichsgau zu verlegen. Denn in gewissen Gegenden des Altreiches verfügt man heute über Industrieballungen, die kaum mehr Ausdehnungsmöglichkeiten finden und zudem gerade durch ihre Zusammendrängung leicht verletzliche Ziele für Luftangriffe darstellen. Es ist aber unbedingt erforderlich, daß auch im Osten Industrien verschiedenster Art heimisch werden. Zur Umsiedlung kommen z. B. Betriebe der Spielwarenindustrie, Hersteller von optischen und feinmechanischen Geräten in Frage, d. h. also Spezialbetriebe, die im Osten überhaupt fehlen. Sie müssen die weiten Gebiete des deutschen Ostens mit Waren versorgen können und andererseits in der Lage sein, vielen Deutschen aus dem Altreich Arbeit und Brot zu geben. Durch die Umsiedlung von Industriearbeitern wird zugleich der Wall deutscher Menschen im Osten verstärkt. Aufgabe der Wirtschaft ist es also, diesen Menschen eine Existenzmöglichkeit zu schaffen, Aufgabe der in Frage kommenden Stellen des Altreiches, dafür zu sorgen, daß die im

Digitized by Google

neuen Reichsgau Danzig-Westpreußen benötigten Güter bevorzugt zur Verfügung gestellt werden.

Eine besondere Rolle im Wirtschaftsleben des Reichsgaues Danzig-Westpreußen spielen die verschiedenen Häfen, deren größter die Hafengemeinschaft Danzig-Gotenhafen ist. Zwar hat der Hafenverkehr nach der politischen Neuordnung des gesamten Ostens gewisse Wandlungen erfahren. Danzig ist nicht mehr der Ausfuhrhafen für riesige Mengen landwirtschaftlicher Güter, wie Getreide und Früchte aller Art; denn diese Nahrungsmittel werden im Großdeutschen Reich selbst gebraucht. Danzig wird aus dem gleichen Grunde in Zukunft auch nicht mehr einer der größten Holzausfuhrhäfen der Welt sein. Aber die Neuordnung des europäischen Ostens wird Danzig-Gotenhafen zu einem Umschlagplatz für die großen Gütermengen machen, die nach dem Kriege ausgetauscht werden müssen. Denn Danzig ist der gegebene Hafenplatz für das Generalgouvernement, für die Ukraine und Bessarabien, die seit Jahrhunderten nach Danzig ihre Waren lieferten, um zugleich dort die Güter der skandinavischen und Überseeländer einzukaufen. Nach der Regulierung der Weichsel wird das ganze Kanalsystem des Ostens auf diesen Hauptstrom ausgerichtet sein und somit zu einer neuen Blüte des Hafens Danzig beitragen. Diese zukünftigen Aufgaben des Danziger Hafens unterstreichen eindeutig die Bedeutung, die Danzig im Rahmen der großdeutschen Wirtschaft hat.

So bedeutend die Aussichten des Danziger Hafens, der als Hafengemeinschaft Danzig-Gotenhafen vor dem Kriege der größte Ostseehafen überhaupt war, in Zukunft fraglos sind, so wichtig sind bereits jetzt die dem Verkehr wieder erschlossenen Schienen- und Landstraßen, die den Reichsgau durchschneiden. Zwar wurden sie bei der Übernahme in einem Zustand vorgefunden, der weit unter dem lag, wie sie im Jahre 1920 an die Polen ausgeliefert worden waren. Die Polen hatten sich auch in der Pflege der Verkehrswege als unfähig erwiesen; lediglich im Zerstören der Brücken usw. hatten sie einen gewissen Fleiß entwickelt. Indessen waren diese Zerstörungen der Verkehrswege für die deutschen Truppen kein Problem. In unvorstellbar kurzer Zeit sind nicht nur sämtliche Zerstörungen beseitigt und damit die Verbindungen zwischen Ostpreußen und dem Altreich gesichert worden, sondern das ganze Verkehrsnetz ist sogar zu einem großen Teil bereits reichsdeutschen Maßstäben angeglichen worden. Anzulegen bleiben noch die Anschlußstrecken der Reichsautobahnen von Ostpreußen nach Pommern bzw. Brandenburg sowie die neuen Autobahnen von Danzig in Richtung Posen bzw. Litzmannstadt und weiter. Durch alle diese sich im Reichsgau Danzig-Westpreußen kreuzenden Straßen wird dieses Gebiet gewissermaßen ein großer Knotenpunkt des großdeutschen Verkehrs.

Eine besondere Bedeutung für den Arbeiteinsatz wird der Reichsgau Danzig-Westpreußen in Zukunft ebenfalls erhalten. Wie bereits oben ausgeführt, ist mit der Übersiedlung einer erheblichen Anzahl von Industriearbeitern zu rechnen. Zugleich müssen jedoch auch Zehntausende von Handwerkern im Reichsgau Danzig-Westpreußen neu angesetzt werden, denn heute ist nur ein Bruchteil der notwendigen Handwerkerstellen besetzt. Soll aber der Wiederaufbau der Wirtschaft des Reichsgaues Danzig-Westpreußen in der vorgesehenen Zeit durchgeführt werden, soll die Wirtschaft in allen Teilen dem Niveau des Altreiches angeglichen werden, so müssen die dicht besiedelten Gebiete des Westens ihren Überschuß an Handwerkern in den Osten entsenden. Entwicklungsmöglichkeiten findet der einzelne in reichem Maße. Es sei nur daran erinnert, daß Hunderttausende von Wohnungen und Zehntausende von Bauernhöfen neu erstellt werden müssen.

So groß also die Bedeutung der Wirtschaft des Reichsgaues Danzig-Westpreußen für das Großdeutsche Reich bereits jetzt ist, so kann sie doch nur zur vollen Wirkung ausgebaut werden mit Hilfe des ganzen deutschen Volkes. Denn eines muß einmal ganz klar herausgestellt werden: Der Wiederaufbau der Ostgebiete ist nicht Sache einzelner, die hier gewissermaßen Pionierarbeit in einer neuen Kolonie zu leisten haben, sondern er ist Sache der deutschen Nation. Innerhalb des Rahmens der deutschen Nation aber nimmt die Wirtschaft eine beachtliche Stellung ein. Ihre Aufgabe wird es dann mit sein, für das Wiederaufblühen der Wirtschaft des Reichsgaues Danzig-Westpreußen zu sorgen.

Digitized by Google

Edgar Sommer:

Danzigs Schicksalsweg

Aus dem Jahre 997 ist bekannt, daß der Bischof Adalbert von Prag, ein Freund des deutschen Kaisers Otto III., wohl als erster eine genauere Kunde über Danzig der zivilisierten Welt übermittelte. Die eigentliche Entwicklung Danzigs von einem Ort, der allerdings schon wichtige Handelsfunktionen zwischen Ost und West erfüllte, zu einer Handelsstadt ersten Ranges beginnt im 12. Jahrhundert. Lübische Kaufleute haben den größten Anteil an der Entwicklung der Stadt. Im Jahre 1224, nachdem der Zustrom deutscher Kräfte aus den Reichsgebieten nicht mehr abgerissen war, wurde Danzig aus einer Marktsiedlung in eine Stadt nach deutschem Recht umgewandelt. Ein bestimmendes Wahrzeichen für den Wohlstand und die aufstrebende Entwicklung der Stadt war das Entstehen der Kirche St. Marien im Jahre 1240, die eines der größten Gotteshäuser der Welt ist und auch heute noch das Stadtbild Danzigs maßgeblich beeinflußt. Gegen 1250 begannen die Kämpfe um Danzig und Pommerellen, aus denen schließlich der Deutsche Ritterorden siegreich hervorging. Die Macht des Ordens sicherte Danzig eine Handelsblüte, wie sie vordem niemals erreicht werden konnte. Zudem setzte eine durch den Orden geförderte Siedlungstätigkeit ein. Aus Ost-, Mittel- und Westdeutschland ergänzte sich die Bevölkerung Danzigs. Um den Beginn des 15. Jahrhunderts zählt die Stadt bereits 20 000 Seelen und übertrifft damit Lübeck und Breslau.

Der Deutsche Ritterorden konnte, seiner Macht- und Verwaltungsstruktur entsprechend, jedoch der aufstrebenden Stadt nicht jene weltweiten Beziehungen verschaffen, die sie dann durch die Hanse, den freiwilligen Zusammenschluß deutscher Städte, erlangte. Seit der Zeit, da Danzig 1361 zum erstenmal einen Hansetag in Greifswald beschickte, wurden Beziehungen zu allen nordeuropäischen Staaten, zu England, Holland, Italien, Frankreich bis zum Atlantischen Ozean, selbstverständlich auch zu Rußland, Polen und dem baltischen Raum aufgenommen.

Es konnte in der Folgezeit nicht ausbleiben, daß mit der aufstrebenden Entwicklung die Danziger Bürgerschaft immer größere Tendenzen der Verselbständigung zeigte, die allerdings im Grunde keinen endgültigen Abfall von dem Deutschen Ritterorden bezweckte. Schließlich aber war es der offensichtliche Verfall der Ordensmacht selbst, der Danzig bei sehr starkem innerem Widerstreben der Ratsherren veranlaßte, am 4. März 1454 die Personal-Union mit dem König von Polen einzugehen. Nachdem Danzig durch den Thorner Frieden von 1466 gezwungen war, endgültig mit Polen zusammenzuarbeiten, war es mit Eifer darauf bedacht, seine völkische und politische Selbständigkeit gegenüber Polen durchzusetzen. Dank der Einmütigkeit der Bürger in allen Fragen, die mit der deutschen selbständigen Existenz zusammenhingen, war es möglich, die Ansprüche des polnischen Königs auf den Hafen und die Zolleinnahme zurückzuweisen. Danzig beherrschte die Wirtschaft Polens, ließ sich aber auf keine politischen Konzessionen an die Polen ein. Im Jahre 1469 beteiligte sich Danzig im Hansebund an dem Kaperkrieg zwischen England und Holland durch seinen berühmten Kapitän Paul Beneke, der auf seinem Schiff „Peter von Danzig" das bekannte Bild Hans Memlings, „Das jüngste Gericht", nach Danzig brachte.

Danzig war zu dieser Zeit eine der befestigtsten Städte Europas. Es ist verständlich, daß im weiteren Verlauf der Geschichte auch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges nicht spurlos an Danzig vorübergegangen sind. Später waren es der Nordische Krieg und die Streitigkeiten in und um Polen, man sah nebeneinander Schweden, Russen, Franzosen in den Mauern Danzigs. Die Selbständigkeit Danzigs wurde durch die Kriegswirren erschüttert. Die aufstrebende Macht Preußens, das sich für Danzig sehr einsetzte, veranlaßte schließlich die Danziger Bürgerschaft, der Vereinigung Danzigs mit Preußen das Wort zu reden. In Verbindung mit der geschickten Politik Preußens gegenüber Rußland und Polen wurde am 4. April 1793 die Unterstellung Danzigs unter die Oberherrschaft Preußens feierlich verkündet. Danzig war als deutsche Stadt, die es immer gewesen war, zum deutschen Preußen gekommen.

Noch einmal mußte sich Danzig eine Besetzung durch fremde Truppen gefallen lassen, als Preußen durch die Niederlage von 1806 nicht imstande war, seine Interessen im Osten zu schützen. Sieben lange Jahre, seit dem Mai 1807, war in Danzig eine französische Besatzung, die an Erpressungen alle bisherigen Ereignisse ähnlicher Art übertraf. Am 9. Juli 1807 wurde Danzig wieder einmal zu einem Freistaat, diesmal aus Frankreichs Gnaden, umgestaltet. Parallelen zu Napoleons damaliger Politik und der Versailler Zwingherrschaft von 1919 ergeben sich dabei zwangsläufig. Als im Jahre 1813

Digitized by Google

die russischen Heere den flüchtenden Truppenkern Napoleons bis vor Danzig trieben, wurde Danzig von den Franzosen als Festung benutzt. Im Januar 1814 wurde Danzig endlich vom Feind geräumt und die verwüstete und verarmte Stadt konnte nun wieder aufatmen. Die Lebensfähigkeit des Freistaatgebildes war in keinem Falle gewährleistet, und so wurde in Danzig trotz der Intrigen Rußlands wieder der Plan eines Anschlusses an Preußen erwogen, der schließlich noch 1814 in Erfüllung ging. Noch heute zeugt ein „Russengrab" auf dem Hagelsberg, ein Massengrab mit einem Denkmal, von den Kämpfen dieser Jahre.

Die Wiedervereinigung mit Preußen war nun ein wahrer Segen. Gemeinsame Interessen, gemeinsames Blut schufen bald eine Atmosphäre der engsten Zusammenarbeit. Danzig wurde Garnisonstadt und Festung. Auch der Handel kam wieder mühsam in die rechten Bahnen. Die Aufnahme Danzigs in den Deutschen Bund machte allen polnischen Gelüsten auf Danzig, die trotz der Teilung Polens nicht verstummen wollten, ein schnelles Ende. Eine großzügige Industrialisierung wurde in Danzig und Westpreußen eingeleitet. Seinen größten Aufschwung hatte Danzig um die Jahrhundertwende zu verzeichnen. Der preußische Staat hatte sich mit allen Kräften bemüht, die Gebiete Westpreußen und Posen wirtschaftlich zu heben und sie verkehrsmäßig an Danzig anzuschließen. Hinzu kam, daß Danzig für russisches Holz der erste Ausfuhrhafen an der Ostsee wurde. Im Jahre 1912 wurden 2,4 Millionen Tonnen Waren im Danziger Hafen umgeschlagen, was für die heutigen Verhältnisse natürlich kein Vergleichsmaßstab ist.

Der Weltkrieg vernichtete dann alle Hoffnungen. Obgleich Danzig nicht zum Schlachtfelde wurde wie Ostpreußen, war doch der Handel zerstört, und vollends unglücklich wirkte sich der Ausgang des Krieges auf Danzig aus. Obgleich am 15. Oktober 1918 der Danziger Magistrat gegen die Absichten der alliierten Mächte, Danzig in den neuentstehenden polnischen Staat anzugliedern, mit aller Entschiedenheit protestierte, wurde Danzig vom Reiche wieder abgetrennt. Allerdings hatte Lloyd George Bedenken, Danzig vollständig den Polen in den Rachen zu werfen. So wurde Danzig wieder zu einem Freistaat, der diesmal in Zollunion mit Polen leben sollte. Die Einmütigkeit der deutschen Bevölkerung, die sich auf historische Rechte stützen konnte, war in diesen schweren Tagen ein Fundament, auf dem politische Entschlüsse reifen konnten. Vom Beginn der Freistaatexistenz erinnerten sich die Danziger wieder ihrer Tradition der Abwehr der polnischen Ansprüche und trieben eine überlegene Politik. Indessen wurde das kleine und schwache Kleinstaatgebilde mit 400 000 Seelen immer stärker dem polnischen Druck ausgesetzt. Der Bau des Hafens von Gdingen im Jahre 1923 setzte Polen in den Stand, gegen Danzig auf wirtschaftlichem Wege politische Forderungen zu erheben. Polen versuchte darüber hinaus, die deutsche Bevölkerung immer stärker aus der Hafenwirtschaft und aus dem Handel auszuschalten. Welche Folgen das Treiben der Polen gehabt hat, wissen wir alle, die wir Zeugen der geschichtlichen Stunde waren, als am 1. September 1939 die Kanonen der „Schleswig-Holstein" gegen die Westerplatte gerichtet waren und dieses vor dem Hafen liegende polnische Munitionsdepot wieder in deutsche Hand fiel. Danzig, der deutsche Vorposten in Nordosteuropa, an dem die slawische Flut stets wirkungslos abgeprallt ist, wird — nun im Schoße des Reiches — die vergangenen harten kämpferischen Jahre als Mahnung auf den Schild heben, um weiter tätig zu sein für des Reiches Glanz und Größe und den völkischen Einsatz für Großdeutschland in jedem Falle erneut unter Beweis zu stellen, wenn es die Not der Stunde wieder einmal erfordern sollte.

Wilhelm Löbsack:

Volkstumspolitik im Weichselgau

Die Entwicklung des Großdeutschen Reiches aus dem natürlichen Lebensraum des deutschen Volkes rückt in wachsendem Maße Aufgaben und Probleme in den Vordergrund, die man früher als am Rande der Dinge liegend betrachtete und in ihrer Bedeutung unterschätzte. Das wesentlichste Gebiet ist hierbei zweifellos die Volkstumsfrage, und zwar sowohl hinsichtlich der Stärkung und Entfaltung unseres eigenen deutschen Volkstums als auch des Verhältnisses gegenüber den Angehörigen anderer Völker, die mit

Digitized by Google

uns in unserem Raum leben. Im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Weltanschauung steht die Erkenntnis von Blut und Rasse. Das Wohl des Gesamtvolkes ist für uns höchster sittlicher Maßstab unseres Handelns. Wenn also die Stärkung unserer eigenen Volkskraft überhaupt unsere größte Aufgabe sein soll, so gilt das zwangsläufig noch viel mehr als irgendwo anders in den deutschen Gebieten, die im bisherigen Verlauf des Krieges dem Reich wieder angegliedert wurden. Dort stoßen verschiedenartige Volkstümer noch mehr oder weniger stark aufeinander. Zu diesen neuen Gebieten des Großdeutschen Reiches gehört der Reichsgau Danzig-Westpreußen, der in den Septembertagen 1939 neu entstand. Der neue Gau, der im Süden bis einschließlich Bromberg und Thorn geht, wurde im Osten abgerundet durch die Kreise Leipe und Rippin, die auch altes Ordensland sind. Die Gesamtbevölkerung des Gaues umfaßt etwa 2,3 Millionen Menschen. Das Deutschtum ist massiert in den nördlichen Gebieten mit insgesamt etwa 700 000 Menschen. Im ehemaligen Korridorgebiet waren bei der Befreiung etwa 200 000 Volksdeutsche vorhanden, zu denen inzwischen durch deutsche Umsiedler aus dem Baltikum, dem Generalgouvernement und Bessarabien sowie Beamte, Angestellte und andere Volksgenossen aus dem Altreich etwa 65 000 Deutsche hinzugekommen sind. Außer diesen etwa eine Million Deutschen befinden sich noch 1,3 Millionen Menschen im Gau, von denen ein gewisser Prozentsatz aus Kongreßpolen besteht, während die Volkszugehörigkeit des allergrößten Teiles wie der Kaschuben u. a. sehr stark vom deutschen Blutsanteil bestimmt ist Juden gibt es im Gaugebiet nicht mehr. Danzig-Westpreußen ist also der erste neue Ostgau, der judenfrei ist.

Als der Führer am 19. September 1939 im befreiten Danzig einzog, nahm er Gelegenheit, vor einem engeren Führerkreis des Gaues die zukünftigen Aufgaben in diesem Gebiet zu umreißen. Hierbei bezeichnete der Führer als die wesentlichste Verpflichtung, dieses Land ganz deutsch zu machen und damit die Volkstumsfrage allen anderen Problemen überzuordnen.

Das Ziel war gesetzt, und wenn wir nunmehr nach bald zwei Jahren zäher Aufbauarbeit auf die Entwicklung und Methoden unserer Volkstumspolitik zurückblicken, so läßt sich folgendes feststellen.

Am Anfang war es das Wichtigste, jene Personen auszuwählen, die als Volksdeutsche zu betrachten waren, d. h. die sich vor dem 1. September 1939 aktiv oder positiv als bewußte Deutsche gezeigt hatten. Diese Arbeit konnte nach Ablauf eines Jahres im wesentlichen als abgeschlossen bezeichnet werden. Diese Menschen stehen an vorderster Front bei der Aufbauarbeit und in enger Kameradschaft mit ihren übrigen in das Land gekommenen Volksgenossen, um die dem gesamten Großdeutschen Reich gestellten Kriegsaufgaben zu lösen, wie die speziell im Gau vorhandenen Probleme zu meistern. Hierbei ist die Partei mit ihren Organisationen, die oft schon wenige Tage nach der Befreiung der neuen Gebiete mit der Arbeit beginnen konnten, immer wieder treibender Motor.

Nach der Feststellung der Volksdeutschen mußte nun zwangsläufig eine hiermit in enger Verbindung stehende Aufgabe von wirklich geschichtlichem Ausmaß in den Vordergrund treten: Die Wiedergewinnung und Rückführung alles deutschen Blutes, das im Laufe einer kürzeren oder längeren Entwicklung aus verschiedenen Gründen und unter mannigfaltigen Einflüssen unserem deutschen Volk scheinbar verloren bzw. schon im beträchtlichen Ausmaße im fremden Volkstum aufgegangen war. Zweifellos sind gerade im Reichsgau Danzig-Westpreußen sehr viele solche Menschen vorhanden. Dieses Land ist nicht nur in der Frühzeit von Germanen besiedelt gewesen, sondern die deutschen Ostwanderungen, die etwa Mitte des zwölften Jahrhunderts begannen, die Arbeit des Ritterordens und Friedrichs des Großen und andere Ereignisse haben viel deutsches Blut in dieses Gebiet gebracht. Zeitabschnitte, in denen das Deutschtum zur höchsten Entfaltung gelangte, und Perioden des völkischen Niederganges wechselten miteinander ab. Die Gründe hierfür ergeben sich sowohl aus der oft mangelnden Verbindung des Deutschtums mit seinen Kerngebieten im Reich wie aus der stets starken Aktivität Polens im Volkstumskampf. Die polnisch-katholische Kirche hat bei der Polonisierung deutscher Menschen nicht nur in den Jahren nach 1919, sondern schon in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten stärksten Anteil gehabt. Der polnisch-katholische Klerus hat es immer wieder verstanden, die Interessen seiner Kirche mit denen des polnischen Nationalismus zu identifizieren. Hierbei war das Bestreben maßgebend, im Osten sowohl gegenüber dem

Digitized by Google

Deutschen Reich eine machtmäßige und ideologische Barriere zu haben, als auch eine Ausfallbastion gegenüber dem weiteren Osten zu bilden. Dieser Plan war nur durchzuführen, wenn es gelang, die Interessen des Klerus zu den Zielen des Polentums zu machen. Man scheute dabei auch nicht vor gefährlichen und verwerflichen Begriffsverwirrungen zurück. Die These katholisch = polnisch wurde systematisch verfochten. Die Jungfrau Maria wurde zur Königin Polens erklärt; der Glaube an die Mutter Christi mit dem Glauben an die Wiedererstehung eines katholischen polnischen Staates auf das engste verknüpft. Gegenüber den deutschen katholischen Siedlern zögerte man nicht, verwerflichste Mittel wie wirtschaftlichen Druck, besonders aber den religiösen Terror anzuwenden. Eine unendliche Reihe von Beispielen aus der Geschichte dieses Raumes ließe sich für die Systematik dieser Arbeit anführen. Am Ende einer solchen jahrhundertelangen Entwicklung, die nicht zuletzt durch die Instinktlosigkeit maßgebender deutscher Stellen im vorigen Jahrhundert begünstigt wurde, steht die Tatsache, daß hunderttausende deutscher Menschen ihr Volkstum nicht nur mehr oder weniger stark aufgegeben hatten, sondern darüber hinaus das Polentum gerade aus deutschblütigen Elementen fanatische und aktive Führungskräfte gewann, die dann im Kampf gegen ihre eigenen Volksgenossen hervortraten. Es ist klar, daß seit dem Jahre 1919 in dem polnischen Unstaat von Versailles die Entdeutschung bzw. Austreibung der Deutschen mit um so größerer Wucht einsetzte. Der polnisch-katholische Klerus war auch hier wieder führend. Auf den Fahnen der polnischen Regimenter sah man den weißen Adler, und auf der anderen Seite das Bildnis der Jungfrau Maria. Der Kampf gegen das neue Deutschland wurde von den polnisch-katholischen Bischöfen zum politisch-religiösen Kreuzzug erklärt. Hetze und Verblendung fanden dann ihren verabscheuungswürdigen, grausigen Ausdruck in den entsetzlichen Bluttaten an hilflosen deutschen Verwundeten und an Tausenden von Volksdeutschen, Geschehnisse, deren Gipfelpunkt der inzwischen für die Welt zum Begriff gewordene Bromberger Blutsonntag vom 3. September 1939 war, bei dem über tausend Volksdeutsche, darunter Frauen und Kinder, in entsetzlicher Weise den Tod fanden.

Aus diesen traurigen Erfahrungen haben wir in unserer Volkstumspolitik, die weder den Bestrebungen einer Kirche noch irgendeiner bestimmten Gruppe dient, gelernt. Der polnische Katholizismus hat in unseren Ostgebieten nichts mehr zu suchen. Erfreulicherweise sind wir heute im Gegensatz zu der Zeit vor dem Weltkriege in der Lage, alle organisierten polnischen Einflüsse auszuschalten. Mit der Stärkung unseres deutschen Volkstums schreitet einher die endgültige Beseitigung jeglicher polnischen Restbestände geistiger oder sonstiger Art in diesem urdeutschen Land. Unsere Verpflichtung, irregeleitete deutsche Menschen, die dem wachsenden Druck dieser fremden uns feindlichen Welt zum Opfer fielen, zum deutschen Volk zurückzuführen, bleibt bestehen trotz aller möglichen Gefühle und Vorurteile, die aus diesen oder jenen Kreisen dagegen erhoben werden. Der Maßstab dieser Arbeit ist bestimmt von dem Denken in Jahrhunderten und der Erkenntnis, daß wir uns niemals mehr leisten dürfen, auf deutsches Blut, das zu uns gehört, zu verzichten. Darin liegt der wesentliche Sinn des Gesetzes zur Einführung der deutschen Volksliste in den Ostgebieten. Gauleiter Forster hat sich von Anfang an besonders der Volkstumsarbeit gewidmet. Hinsichtlich der Erfassung der uns vorübergehend verlorengegangenen deutschblütigen Menschen legt er besonderes Gewicht darauf, diese Schicksale nicht vom Schreibtisch her, sondern auf Grund der persönlichen Inaugenscheinnahme und des menschlichen Gesamteindruckes des Betreffenden bearbeiten zu lassen.

Unsere Volkstumspolitik dient aber andererseits dazu, eine klare Trennung gegenüber dem Polentum zu schaffen. Sosehr wir von großen Gesichtspunkten ausgehen und uns auf die Kraft und Stärke eines über 85-Millionen-Volkes stützen könnten, sowenig vergessen wir den Bromberger Blutsonntag. Die Einstellung gegenüber dem Polentum ist bestimmt von einer nüchternen Erkenntnis seines Wesens und dem Entschluß, ihm die Stellung zu geben, die ihm entspricht.

Die Durchführung einer nationalsozialistischen Volkstumspolitik ist im Krieg natürlich besonders schwer. Die Maßnahmen auf diesem Gebiet konnten aber auf keinen Fall bis auf die Nachkriegszeit aufgehoben werden, denn es handelt sich um lebendige Probleme im wahrsten Sinne des Wortes, die angepackt werden mußten, wenn sie nicht über uns hinwegwachsen sollten. Es ist klar, daß auch hier alle Kraft erst einmal dafür eingesetzt wird, daß wir den Krieg gewinnen. Die Zielstrebigkeit und weite

Digitized by Google

Planung der Volkstumspolitik hat darunter aber nicht gelitten. Die endgültige Eindeutschung dieses Landes wird ihre ganz großen Impulse erst nach dem Sieg gewinnen können. Viele Höfe und Plätze sind deutschen Frontsoldaten vorbehalten. Manches wird heute noch verwaltet, was einmal von diesen Männern gestaltet werden soll.

Der deutsche Osten ist weit geworden. Unsere Volkstumspolitik soll in gerade diesem weiten Osten nicht nur das Ende einer jahrhundertelangen für unser Volk tragischen Entwicklung bedeuten, sondern der Garant einer organischen, von immer mehr deutschen Menschen verantwortungsbewußt gestalteten Entfaltung.

Martin Damß: Gedichte

Abendstern

Wenn der goldne Abendstern
Über meiner Hütte funkelt,
Fühl ich, bist du mir auch fern,
Deine Nähe, sanft verdunkelt
Von der Dämmerung des Lichtes,
Von dem Blumenduft im Garten:
Deines lächelnden Gesichtes
Leises Duften, leises Warten.
Und ich schließe meine Hände
Um dein Bild wie einen Rahmen,
Und ich spreche deinen Namen
Still wie ein Gebet zu Ende.

Feierabend

Komm, gib mir deine Hand. Wir wollen
Den Frühling vor den Toren grüßen gehn
Und jung sein, sorglos, und in vollen,
Ganz tiefen Zügen den Geruch der Schollen
Einatmen und auf brauner Erde stehn.

Noch ist in uns der Lärm der grauen Stadt,
Sirenenpfiff und Brausen der Maschinen,
Das unser Herz im Stahl gefangen hat,
Wenn wir am Schraubstock und am Riemenrad
Mit harten Händen unserm Werke dienen.

Hörst du den Ton? Die Abendglocken läuten
Uns Frieden in das flammenheiße Blut.
Nun sind wir frei. Und Seligkeit bedeuten
Die klaren Klänge allen Arbeitsleuten.
Der Amboß feiert, und der Hammer ruht.

Sieh, wie der Hügel sanft im Abendschweigen
Aufwächst vorm roterglühten Horizont.
Gib mir die Hand, wir wollen ihn besteigen,
Dort will ich dir die schöne Heimat zeigen,
Von Gottes Lächeln gütig übersonnt.

Die alte Stadt mit ihren Steinaltanen,
Das Dorf, die Kirche, Acker, Wald und Beet,
Den weißen Rauch der vielen Eisenbahnen,
Der flutend überm Land wie Atlasfahnen
Im Osterwind des jungen Jahres weht.

Und schweigend wollen wir vom Sommer träumen
Und fühlen: diese Stunde ist das Glück,
Das wie ein zartes Grün von Strauch und Bäumen
Uns morgen noch in dumpfen Arbeitsräumen
Das Blut durchsingt im Dröhnen der Fabrik.

Digitized by Google

Wir wollen lächelnd alles Schwere loben;
Was auf uns laſtet, macht uns zwiefach leicht,
Wenn wir am Abend auf dem Hügel oben,
In Himmelsnähe und in Glanz erhoben,
Die Weite ſehn, die unſer Blick erreicht.

Komm, laß uns gehn. Es ſteigt ein honiglinder
Und ſüßer Duft aus frühlingsfrohem Land.
Wir wiſſen, daß wir dieſer Erde Kinder
Und Erben ſind. Und unſre jungen Münder
Begegnen ſich. Komm, gib mir deine Hand.

Inſchrift

Tief in den Nächten zu ſitzen, verwirrt das Herz,
Einſam und ohne die Gnade des Schlafs,
Jenes täglichen Todes, aus dem das Leben
Auferſteht zu neuem Anfang und neuer Tat,
Verlaſſen zu ſein in namenloſem Schweigen
Unter den Sternen, ringend mit dunkler Gewalt,
Ohne Träne und keiner Erlöſung teilhaftig,
Iſt nur dem Bildner gegeben, dem Zeugenden,
Nur dem Sänger, dem einzigen, der da iſt.

Verſchloſſen bleibt ewig der Mund, der ausſagt
Die Tiefe des Leides, aus dem die Geſichte ſteigen:
Das heilige Lied und das heilige Antlitz im Stein.
Verſchloſſen bleibt ewig der Mund, der dieſes zu ſprechen,
Dieſes zu reden vermöchte. Denn es ſind Worte
Dafür nicht geboren, und keiner weiß ſie zu finden.

Wenigen iſt es auferlegt dies zu erdulden,
Dies zu ertragen, allein, am Rande des Daſeins,
Ohne Schwert, ohne Schild, ohne Panzer, nackt und
Das Herz entblößt vor den ſtarrenden Waffen der Nacht.

Denn ſo will es der Gott, daß einige leiden,
Einige preisgegeben ſind dem Schmerz und der Wunde,
Damit ihr Werk das Siegel des Ewigen trage
In dem eiligen Alltag und dem Geſchäft der andern.
Daß ausgemeſſen ſei die Tiefe des Menſchen
Nach göttlichem Maß, und das Geſchlecht nicht
Getrieben werde wie Schaum an die Oberfläche.

Dies zu ſagen iſt leicht. Doch tief in den Nächten
Zu ſitzen, einſam und ohne die Gnade des Schlafs,
Jenes täglichen Todes, aus dem das Leben
Auferſteht zu neuem Anfang und neuer Tat,
Verlaſſen zu ſein in namenloſem Schweigen
Unter den Sternen, ringend mit dunkler Gewalt,
Ohne Träne und keiner Erlöſung teilhaftig,
Iſt nur dem Bildner gegeben, dem Zeugenden,
Nur dem Sänger, dem einzigen, der da iſt.

Digitized by Google

August Goergens:

Neues Kulturleben im alten Ordensland

Nach der Befreiung Danzigs und der Korridorgebiete wurden alle für die kulturelle Erschließung und Rückgewinnung des neuen Reichsgaues Danzig-Westpreußen notwendigen Planungen und vielseitigen Aufgaben sofort in Angriff genommen. In stiller, zielbewußter Kleinarbeit sind die Voraussetzungen für einen großzügigen Neubau des kulturellen Lebens inzwischen geschaffen worden. Unmittelbar im Gefolge unserer Wehrmacht zogen im Herbst 1939 die Männer in das befreite Land, die berufen waren, die Soldaten und Volksdeutschen kulturell zu betreuen. Was sie an kulturellen Werten und Einrichtungen vorfanden, entsprach den übrigen Auswirkungen polnischer Wirtschaft. Die Polen, selber völlig unschöpferisch, waren nicht einmal fähig gewesen, die ihnen ausgelieferten Werte zu bewahren. Zwei Jahrzehnte polnischen Einflusses hatten genügt, die Zeugnisse deutschen Kulturwillens fast restlos zu vernichten. Vergeblich hatten unsere Volksdeutschen versucht, trotz immer unerträglicher werdendem polnischem Terror die kulturelle Verbindung mit dem Mutterlande aufrechtzuerhalten. Von Danzig aus und durch die Tätigkeit des VDA. konnten ihnen vereinzelt Kulturveranstaltungen unter größten Schwierigkeiten gebracht werden. Nur unter Gefährdung von Leben und Eigentum durften sie sich zu kultureller Gemeinschaftsarbeit zusammenfinden und bekennen. Schon die Mitwirkung in einem Gesangverein, ja harmloses Kindersingen, galt als staatsgefährliche Betätigung.

Die aus deutscher Zeit stammenden Theater, wie das früher in hohem Rufe stehende Bromberger Stadttheater, an dem einst Paul Wegener und Ida Wüst wirkten, waren restlos verdreckt, die überalterten Bühneneinrichtungen verwahrlost, der ungepflegte Fundus heruntergewirtschaftet. Die wenigen unzulänglichen Filmtheater und die vorhandenen Säle wurden in unbeschreiblichem Zustand angetroffen. Anscheinend hatte niemand auch nur daran gedacht, für die Ausbesserung der ärgsten Schäden Sorge zu tragen oder den gehäuften Schmutz herauskehren zu lassen. Der Buchhandel bestand fast ausschließlich aus Schundliteratur, ein sogenannter Kunsthandel vertrieb Kitschdrucke übelster Art. Den sichtbarsten Ausdruck aber findet diese Kulturlosigkeit in dem unpersönlichen Nützlichkeitsstil polnischer Bau-„Kunst", die in der mit fremder Hilfe aufgebauten Renommierstadt Gdingen (Gotenhafen) wahre Orgien feiert.

Westpreußen hat mehr als einmal in der Geschichte das schwere Grenzland-Schicksal tragen müssen, dem Reich an eine „Kulturnation", wie die Polen, verlorenzugehen. So konnte schon in der Vorkriegszeit das gefährliche, weitverbreitete Schlagwort von „westöstlichem Kulturgefälle" entstehen, das in seiner Unhaltbarkeit und Schädlichkeit erst jetzt erkannt und überwunden wird. Seine Entstehung beruht auf einem Fehlschluß, der nur die äußeren Auswirkungen sieht, ohne nach den Ursachen zu fragen. Schon in der Zeit vor dem Weltkrieg hat eine kurzsichtige Personalpolitik der Staats- und Kommunal-Verwaltungen den Osten als Strafkolonie angesehen und dorthin nur unbrauchbare Kräfte abgegeben. Nach Errichtung des polnischen Saisonstaates brach erneut über dieses trotz allem noch kerndeutsche Land die Herrschaft des Polentums herein. Mehr als eine halbe Million Deutsche wurden rücksichtslos aus Westpreußen vertrieben und durch Polen ersetzt, die Zurückbleibenden verloren alle Bindungen zum Reich, die Kinder wuchsen überwiegend ohne deutsche Schulen auf. Der Terror, ständig verschärft, erreichte seinen Höhepunkt in der letzten Phase des Volkstumskampfes mit dem grauenvollen Ausklang des Blutsonntags von Bromberg.

Aber trotz härtesten Grenzlandschicksals ist Westpreußen immer altes deutsches Kulturland geblieben. Der Reichsgau Danzig-Westpreußen umfaßt heute das Kernland des Deutschen Ritterordens. In Thorn haben die Ordensritter einst die Erschließung und Besiedlung des Kulmer Landes begonnen. Von hier aus haben sie den gesamten Weichselraum bis zum Baltikum und weit nach Rußland hinein kolonisiert. Davon zeugen neben der Marienburg, dem großartigsten Denkmal deutscher Kulturleistung im Osten, die 22 Ordensschlösser und Burgruinen in diesem Land, aber auch deutsche Stadtgründungen mit prächtigen Ratsbauten und reichen Bürgerhäusern, wehrhaften Mauern, Toren und vielen Dörfern mit ihren hochgiebeligen Bauernhäusern, von schweren, burgartigen Kirchen überragt. Die Gauhauptstadt Danzig, die in der Einheitlichkeit des Stadtbildes im Reiche ihresgleichen sucht, hat durch den Ritterorden und später durch die Hanse ihr einmaliges Gepräge erhalten. Bromberg, die aufstrebende Stadt an der Brahe, trägt die Züge friderizianischen Geistes.

Westpreußen hat zu allen Zeiten seinen unerschütterlichen deutschen Kulturwillen

Digitized by Google

Wir wollen lächelnd alles Schwere loben;
Was auf uns laſtet, macht uns zwiefach leicht,
Wenn wir am Abend auf dem Hügel oben,
In Himmelsnähe und in Glanz erhoben,
Die Weite ſehn, die unſer Blick erreicht.

Komm, laß uns gehn. Es ſteigt ein honiglinder
Und ſüßer Duft aus frühlingsfrohem Land.
Wir wiſſen, daß wir dieſer Erde Kinder
Und Erben ſind. Und unſre jungen Münder
Begegnen ſich. Komm, gib mir deine Hand.

Inſchrift

Tief in den Nächten zu ſitzen, verwirrt das Herz,
Einſam und ohne die Gnade des Schlafs,
Jenes täglichen Todes, aus dem das Leben
Auferſteht zu neuem Anfang und neuer Tat,
Verlaſſen zu ſein in namenloſem Schweigen
Unter den Sternen, ringend mit dunkler Gewalt,
Ohne Träne und keiner Erlöſung teilhaftig,
Iſt nur dem Bildner gegeben, dem Zeugenden,
Nur dem Sänger, dem einzigen, der da iſt.

Verſchloſſen bleibt ewig der Mund, der ausſagt
Die Tiefe des Leides, aus dem die Geſichte ſteigen:
Das heilige Lied und das heilige Antlitz im Stein.
Verſchloſſen bleibt ewig der Mund, der dieſes zu ſprechen,
Dieſes zu reden vermöchte. Denn es ſind Worte
Dafür nicht geboren, und keiner weiß ſie zu finden.

Wenigen iſt es auferlegt dies zu erdulden,
Dies zu ertragen, allein, am Rande des Daſeins,
Ohne Schwert, ohne Schild, ohne Panzer, nackt und
Das Herz entblößt vor den ſtarrenden Waffen der Nacht.

Denn ſo will es der Gott, daß einige leiden,
Einige preisgegeben ſind dem Schmerz und der Wunde,
Damit ihr Werk das Siegel des Ewigen trage
In dem eiligen Alltag und dem Geſchäft der andern.
Daß ausgemeſſen ſei die Tiefe des Menſchen
Nach göttlichem Maß, und das Geſchlecht nicht
Getrieben werde wie Schaum an die Oberfläche.

Dies zu ſagen iſt leicht. Doch tief in den Nächten
Zu ſitzen, einſam und ohne die Gnade des Schlafs,
Jenes täglichen Todes, aus dem das Leben
Auferſteht zu neuem Anfang und neuer Tat,
Verlaſſen zu ſein in namenloſem Schweigen
Unter den Sternen, ringend mit dunkler Gewalt,
Ohne Träne und keiner Erlöſung teilhaftig,
Iſt nur dem Bildner gegeben, dem Zeugenden,
Nur dem Sänger, dem einzigen, der da iſt.

Digitized by Google

August Goergens:

Neues Kulturleben im alten Ordensland

Nach der Befreiung Danzigs und der Korridorgebiete wurden alle für die kulturelle Erschließung und Rückgewinnung des neuen Reichsgaues Danzig-Westpreußen notwendigen Planungen und vielseitigen Aufgaben sofort in Angriff genommen. In stiller, zielbewußter Kleinarbeit sind die Voraussetzungen für einen großzügigen Neubau des kulturellen Lebens inzwischen geschaffen worden. Unmittelbar im Gefolge unserer Wehrmacht zogen im Herbst 1939 die Männer in das befreite Land, die berufen waren, die Soldaten und Volksdeutschen kulturell zu betreuen. Was sie an kulturellen Werten und Einrichtungen vorfanden, entsprach den übrigen Auswirkungen polnischer Wirtschaft. Die Polen, selber völlig unschöpferisch, waren nicht einmal fähig gewesen, die ihnen ausgelieferten Werte zu bewahren. Zwei Jahrzehnte polnischen Einflusses hatten genügt, die Zeugnisse deutschen Kulturwillens fast restlos zu vernichten. Vergeblich hatten unsere Volksdeutschen versucht, trotz immer unerträglicher werdendem polnischem Terror die kulturelle Verbindung mit dem Mutterlande aufrechtzuerhalten. Von Danzig aus und durch die Tätigkeit des VDA. konnten ihnen vereinzelt Kulturveranstaltungen unter größten Schwierigkeiten gebracht werden. Nur unter Gefährdung von Leben und Eigentum durften sie sich zu kultureller Gemeinschaftsarbeit zusammenfinden und bekennen. Schon die Mitwirkung in einem Gesangverein, ja harmloses Kindersingen, galt als staatsgefährliche Betätigung.

Die aus deutscher Zeit stammenden Theater, wie das früher in hohem Rufe stehende Bromberger Stadttheater, an dem einst Paul Wegener und Ida Wüst wirkten, waren restlos verdreckt, die überalterten Bühneneinrichtungen verwahrlost, der ungepflegte Fundus heruntergewirtschaftet. Die wenigen unzulänglichen Filmtheater und die vorhandenen Säle wurden in unbeschreiblichem Zustand angetroffen. Anscheinend hatte niemand auch nur daran gedacht, für die Ausbesserung der ärgsten Schäden Sorge zu tragen oder den gehäuften Schmutz herauskehren zu lassen. Der Buchhandel bestand fast ausschließlich aus Schundliteratur, ein sogenannter Kunsthandel vertrieb Kitschdrucke übelster Art. Den sichtbarsten Ausdruck aber findet diese Kulturlosigkeit in dem unpersönlichen Nützlichkeitsstil polnischer Bau-„Kunst", die in der mit fremder Hilfe aufgebauten Renommierstadt Gdingen (Gotenhafen) wahre Orgien feiert.

Westpreußen hat mehr als einmal in der Geschichte das schwere Grenzland-Schicksal tragen müssen, dem Reich an eine „Kulturnation", wie die Polen, verlorenzugehen. So konnte schon in der Vorkriegszeit das gefährliche, weitverbreitete Schlagwort von „westöstlichem Kulturgefälle" entstehen, das in seiner Unhaltbarkeit und Schädlichkeit erst jetzt erkannt und überwunden wird. Seine Entstehung beruht auf einem Fehlschluß, der nur die äußeren Auswirkungen sieht, ohne nach den Ursachen zu fragen. Schon in der Zeit vor dem Weltkrieg hat eine kurzsichtige Personalpolitik der Staats- und Kommunal-Verwaltungen den Osten als Strafkolonie angesehen und dorthin nur unbrauchbare Kräfte abgegeben. Nach Errichtung des polnischen Saisonstaates brach erneut über dieses trotz allem noch kerndeutsche Land die Herrschaft des Polentums herein. Mehr als eine halbe Million Deutsche wurden rücksichtslos aus Westpreußen vertrieben und durch Polen ersetzt, die Zurückbleibenden verloren alle Bindungen zum Reich, die Kinder wuchsen überwiegend ohne deutsche Schulen auf. Der Terror, ständig verschärft, erreichte seinen Höhepunkt in der letzten Phase des Volkstumskampfes mit dem grauenvollen Ausklang des Blutsonntags von Bromberg.

Aber trotz härtesten Grenzlandschicksals ist Westpreußen immer altes deutsches Kulturland geblieben. Der Reichsgau Danzig-Westpreußen umfaßt heute das Kernland des Deutschen Ritterordens. In Thorn haben die Ordensritter einst die Erschließung und Besiedlung des Kulmer Landes begonnen. Von hier aus haben sie den gesamten Weichselraum bis zum Baltikum und weit nach Rußland hinein kolonisiert. Davon zeugen neben der Marienburg, dem großartigsten Denkmal deutscher Kulturleistung im Osten, die 22 Ordensschlösser und Burgruinen in diesem Land, aber auch deutsche Stadtgründungen mit prächtigen Ratsbauten und reichen Bürgerhäusern, wehrhaften Mauern, Toren und vielen Dörfern mit ihren hochgiebeligen Bauernhäusern, von schweren, burgartigen Kirchen überragt. Die Gauhauptstadt Danzig, die in der Einheitlichkeit des Stadtbildes im Reiche ihresgleichen sucht, hat durch den Ritterorden und später durch die Hanse ihr einmaliges Gepräge erhalten. Bromberg, die aufstrebende Stadt an der Brahe, trägt die Züge friderizianischen Geistes.

Westpreußen hat zu allen Zeiten seinen unerschütterlichen deutschen Kulturwillen

Digitized by Google

bewiesen und durch eine große Zahl berühmter Namen seinen Beitrag zur gesamtdeutschen Kulturentwicklung gegeben. Und in diesem Sinne wurde mit dem kulturellen Neuaufbau begonnen. Schwierig und ungewöhnlich waren die neuen Aufgaben, da alle Voraussetzungen für die kulturelle Durchdringung dieses Gebietes fehlten. Es mußte ganz von vorn angefangen werden. Nur in Danzig und den bei Ostpreußen verbliebenen Teilen des Reichsgaues konnte auch nach 1919 eine stetige Kulturarbeit im Grenzlandkampf eingesetzt und kulturell die Verbindung mit dem Reich aufrechterhalten werden. Eine verständnisvolle und großzügige Förderung des Reiches hat einen regen Kulturaustausch ermöglicht. Häufig kamen Künstler aus dem Altreich nach Danzig und brachten immer wieder neue Anregungen für das heimische Kulturschaffen, das mit Dichtern wie Martin Damß, Ottfried Graf Finkenstein, Erich Post und Hansulrich Röhl, mit den Musikern Hannemann, Paetsch, Schramm, und den Malern Pfuhle, Dannot (Dannowsky), Paetsch und Heidingsfeld auf sehr beachtlicher Höhe stand und steht.

Sofort nach der Machtübernahme in Danzig hat die nationalsozialistische Bewegung die ganze Kraft ihres Kulturwillens in den Abwehrkampf gegen Polen eingesetzt. Gauleiter Forster, der von jeher am Kulturleben lebhaftesten Anteil nimmt, danken wir die Wiederherstellung des alten, schönen Stadtbildes, die Neugestaltung des Danziger Staatstheaters, vor allem aber die von Reichsminister Dr. Goebbels besonders geförderten Gaukulturwochen, die während der Kampfzeit eine bedeutungsvolle politische Note trugen. Die Zoppoter Waldoper, ein hochstehendes Musikleben, wertvolle Ausstellungen bildender Künstler, ein lebendiges Ostlandschrifttum (Zeitschrift „Der Deutsche im Osten"), die Technische Hochschule und der Landessender machten Danzig zum wichtigsten Ausstrahlungszentrum für das polnische Hinterland.

Bereits seit 1935 bestand die Landeskulturkammer der Freien Stadt Danzig. Bei der Ausweitung der Kulturarbeit auf den neuen Reichsgau stand also bereits eine im Kampf mit dem Polentum herangebildete Kerntruppe zur Verfügung, die sofort erfolgreich eingesetzt werden konnte. Nach Einführung des Reichskulturkammergesetzes wurden alle Kultur schaffenden und kulturwirtschaftlichen Betriebe erfaßt und betreut. So sehr wir uns über jeden Kulturschaffenden freuen, der in den Osten kommt, so kann es uns doch nicht gleichgültig sein, wer sich hier niederlassen will. Bei Überprüfung der zahlreichen Bewerber, die sich berufen fühlen, am kulturellen Aufbau des deutschen Ostens mitzuarbeiten, ergibt sich oft, daß sie nur glauben, hier ein leichteres, einträglicheres Tätigkeitsfeld finden zu können. Allen diesen Menschen muß immer wieder klargemacht werden, daß der Osten nicht nur ein größeres fachliches Können verlangt, sondern auch eine höhere Arbeitsleistung als das Altreich, also mehr Idealismus, Einsatzbereitschaft und Opferfreudigkeit.

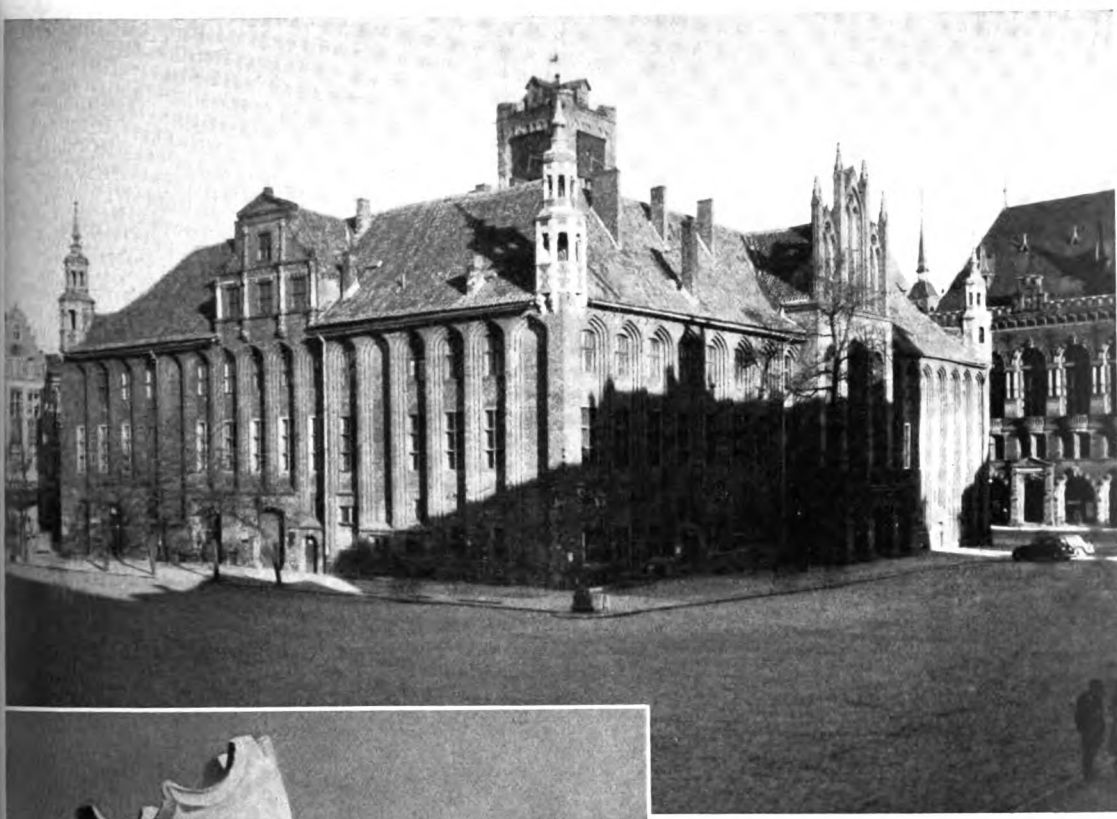
Es gilt, diesem Land, das zwei Jahrzehnte lang polnischem Unvermögen ausgesetzt war, sein sauberes deutsches Antlitz wiederzugeben. Es gilt, die hier ansässigen kampferprobten deutschen Menschen und die aus allen deutschen Gauen herbeiströmenden aufbauwilligen Kräfte, sowie die Umsiedler aus dem Baltikum und Bessarabien aufs sorgfältigste kulturell zu betreuen, und es ist klar, daß gerade die Kulturarbeit bei der Bewältigung der Volkstumsprobleme mit eine ausschlaggebende Rolle spielt.

Der Film wurde sofort nach dem Einmarsch unserer siegreichen Truppen seit September 1939 erfolgreich propagandistisch eingesetzt. Die Gaufilmstelle, die zunächst den Soldaten und Volksdeutschen die Kriegswochenschauen und die Filme vom Polenfeldzug und der Luftwaffe brachte, hat inzwischen insgesamt 9478 Veranstaltungen mit 2,3 Millionen Besuchern durchgeführt, und zwar in etwa 2000 Spielstellen unter den primitivsten Voraussetzungen in Sälen und Gaststätten, Turnhallen und Scheunen.

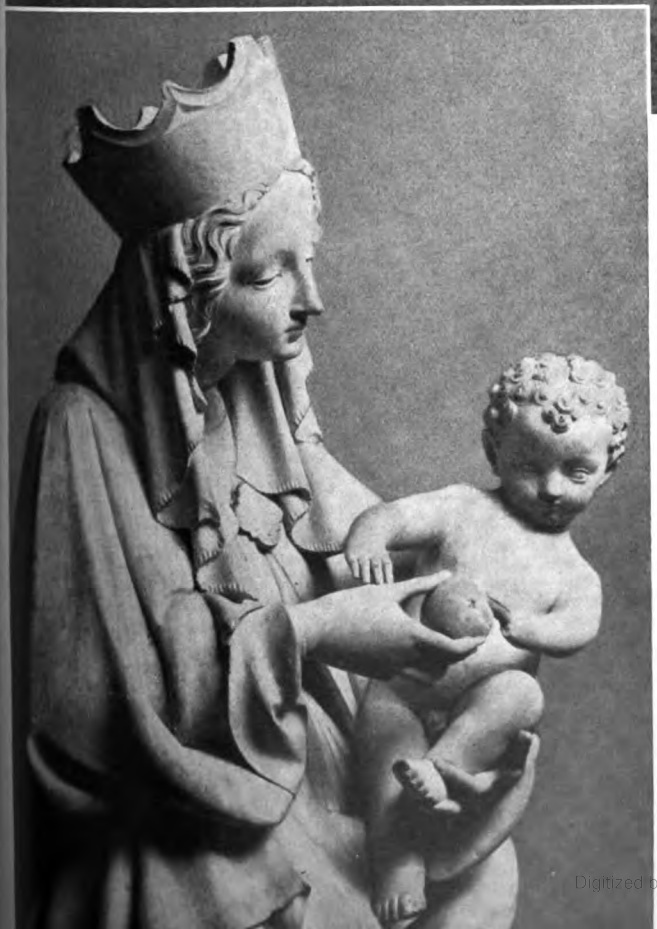
Von den völlig verwahrlosten polnischen Filmtheatern befinden sich 35 nach grundlegender Säuberung und Einbau neuer Apparaturen wieder in Betrieb. Die durch Treuhänder verwalteten Lichtspielhäuser werden später an heimkehrende Frontsoldaten vergeben. Vier Kino-Neubauten wurden bereits errichtet, weitere neun sind im Bau. Jede Kreisstadt wird ein vorbildliches Lichtspieltheater erhalten, das in würdiger Ausstattung sich auch für politische und sonstige kulturelle Veranstaltungen eignet.

Das Theaterwesen hat einen großen Aufschwung erlebt. Überall sind zunehmende Besucherzahlen zu verzeichnen. Die Nachfrage nach den Anrechten ist so groß, daß Plätze im Freiverkauf nur beschränkt erhältlich sind. Das trifft auch schon für das Bromberger Stadttheater zu, das nach grundlegender Umgestaltung durch den Danziger Archi-

Digitized by Google



Das alte Rathaus von Thorn



Die „Schöne Maria“ von Thorn

Digitized by Google

Die Tiege bei Tiegenhagen im Danziger Werder

Ostdeutsches Vorlaubenhaus in Taunsee (Danziger Niederung)

tekten Professor Otto Frick im Herbst 1940 seine Pforten öffnen konnte. Von diesem Architekten stammt auch der Entwurf zum Neubau des Opernhauses in Danzig. Die Stadt Elbing besitzt ein sehr rühriges, lebendiges Theater. Das Theater in Thorn wird gegenwärtig grundlegend umgebaut und im Herbst mit Schauspiel, Oper und Operette die Spielzeit beginnen. Die im Oktober 1940 geschaffene Landesbühne Danzig-Westpreußen bespielt seither ständig die übrigen Orte des Reichsgaues und leistet wahre kulturelle Vorpostenarbeit. Sie erfaßte bis März 1941 bei durchschnittlich 35 Vorstellungen im Monat annähernd 6000 Besucher. Mit zwei Spielgruppen werden 64 Orte des Gaues versorgt. Tag für Tag, ohne Sonntagsruhe, und oft auch nachmittags in Wehrmachtvorstellungen stehen die Schauspieler auf der Bühne. Bei den vielfach noch primitiven Verhältnissen und Übernachtungsmöglichkeiten erfordert diese Leistung größten Idealismus, Liebe zum Beruf und Einsatzfreude. Ein Ensemble der Landesbühne ist gegenwärtig zur Truppenbetreuung im Baltikum eingesetzt. In einer großzügigen Erneuerungsaktion konnten inzwischen viele Säle hergerichtet und würdig ausgestaltet werden. Das Stadttheater in Graudenz wird ebenfalls bereits umgebaut, soll nach Fertigstellung aber zunächst von der Landesbühne mitbespielt werden.

Der Schrifttumsarbeit im befreiten Gebiet des Reichsgaues waren besondere Aufgaben gestellt. Nach Beendigung der notwendigen Aufräumungsarbeiten galt es, schnellstens gutes deutsches Schrifttum in den Gau zu bringen. Von den jetzt bestehenden 78 Buchhandlungen wurden 59 im befreiten Gebiet neu errichtet. Die in der Ostarbeit eingesetzten Buchhändler wurden laufend gefördert und beraten, sie alle haben eine gesunde wirtschaftliche Grundlage gefunden. Fünf große Buchausstellungen, die der Werbung für das gute Schrifttum dienten, hatten die höchsten Besucherzahlen im Reich aufzuweisen. Der „Ostdeutsche Dichterkreis" vereinigt alle mit dem Ostlandschrifttum verbundenen Schaffenden und fördert ihre Arbeit durch Einsatz von Dichterlesungen. Allein vom Deutschen Volksbildungswerk und den Gemeinden wurden insgesamt 223 Dichterlesungen mit 42 634 Besuchern durchgeführt.

Von der Bildenden Kunst gingen wertvolle Anregungen aus. Die „Ausstellungsgemeinschaft Danzig-Westpreußen" versorgt den Reichsgau ausreichend mit hochwertigen Veranstaltungen. Sie konnte als erste Veranstalterin im Stadtmuseum zu Danzig die bisher vollständigste Kollektivschau der Plastiken von Professor Fritz Klimsch, der persönlich in Danzig war, zeigen. 16 000 Besucher, unter ihnen viele Hitler-Jugend-Angehörige, sahen diese Ausstellung. Die Stadt Danzig brachte die Rheinische Kunstschau. Auch in das befreite Gebiet konnten mehrere wertvolle, aufschlußreiche Ausstellungen, unter anderen die „Westpreußenkunst", gegeben werden.

Wie sehr bei der baulichen Neugestaltung des befreiten Gebietes sich die planenden Kräfte rühren, beweist die Neueinrichtung von 67 Architekturbüros. Auch hier werden trotz des Überangebotes an Bewerbern die für die Frontsoldaten bestimmten Stellen offengehalten. Auf der Halbinsel Hela in Heisternet wurde ein Heim für Künstler eingerichtet, die hier Gelegenheit haben, sich zu entspannen, das schöne Weichselland kennenzulernen und zu schaffen. Unsere heimischen Künstler sind reich mit Aufträgen versehen und vielfach bei Ausstellungen im Altreich vertreten.

Auch für ein blühendes Musikleben im Reichsgau sind die Grundlagen bereits geschaffen. 62 Solisten- und Kammerkonzerte und 35 Orchesterkonzerte hatten insgesamt 35 000 Besucher. Im kommenden Konzertwinter werden allein im befreiten Gebiet des Gaues in 37 Städten 113 Konzerte gegeben werden. Die Konzertgemeinden des befreiten Gebietes sind zum „Konzertring Danzig-Westpreußen" zusammengeschlossen, der die erforderlichen Zuschußmittel verschafft und im Einvernehmen mit den veranstaltenden Städten nach gemeinsamer Planung die Künstler für die Konzertreihen einsetzt. Dadurch wird nicht nur eine wesentliche Verbilligung der Künstlerhonorare, der Reise- und Werbungskosten erreicht, sondern diese bereits bewährte Zusammenarbeit gewährleistet auch die Durchsetzung der kulturpolitischen Forderungen. Durch Einsatz bester Künstler und aufgelockerte Vortragsfolgen ist bereits ein Stamm ständiger Konzertbesucher herangezogen worden. Allein das Collegium Musicum, Professor Diener, hat mit größtem Erfolg in 23 Gemeinden gespielt und wird im kommenden Winter wieder eingesetzt. Im Schloß Oliva pflegt die „Gemeinschaft für alte Musik" im Schloßpark und in dem entzückenden Musiksaal des Schlosses alte Musik auf historischen Instrumenten. Auch das Musikschulwesen ist von der Hitler-Jugend tatkräftig vorangetrieben worden. In zwölf Jugendmusikschulen werden etwa 1500 Schüler im Singen und Instrumental-Gruppenunterricht vorgebildet und später an die Gaumusikschule in Danzig zur Berufsausbildung

Digitized by Google

abgegeben. Die Leistungen verschiedener Musikscharen, des Gaumusikzuges, der bei allen Kreisen bestehenden Bannorchester und der bei der Truppenbetreuung vielfach eingesetzten Rundfunkspielschar zeugen von der lebendigen Kulturarbeit der Hitler-Jugend. Die bodenständige Volksmusikpflege hat durch den Zuzug wertvoller bessarabischer Chöre einen neuen Auftrieb erhalten. Die neugebildeten Chöre wurden, um jede unfruchtbare Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, unter der Obhut der Kreisleiter zu Chorgemeinschaften zusammengefaßt, die auch an der Feiergestaltung der Partei mitwirken.

Die Erfahrung der ersten Jahre des Aufbaues lehrt, daß eine vorsichtige Zusammenfassung und Lenkung der Kräfte im befreiten Gebiet unerläßlich ist. Ein Neben- oder Gegeneinander von Kräften wäre angesichts der großen Aufgaben nicht zu verantworten, zumal es den Gemeinden vorerst an geeigneten Mitarbeitern fehlt. Aus den Erfahrungen der praktischen Arbeit hat sich ein gesundes, produktives Zusammenwirken aller am Kulturaufbau beteiligten Stellen herausgebildet und bewährt. Landeskulturwalter, Gauhauptmann und Gemeinden beraten gemeinsam über die Kulturarbeit und planen die Veranstaltungen. Die Durchführung liegt, soweit die Gemeinden nicht selbst Träger sind, bei der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", die mit ihrer bis in die entlegensten Teile des Gaues reichenden Organisation diese Veranstaltungen einem aufnahmebereiten, ständig wachsenden Besucherkreis erschließt. Aus dieser umfassenden Gemeinschaftsarbeit beginnt sich unter Führung von Gauleiter Forster das „Kulturwerk Deutsches Ordensland", mit dem Sitz auf der Marienburg, herauszubilden, das den gesamten Gau unter Verzicht auf rekordartige Sonderleistungen einzelner Städte durch Einbeziehung gerade der leistungsschwachen Gemeinden kulturell erschließt.

Diese intensiv vorangetriebene kulturelle Aufbauarbeit dient dem einen großen Ziel, diesem Land die volle kulturelle Gleichberechtigung, den Anschluß an die reiche Kulturentfaltung Großdeutschlands wiederzugeben. Wenn große Aufgaben auch noch zu bewältigen sind, so liegt der schwerste Teil der Aufbauarbeit zweifellos hinter uns: es sind die Grundlagen geschaffen, auf denen planmäßig weitergearbeitet werden kann.

Kleine Beiträge

Hanns Strohmenger:

Der Mensch und die Landschaft im Reichsgau Danzig-Westpreußen

Als sich der dichte Frühnebel teilte und die ersten Sonnenstrahlen den Blick über die ungezügelten Wasser der Weichsel freigaben, erkannte Hermann Balke, der Landmeister des Deutschen Ritterordens, daß er das ihm gesteckte Ziel endlich erreicht hatte. Mit weitausholender Gebärde wies er auf das andere Ufer des Stromes, während das visionäre Bild einer stolzen Zukunft ihn bezwang, und bezeichnete seinen Rittern die Stelle, an der sie — getreu dem Befehl ihres Hochmeisters Hermann von Salza, der sie gesendet — die Fahne des Ordens aufpflanzen sollten.

Dort gründeten sie die Burg Thorn — dort begann in diesem Augenblick das größte und bedeutendste Siedlungswerk im deutschen Nordosten — dort nahm zugleich die neuere Geschichte jenes Gebietes ihren Anfang, dessen Kernstück heute der Reichsgau Danzig-Westpreußen ist.

*

Seit die Gletscher der letzten Eiszeit sich über die Ostsee zurückgezogen und nur ihre Grund- und Endmoränen als bleibende Kennzeichen der Landschaft, riesige Findlingsblöcke als Grüße des hohen Nordens zurückgelassen hatten, hielt die Weichsel in ihrem Ost-West-Lauf inne und wendete sich nordwärts der Ostsee zu. Ihr Mündungsdelta jenseits der letzten Ausläufer des Baltischen Höhenrückens, ihr fruchtbares Schwemmland und das weitreichende Stromgebiet wurden zur Wiege und Heimat der Ostgermanen, die ein Jahrtausend lang diesen Raum besiedelten und ihm das Gepräge ihrer Wesenheit gaben. Von hier aus haben Goten und Burgunden ihre großen Heerfahrten unternommen, die sie durch alle Länder Eu-

Digitized by Google

ropas führten. Als sie im Strome der Völkerwanderung der Lockung des Südens folgten und die alte Heimat verließen, drangen zum erstenmal Slawen in den menschenarm gewordenen Raum: und das ist schon der Ausgangspunkt aller Fragen, die zu einem Bilde des Menschen und damit auch der Landschaft des heutigen Reichsgaues Danzig-Westpreußen führen können. Wir müssen die Ströme des Blutes verfolgen, die hier zusammengeflossen sind, die hier schicksal- und geschichtsbildend geworden sind und deren Auswirkung wir heute spüren. Und hinter dem Bildnis des Menschen im westpreußischen Raum wird sich von selbst das seiner Landschaft erheben, die von ihm gestaltet wurde und die in natürlicher Wechselwirkung auch an seinem Wesen formte.

Es kamen die Pomoranen (deren Nachkommen heute Kaschuben heißen), die Pruszen, ein baltischer Stamm, der Preußen den Namen gegeben hat; vor allem aber die Normannen, die den Hauch der weiten See ins Land trugen, Schiffahrt und Kaufmannstum weckten und geistige Wegbereiter der Hanse wurden. Das starke rassische Element der Normannen, die sich zwar als geschlossener Volksteil hier nicht erhalten haben, ist sehr lange wirksam geblieben und hat wesentlich dazu beigetragen, dem Nachdringen der Polen zu wehren, die sich damals zum erstenmal dem Unterlauf der Weichsel näherten. Jahrhundertelang hat der Kampf zwischen Pomoranen und Polen gedauert. Ganz bewußt öffneten sich die Pomoranen dem deutschen Einfluß. Sie spürten die kulturschöpferischen Kräfte der Deutschen, ihre großen organisatorischen, staatsbildenden Fähigkeiten, ohne die die reiche, wechselvolle Landschaft nicht zu erschließen war. Sie riefen die Zisterzienser Mönche aus Kolbatz bei Stettin herbei, die das Kloster Oliva gründeten, deutsche Bauern ansiedelten und Handwerker und Kaufleute herbeiholten, sie öffneten auch den lübischen Kaufherren den Weg ins Land. Und selbst der Ritterorden, der sich östlich der Weichsel im Kulmer Land auszubreiten begann und zum stärksten staatsbildenden Element im Osten wurde, ist auf den Ruf eines slawischen Fürsten ins Land gekommen und hat sein gewaltiges Kulturwerk in Angriff genommen. Es erfüllte sich auch hierin das ungeschriebene Gesetz, daß nur Deutsche den deutschen Raum zu gestalten vermochten.

So sind die Ströme germanischen Blutes wieder in das altgermanische Weichselland zurückgeflossen — überall schöpferisch gestaltend und aufbauend, überallhin deutsche Leistung und Kultur tragend. Zehntausende aus allen Teilen des Reiches sind mit diesen Bewegungen in den Osten gekommen und haben hier Heimat gefunden: Nord- und Mitteldeutsche, Niedersachsen, Westfalen, Niederfranken und Thüringer. Ihr aller Blut ist Bestandteil des Blutes des heutigen Menschen in Westpreußen geworden und ist darin schöpferisch lebendig. Daß aber später auch die holländischen Mennoniten einen wesentlichen Anteil an der kulturellen Durchdringung des Landes hatten, darf hier nicht vergessen werden. Sie sind als stammverwandte Menschen an der Ostseeküste schnell heimisch geworden und gehören noch heute zum Kernbestand des Danziger Landes.

Dann gewannen die Polen drei Jahrhunderte, um mit brutaler Gewalt das deutsche Aufbauwerk zu zerstören und die deutschen Kulturleistungen soweit als möglich zu vernichten.

Friedrich der Große, der das Land nach der ersten polnischen Teilung — zwar noch ohne Danzig und Thorn — wieder erhielt, war der erste, der sich dieser verhängnisvollen Entwicklung mit aller Entschiedenheit entgegenstellte. Mit einer für seine Zeit geradezu unfaßbaren Instinktsicherheit erkannte er das völkische Problem des Raumes als primäre Voraussetzung einer wirtschaftlichen Wiederaufrichtung. Er holte sich darum zu seinem großangelegten Wiederaufbauwerk, dem der Osten so unendlich viel verdankt, deutsche Menschen aus allen Stämmen herbei und wies ihnen hier ihre große allgemeindeutsche Aufgabe zu. Das Blut des westpreußischen Menschen erhielt dadurch neuen Zustrom und neue wertvolle Impulse.

*

Es ist nach allem verständlich, daß das rassische Bild durchaus nicht einheitlich ist. Die Tatsache aber, daß sich dem kämpferischen Einsatz im Osten zu allen Zeiten nur die besten Deutschen gestellt haben, ist zugleich die Gewähr der Güte der Blutselemente des „westpreußischen Menschen". Es ist die Tragik des kaiserlichen Deutschland, daß die Nachfolger Friedrichs des Großen die Mission des deutschen Ostens nicht so klar erkannt haben, daß zwar „Ansiedlungskommissionen" gegründet wurden, einem allmählichen, sehr geschickt gelenkten Wiedervordringen und Erstarken des Polentums aber allein schon aus Mangel an völki-

Digitized by Google

schen Erkenntnissen nicht der notwendige Widerstand entgegengestellt wurde. Das hat naturgemäß auch die Bildung eines einheitlichen westpreußischen Menschentyps wiederum erschwert, und es ist jene unheilvolle Verebbung des deutschen Blutsanteils erfolgt, die bewirkt hat, daß heute in Westpreußen der völkische Riß vielfach mitten durch die Familien hindurchgeht und Menschen mit einwandfrei germanischen Rassenmerkmalen polnisch beeinflußt sind, daß aber vorher bereits bei Ausgang des Weltkrieges die Polen mit der Behauptung agitieren konnten, Westpreußens Bevölkerung sei überwiegend polnisch. Diese lügenhafte Behauptung, die sich auf den tatsächlich vorhandenen, zahlenmäßig geringfügigen polnischen Volksbestand stützte, hat dann die Errichtung des sogenannten „polnischen Korridors" zur Folge gehabt, aus dem die rein deutsche Stadt Danzig eben noch gerade herausgehalten werden konnte.

*

Die Ostsee und der Unterlauf der Weichsel sind die beiden großen landschaftsgestaltenden Faktoren, die Hanse und der Deutsche Orden sind die beiden größten menschenbildenden Kräfte dieses Raumes gewesen. Aus diesen vier Gegebenheiten der Vergangenheit und Gegenwart, verbunden mit der gewaltigen Zukunftsaufgabe, läßt sich alles folgern.

Die Weite der See, der Atem der Ferne haben Danzig geboren; harte, wagemutige Menschen, die kühne Seefahrer und kluge Kaufleute waren, haben sich die Wege in die Welt geöffnet, haben ihrer Vaterstadt Reichtum, Ansehen, Ruhm und Macht erworben. Ihre Kraft und ihren Stolz, ihren Kampfwillen und ihr selbstsicheres Gottvertrauen haben sie in Danzigs herrlicher Marienkirche manifestiert, die sich wie eine gegen den Feind im Osten drohend erhobene Faust schützend über dem Häusermeer erhebt, sturmfest und kraftgeballt. Ihre Wälle und Wehrbauten, die niemals bezwungen wurden, sprechen die gleiche stolze Sprache. Rathaus, Artushof und die Bürgerhäuser aber bezeugen mit ihrer Schönheit und ihrem Reichtum den hohen Kulturwillen der hansischen Kaufherren und Bürger. Es ist kein Zweifel, daß das Vorhandensein dieser beredten Zeugen einer großen Vergangenheit den Danzigern der letzten Freistaatperiode mit die Kraft gegeben hat, sich dem polnischen Ansturm so zäh und unnachgiebig zu widersetzen. Die Weite der See und damit die Weite des Fühlens und Denkens sind heute noch ebenso Kennzeichen der Danziger, wie der ewige Rhythmus des Wellenschlages sich noch heute in ihrer unerschütterlichen Beharrlichkeit und Ruhe widerspiegelt.

Wenige Kilometer von Danzig entfernt, wo die flache Seeküste im Mündungsbereich des Weichseldeltas sich nordwärts zur Steilküste erhebt, liegt in einer Ausbuchtung Gotenhafen, das ehemalige Gdingen. Es ist kein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen dem ausgeprägten, charaktervollen Antlitz Danzigs, in dem jeder einzelne Zug jahrhundertealte Kultur ist, und dem Gesicht der polnischen Hafenstadt Gdingen, die ohne natürliche Voraussetzungen, ohne ein Gefühl für den Charakter der Landschaft oder architektonische Schönheit aus kubischen Hausklötzen zusammengestellt ist. Wenn es jemals eines Beweises bedurft hätte, die völlige Kulturlosigkeit Polens sichtbar zu machen, so ist es Gdingen, die einzige polnische Stadtschöpfung. Hier erwächst im neuen Gotenhafen, das in wenigen Monaten deutschen Besitzes schon wesentlich neue Züge gewonnen hat, eine ungeheure deutsche Aufgabe.

Wandert man von der zauberhaft schönen Küste der Danziger Bucht, die von der schmalen Zunge der Halbinsel Hela eingeschlossen ist, im Westen des Gaues landeinwärts, so bieten sich ungewöhnlich wechselvolle Landschaftsbilder, Wälder und Seen, weite Ackerflächen und Heide. Man ist überrascht von der Vielseitigkeit und Schönheit dieses Gebietes, das durch seine Abtrennung dem deutschen Volke als Reiselandschaft völlig entfremdet war. Und folgt man in der Mitte und im Osten des Gaugebietes dem Stromlauf der Weichsel, so erschließt sich das Land der Ordensburgen. Von Marienburg bis Thorn liegen sie in nahem Umkreis, jede auf die gleiche Weise ein Bildnis deutscher Kraft und Zeugnis der unleugbaren und unwandelbaren Deutschheit dieses Landes, dem auch eine zwanzigjährige polnische Herrschaft nichts von seinem deutschen Charakter nehmen konnte.

Im Nogatgebiet, altem westpreußischem Land, das in den vergangenen beiden Jahrzehnten treuhänderisch mit großer Sorgfalt von Ostpreußen verwaltet wurde, liegt im Norden, nahe dem Frischen Haff, die aufblühende Industriestadt Elbing, im Süden die Ordensstadt Marienwerder. Beherrschend erhebt sich darüber in der Mitte der stolze Bau der Marienburg, der zum Symbol des Deutschtums im Osten geworden ist. Und es ist ein in jedem Sinne bedeutungsvoller Brauch geworden,

Digitized by Google

daß der Reichsjugendführer gerade in der Marienburg in jedem Jahr die jüngste Generation in die Jugend des Führers übernimmt. Darin liegt die symbolhafte Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart, die zugleich die Zukunft sichert. Mewe, Neuenburg, Graudenz, Schwetz, Kulm sind nur einige der Ordensstädte zwischen der Marienburg und Thorn, sie alle waren und werden wieder Bollwerke des Deutschtums sein. Im Westen Thorns liegt die Brahestadt Bromberg, die zweitgrößte Stadt des Reichsgaues; östlich von Thorn kommt man in die Gebiete des Gaues, die vielleicht am eindrucksvollsten die große Aufgabe aufzeigen, die hier zu erfüllen ist: Leipe und Rippin, die östlichsten Kreise Danzig-Westpreußens, sind ehemals russische Gebiete gewesen und zeigen noch die entsprechenden Merkmale. Hier vor allem kann und muß man von dem gegenwärtigen und dem zukünftigen Menschen Westpreußens und seiner Aufgabe sprechen. Denn hier ist alles Zukunft, ist Aufgabe. Hier zeigt sich, welch ein Sinn darin liegt, daß der Führer die in die Weite des Ostens versprengten Deutschen zurückgeholt und sie in den neuen Ostgebieten des Reiches angesetzt hat. Und hier wird sich zeigen, wie aus den Deutschen des Baltikums, aus Wolhynien und Bessarabien, aus dem Warschauer Gebiet und aus dem Wolgaland an der gemeinsamen Aufgabe in Verschmelzung mit den alteingesessenen Deutschen und denen, die aus dem Altreich hinzukommen, ein neuer Typ, der Deutsche des Ostens, erwachsen wird, der das zurückgewonnene Land niemals mehr aus seinen Händen geben wird. Dieser neue Deutsche im Osten wird als Bauer und Soldat, als Kaufmann und Handwerker, als Kulturschöpfer und Politiker sich fest in die landschaftlichen und geschichtlichen Gegebenheiten seines Landes hineinstellen und aufbauend auf dem, was in vergangener Zeit geschaffen wurde, wiedergutmachend, was polnische Mißwirtschaft vernichtet hat, mit Zähigkeit und Fleiß und unermüdlichem Schaffensdrang den Befehl des Führers erfüllen, Danzig-Westpreußen für immer zu einem unwandelbar deutschen Gau, einer glücklichen deutschen Landschaft zu machen.

Lothar Rethel:

Land der Bauern und Soldaten

Die Frage der Verteidigung war für den Ritterorden einst der ausschlaggebendste Gesichtspunkt für die Besiedlung des Landes. Aus diesem Grunde wurde ein möglichst gleichmäßiges Netz von Ordensburgen über das ganze Land gezogen. Man folgte dem Laufe des Weichselstromes und den Läufen seiner Nebenflüsse und schützte das fruchtbare Stromtal durch mächtige Dämme. In den Ordenssitzen ließen sich bald Kaufleute und Handwerker nieder, die den Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in die Niederlassung der Hanse vermittelten. So verschaffte man deutschen Menschen eine Heimat und überließ es den sogenannten Lokatoren, den Siedlungsleitern des Mittelalters, die Besiedlung der großen Flächen mit Bauern vorzunehmen. Als die Macht des Ordens zusammenbrach, waren diese Lokatoren mit ihrer Arbeit noch längst nicht fertig. Wohl war die Ostseite des Stromes mit deutschen Bauern durchsetzt, und insbesondere das Kulmer Land mit seinen fruchtbaren Böden, die nur der deutsche Bauer in Kultur nehmen konnte, war stark bäuerlich deutsch besiedelt. Auf der Westseite dagegen saßen nur verhältnismäßig wenig deutsche Bauern. Erst mit Friedrich dem Großen machte die Besiedlung des Landes dann weitere Fortschritte. Er schuf vor allem Verbindungswege zwischen Ostpreußen und der Kurmark und baute neue Wasserwege aus. So besiedelte er das Netzetal, ein ehemaliges Sumpfgebiet, mit deutschen Bauern und gründete die Stadt Bromberg. In den alten Ordensstädten wurden aufs neue Handwerker eingesetzt und bodenständige Industrien gegründet. Bauern kamen in großer Zahl ins Land.

Der mit allen Mitteln betriebenen polnischen Entdeutschungspolitik ist nun endlich mit der Befreiung Westpreußens ein Ende gemacht worden. Bei unseren neuen Planungen können die seit Jahrhunderten gesammelten Erfahrungen zugrunde gelegt werden. Nach dem Ausbau der Wasserwege auf der Weichsel und im Netzekanal werden die Städte Bromberg, Thorn, Graudenz, Dirschau und Danzig ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten finden. Neue Bahnlinien und Weichselbrücken, die Schaffung einiger Reichsautobahnen in Richtung Nord-Süd und West-Ost werden den Verkehr weiter erschließen. Bereits während des Krieges sind einige tausend bäuerliche Familien aus dem ehemaligen Polen und aus Bessarabien in den Gau gekommen und haben die Elemente, die zur Entdeutschung des Gebietes in den letzten 20 Jahren von den Polen in das Land hineingepfropft worden waren, ersetzt. Für alle Kreise des Gebietes werden genaue Besiedlungspläne aufgestellt, nach

Digitized by Google

denen einmal nach dem Kriege deutsche Bauernhöfe gesund und lebenskräftig entstehen werden. Soweit das Land zum Ackerbau ungeeignet ist, werden Aufforstungen großen Stils, namentlich in den Landgebieten der Tucheler Heide, vorgenommen werden. Dort, wo die deutsche Bevölkerung wirtschaftlich sich überhaupt nicht entwickeln konnte und in gänzlich unwürdigen Verhältnissen leben mußte, werden jetzt schon Änderungen und Verbesserungen der Besitzverhältnisse vorgenommen. Damit soll nun endlich das Werk vollendet werden, das vor vielen hundert Jahren begonnen wurde. Ein gesunder Bauernstand soll im Reichsgau seine Heimat finden, der Hand in Hand mit einer gesunden Entwicklung bodenständiger Industrie und bodenständigen Handwerks dem Land für ewige Zeiten sein deutsches Gesicht erhalten wird.

Und in diesem Rahmen kommt gerade auch der Jugendarbeit eine entscheidende Rolle zu. Wenn über dem Siedlerschicksal früher oft die Worte standen: „Der Erste findet den Tod, der Zweite hat die Not, der Dritte findet Brot", so sollen nunmehr von vornherein klare Verhältnisse geschaffen werden, die den neu eingesetzten Siedlerfamilien von allem Anfang an ein auskömmliches Leben sichern. Es wäre aber billig und bequem, zu versprechen, daß hier eine leichte Arbeit im Raum an der Weichsel und Netze dieser Menschen harrt. Im Osten zu siedeln, hat bisher und wird auch in Zukunft viel eigene Entschlußkraft erfordern und vor allen Dingen die Kraft zum Alleinsein und zum Selbstbestimmen des eigenen Schicksals verlangen. Vor Jahren bereits hat die Hitler-Jugend durch die Erfassung deutscher Jugend im Hitler-Jugend-Landdienst begonnen, bewußt und planmäßig unter diesen Gesichtspunkten Erziehungsarbeit zu leisten. Es war nur warm zu begrüßen, daß im Gebiet Danzig-Westpreußen die berufskundliche Arbeit sowohl in der Wirtschaft wie in der Technik der Landwirtschaft zum Pflichtdienst innerhalb der Hitler-Jugend gemacht wurde. Die Arbeit auf dem Hof und die Arbeit am Boden verlangt nun einmal beste, gesunde und starke Jugend.

Die Gedichte von **Martin Damß** sind dem Band „In dem großen Strom" (Verlag Kafemann, Danzig) entnommen.

Hauptschriftleiter Günter Kaufmann, Wien (z. Z. bei der Wehrmacht). Verantwortlich für den Inhalt: Ortrud Stumpfe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 99 62 61. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

„Bayer"-Arzneimittel für die Kolonien?

In tropischen Gebieten bedrohen den Menschen vielfach schwere Seuchen. „Bayer"-Arzneimittel schützen ihn. Sie sind für die Sicherung der Gesundheit in den Kolonien vielfach unentbehrlich.

BAYER

VOLK PARTEI REICH

Heft 2 der Schriftenreihe „Rechtspflege und Verwaltung"

von DR. CARL JOHANNY
Regierungsrat im Reichsministerium des Innern

und DR. OSKAR REDELBERGER
Assessor beim Regierungspräsidenten in München, vorm. Fakultätsassistent an der Universität Berlin

Die Neuerscheinung will dem Rechtswahrer und darüber hinaus jedem Volksgenossen die Entwicklung des Reiches und seine Grundlagen vor Augen führen, wie sie sich seit der Machtergreifung tatsächlich und rechtlich herausgebildet haben. Die Schrift stellt einen aktuellen Verfassungsgrundriß dar, der alles Wesentliche über das Reich und seine Grundlagen in knapper und allgemein-verständlicher Form bringt.

287 Seiten. Kart. 4,80 RM.

Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

DEUTSCHER RECHTSVERLAG GMBH.
BERLIN W 35 / LEIPZIG C 1 / WIEN 1

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Kurt Wirth / Rund um den Südpazifik

Paracelsus / Urbild deutschen Arzttums

Friedrich Bock / Das Reich als Friedenswahrer

Ulrich Gehm / Niederländisch-Ostindien — Oberleutnant Hans Rodatz / Russische Heere in Kriegen der Vergangenheit — Egon Heymann, Rom / Das kulturelle Leben geht weiter — Paracelsus / Zitate — Rudolf Kreutzer / Im September — Kunstdruckbeilage / Große deutsche Kunstausstellung, München 1941

Halbmonatsschrift / Heft 18 Berlin, 15. September 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Friedrich Bock, Rom: *Das Reich als Friedenswahrer*

Oberleutnant Dr. Rudolf Kreutzer: *Im September (Gedicht)*

Herbert Fritsche: *Paracelsus — Urbild deutschen Arzttums*

Paracelsus: *Zitate*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Kurt Wirth: *Rund um den Südpazifik*

Ulrich Gehm: *Niederländisch-Ostindien*

Egon Heymann, Rom: *Das kulturelle Leben geht weiter*

Oberleutnant Hans Rodatz: *Russische Heere in Kriegen der Vergangenheit*

KUNSTDRUCKBEILAGE

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

4 Photos: Erika Schmauß, München

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 15. September 1941 | Heft 18

Friedrich Bock, Rom:

Das Reich als Friedenswahrer

Vom Wesen der Reichsidee

Jede Generation hat sich in ihrer Weise mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen — wie viel mehr unsere eigene, die die geographisch bedingte Längsachse unseres alten Erdteils Europa durch zwei geniale Staatsmänner wieder zur Geltung gebracht sieht. Schon einmal reichte sie vom nordischen Meere bis zur Küste Afrikas, als sie nämlich durch die römischen Legionen gehalten wurde. Das antike Imperium hat sich um das Mittelmeer gebildet, griff aber bald über Gallien (Westeuropa) hinweg mit einem Brückenkopf auf die britannischen Inseln hinüber. Es konnte aber nur auf die Dauer bestehen, wenn es die Germanenstämme Mitteleuropas in sich einzugliedern vermochte. Der Versuch wurde unternommen und mißlang, und nun griffen diese Stämme die Grenzen des Imperiums selbst an, setzten sich innerhalb derselben fest und höhlten es von innen her aus. So formte sich in den harten und verlustreichen Kämpfen der Völkerwanderungszeit das germanisch-romanische Staatensystem, wobei aber die zusammenhaltende Wirkung der imperialen Idee von den fähigsten Köpfen erkannt und benutzt wurde. Der große germanische Herrscher Theoderich versuchte sein Reich auf der Zusammenarbeit römischer Kultur mit der kriegerischen Tüchtigkeit germanischer Stämme aufzubauen. Seine Schöpfung brach nach seinem Tode zusammen: denn inzwischen waren neue Komplikationen durch Einführung des Christentums als Staatsreligion und darauffolgende dogmatische Kämpfe und durch die Teilung des alten Reiches in eine westliche und eine östliche Hälfte mit zwei Hauptstädten, Rom und Byzanz, entstanden, die den Untergang des gotischen Reiches beschleunigt hatten.

An Theoderichs Reich knüpfte bewußt Karl der Große an, als er das alte Imperium auf christlicher Grundlage erneuerte. Träger der Gewalt war das Volkskönigtum der Franken, ideenmäßig wurde an die Friedenswahrung des antiken Imperiums angeknüpft, wobei aber das Friedensziel jetzt kirchlich bestimmt wurde. Unter allgemeiner Anerkennung der Kirche als der Idee nach vollkommenster Einrichtung der Menschheit erhält Karls Reich die der Zeit entsprechend höchste sittliche Grundlegung durch die Aufgabe des Schutzes des Glaubens gegen Ungläubige und Heiden. Karls Kriege werden somit zum Schutze des Reiches Gottes geführt, sie sind gerechte Kriege. Das ist Karls Haltung schon vor seiner Kaiserkrönung, das kommt aber besonders zum Ausdruck in der Akklamation im alten St.-Peter-Dom am Weihnachtstage des Jahres 800: Karolo piissimo Augusto a Deo coronato magno et pacifico imperatore. Der Papst hat bei der Krönung die Ideologie von Karls

Digitized by Google

Hofe anerkannt, aber gegen Karls Willen seine eigene Initiative bei dem Krönungsakt bewahrt. Das ist für die Zukunft von großer Bedeutung geworden.

Das Karolingische Reich überlebte seinen gewaltigen Schöpfer nicht lange. Es wurde unter seinen unfähigen Nachfolgern geteilt, wobei ein breiter Streifen, Lotharingien, zwischen dem westfränkischen Teil, dem werdenden Frankreich, und dem ostfränkischen Teil, dem werdenden Deutschland, den Zankapfel bildete und bis in die neueste Zeit hinein gebildet hat. Die Kämpfe wurden um so erbitterter, als sich schon früh die französischen Könige als die wahren Nachfolger Karls des Großen fühlten, das Reich aber bei den Deutschen geblieben war.

Otto I. hat 962 das Imperium und damit die Zusammenarbeit Deutschlands und Italiens wiederhergestellt. Wenn „kleindeutsche" Geschichtsschreiber das Eingreifen Ottos des Großen in Italien und die Erneuerung des Karolingischen Reiches getadelt haben, so verkannten sie die Kraft der Idee dieses Reiches als Friedenswahrer, deren Verwirklichung nur möglich war in Zusammenarbeit mit dem Haupt der Christenheit in Rom. Diese herzustellen war damals „Realpolitik"! Das war Otto dem Großen klargeworden, als er bei der Friedensorganisation im Osten auf päpstliche Gegenwirkung stieß. Gerade hier aber brauchte er Billigung und Hilfe des römischen Papsttums. Er mußte die kaiserliche und die päpstliche Politik einheitlich ausrichten. Es ist nicht verwunderlich, wenn gerade die Kaiser, die in Italien erfolgreich waren, auch ihre Aufgabe im Osten lösen konnten: die Friedenswahrung an der gefährdeten Ost- und Südgrenze des Reiches stand in Zusammenhang, es war die Bewahrung der Einheit des mitteleuropäischen Raumes. Es ist weiterhin nicht von ungefähr, daß Urban II. im Kampf gegen das Kaisertum die Idee der christlichen Friedenswahrung auf den Leiter des Kreuzzugs zu übertragen versuchte, daß Barbarossa nach Wiederherstellung des Imperiums auch dieses neue Amt mit seinem alten vereinigte, sie in das Imperatorentum eingliederte und selbst die Führung eines Kreuzzugs übernahm. Immer wieder haben spätere französische Könige dieses Amt für ihre eigene Stellung auszunutzen versucht bis auf Philipp VI., wenn es zuletzt auch nur noch eine Geldquelle für sie war.

Wir können hier nicht weiter darauf eingehen, wie Otto der Große auch innenpolitisch bei der Bekämpfung der zentrifugalen Kräfte den Imperiumsgedanken durch Einsatz der Bischöfe für die Reichsaufgabe nutzte. Erwähnt sei nur, daß auch diese Seite seines Systems reichen Erfolg für seine Ostpolitik brachte. Man hat es oft so hinzustellen versucht, als ob die Italienpolitik eine erfolgreiche Ostpolitik verhindert hätte; historisch belegen läßt sich dieser Satz nicht. Während der ganzen Zeit der erfolgreichen deutschen Kaiser gehen Kämpfe auf beiden Fronten Hand in Hand und gerade bei ihnen sind Erfolge auf beiden Seiten zu erkennen.

Mit Recht ist immer der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum in den Mittelpunkt mittelalterlicher Geschichtsschreibung gestellt worden. Tatsächlich brach mit dem Kampf Gregors VII. gegen Heinrich IV. die Idee des Kaisertums als Bewahrer des Friedens zusammen. Der Papst konnte die Aufgabe nicht leisten, ohne sich auf irgendeine weltliche Macht zu stützen. Dazu war das deutsche Territorialfürstentum nicht fähig, obwohl es der Bundesgenosse des Papstes zunächst wurde. Nutzen aus dem Kampfe hat nur das französische Königtum gezogen, das auch bald in diesem Kampf die Führung übernahm. Nicht nur das Papsttum, sondern auch das deutsche Territorialfürstentum wurde von ihm abhängig. Somit hat das mittelalterliche Kaisertum unter Heinrich IV. den Todesstoß empfangen. Einer einzigartigen Herrscherpersönlichkeit, Friedrich Barbarossa, ist es dann gelungen, nochmals das Imperium einem zweiten Höhepunkt zuzuführen. Schon unter Heinrich IV. hatte die theoretische Gegenwirkung gegen die Kanonisten, die kirchlichen Rechtslehrer, eingesetzt, um die Machtansprüche des Papsttums auf weltlichem Gebiet zu bekämpfen. Im Jahre 1080 richtete Petrus Crassus, der kaiserliche Rechtsgelehrte, einen Brief an den Kaiser, aus dem drei Feststellungen bemerkenswert sind. 1. Der Kaiser ist der Schützer des Friedens. 2. Daher geht sein Amt auf Gott selbst zurück, seine Gewalt ist der des Papstes gleichgeordnet. 3. Auf die weltliche Gewalt des Kaisers findet das weltliche Recht, das antike Kaiserrecht, Anwendung. Diese drei Sätze hat Friedrich Barbarossa für seine Reichserneuerung übernommen. In einem Briefe an den Papst äußert er sich darüber: Wir bringen wohl dem Heiligen Vater die nötige Ehrfurcht entgegen, aber auf unsere Krone hat er keinen Einfluß, die haben wir von

Digitized by Google

Gott allein. So stellte er sich am Schluß seiner Regierung, als der Friede im Innern und an den Grenzen gesichert ist, als Friedenswahrer der Christenheit an die Spitze eines Kreuzheeres. Ein Schicksalsschlag hat auch Barbarossas Reich vernichtet: der frühe Tod seines befähigten Sohnes Heinrich VI.

Thronkämpfe folgten, aus denen dann schließlich der junge Friedrich II., der letzte Staufenkaiser, siegreich, aber schon mit französischer Hilfe, hervorging. Unter ihm hat in Deutschland das Landesfürstentum gesiegt, ist eine Reorganisation von Italien her gescheitert, und mit seinem Tode ist 1250 das alte Reich zugrunde gegangen. Aber geblieben ist noch lange sein Name, seine Idee. Sie blieb trotz des Aufkommens der Nationalstaaten und der ersten Hegemonie Frankreichs auf dem Kontinent.

Frankreich hatte schon in der Schlacht von Bouvines 1214 seine Aspirationen angemeldet und hat sie im Laufe des 13. Jahrhunderts verwirklicht. In Deutschland bildete das Landesfürstentum unter Führung der Kurfürsten bald seine beste Stütze. In Italien ging eine ähnliche dezentralistische Entwicklung vor sich, die Ausbildung der Signorien, der aus dem Aufschwung der Wirtschaft und des Handels entstehenden Stadtherrschaften, die auch hier ein Eingreifen des französischen Königs begünstigten. So wurde Mitteleuropa das Ziel des französischen Angriffs, und in diesen Kämpfen bildeten sich die beiden Schlagworte: Guelfen und Ghibellinen. Auch die Signorien Italiens brauchten eine Autorität, auf die sie sich stützten. Sie fanden sie im Kaisertum oder im Papsttum und nahmen somit die Namen Ghibellinen oder Guelfen an. Die Guelfen führten auch die irdische Macht auf das Papsttum, auf die Stellvertretung Gottes auf Erden zurück, die Ghibellinen betonten die Nebenordnung der weltlichen und geistlichen Gewalt und leugneten die Unterstellung des Kaisers unter den Papst, Gedanken, wie wir sie schon bei Petrus Crassus und Friedrich Barbarossa fanden. Die Ghibellinen knüpfen an das antike Imperium und an das römische Recht an und sehen in dem Kaiser wiederum den Friedenswahrer. Somit sind wir in der Welt Dantes, haben die Grundgedanken seiner „Monarchie" vor uns und hören seine Klagen über das von Frankreich vergewaltigte Papsttum, das der Quell des Unheils und der Parteikämpfe sei.

Diese Vergewaltigung war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine harte Tatsache geworden, und wessen sich ein Papst zu versehen hatte, der nicht bedingungslos den französischen Plänen folgte, erfuhr Bonifaz VIII. Hatten einst unter Friedrich II. die Päpste geistliche Prozesse bei der Erlangung weltlicher Ziele angewandt, so drohte dem Oberhaupt der Christenheit unter Philipp IV. selbst der Prozeß wegen Ketzerei. Auf diese Weise hat sich Frankreich das Papsttum gefügig gemacht, hat es nach Avignon geführt und hat mit seiner Hilfe die Hegemonie über Europa aufgebaut

Die deutschen Kaiser Heinrich VII. und Ludwig IV. haben sich dieser Entwicklung entgegenzustellen versucht. Sie haben sich dabei der ghibellinischen Ideologie bedient. Der Erfolg ist ihnen versagt geblieben, weil sie noch nicht, wie einst Philipp der Schöne von Frankreich, eine geschlossene Nation hinter sich hatten. Zu mächtig war das Territorialfürstentum, zu stark der Einfluß der drei geistlichen Kurfürsten und die guelfischen Ideen. So mußten die kaiserlichen Pläne von Frankfurt und Rhense im Jahre 1338 scheitern. Sie wurden im kurfürstlichen Sinne umgebogen und damit wirkungslos. Als es dann dem bewußtesten französischen Nationalisten auf päpstlichem Thron, Clemens VI., gelang, einen neuen Thronstreit in Deutschland zu entfachen, wurde die kurfürstliche Theorie auch reichsgesetzlich in der Goldenen Bulle von 1356 verankert. Durch die Reformation ist dann das Territorium auch Träger der geistlichen Gewalt geworden; eine letzte Konsequenz war gezogen: Die Zerrissenheit war vorerst unheilbar.

In Italien tritt bei dem Zuge Johanns von Böhmen (1331 bis 1333) zum erstenmal in Erscheinung, daß die ghibellinischen und guelfischen Gedankengänge nurmehr äußerlich sind. Aus beiden Lagern vereinigen sich ohne Unterschied der Partei die Kräfte zur Abwehr, während im Westen bereits das erste Wetterleuchten des großen hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich sichtbar wird, das dann neue Entwicklungen gebracht hat. Es würde ein zweites Thema sein, die Idee des Imperiums in dieser gewaltigen Auseinandersetzung zu verfolgen, die für lange das Gesicht Europas bestimmt hat.

Digitized by Google

Im September

Am Morgen silbern schon Nebel über den dampfenden Feldern,
Und die Bäume sind wie von schimmernder Seide verhängt.
Aber purpurn leuchten Äpfel im Laub und süß vom Safte gedrängt,
Und mit goldenen Flügeln steht der Bussard über den Wäldern.

Zwischen blauen Krautköpfen taumelt ein Schmetterling, schimmernd weiß,
Wuchernd klettern die Bohnen empor an den dorrenden Stangen.
Auf sonnigen Dächern tanzen die Tauben mit korallenfüßigem Prangen,
Und der schwarze Holunder wiegt sich im Winde leis.

Hinter den Zäunen der Gärten sind des Herbstes Farben entbrannt,
Die purpurprunkenden, rubinroten und die bernsteingelbzarten
Malven, Verbenen, Zinnien und der Dahlien vielfarbige Arten,
Und ihre flammenden Häupter heben die Sonnenblumen ins Land.

Seele, trinke dich satt und des Abschiedes denk ohne Schmerzen,
Wenn über ein kleines dichter der Nebel fällt,
Daß sie selig noch glühen, die flammenden Farben der Welt,
Daß sie golden ruhen und vergessen im Herzen.

Oberleutnant Dr. Rudolf Kreutzer

Herbert Fritsche:

Paracelsus — Urbild deutschen Arzttums

Zum 400. Todestag am 23. September 1941

„Ob mir die hohen Schulen folgen wollen oder nicht, was kümmert's mich? Sie werden noch niedrig genug werden, und mehr will ich richten nach meinem Tode gegen sie als bei meinem Leben, wo sie mich verachten, weil ich allein bin, weil ich neu bin, weil ich deutsch bin."

Der diese trotzigen Sätze niederschrieb, war ein mittelgroßer Mann in einem groben Landfahrerwams, glatzköpfig, Schläfen und Hinterkopf von früh ergrauten Haarsträhnen umrahmt, freimütig dreinschauend und mit ebensoviel Kühnheit wie Bitternis um die Mundwinkel. Der Kupferstecher Augustin Hirschvogel hat uns das Bildnis des 45jährigen Theophrastus von Hohenheim, „der heiligen Schrift und beider Arzneien Doctor", übermittelt.

Die Hohenheims gehörten zum alten Schwabengeschlecht der Bombaste; auch Boombast (Baumbast) heißt der Name zuweilen. Im Dezember 1493 erhält der in die Schweiz eingewanderte Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim, der im Städtchen Maria Einsiedeln haust, von seiner Frau einen Knaben geschenkt — und mit ihm Deutschland seinen gewaltigsten Arzt. „In Tannenzapfen" wächst der kleine Theophrastus auf, „nicht in Habermus", wie er später rückschauend betont, als er sich inmitten der barettgeschmückten, robentragenden Zunft grimmig den „Waldesel aus Einsiedeln" nennt. Der Vater pflanzt ärztliche Ideale in das Kind und läßt den Heranwachsenden bei Alchimisten und im Schmelzhüttenwesen der Schweiz Erfahrungen erwerben.

„Erfahrung", dieses Wort wird für Theophrastus zum Leitstern. Die deutsche Sprache, die er als erster Universitätsprofessor später gegen den Entrüstungssturm seiner Kollegen aufs Katheder trug, birgt im Wort „erfahren" das Motiv des „Fahrens". Wer ein „Erfahrener" werden will, muß Fahrensmann sein.

Früh schon wird Theophrastus ein Fahrender, und zunächst geht die Fahrt — wie bei vielen großen Deutschen — über die Berge nach Italien. Auf italienischen Universitäten studiert er die Heilkunst, die im wesentlichen auf eine autoritäre Hinnahme antiken griechischen und frühmittelalterlichen arabisch-jüdischen

Digitized by Google

Franz Homoet (Münster): Westfälischer Herbst

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

Digitized by Google

Erik Richter (Berlin): An der Küste

Große Deutsche Kunstausstellung München 1941

Digitized by Google

Wissens hinausläuft; an der Universität Ferrara erwirbt er den Doktorgrad. Dann aber kann ihn nichts mehr halten: Die große, die lebenslange Fahrt in alle vier Richtungen der Windrose lockt. Durch sämtliche Länder Europas schlägt er sich durch, aber auch durch sämtliche Schichten der Menschheit. Bei Äbten und Alchimisten, Ärzten und Philosophen ist er genau so gern und intensiv zu Gaste wie bei Malern, Scharfrichtern, Bruchschneidern und Kräuterweibern. Die „Erfahrung" umfaßt die ganze Welt, ihr Oben und ihr Unten — und es gibt nichts darin, was den Arzt nicht anginge.

Arzt ist er jetzt selber, seit ihn Ferrara zum Doktor machte, und dem Namen Theophrastus Bombast von Hohenheim gesellt er seinen eigengeprägten Namen Paracelsus hinzu, der die Jahrhunderte überdauern soll. Die eigene Prägung der unbeirrbaren Forscher- und Helferpersönlichkeit ist ihm die unerläßliche Voraussetzung lebendiger Erfahrung. So lautet denn auch sein Wahlspruch, den er konsequent verwirklicht und dessen Text wir auf Hirschvogels Paracelsus-Bildnis lesen: „Alterius non sit, qui suus esse potest" — „Keines Andern sei, wer ein Eigener zu sein vermag!"

Aus dem Eigenwuchs echten Renaissance-Menschentums heraus verteidigt er sein Landfahrerleben immer wieder stolz gegen seine zahlreichen Widersacher: „Die Geschrifft wird erforschet durch ihre Buchstaben, die Natur aber durch Land zu Land, als offt ein Land, als offt ein Blatt. Also ist Codex Naturae, also muß man ihre Bletter umkehren", heißt es in seinem Deutsch der Lutherzeit. Gleich Luther gehört Paracelsus zu den stärksten Schöpfern unserer lebendigen Volkssprache. Auch anderer tiefer Beziehungen zu Luthers Reformatorentum war sich Paracelsus bewußt, und mit Nachdruck bezeichnet er sich als einen „Lutherus medicorum", einen Luther der Ärzte.

Als solcher verbrennt er zu Basel, wo er 1527/28 Universitätsvorlesungen hält, öffentlich einen hochgeachteten mittelalterlichen Medizinal-Codex, ein Lehrwerk, auf dessen Inhalt Professoren und Studenten seit Generationen eingedrillt sind. Der Skandal bleibt nicht aus. Die ganze Baseler Hochschullehrerzeit des Paracelsus besteht aus Herausforderungen seinerseits und gehässigen Gegenangriffen der Widersacher. Schon daß er seine Vorlesungen in deutscher Sprache liest, daß er den Standesunterschied zwischen Wundarzt und gelehrtem Medicus verwischt und daß er Kuren von einzigartigem Erfolg durchführt, macht böses Blut. Zu seinen Freunden und Patienten gehören angesehene Persönlichkeiten, der Maler Holbein etwa und der Humanist Erasmus von Rotterdam, der ihn brieflich um ärztlichen Rat angeht. Aber die besten Beziehungen können nicht verhindern, daß gegen die Lehre des genialen Mannes Sturm gelaufen wird. Noch immer stehen die alten Autoritäten, deren medizinische Mitteilungen aus ganz anderen zeitlichen,völkischen und klimatischen Voraussetzungen erwachsen sind, in geradezu dogmatischem Ansehen. Der „Waldesel aus Einsiedeln" bringt aber statt lehr- und lernbarer Systematik ein schwieriges, unerhört revolutionäres Erfahrungswissen und dazu ein Weltbild von anspruchsvollem Eigenwuchs. „Mir nach und ich nicht euch nach" — ruft er —, „euer wird keiner im hindersten Winkel bleiben, an den nit die Hunde seichen werden. Ich wirdt Monarcha, und mein wirdt die Monarchey sein und ich führe die Monarchey!"

Es kommt zu wüsten Auftritten, Paracelsus verläßt Basel bei Nacht und Nebel, neue Landfahrerjahre tun sich vor ihm auf. Zu Roß, in der Hand das Schwert mit dem abschraubbaren Knauf, der die stärksten seiner Arzneien birgt, zieht der Vertriebene durch das Land. Ein Schwarm von Schülern folgt ihm, dankbare und undankbare. Sein Ruhm wächst. Wo er hinkommt, heilt er bei Tage die Kranken und verbringt die Nächte schreibend oder im Laboratorium der Apotheken am Wege. Die Drucklegung seiner umfangreichen Werke hält ihn

Digitized by Google

zuweilen in einer Stadt fest; dicke Folianten medizinischen, philosophischen und religiösen Inhalts erscheinen, ein literarisches Lebenswerk vielbändigen Umfangs wächst an, dessen Studium uns Menschen der Gegenwart für Jahre an den Arbeitstisch fesselt, dessen Niederschrift Paracelsus aber im Rahmen seines entbehrungsreichen, unsteten und rastlos-tätigen Lebens buchstäblich nebenher erledigte.

Der große Arzt hat weit, weit über seine Kraft gelebt. Am 23. September 1541, vor 400 Jahren, löscht er in einem Salzburger Gasthaus still und kampflos aus wie ein Licht. Vier Bücher religiösen Inhalts sind seine ganze Hinterlassenschaft...

Eine gewaltige Bewegung wird nach seinem Tode wach. Paracelsisten bringen in allen Ländern Europas das medizinische und das religiöse Weltbild der Zeit ins Wanken. Dann aber, etwa anderthalb Jahrhunderte nach dem Tode des Meisters, versiegt der Strom — und nur einige Außenseiter knüpfen wieder bei Ideen und Einsichten paracelsischer Herkunft an, so Rademacher in seiner vielbeachteten „Erfahrungsheillehre" und Hahnemann mit seiner Begründung der Homöopathie, von deren Grundgesetz einer Arzneiverabfolgung nach dem Gesichtspunkt der Ähnlichkeitsbeziehung ihrer Wirkung zum jeweils vorliegenden Krankheitsbild auch Paracelsus schon wußte. Für die offizielle Medizin gilt aber Paracelsus fast zwei Jahrhunderte hindurch als Scharlatan oder als bloßes Kuriosum.

Erst mit dem Heraufziehen des 20. Jahrhunderts hebt seine Wiedererweckung an — und heute ist er zum Urbild deutschen Arzttums geworden, zum Unsterblichen unseres Volkes. Paracelsus hat vor allem die Großtat vollbracht, die Macht wesensfremder Lehrmedizin im deutschen Lebensraum zu brechen und eine lebendige, universale Erfahrung auf allen Ebenen der Wirklichkeit dafür einzusetzen. Nicht bloß den Körper wollte er behandelt wissen, sondern den Gesamtmenschen, die Ganzheit der Person. Fünf Kategorien von Krankheiten unterscheidet er: Solche, die dem Verwobensein des Menschen in die Gesamtwelt (der Einflußkraft des „ens astrale") entstammen; solche, die durch Vergiftung und Selbstvergiftung bedingt sind (dem ens veneni; im modernen Sinne auch die Infektions- und Stoffwechselkrankheiten); sodann konstitutionelle Krankheiten (aus dem ens naturale); ferner durch die Rückwirkung des Geistes auf Seele und Leib bedingte (ens spirituale), und schließlich Krankheiten, die Gott selbst verhängt (ens deale). Es gibt auch fünf Kategorien von Ärzten, die — ins Moderne übersetzt — den Allopathen, Homöopathen, Konstitutionstherapeuten, ärztlichen Seelenführern und Betern entsprechen. Der wirkliche Universalarzt muß nach Paracelsus von jeder dieser Kategorien etwas sein eigen nennen: Er muß quälende Symptome sicher und schnell beseitigen können, muß Meister fein gesteuerter Arzneireize sein, muß gegebenenfalls das Leib-Seele-Gefüge des Leidenden tiefgreifend verändern, muß ihn auch vom Geist her wissend dirigieren und schließlich als Beter hohe Genesungskräfte herbeirufen.

Ohne seine tiefe Frömmigkeit ist Paracelsus nicht zu verstehen. Alles, was er tut und lehrt, steht in Beziehung zu Gott. „Wie die Arznei nicht vom Arzt ist, sondern von Gott, also ist auch die Kunst des Arztes nicht vom Arzt, sondern aus Gott." Nie aber drängt sich das Religiöse dogmatisch vor sein Forschen. Er ist und bleibt Mann der Erfahrung, sowohl als Beter wie als Forscher und Arzt. Erfahrung ist es auch, wenn Paracelsus das rätselhafte Wiederherstellungsvermögen der Ganzheit Mensch, das Walten der Naturheilkraft, in den Mittelpunkt seines medizinischen Denkens stellt: „archäus" nennt er die geheimnisvolle Macht, die — stofflich unfaßbar, aber den Stoffwechsel chemisch dirigierend — sämtliche Funktionen unseres Leibes leitet und in Harmonie erhält. Aus dem Archäus kommt alle Heilung, die der Arzt mit seinen Methoden nur immer unterstützen, anfachen und behutsam steuern kann.

Digitized by Google

Als erster Arzt erkennt Paracelsus die Ablagerungsleiden, bei denen aus dem lebendigen Organismus starre Produkte ausgeschieden werden wie der Weinstein an den Innenwänden des Fasses aus dem Wein. Da Weinstein lateinisch „Tartarus" heißt, nennt Paracelsus diese ablagernden auch die „tartarischen" Krankheiten. Gicht, Gallen-, Nieren- und Blasensteine gehören dazu. Ihnen und der damals gerade wie eine Pest nach Europa einbrechenden Syphilis gilt sein besonderer Kampf, ebenso den Gewerbekrankheiten, die er — der von Kindheit an Volksverbundene — genau kennt und meisterlich heilt.

Wenn wir uns heute, 400 Jahre nach seinem Tode, dieses urdeutschen Mannes erinnern, müssen wir uns auch Rechenschaft ablegen, worin wir das besondere Kennzeichen seiner Deutschheit erblicken wollen. Daß er die deutsche Sprache so hochhielt und mit allen Schichten des deutschen Volkstums innig verbunden war, daß er als Arzt altes Bauernweistum und Kräuterwissen ausgrub, genügt allein noch nicht. Aber seine heroische Auffassung des Menschen, seine Deutung der Welt als einer dem Menschen gestellten Aufgabe — das ist sein Deutschestes!

„Keines Andern sei, wer ein Eigener zu sein vermag!", hieß der eine seiner beiden Wahlsprüche; der zweite lautet: „Omne donum perfectum a Deo, imperfectum a diabolo", „Alle vollkommene Gabe kommt von Gott, alle unvollkommene vom Teufel". Die unvollkommene Gabe jedoch, fordert Paracelsus, muß dem Teufel dadurch abgejagt werden, daß der Mensch sie zur Vollkommenheit führt. Ein schlaffes Verharren angesichts der Welt, „wie sie nun einmal ist", gilt für ihn nicht. Vollkommen soll die ganze Schöpfung werden, auf daß der Teufel in ihr keinen Raum mehr habe. Jedes Gift kann der Kundige in Arznei, jedes Unedle in ein Edles verwandeln, lehrt er. Mit der Sprache seiner Zeit nennt Paracelsus eine solche Erneuerungsarbeit „Alchimie" — ein Wort, das bei ihm mit Goldmachen nichts zu tun hat.

Auch den Menschen gilt es in diesen Prozeß der Erneuerung mit hineinzunehmen. Das geschieht, wenn der Arzt einen Kranken heilt, das soll aber auch geschehen, wenn ein Gesunder sein alltägliches Leben lebt. Paracelsus fordert eine wahrhaft heroische Arbeit des Menschen an sich selber, denn „nur die Höhe des Menschen ist der Mensch".

Der Mensch, der wirklich ein Wert sein will, muß sich unablässig seiner eigenen Höhe entgegenringen. Er muß ein Mensch sein, der von sich etwas fordert. Er muß das Bildnis Gottes in sich zu spiegeln trachten. Das erst stempelt ihn wirklich zum Menschen.

Solche Sicht gehört mitten in das Ärztliche bei Paracelsus hinein. Denn dieser gewaltige Reformator hat Krankheitsheilung nie als bloße Gabe, die der Arzt verleiht, sondern stets als verpflichtende Aufgabe gewertet wissen wollen, als kraftvolles Ringen um ein Stück Welterneuerung. Im lebendigen Kräftespiel der Welt kommt es darauf an, das Rechte zu erkennen und — allen Gegenmächten zum Trotz — auch zu verwirklichen. „Lehren und nicht tun, ist klein und halb; lehren und tun, ist groß und ganz!", sagt er — und indem er seine Lehre vom freien, erfahrungsfrohen und heroischen Universalarzt lebenslang verwirklicht, gelangt er schließlich zur stillen Weisheit eines sterbenden Landfahrers, der gewiß ist, im Bewußtsein der Menschen noch einmal als Stern erster Größe aufzuflammen.

Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letztern gewiß seltener.

Goethe: „Die Leiden des jungen Werther."

Digitized by Google

Paracelsus / Zitate

„Mehr will ich richten nach meinem Tod wider euch dann darvor. Und ob ihr schon mein Leib fressent, so habt ihr nur Dreck gefressen: der Theophrast wird mit euch kriegen ohn den Leib.

*

Eine Frau ist wie der Baum, der seine Frucht trägt, und der Mann ist wie die Frucht, die der Baum trägt. Der Baum muß viel haben, damit er erhalten wird, und auf daß er vermöge das zu geben, weswegen er da ist. Nun seht, wie viel Gebresten dem Baume treffen können und wie wenig die Birne. So viel ist auch die Frau über den Mann. Der Mann verhält sich zu ihr wie eine Birne zu ihrem Baum, die fällt ab, aber läßt den Baum stehen. Der Baum trägt weiter Sorge auf andere Früchte in seinem längeren Leben; er muß viel haben, viel leiden, viel tragen wegen seiner Früchte, daß die wohl und glücklich kommen.

Sehet an die Disteln in ihren Dornen; die hasset unsern Leib so sehr, daß uns der Dorn nit will vergönnen, nach der Distel zu greifen. Und wenn wir an die Distel kommen, so sticht sie gleich so fest und wehret sich gegen uns, damit daß wir die Arznei, die in ihr ist, nit erlangen sollen. Was tut aber Gott? Derselbige gebietet dem Feuer; das treibt die Arznei aus der Distel hervor und zersiedet ihr die Dornen, verbrennt sie zu Asche, und die wird vom Arzt ausgeworfen in den Dreck und in den Kot. Jetzt ist das Böse gemeistert und das Gute ausgeklaubt. Wer wollte aber der Distel feind sein, wenn sie uns diese Guttat beweist? Obwohl sie dem Leibe gehaß ist, muß sie ihm doch die Gesundheit geben. Wer kann einer Frau feind sein, sie sei gleich wie sie wolle? Denn mit ihren Früchten wird die Welt besetzt. Darum läßt sie Gott lange leben, ob sie gleich gar eine Galle wäre.

*

Ich schreib teutsch, ich lehre teutsch — aus meinem Blut heraus, aus meinem Stolz heraus, daß ich ein Teutscher bin.

*

Ist die Judenheit nötig, meinetwegen? Hat der Herr doch Kometen und andere Zuchtruten for die Menschheit geschaffen! Ist auch der Pardel (Leopard) von Gott geschaffen, dennoch tu ich mich seiner wehren!

Stehen Engel hinter jeglichem Volk, dann muß der Judenengel ein schiefes Maul und zwei gewaltige Hörner aufgesetzt han!

Arabs, Türken, die Judenheit auch — sein die nit anders geartet als ein teutscher Mann? Nit, daß der Paracelsus ihr Sacknasen meinet, nein, innen liegt der Unterschied, wie sie sich haben und tun. Möcht nur ein Teutscher sein, bin froh, daß ich teutsches Blut in mir fließen gspür.

* * *

Die Kunst geht keinem nach, aber ihr muß nachgegangen werden; darum habe ich Fug und Verstand, daß ich sie suchen muß, nicht sie mich! Wie mag hinter dem Ofen ein guter Kosmographicus wachsen oder ein guter Geograph? Die Krankheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist, und bleibet nicht an einem Ort. Will einer viel Krankheiten erkennen, so wander er auch — wandert er weit, so erfährt er viel und lernt viel erkennen.

*

Der echte Arzt ist gottgleich. Alle Heimlichkeiten der Natur entdeckt er zuerst. Er ist ein Wundertäter durch die Kunst, ein Prophet durch die Wissen-

Digitized by Google

schaft, feurige Strahlen gehen überall von ihm aus. Ihm ist gegeben die unbedingte Schlüsselgewalt über die Leiber, zu lösen und zu binden alle Krankheiten.

*

Der Traum ist der unsichtige Leib des Menschen, das Geisthafte, das den Menschen lehrt, seine Hände zum Malen und Schmieden führt, das Gehirn zu Weisheit und Vernunft leitet und den Leib in allen Dingen lebendig macht.

*

Das Höchste, so wir Ärzte an uns haben, ist die Kunst, ihr gleich ist die Liebe, und deren zweien ist die Hoffnung ihr Beschluß. Der höchste Grad Arznei ist die Liebe. Die Liebe ist es, die Kunst lehret, und außerhalb derselbigen wird kein Arzt geboren.

So wisset hierauf, daß ein Kranker Tag und Nacht seinem Arzt soll eingebildet sein und ihn täglich vor Augen tragen.

*

Wenn ein Arzt auf gutem Grund stehen soll, so muß er in der Wiege gesät werden wie ein Senfkorn und in dieser aufwachsen, so wie die Großen und Heiligen bei Gott. Er muß also wachsen, daß er in den Dingen der Arznei zunehme wie ein Senfbaum und über alle hinauswachse. Darum soll der Grund stehen und befestigt werden, denn was nicht zur rechten Zeit gesät wird, daraus wird kein guter Arzt.

*

Darum soll der Arzt die Natur und die Kraft aller Dinge erkennen, und also sollst du die Kunst der Arznei erfinden aus den auswendigen Kräften, so die Natur erzeiget. Wie dem Himmel die Sterne, gehorchen ihm die arcana. Aus Kraft der Natur muß er mit den Wunden gewaltiglich handeln und zukünftigem Übel zuvorkommen.

*

(Gegen die Sklaverei der alten Lehrbücher): Der Mensch allein hat eine schlechte Unterweisung zu geben: das Vollkommene muß aus dem Licht der Natur genommen werden. ... Denn wo Weisheit Gottes nit ist, da ist auch der nit, von dem sie ausgehet: also auch willst du ein Arzt werden, am ersten such die Arznei da sie ist, bist du weise, und erspekulier keine von dir selbst.

Soll sich niemand befremden, daß ich sag, daß Gott das erste Buch sei. Denn Ursach: wer erkennt die Arbeit am besten, denn der sie gemacht hat? Der weiß derselbigen Arbeit Kraft darzugeben und anzuzeigen. Wer ist nun, der die Arznei gemacht hat anders, als allein Gott? Nun fleußt es aus ihm, als die Wärme von der Sonnen, die treibt die Blüte herfür: also soll unser Weisheit aus Gott auch fließen.

*

(Über das wahre Wesen der Alchimie): Soweit sind alle Dinge beschaffen, daß sie in unserer Hand sind, aber nit als sie uns gebühren zuhand. Das Holz wächst auf sein End, aber nicht in die Kohlen oder Scheiter: der Leim wächst, aber die Häfen (Gefäße) nicht: also ist es mit allen Gewächsen. Darum so erkennt denselbigen Vulcanum (den Gott des Feuers als Symbol der Funktionen der verwandlungbildenden Naturgesetze gedacht!).

Also mit einem Exempel: Gott hat Eisen beschaffen, aber das nit, was werden soll: das ist, nit Roßeisen, nit Stangen, nit Sicheln, allein Eisenerz, und im Erz gibt ers uns. Weiter befiehlt er dem Feuer und dem Vulcano, der des Feuers Meister ist. ... Nun jetzt folgt aus dem, daß erstlich das Eisen muß gescheiden werden von Schlacken, demnach daraus geschmiedet, was werden soll: das ist Alchimia, das ist der Schmelzer, der Vulcanus heißt: was das Feuer tut, ist Alchimia, auch in der Kuchen (Küche), auch im Ofen: was auch das

Digitized by Google

Feuer regiert, das ist Vulcanus. ... Also ist's auch mit der Arznei, die ist beschaffen von Gott, aber nicht bereitet bis aufs Ende, sondern in Schlacken verborgen: jetzt ist es dem Vulcano befohlen, die Schlacken von der Arznei zu tun. Was die Augen am Kraut sehen, ist nit Arznei, oder an Gesteinen, oder an Bäumen: sie sehen allein die Schlacken, inwendig aber unter den Schlacken da liegt die Arznei.

Also folgt der Archäus, der inwendige Vulcanus hernach, der weiß zu zirkulieren und präparieren nach den Stücken und Austeilung, wie die Kunst in ihr selbst vermag mit Sublimieren, Destillieren, Reverberieren etc. Denn diese Künste sind alle im Menschen sowohl als in der äußerlichen Alchimey, die diese präfiguriert. (Gemeint sind die inneren Verbrennungsprozesse, die die Nahrung zum Körperaufbau zubereiten!)

Also lerne, was Alchimia sei, zu erkennen, daß sie allein das ist, das da bereitet durch das Feuer das Unreine und zum Reinen macht. ... Es muß ein Arzt betrachten, dieweil Gott nichts bis an das End beschaffen hat, das weiter den Vulkanis (den Verwandlungskräften!) befohlen ist, dieselbigen Ding bis zum End zu bringen und nit Schlacken und Eisen miteinander schmieden. Denn merket ein Exempel: Brot ist uns beschaffen und geben von Gott, aber nit wie es vom Bäcker kommt: sondern die drei Vulcani, der Bauer, der Müller und der Beck, die machen Brot daraus. Also muß es auch mit der Arznei beschehen: dazu auch mit dem inneren Vulcano dergleichen. ...

Denn der Arzt ist der, der da öffnet die Wunderwerk Gottes, männiglichen: So er nun darum da ist, so muß er sie gebrauchen, recht, nit unrecht, wahrhaftig, nit falsch. ... Dieweil aber die Ding nit eröffnet werden, so ist es ein Zeichen, daß noch kein Verstand da ist, der da sein soll. ...

All Arznei ist auf Erden, aber die sind nicht da, die sie schneiden sollen: das ist, gewachsen sind in die Ernt, aber die Schnitter sind nicht kommen. So die Schnitter da sein werden der rechten Arzney, ohn einlaufende gefälschte Sophisterey, so werden wir die Aussätzigen rein machen, die Blinden gesehend und dergleichen. Denn die Kraft ist all in der Erden und wächst: aber die Hoffart der Sophisterei laßt die Mysteria der Natur nicht herfürkommen und ihr Magnalia. ... Denn Gott hat kein Krankheit lassen kommen, der er nicht ihr Arzney beschaffen hat.

*

(Über die Bedeutung der echten Erfahrung, d. h. der Erkenntnis der in den Dingen verkörperten Weisheit): Das ist experientia (Erfahrung), das da gerecht und wahrhaft erfunden wird: und welcher sein Sachen nit mit der Experienz gelernet hat und mit der Wahrheit, die in ihr ist, derselbig ist ein zweifelhafter Arzt: und was die Experienz, die als ein Richter ist, bewährt oder nit bewährt, das soll angenommen oder nit werden. ... Weisheit (scientia) ist in dem dem Gott sie geben hat: experientia ist ein Kundschaft von dem, darin Weisheit dargelebt wird. Als: der Birnbaum der hat seine Weisheit in sich, und wir, die seine Werke sehen, haben die Erfahrung seiner Weisheit. ... Daraus dann folgt, daß ein jeglicher seine Gabe und Weisheit auf das Höchste bringen soll und sie auf alchimistisch in dem höchsten Grad bringen. Das ist, der Baum muß groß Alchimey brauchen nach seiner eingeborenen Weisheit, bis er kommt auf das Ende seiner Frücht. Also nun der Mensch den Samen der Weisheit hat, so folgt aus dem, daß er ihn treiben muß, damit er komme auch in sein vollkommene Ähren und Herbst, daß sein Früchte von ihm fallen, als von einem Baum. ...

Denn das ist einmal wahr, der Gott nicht erkennt, der liebt ihn nicht, er weiß nichts von ihm. ... Der die Natur nit kennt, der liebt sie nit: derselbig der also nicht erkennt, der sieht nichts bei demselbigen, sein Bauch ist sein

Digitized by Google

Gott. Je mehr aber die Erkenntnis ist in einem Ding, je mehr die Lieb: der den Armen nit verstehet noch erkennt, der liebt ihn nit. Alle Ding liegen im Erkenntnis, aus demselbigen fließen alsdann die Frücht gegen demselbigen: die Erkenntnis gibt den Glauben. Denn wer Gott erkennt, der glaubt an ihn. Der ihn nicht erkennt, glaubt an ihn nicht: ein jeglicher glaubt wie er erkennt. . . .

*

Ziemlich und gebührlich ist es einem Philosophen, daß er wisse Anfang und End des, darvon er philosophiert."

Außenpolitische Notizen

Kurt Wirth:

Rund um den Südpazifik

Das jetzige Ringen zwischen Deutschland und England verdient mit fast größerem Recht ein Weltkrieg genannt zu werden als der Kampf, der 1914 bis 1918 tobte. Riesenhafter sind die Fronten und Schlachtfelder, ausgedehnter die Räume, die in Mitleidenschaft gezogen werden, größer und tiefer die Anspannung, die der Krieg von allen Ländern und Völkern fordert, zahlreicher die Menge der Staaten, die an ihm beteiligt sind. Meere werden zu schmalen Gräben, und Strecken, die früher Tage, ja Wochen erforderten, werden in wenigen Flugstunden überwunden. Durch die Hilfestellung Amerikas zugunsten Englands, den Anschluß Japans an den Dreimächtepakt, den Kriegseintritt Sowjetrußlands rückt die Möglichkeit näher, daß der ganze Globus erfaßt wird. Letzthin wird sogar der südliche und südöstliche Teil des Stillen Ozeans zu einem Brennpunkt der Weltpolitik.

Kurz nach der ersten Ansegelung Ostasiens durch die Europäer begann Balboa den Versuch, den Pazifik zu einem spanischen Privatmeer zu machen. Er währte nicht lang, denn bald erschienen als Nebenbuhler Portugiesen, Holländer und Engländer, im hohen Norden sogar die Russen, die, was viele nicht wissen, über Alaska sich bis zur Bucht von San Franzisko vorarbeiteten, wo sie in den 1820er Jahren eine gemeinsame Herrschaft mit den Spaniern errichteten. Nicht zum wenigsten gegen diese russisch-spanische Gefahr an dem westlichen Gestade der riesigen Wasserfläche, die sich zwischen Asien und Amerika hinbreitet, hatte Monroe seine Botschaft verkündet. Die Folge war, daß allmählich die Yankees in den Vordergrund traten. Sie kauften dem Zaren Alaska ab, taten 1893 den Sprung nach Hawai und 1898 nach den Philippinen und befestigten im 20. Jahrhundert ihr „unsichtbares Reich" über Chinas Seelen und Wirtschaft. Seit dem Jahre 1907, als eine Flotte der USA. Sydney besuchte und ihr ein äußerst glänzender Empfang bereitet wurde, schielt Australien mehr und mehr nach dem großen Bruder Jonathan hinüber und bemüht sich, die vollkommene Übereinstimmung seiner weißen Bevölkerung mit der japanfeindlichen Bewegung in den Vereinigten Staaten darzutun. Die Angst vor einer Überschwemmung durch die Japaner vor allem macht dort die Amerikaner so beliebt, aber auch ohne das ist eine Amerikanisierung des ganzen Erdteils schon im vollstem Gange. Die Überlassung bzw. Mitbenutzung von Port Darwin an der australischen Nordküste, die Inselschnur von Hawai bis Samoa und von Hawai über Guam nach Manila, die Washington untertan ist, besagt deutlich genug, wohin sich das politische Schwergewicht in der Zukunft bewegen wird.

Den Anspruch allerdings, die erste Großmacht im West- und Südpazifik zu sein, erhebt Japan. Wenn auch nicht jene Verheißung bestünde, die vor mehr als 2600 Jahren dem Reiche des Tenno das Erstgeburtsrecht der Führung im dortigen Raume verlieh, so genügt schon die geopolitische Lage des kaiserlichen Inselstaates, um diesen Anspruch zu rechtfertigen. Die Frage ist nur, wo die Grenzen dieser Herrschaftsstellung gezogen werden sollen. Darum geht es gerade heute wieder. Als Widersacher treten nicht nur die Yankees auf den Plan, obwohl man sich allmählich daran gewöhnt, nur sie als ernsthafte Gegner zu betrachten; es kommen dazu die Engländer und die in ihrem Gefolge schwimmenden Kolonialholländer,

Digitized by Google

die gewaltige und reiche Gebiete in jener Weltgegend ihr eigen nennen.

Die Weltblockadelinie

In dem weitgespannten Schlachtenplan unserer Gegner, wozu man den amerikanischen Präsidenten ohne weiteres zählen muß, spielt die sog. „Weltblockadelinie" eine mehr und mehr hervortretende Rolle. Sie beginnt in Island, soll über die Azoren und die Kapverdischen Inseln nach Dakar oder Freetown in der englischen Kolonie Sierra Leone laufen, von dort quer durch Afrika hinweg bis nach Indien. Über Burma und ein dann zu vergewaltigendes Thailand gewinnt sie den Anschluß an das Gebiet Tschiangkaischeks. Weitere Etappen sind die Philippinen, Guam, die „Trittsteine" Wake, Johnson, Midway und schließlich Honolulu auf Hawai. Den Schluß bildet die Linie Aleuten-Kamtschatka - Wladiwostok, im fernen Süden Samoa und Neuseeland. Ganz Iberoamerika ist natürlich eingeschlossen. Die Absicht dabei ist, die Staaten des Dreimächtepakts von den reichen Rohstoffquellen abzuschneiden, die durch diese „Front" eingegrenzt werden. Nicht zufällig umfaßt sie gewaltige Überschußgebiete, die gerade im Kriegsfalle einen außerordentlichen Wert besitzen.

Ebenso hervorragend wie der atlantische Abschnitt dieser weltweiten Teilungslinie ist der südostasiatische und pazifische. Seine Bedeutung ist strategisch und wirtschaftlich zugleich. Singapur, das Kraftzentrum, um den sich die übrigen Gebiete lagern, hat man nicht mit Unrecht das Gibraltar des Ostens genannt. Hier treffen sich alle wichtigen Schiffahrtslinien, Kabel und Luftverkehrswege zwischen Okzident und Fernem Orient, zwischen Indien und Australien, zwischen Japan und Südafrika. Das Bild rundet sich, wenn wir erfahren, daß amerikanische Ingenieure im Auftrage der Briten eine neue Luftverbindung erkunden, die von Singapur über Sumatra nach den Tschagosinseln und von dort über die Seychellen nach Sansibar und Mombasa eingerichtet werden soll. Der wirtschaftliche Wert Südostasiens und Australiens ist ungeheuer. An der Spitze steht das Öl von Niederländisch-Indien, das hauptsächlich in Borneo erbohrt wird. Dann ist zu nennen das Zinn und der Kautschuk Malakkas und der Sundainseln, weiter Tee und Reis ebenda. Nicht zu vergessen endlich das Gold, das Fleisch, der Weizen und die Wolle Australiens. Auch der Fischreichtum und die Kopra der Südseeflur wären hier anzumerken. Genug, die außerordentliche Wichtigkeit des ganzen Raumes im und am Südpazifik liegt klar zutage, und daher ist es nicht verwunderlich, daß die Angelsachsen und ihre Trabanten die größten Anstrengungen machen, das alte Staatengefüge hier aufrechtzuerhalten bzw. in ihrem Sinne zu befestigen und womöglich zu erweitern.

Eine dieser Erweiterungen bestand in der glatten Einverleibung des französischen Kolonialbesitzes in dem ozeanischen Neukaledonien, auf den Gesellschaftsinseln, Marquesas usw., wodurch ein „Schönheitsfehler" in jener fernen Erdgegend verschwand. Dasselbe möchte man gerne mit dem portugiesischen Anteil der Insel Timor vornehmen, die als ein trauriger Rest der früheren Glanzzeit den Lusitaniern noch verblieben ist. Daß man stillschweigend die auf England, Australien und Neuseeland übertragenen Mandate über das deutsche Südseegebiet in Annektionen umgewandelt hat, versteht sich am Rande. Namentlich Neuguinea, die größte Insel der Welt, hat durch seinen Goldreichtum und seine vermuteten Petroleumvorkommen sehr an Wertschätzung gewonnen.

Zunächst freilich haben die Widersacher des Dreimächtepaktes eine schwere Schlappe hinnehmen müssen. Japanische Truppen und Marine haben im Einverständnis mit der Regierung des Marschalls Pétain das französische Indochina besetzt. Damit ist die erste bedrohliche Bresche in den angelsächsischen Machtaufbau an einer entscheidenden Knotenstelle geschlagen. Gelingt es den Japanern, auch Thailand auf ihre Seite zu bringen, dann ist sogar die Möglichkeit eröffnet, Singapur auf dem Landwege zu erreichen. Der Sprung nach Holländisch - Insulinde hinüber, zu den reichen Ölfeldern auf Borneo, liegt nahe. Schuld daran tragen allerdings die Angelsachsen und Holländer selbst, weil sie durch Verweigerung des Benzinverkaufs die Japaner, wollen sie nicht langsam verdorren, gewissermaßen zwingen, diesen äußersten Schritt zur Selbsthilfe zu tun. Die Japaner müssen kämpfen, wenn ihnen die Ölleitung abgesperrt wird. Das Öl bestimmt, wann, wo und wie die etwaige endgültige Auseinandersetzung zwischen der alten und der neuen Ordnung in Ostasien erfolgen soll.

Indochina, das die Soldaten des Tenno jetzt unter ihren Schutz genommen haben, gehört den Franzosen. Dadurch, daß die Regierung von Vichy mit den Japanern paktierte, hat sie den Unwillen Londons

Digitized by Google

und Washingtons hervorgerufen. Der amerikanische Unterstaatssekretär im Außenamt, Sumner Welles, hat sich bemüßigt gefühlt, Frankreich zu „warnen" und ihm die Feindschaft Amerikas anzudrohen. Die Japaner verweisen demgegenüber mit Recht darauf, daß die Entsendung ihrer Streitkräfte nach Hanoi und Saigon mit dem Einverständnis Vichys und auf ehrliche Verhandlungen hin vorgenommen wurde und nicht, wie die Eroberung von militärischen Stützpunkten auf Island durch die Vereinigten Staaten oder wie die schmähliche Besetzung Syriens durch die Engländer gegen den Willen des eigentlichen Besitzers erfolgte. Der Fall Syrien habe zudem bewiesen, daß Frankreich zur Zeit nicht imstande sei, seine Kolonie im Fernen Osten zu verteidigen. Falls aber die gemeinsam mit ihnen durchgeführte Verteidigung weitere englisch-amerikanische Schritte herbeiführe, so lasse das Japan kalt. „Wenn eine Nation vor die Frage Leben oder Tod gestellt wird, kann sie durch dritte Nationen, die die wahre Lage nicht verstehen, nicht eingeschüchtert werden."

Die Antwort der Angelsachsen ist bekannt: Sie versuchen ihre Einkreisung gegen Japan zu Lande, zur See und in der Luft mit großer Beschleunigung zu vollenden. Die Philippinen sollen dabei als Sperriegel gegen eine japanische Ausdehnung nach dem Süden und gleichzeitig als Sprungbrett nach dem asiatischen Festland dienen. Die Inselgruppe untersteht bekanntlich immer noch den Yankees. Niemand hält es für möglich, daß die ihr für 1946 versprochene Unabhängigkeit Wirklichkeit werden wird. Eben jetzt ist die ganze philippinische Armee, welche auf mehrere hunderttausend Mann gebracht werden soll, dem Kriegsministerium in Washington, mit anderen Worten Roosevelt, unterstellt worden. Die Furcht vor der japanischen Überflutung läßt die herrschende Schicht der Chamorros, wie man die spanisierten Filipinos nennt, sich lieber wieder in die Arme Onkel Sams werfen. Kein Wunder auch, denn trotz der jetzt an die 15 Millionen betragenden Einwohnerschaft leben auf den Inseln knapp 20 Menschen auf dem Quadratkilometer gegenüber 100 und mehr, die das äußerst fruchtbare Land ernähren könnte. Zudem wird der amerikanische Imperialismus diesen wertvollen Besitz, den er kurz vor der Jahrhundertwende den Spaniern abnahm, kaum aus seinen Fängen lassen. Denn was erst reine Wirtschaftspolitik war, entwickelt sich immer entschiedener zur Machtpolitik. Der ältere Roosevelt, der „Rauhreiter", hat den Anfang dazu gemacht; sein Neffe scheint es sich zum Ziele gesetzt zu haben, ihn wesentlich zu übertrumpfen und nicht nur auf der atlantischen, sondern ebensosehr auf der pazifischen Seite ein neues Imperium aufzubauen.

Wer erinnert sich, daß ausgerechnet die Amerikaner es gewesen sind, die Japan gewaltsam aus seinem mehrhundertjährigen Dornröschenschlaf weckten? Das geschah an der Jahreswende von 1853/54, als der Yankee-Admiral Perry an der Spitze eines größeren Geschwaders in den Golf von Yeso einlief und unter der Drohung seiner Kanonenschlünde das Kaiserreich zwang, sich dem europäisch-amerikanischen Handel zu eröffnen. Die Folgen sind bekannt: Die Japaner bissen die Zähne zusammen, stellten sich um, lernten alles, was sich nur irgendwie von der überlegenen Technik und Kriegskunst der Abendländer übernehmen ließ, und nahmen den staunenswerten Aufstieg zur Großmacht und schließlich zur Weltmacht, wie ihn die Welt bisher erlebt hat. Ihr Sieg über die Russen 1904 zeigte unmißverständlich, daß Ostasien seine Führung wieder in die eigene Hand zu nehmen gewillt war. Der Weltkrieg brachte die Aufnahme in den Obersten Rat der Völker dieser Erde. Kurz darauf allerdings, im Flottenabkommen von Washington 1922, mußte Japan sich zähneknirschend von den vereinigten Angelsachsen wieder zurückdrängen lassen. Seit 1931 geht nun der Kampf um den Besitz der chinesischen Gegenküste nebst Hinterland und das Ringen um die neue Ordnung im Fernen Osten. Die ernsthaftesten und hartnäckigsten Widersacher dieses Bestrebens wurden mehr und mehr die Nordamerikaner; der seit Jahrzehnten prophezeite und immer vermiedene Zusammenstoß zwischen der aufstrebenden Macht des Ostens und dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten über dem Ozean scheint dank der Angriffslust und Herausforderung der Yankees wieder bedrohlich nahe. Die Propaganda hat die Luft schon vergiftet, und die Lage ist um so gefährlicher, als Japan das einzige Land ist, gegen das die USA.-Bürger eines unvermittelten Hasses fähig sind.

Australiens Rolle

Die unbedingte Gegnerschaft gegenüber Japan und den Japanern überhaupt, weiter der Mangel an genügendem Schutz durch das britische Mutterland und endlich seine bedrängte geopolitische und bevölkerungs-

Digitized by Google

politische Lage macht Australien zu einem Trabanten Washingtons. Die Amerikaner, die schon über die Osthälfte des Stillen Ozeans verfügen, im hohen Norden durch die Aleuten großen Einfluß besitzen, werden so auch die Herren im Südpazifik. Die Worte des Konteradmirals Taffinger, des Befehlshabers des amerikanischen Kreuzerverbandes, der Anfang August 1941 in den australischen Hafen Brisbane einlief, „es sei wahrscheinlich, daß die Australier noch mehr amerikanische Kriegsschiffe während dieses Krieges zu sehen bekommen würden", besagen genug. Es verlohnt daher, in diesem Zusammenhange einmal auf die Lage und die Verhältnisse Australiens näher einzugehen.

Australien ist für uns heute noch der fremdeste von allen Erdteilen. Er ist zugleich der am dünnsten besiedelte Erdteil. Nach optimistischer Rechnung könnte er 200 Millionen Menschen ernähren, australische Quellen geben selber rund 50 Millionen zu, in Wirklichkeit hat er nur 7 Millionen Einwohner. Das Land ist ungeheuer leer, und zwei Drittel der Bewohner leben in Großstädten zusammengepreßt. Die Hälfte des Staates Tasmanien wohnt in der Hauptstadt Hobart. Die Hälfte der Bewohner von Neu-Südwales lebt in Sydney. 56 Prozent des Volkes von Südaustralien beherbergt Adelaide. 57 Prozent der Angehörigen des Staates Viktoria hausen in Melbourne. Australien ist so im Gegensatz zu Deutschland, Italien und Japan, die Völker ohne Raum sind, ein „Raum ohne Volk".

Ein volles Drittel der australischen Bevölkerung lebt mittelbar oder unmittelbar vom Schaf, dem genügsamsten aller Haustiere des Menschen. Es gibt dort jetzt mehr als 100 Millionen der nützlichen Wollträger. Das Schaf ist der australische Nationalheld, und nur durch seine Anpassungsfähigkeit werden jene unermeßlichen Striche nutzbar. Der fünfte Erdteil ist heute zugleich eines der drei großen Ausfuhrländer für Weizen. Erreicht wurde dies durch unablässiges Ringen und Abmühen mit der Natur, durch Anwendung modernster landwirtschaftlicher Maschinen und durch ganz ungewöhnliche wissenschaftliche Methoden. Neben Wolle und Weizen stellen Häute einen wichtigen Exportartikel dar.

Australien wurde bekannt und berühmt durch seine Goldfunde in der Mitte des vorigen Jahrhundert. Bis heute hat man rund 20 Milliarden Mark an Gold dort erschürft. Der Reichtum an Steinkohle wird auf 10 Milliarden Tonnen geschätzt, darunter Flöze von 10 Meter und mächtiger. Die Lager an Eisenerz werden auf mindestens 100 Millionen Tonnen veranschlagt, von denen nicht wenige Adern bis zu 66 Prozent reines Metall aufweisen. Neben der unmittelbaren Folge, daß die Bevölkerung von 400 000 im Jahre 1850 auf 1 Million 1857 anschwoll, der später ähnliche Aufwärtsbewegungen entsprachen, ist in der Nachkriegszeit auch der Grund zu einer wehrwirtschaftlichen Industrie gelegt worden, die mehr und mehr auf eigenen Füßen steht. Vor dreizehn Jahren arbeiteten schon ebenso viele Menschen in der Industrie wie in der Landwirtschaft, obgleich der Wert der Erzeugung noch um rund die Hälfte niedriger war als der Wert der Landwirtschaftsprodukte. Allein in den Jahren 1932—1937 wurden in die Industrie weitere 14 Millionen Pfund hineingesteckt*).

Im Weltkrieg stellte Australien dem englischen Mutterland eine Feldarmee von über 400 000 Mann zur Verfügung bei einer Bevölkerung von damals knapp sechs Millionen. Dabei alles Freiwillige! Denn der Antrag auf die Einführung der Dienstpflicht — selbst nur für die Dauer des Krieges — war in zweimaliger Abstimmung abgelehnt worden. 60 000 Tote blieben auf dem Schlachtfeld, über 180 000 wurden verwundet.

Trotz dieses gewaltigen Aderlasses brachte der vergangene Krieg den Australiern einen großen Gewinn: die Erkenntnis ihrer völkischen Eigenart. Ein eigenes, echtes Nationalgefühl ward geboren. Dieses beruht einesteils auf dem äußersten Individualismus und demzufolge ausgeprägten Freiheitsdrang, andernteils auf einer abenteuerfreudigen, ja spielerischen Auffassung des Lebens. Treffend hat man den Australier einen ins Südland gewanderten Germanen genannt, dessen Wärme seine nordische Härte löste. Dazu kommt dann die ihn umgebende Umwelt der Weite, der Trockenheit, der herben Klimaschwankungen, die ihn zu einem hageren, zähen, ruhigen, dabei leichtlebigen und humorvollen Menschen gemacht hat, der mit allen Wassern gewaschen ist. Zugleich ist er berühmt ob seiner Treue und Kameradschaftlichkeit, zu der ihn die unsagbare Einsamkeit des Landes erzog. Muße; Freiheit, zu tun und zu lassen, was man will, ohne Zwang; Geringschätzung jeglicher Autorität, das ist das Glück des Australiers.

Trotz seines unbändigen Freiheitsgefühls ist Australien staatssozialistisch

*) Siehe Heinrich Hauser: Australien, der menschenscheue Kontinent (Safari-Verlag Berlin, 1939); ein sehr nützliches und flüssig geschriebenes Buch über den fünften Erdteil.

Digitized by Google

gesonnen wie kaum ein zweites Land auf dieser Erde. Die Arbeiter dort haben die höchsten Löhne der Welt, Krisenunterstützung gibt es schon seit Jahrzehnten. 1856 eroberten sich die Maurer von Melbourne und Sydney den Achtstundentag, sechzig Jahre, bevor er in Europa ernstlich in Erscheinung trat. Die australische Gesellschaft ist nahezu klassenlos. Jeder kann mit Recht hoffen, eines Tages ebenfalls mit zur besitzenden Klasse zu gehören, sein Häuschen, sein Auto, seine Segeljacht zu haben.

Die hervorragendste Eigenschaft des Australiers ist sein äußerst wachsames Rassengefühl. Unter allen Umständen hält er die Idee eines weißen Australiens aufrecht. Das geht so weit, daß er schon „olivenfarbige" Südeuropäer, wie Italiener und Spanier, als unerwünschte Einwanderer ablehnt. In erster Linie freilich gilt die Abwehr der ewig drohenden Gefahr einer Überflutung durch die gelben Rassen. Ein Gouverneur von Neu-Südwales hat es einmal ausgesprochen: „Gerade weil ich glaube, daß die Chinesen eine starke Rasse sind, durchaus befähigt, in unserem Land eine bedeutende Rolle zu spielen, will ich diese Asiaten ausgeschlossen sehen — um das Land für meine eigene Rasse zu bewahren." Nichts, auch nicht der Wunsch des englischen Königs oder des Staatssekretärs der Kolonien, die anfangs geneigt schienen, die Einwanderung chinesischer Kulis für die Zuckerplantagen Nordaustraliens und für die Goldbergwerke zuzulassen, konnte ihn von diesem Vorhaben abbringen. Und bis heute hat sich Australien rein erhalten: 98 Prozent sind britischen Blutes, dazu einige Zehntausende Deutsche, Italiener, Malaien und Chinesen, die noch hereinrutschten.

In der Rassenfrage hat Australien eine geradezu weltgeschichtliche Entscheidung auf der Versailler Friedenskonferenz veranlaßt. Von japanischer Seite wurde damals der Antrag gestellt, daß Angehörige jedes Volkes und jeder Rasse zu jedem Land der Welt freien Zugang haben sollten. Von 17 Abstimmenden waren 11 dafür. Die einzig entschlossene Opposition aber ging von Australien aus. Als Wilson fragte, ob die Australier sich gegebenenfalls dem Verlangen der ganzen Welt entgegenstellen wollten, da lautete ihre Antwort: „Ja, das ist genau das, was wir tun würden." Der Antrag blieb ohne Wirkung.

Die Geschichte Australiens ist noch sehr jung: Erst vor kurzem feierte man die 150jährige Wiederkehr der Besitzergreifung des Erdteils durch den Engländer James Cook. Zu Beginn des 17. Jahrderts hatten zwar holländische Seefahrer und vor ihnen wahrscheinlich schon Portugiesen die Küsten Australiens gesehen, aber die Öde und Unfruchtbarkeit ihrer Anlaufplätze und die Unkenntnis über den Wert ihrer Entdeckung hatte sie von einer Flaggenhissung abgehalten. Wer weiß, wie sehr viel anders die Entwicklung dann gelaufen wäre! Im übrigen hat sogar Napoleon sein ländergieriges Auge auf den Kontinent in der Südsee geworfen, und noch um 1830 bemühten sich die Franzosen, allerdings erfolglos, darum. Heute zittert man vor Angst, daß die japanische Politik in der Suche nach freien und warmen Räumen in den Südpazifik vorstoßen wird oder eines Tages der Volksdruck Chinas sich ebendorthin gewaltsam einen Weg sucht, und übersieht dabei geflissentlich, daß die USA. sich bereits anschickt, an Stelle Englands Australien überzuschlucken.

Australien ist bisher der einzige Erdteil, der noch keinen Krieg im eigenen Lande gekannt hat. Niemand kann sagen, wie lange diese Vorzugsstellung noch anhält. Denn im pazifischen Raum prallen zwei große völkische Ideen zusammen, deren endgültige Auseinandersetzung furchtbar sein muß. Von Asien her drängt der Bodenhunger riesiger Völkermassen; Australien kämpft für den Gedanken, der weißen Rasse eine riesige Landreserve zu erhalten. Wie dünn aber die weiße Decke im indopazifischen Raum ist, das müssen sich namentlich die Australier (und neben ihnen die Südafrikaner) immer vor Augen halten: auf der einen Seite die übervölkerten Räume von Indien, China, Japan, Holländisch-Insulinde, auf der anderen der leere Kontinent, der nicht einmal einen Menschen auf dem Quadratkilometer trägt und dabei Gebiete aufweist, die von der Natur befähigt sind, Baumwolle, Zucker, Kaffee, Tabak und andere tropische Gewächse zu erzeugen und eine wimmelnde Menschenmenge zu ernähren! Im pazifischen Raum leben rund eine Milliarde, davon noch nicht 1 Prozent in Australien, das fast so groß ist wie Europa!

Die Entscheidung der USA.

Die wichtigste Tatsache in der Entwicklung der letzten Zeit ist nach wie vor das Herübergreifen des USA.-Imperialismus über den Mittel- und Südpazifik bis vor die Tore Singapurs und darüber hinaus. Die Ausprobung der Fluglinie Westaustralien—Mombasa durch Amerikaner im britischen Auftrag, das Fluglinniennetz der

Digitized by Google

Vereinigten Staaten um und in die Südsee, die Überschattung des holländischen Kolonialbesitzes in Hinterindien, amerikanische Flotteneinheiten in Hongkong und Singapur, Marine- und Landtruppen auf den Philippinen, die Umgarnung Australiens durch schmeichlerische Worte — alles dies zeigt nur zu deutlich, was die Uhr geschlagen hat. Hawai ist mehr und mehr ein Zentrum des Kraftfelds geworden, von dem aus wie die dünnen Beine einer Riesenspinne die verschiedensten Flug-linien ausgehen. Sie seien im folgenden von Süden nach Westen aufgezählt: 1. Hawai — Tutuila (Samoa-Insel) — Aukland (Neuseeland) — Sydney mit einer Abzweigung Tutuila — Tahiti — Marquesas — Galapagos — Panama; 2. Hawai — Howland Baker — Fidschi — Sydney; 3. Hawai — Howland Baker — Salomon-Insel — Port Darwin (Nordaustralien); 4. Hawai — Midway — Wake — Guam — Manila mit Gabelung dort nach Singapur auf der einen und Hongkong auf der anderen Seite. Die weltpolitische Bedeutung solchen Luftnetzes liegt auf der Hand. Daß amerikanische Zeitungen daraufhin kaltblütig erklären, die USA. seien der eigentliche Beschützer der englischen Interessen im Stillen Ozean und „teilweise" sogar Australiens und Neuseelands, nimmt nicht weiter wunder. Selbstverständlich schließen sie auch das ungeheuer reiche Kolonialgebiet der Holländer mit ein.

Dazu kann man nur sagen, daß wir uns stets gegenwärtig halten müssen, wie die Vereinigten Staaten vielleicht noch stärker eine pazifische als eine atlantische Macht sind, zum mindesten nach Ostasien hinüber ihre Regierung weit unverfrorener eine rein imperialistische Politik betreibt, weil sie hier des Beifalls der ganzen Nation sicher ist. Als jetzt Roosevelt die einschneidenden Wirtschaftsmaßnahmen gegen Japan verfügte, die nur Unfrieden und kriegerische Spannung auslösen können, da stimmte sogar der isolationistische Senator Wheeler zu, weil er es sich einfach nicht leisten konnte, bei der japanfeindlichen Einstellung aller seiner Mitbürger hier anderer Meinung zu sein.

Ulrich Gehm:

Niederländisch-Ostindien

In der sich steigernden Spannung im Pazifischen Raum, die einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen Japan und den angelsächsischen Mächten immer näherrücken läßt, spielt auch das niederländische Kolonialreich eine wesentliche Rolle.

Lange Zeit allerdings schien Niederländisch-Ostindien der einzige ruhende Pol in den aufgewühlten politischen Wellen des Pazifik zu sein. Jedoch die geopolitische, wirtschaftliche und volkliche Struktur des gesamten ostasiatisch-indonesischen Raumes machte es der niederländischen Regierung klar, daß dieser Zustand nicht mehr lange anhalten würde, und nicht umsonst hatten die Niederlande die Hauptmasse ihrer Kriegsflotte in Ostindien stationiert. Schon allein die geopolitische Lage stellt dieses Kolonialgebiet in den Brennpunkt der fernöstlichen Auseinandersetzungen, es liegt im Schnittpunkt zweier Kraftlinien; einmal auf dem Wege zwischen zwei Kontinenten und zum anderen bewacht es die Durchfahrt zwischen zwei Ozeanen. Niederländisch-Indien ist eine Brücke zwischen Asien und Australien, zugleich aber auch ein Verbindungsweg zwischen Südsee und Pazifik.

Bei dieser politischen Lage erscheint es merkwürdig, daß das kleine Mutterland diesen Kolonialbesitz bis in die heutige Zeit hinüberretten konnte, um so mehr, als es sich um eines der wirtschaftlich reichsten Gebiete der Erde handelt. Hinzu kommt, daß Niederländisch-Indien auch im Interessengebiet dreier Großmächte liegt, die gerade hier in diesem Raum hart aufeinanderstoßen und gegenseitig jedes Vorgehen des anderen mit schärfstem Mißtrauen bewachen. Ein nach außen völlig abgeschlossenes Kolonialreich wäre wahrscheinlich sehr bald das Opfer Englands, der USA. oder Japans geworden. Aber die Niederlande hatten ihre Kolonie frühzeitig den wirtschaftlichen Interessen der Großmächte geöffnet und bis heute den Gedanken der „offenen Tür" vertreten, so daß die Großmächte, damals waren es nur USA. und England, sich bald stärksten wirtschaftlichen Einfluß sichern konnten. Nach dem Weltkrieg trat dann als dritter Bewerber Japan hinzu, und gegen ihn fanden sich die beiden angelsächsischen Mächte zur gemeinsamen Abwehr zusammen. Unter der Parole „Schutz des niederländischen Kolonialreiches" sicherten sie sich selbst ihre wirtschaftlichen Interessen, und oft genug in letzter Zeit wurde Niederländisch-Indiens wirtschaftliche Position gegen den gemeinsamen Gegner ausgespielt. Während Niederländisch-Indien bis zum Kriegsausbruch versuchte, zwischen den drei Großmächten zu lavieren, ist es während des Krieges und besonders seit dem deutschen Einmarsch in die Niederlande völlig

Digitized by Google

in das Fahrwasser Englands und Amerikas geraten. Darüber hinaus aber wird die Politik Niederländisch-Indiens von zwei weiteren entscheidenden Faktoren bestimmt. Erstens von den vielseitigen inneren völkischen Problemen und zweitens von dem wirtschaftlichen Expansionsdrang der Ostasiaten, sowohl der Japaner wie auch der Chinesen.

Die völkischen Probleme

Die Niederländisch-Ostindische Handelskompanie, die am Anfang des 17. Jahrhunderts sich zuerst auf Java festsetzte, beschränkte ihre Tätigkeit auf die Errichtung von Handelsfaktoreien. Von einer territorialen Inbesitznahme sah man zunächst ab. Erst die ständigen Eingeborenenaufstände zwangen dazu, eine größere Machtgrundlage zu schaffen, aber noch begnügte man sich in wirtschaftlicher Hinsicht mit der Ausnutzung der vorhandenen pflanzlichen Produkte. Als dann das industrielle Zeitalter und das Bevölkerungswachstum in Europa die Forderung auf vermehrte Lebensmittel- und Rohstoff-Einfuhr stellte und damit die gesamten Kolonien erheblich an Bedeutung gewannen, begann man auch in Niederländisch-Indien einerseits mit dem großzügigen Ausbau der Plantagen und andererseits mit der Erforschung und Ausnutzung der Bodenschätze. Dieses führte in Zusammenhang mit der kulturellen Entwicklung zum Entstehen einer ausgesprochenen Arbeiterschicht unter den Eingeborenen und damit, besonders bei der Siedlungsdichte auf Java, zum Entstehen sozialer und politischer Probleme. Aber die niederländisch-ostindische Gouverneursregierung hatte es bald verstanden, die kulturell hochentwickelte malaiische Bevölkerung auch politisch zu erziehen und sie an die verwaltungsmäßigen Aufgaben des Landes zu eigenem Nutzen heranzuführen. Zahlreiche Eingeborenen-Fürsten-Staaten wurden wiederhergestellt und im übrigen schritt man verwaltungsmäßig mehr und mehr zur Dezentralisation, wobei die unteren Selbstverwaltungs-Körperschaften in die Hände der Eingeborenen übergingen. Im Jahre 1918 wurde für gesamt Niederländisch-Indien ein Parlament, der „Volksraad", eingesetzt, der dem Generalgouverneur mit Rat und Vorschlägen zur Seite steht. In diesem Volksraad sind die Eingeborenen mit 30, die Europäer mit 26, die Chinesen mit vier und die Araber mit einem Abgeordneten vertreten. Gleichzeitig brach man mit dem Gedanken, die Kolonien nur als Ausbeutungsobjekt anzusehen und begann mit dem Aufbau einer großzügigen Kultur- und Sozialarbeit. Die Malaien gewannen durch diese Entwicklung bald eine bedeutende soziale Stellung und stiegen zum Teil in die gesellschaftliche Schicht der Europäer auf.

Aber zahlreiche Mischehen und das Anwachsen einer indo-europäischen Zwischenschicht waren die Folge. Trotzdem diese Indo-Europäer formell die völlige Gleichstellung genossen und politisch durch ihre Organisation, den „Indo-Europeesch-Verbond", starken politischen Einfluß gewinnen konnten, wurden sie weder von den Malaien noch von den Europäern als gleichwertig anerkannt. Wirtschaftlich wurden sie in der späteren Entwicklung von den aufstrebenden Malaien aus den Beamtenstellen herausgedrängt, so daß sie bald eine große Gruppe intellektuellen Proletariats bildeten. Bei der wurzellosen Stellung dieser Mischlinge war es erklärlich, daß revolutionäre und bolschewistische Gedanken bei ihnen bald Einfluß gewannen, sie wurden so zu einem gefährlichen Unruhemoment im innerpolitischen Leben Niederländisch-Indiens. Ein Problem aber wurde diese Entwicklung erst, als nach dem Weltkrieg die zahlreichen Wirtschaftskrisen sich auf Indonesien auswirkten und die Arbeitslosenzahl auch unter den Malaien ständig wuchs. Unter dem Druck dieser wirtschaftlichen Verhältnisse entstanden bald zahlreiche revolutionäre, teils nationalistische, teils kommunistische Bewegungen. Den bedeutendsten Einfluß gewann die Vereinigung „Sarekat Islam", die ursprünglich nationalistische, vor allen Dingen anti-chinesische Tendenzen vertrat mit religiös panislamischer Untermauerung, später aber von innen heraus durch kommunistische Ideen zersetzt wurde. Das Ergebnis dieser bolschewistischen Durchsetzungsarbeit war jedoch der Zerfall der Bewegung, da die nationalistischen Elemente innerhalb des malaiischen Volkes im allgemeinen gesund und dem Bolschewismus abgeneigt sind. Der Bolschewismus glaubte unter der teilweise proletarisierten, noch unbewußt nationalistischen malaiischen Masse leichtes Spiel zu haben. Auch die anderen ursprünglich nationalistischen Bewegungen folgten dem Weg, den schon die „Sarekat Islam" gegangen war: sobald aber kommunistische Tendenzen die Oberhand gewannen, war auch schon das Schicksal der betreffenden

Digitized by Google

Bewegung besiegelt. Nur einmal gelang eine verstärkte Aktivität, die für einen kurzen Augenblick Indonesien als günstiges Arbeitsfeld für bolschewistische Ideen erscheinen ließ. Im Frühjahr 1933 wurde Niederländisch-Indien aus seiner Ruhe durch eine kommunistische Meuterei eingeborener Matrosen aufgeschreckt, die das Panzerschiff „Zeven Provincien" entführten und erst durch die niederländisch-ostindische Luftwaffe zur Umkehr gezwungen werden konnten.

Während der Bolschewismus die revolutionär-nationalistischen Kräfte gegen die niederländische Gouverneursregierung auszuspielen versuchte, waren diese Strömungen in ihrer reinen Form durchaus nicht gegen die als gut anerkannte weiße Vorherrschaft gerichtet. Sie entstanden vielmehr aus der Sorge um den Arbeitsplatz, der nicht von der geringen europäischen Oberschicht, sondern von der ständig wachsenden chinesischen Zuwanderung gefährdet war. Allein in der Zeit von 1920 bis 1933 stieg die Zahl der in Niederländisch-Ostindien lebenden Chinesen von 800 000 auf 1 300 000. Im Jahre 1933 wurde die weitere Zuwanderung allerdings durch ein Gesetz beschränkt. Wenn man aber die Bevölkerungsstruktur Gesamt-Niederländisch-Indiens berücksichtigt, ist auch dieser Anteil schon von wesentlicher Bedeutung, der sich besonders in wirtschaftlicher Hinsicht in zunehmendem Maße bemerkbar macht. Und hier stoßen wir auf eines der wesentlichsten Probleme Indonesiens. Von der Gesamteinwohnerzahl in Höhe von 61 Millionen im Jahre 1930 entfielen allein auf Java 42 Millionen, was einer Bevölkerungsdichte von 315 auf einen Quadratkilometer entspricht. Demgegenüber stehen die anderen Inseln weit zurück, was schon in der staatlichen Gliederung des niederländischen Kolonialreiches zum Ausdruck kommt. Java gilt mit Recht als Kern des ostindischen Kolonialreiches, während die übrigen Inseln als „Außenbesitzungen" bezeichnet werden, denen bei weitem nicht die gleiche Bedeutung zukommt wie Java. Ihre Bevölkerung beträgt 19 Millionen und die Bevölkerungsdichte nur elf auf einen Quadratkilometer. Um so mehr mußte gerade die Gefahr einer Überfremdung in Erscheinung treten, die zwar zunächst noch nicht zahlenmäßig zum Ausdruck kommt, destomehr aber wirtschaftlich. Die Chinesen haben auf sämtlichen Außenbesitzungen fast den gesamten Kleinhandel und das Gewerbe in den Händen, ganz besonders aber auf Sumatra und Borneo. In den letzten Jahren kamen auch die Japaner, die zahlenmäßig nur mit einigen Tausend vertreten sind, mehr und mehr in die einflußreichen Handelsstellen hinein; aber das japanische Problem ist zunächst nur wirtschaftlicher und politischer Natur. Wenn auch der völkische Expansionsdrang ohne Zweifel vorhanden ist, so spielt er heute in den inneren Auseinandersetzungen keine Rolle.

Die wirtschaftlichen Probleme

Niederländisch-Indien gehört zu den wirtschaftlich bedeutendsten Gebieten der Erde. Der natürliche Reichtum an zahlreichen Pflanzen und Nutzbäumen liefert die wertvollen Produkte wie Kautschuk, Sisal, Chinarinde, Kopra, Sandel- und Ebenholz, Kampfer, Sago, Kokosfett, Bambus und die verschiedensten Gewürzarten. Die billigen Arbeitskräfte und das günstige Klima ermöglichten die Anlage von großen Plantagen, die einen wesentlichen Teil des Weltbedarfs an Kaffee, Zucker, Tabak, Tee und Kakao decken.

Die erste Stelle aber nehmen die umfangreichen Bodenschätze ein, vor allen Dingen Erdöl, Zinn und Bauxit, die zusammen mit den Kautschukplantagen auch das politische Interesse der drei Großmächte an Niederländisch-Indien wachriefen.

So geht der politische Kampf in erster Linie um das Erdölgebiet von Palembang auf Sumatra, die östlich gelegenen kleinen Zinninseln Banka und Billiton und die umfangreichen Kautschukwälder. Neben Sumatra gewinnt heute auch Borneo ständig an Bedeutung, um so mehr, als hier eine planmäßige Erschließung noch ausgedehnte Rohstoffquellen nutzbar machen kann.

Aber nicht nur an dem Reichtum des Landes, sondern auch an seiner Stellung als Absatzmarkt sind die Großmächte interessiert. Bei der noch sehr gering entwickelten Industrie bedarf das Land einer hohen Einfuhr industrieller Fertigwaren, und hier war es Japan, das ständig bestrebt war, seine Position zu verbessern. Bei der günstigen Raumlage und der japanischen Industrieentwicklung ist dieses auch nur verständlich und natürlich. Einen wesentlichen Erfolg konnte Japan in der Ausfuhr von Textilwaren erreichen, die allmählich die englischen, niederländischen und amerikanischen Produkte völlig verdrängten. Darüber hinaus begann ein verstärktes Vordringen japanischer Wirt-

Digitized by Google

schaftsunternehmen, die sich besonders auf die noch völlig brachliegenden Kräfte Niederländisch-Neuguineas konzentrierten.

Von hier aus entstand die gemeinsame englisch-amerikanische Abwehrfront, die Niederländisch-Indien mit Erfolg in den angelsächsischen Einflußbereich einbeziehen konnte. Unter englisch-amerikanischem Druck mußte die niederländische Gouverneursregierung den beginnenden Ausbau der Wirtschaftsbeziehungen zu dem natürlichen Nachbar Japan abdrosseln. Noch im Jahre 1932 war Japans Ausfuhr nach Niederländisch-Indien mehr als doppelt so hoch wie die Einfuhr. Um Japan entgegenzutreten, verkündete man die Parole, nur dort kaufen zu wollen, wo man auch in entsprechend hohem Umfang verkaufen könnte. So errichtete man gegen die japanischen Waren scharfe Einfuhrbeschränkungen. Daß diese Maßnahmen nicht auf wirtschaftlich eigennützigen Gedanken der niederländisch-ostindischen Regierung, sondern auf die englisch-amerikanische Einflußnahme zurückzuführen waren, zeigt deutlich die Entwicklung des letzten Jahres.

Niederländisch-Indien im englisch-amerikanischen System

Die lange Dauer der japanisch-chinesischen Auseinandersetzungen und der wirtschaftliche Druck Washingtons, durch den die USA.-Ausfuhr nach Japan immer mehr beschränkt wurde, zwang die japanische Regierung, nach neuen Rohstoffmärkten zu suchen. Niederländisch-Indien war hierfür der gegebene Partner, und Tokio nahm immer wieder wirtschaftliche Verhandlungen mit Batavia auf, um industrielle Fertigwaren gegen Erdöl, Kautschuk und Erze einzutauschen, so daß jetzt die Voraussetzung für eine ausgeglichene indonesische Ausfuhr gegeben war. Batavia aber schleppte die Verhandlungen absichtlich hin, ohne zu einem grundsätzlichen Ausbau der gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen bereit zu sein, bis schließlich Japan die nutzlosen Verhandlungen im Juni dieses Jahres von sich aus abbrach. Es ging also nicht darum, die Ausfuhr der Einfuhr aus Japan zu eigenem Nutzen anzugleichen, sondern um die absolute Ausschaltung Japans — denn zu gleicher Zeit konnten die USA. ihre Einfuhr aus Niederländisch-Indien noch erheblich erhöhen, sie stieg von 1938 mit 89 Millionen niederländische Gulden auf 145 Millionen Gulden im Jahre 1939. Für die USA. handelte es sich darum, Rohstoffe — insbesondere Kautschuk — der eigenen Rüstungsindustrie nutzbar zu machen, daneben aber auch, Japan von jeder Zufuhr abzuschneiden. Dies geht daraus hervor, daß die USA. — obwohl es selbst der größte Erdölerzeuger der Welt ist — damit begann, das niederländisch-ostindische Erdöl anzukaufen, nur um eine Ausfuhr nach Japan verhindern zu können.

Ungefähr das gleiche trifft für England zu; in derselben Zeit erhöhte es einschließlich Australien, Neuseeland, Singapur und Indien seine Einfuhr von 192 auf 242 Millionen Gulden, während der japanische Anteil nur 21 bzw. 25 Millionen Gulden betrug. Das Ausspielen der wirtschaftlichen Bedeutung Niederländisch-Indiens wird so zum Kampfmittel der angelsächsischen Mächte gegen den natürlichen japanischen Ausdehnungsdrang.

Hand in Hand mit dieser wirtschaftlichen Festigung der englisch-amerikanischen Position geht auch ein militärischer Ausbau des gesamten Stützpunktsystems. Von Westen nach Osten zieht sich eine breite Kette englisch-amerikanischer Stützpunkte, die in Singapore, Brunei, Manila und Guam ihren Mittelpunkt findet und durch die Einbeziehung der niederländisch-indischen Stützpunkte Soerabaja und Amboina verstärkt wird. Weiter nach Süden wird dieses System im Rücken noch durch das australische Port Darwin, Port Moresby (Neuguinea) sowie durch die englischen Kokos- und Christmas-Inseln gedeckt. England, USA., Niederländisch-Indien und Australien fanden sich hier in gemeinsamer Abwehrfront gegen das japanische Vordringen unter der Parole „die Herrschaft des weißen Mannes aufrechtzuerhalten".

Diese Herrschaft erscheint heute trotz des Krieges noch unerschüttert, da Japan strategisch noch weit abseits liegt. Aber wie aus dem vorhergehenden ersichtlich, besteht für Niederländisch-Indien noch eine andere Gefahr: die zunächst noch schlummernden Kräfte des malaiischen Nationalismus. Die bisher in Erscheinung getretenen Tendenzen sind noch völlig unklar, ihnen fehlt die feste politische Ausrichtung und das einheitliche Ziel. Die verschwommenen Verhältnisse aber gerade sind es, die der ostindischen Gouverneursregierung die meisten Sorgen bereiten. Sind sie stark genug, einen Nationalismus eigener Prä-

Digitized by Google

gung zu finden, oder besteht nicht eher die Möglichkeit eines Hineinwachsens in ein gesamtostasiatisches Selbständigkeitsstreben, so daß der malaiische Nationalismus gerade bei Japan seinen besten Rückhalt finden würde, der sich dann notwendigerweise gegen die Vorherrschaft der angelsächsischen Mächte richten müßte?

Egon Heymann, Rom:

Das kulturelle Leben geht weiter

Wie häufig die Dinge und Ereignisse, deren Eintreten wir uns immer wieder ausmalen, sich dann in Wirklichkeit ganz anders auswirken, so hat auch dieser Krieg in Italien an der „inneren Front" ein Gesicht, das wohl kaum mit dem Vorstellungsbild der meisten übereinstimmt und für viele geradezu eine Überraschung sein dürfte. Nicht, daß der Krieg etwa in Italien nicht tief in das Leben und die Gewohnheiten jedes einzelnen eingeschnitten hätte: aber diese innere und äußere Umstellung hat sich nicht wie ein plötzlicher Umsturz vollzogen, sondern vielmehr wie ein fast selbstverständlicher, lautloser Übergang ohne Unterbrechungen und Stokkungen auf den verschiedenen Lebensgebieten.

Schon die Verdunkelung brachte für die Gewohnheiten des Südens manche Änderung mit sich, verschiebt sie doch das sonst bis in den späten Abend sehr rege Leben stark auf die hellen Tagesstunden. Aber der eingeborenen Anpassungsfähigkeit des Italieners ist es auch in diesem Falle gelungen, sich nicht nur schnell und diszipliniert mit den neuen Erfordernissen abzufinden, sondern ihnen auch manch gute, unerwartet reizvolle Seite abzugewinnen. Der abendliche Spaziergang oder noch besser die Carrozzella-Fahrt durch die mondbeschienenen Straßen der verdunkelten Stadt, deren antike Säulen, mittelalterlichen Palazzi, Renaissancebauten und Barockkirchen ohne die elektrische Beleuchtung eine bisher unentdeckte Schönheit, eine ganz neue, viel sinngemäßere Harmonie der Räume und Flächen und ungewohntes Leben offenbarten, wurde auch in diesem zweiten italienischen Kriegsjahre beibehalten. Die Unannehmlichkeit, Türen und Fenster gerade dann dicht verschließen zu müssen, wenn die abendliche Frische und Kühle vom Meer her des Tages Hitze aus den vier Wänden vertreibt, wurde 1941 wesentlich dadurch gemindert, daß der Beginn der Verdunkelung im Hochsommer bis auf halb elf hinausgeschoben wurde. Auch die den Römern so lieb gewordenen Konzerte in der Maxentius-Basilica, die im vorigen Sommer eingestellt waren, sind jetzt wieder aufgenommen worden. Zweimal wöchentlich versammelt sich eine zahlreiche Kunstgemeinde unter den riesigen Tonnengewölben des antiken Marktgebäudes — wo 1938 der Führer zu den Romdeutschen sprach —, um klassischer und moderner Musik zu lauschen. Die Opernaufführungen in den Caracallathermen mußten freilich auch in diesem Jahre wegfallen.

Die Spuren, die der Krieg dem Straßenbilde einprägte, sind nun längst eine ganz alltägliche Sache geworden. Kostbare Denkmäler liegen unter einem aus Sandsäcken und Holzverschlägen gefertigten Schutzpanzer. Mancher Durchgang, so die als Treffpunkt bekannte „Gallerie", wurde durch Bretterwände so verwandelt, daß es auf den ersten Blick an ein „Grab des Radames" erinnerte. Die gegenüberliegende Marc-Aurel-Säule hat allerdings erst vor kurzem einen festen Schutz bekommen, der wie ein großer Schornstein — oder „Perspektiv", wie die Römer sagen — um die Säule herumgemauert wurde. Diese einzigartige Gelegenheit, das Bandrelief aus der Nähe zu betrachten, ließ sich das Deutsche Archäologische Institut nicht entgehen: der Photograph des Institutes turnte Tag für Tag auf dem sich immer höher schraubenden Gerüst und machte die ersten Aufnahmen der Schilderung der Kriegstaten des Kaisers Marc Aurel. Sie gehen uns Deutsche in besonders hohem Maße an, weil sich ein Teil der dargestellten Feldzüge gegen die germanischen Völkerschaften der Quaden und Markomannen richtete. Die Abbildungen, auf denen man nun in Ruhe alle Einzelheiten studieren kann, versprechen mithin neue wichtige Aufschlüsse zur germanischen Geschichte.

Vom Augenblick des Kriegseintrittes Italiens an ließ sich deutlich der Wille erkennen auf allen an sich „friedlichen" Gebieten alle Arbeiten, Bestrebungen und Veranstaltungen möglichst weitgehend planmäßig weiterzuführen und, falls nötig, der neuen Lage anzupassen. Daran hat sich auch mit der längeren Dauer des Krieges nichts geändert. Gewiß mußten einige der ganz großen öffentlichen Arbeiten eingestellt werden, so vor allem die Aufteilung des sizilianischen Grundbesitzes

Digitized by Google

und die damit verbundenen Arbeiten zur Urbarmachung. Andererseits sind Italien jetzt durch die Angliederung der neuen Provinzen Laibach und Dalmatien, sowie durch die Vergrößerung Albaniens und durch die Besetzung Griechenlands neue Aufgaben riesigen Ausmaßes zugewachsen. Hier müssen zunächst einmal die Schäden des Krieges beseitigt werden, damit das Leben wieder in einem einigermaßen normalen Rhythmus verlaufen kann. Je länger der Krieg dauert, um so mehr bewährt sich die glückliche Idee, die Weltausstellung, die ursprünglich für 1942 angesetzt war, nicht als eine vorübergehende Schau zu planen, sondern mit ihr eine Absicht auf Dauerhaftigkeit zu verbinden. Selbst wenn die Weltausstellung überhaupt nicht stattfinden würde, so wären die bis Ende 1940 aufgewandten 310 Millionen Lire nicht verloren; denn rund 200 Millionen davon wurden für feste und bleibende Gebäude, der Rest für Straßen, Anlagen der öffentlichen Dienste und Verkehrseinrichtungen ausgegeben. Mussolini faßte den Plan der Ausstellung schon 1935; als er 1937 in das Stadium der Verwirklichung eintrat, wurde er mit dem anderen großen Plan Mussolinis verbunden, Rom bis zum Meere auszudehnen. Die ganze Ausstellung wurde also schon in den Plänen so angelegt, daß ihre Gebäude einmal Mittelpunkt eines neuen Stadtviertels bilden können. Wissenschaftliche Institute, gemeinnützige Verbände und Wirtschaftsorganisationen werden die Hauptgebäude der Ausstellung übernehmen. Man verrät kein Geheimnis, wenn man erwähnt, daß auch für das geplante Haus des Deutschen Reiches der gleiche Grundsatz angewandt werden wird: es wird später einmal das Haus der Romdeutschen sein, wo Partei, Arbeitsfront und Reichsdeutsche Vereinigung ihre Heime, Säle und Geschäftsstellen haben werden. (Bis dies einmal Wirklichkeit wird, ist eine sehr glückliche Zwischenlösung getroffen worden; der frühere Internationale Künstlerklub in der Via Margutta, also im alten römischen Künstler- und Atelierviertel zwischen Piazza di Spagna und Piazza del Popolo, der bei Ausbruch des Krieges von den Engländern zu einem englischen Propagandainstitut mißbraucht wurde, dient jetzt als Deutsches Haus. Ein Saal für Veranstaltungen und vor allem für die regelmäßigen Filmvorstellungen, eine wirklich gemütliche Gaststätte und einige Geschäftsräume sind darin untergebracht.) Im Zusammenhang mit der Weltausstellung steht auch die Untergrundbahn vom Hauptbahnhof bis zum Ausstellungsgelände. An ihr ist weitergebaut worden, und wesentliche Teile sind auch bereits fertig. Ein weiteres großes Projekt ist der neue römische Hauptbahnhof. Daß die alte Stazione Termini dringend der Erneuerung bedurfte, wird jedem klargeworden sein, der nach den so erfreulichen Bahnhofsbauten am Brenner, in Trient und Florenz dann die Enttäuschung des römischen Bahnhofes erlebte. Wer in diesen Wochen in Rom ankommt, der trifft den riesigen Bau in einem richtigen Häutungsprozeß. Der neue Bahnhof wird nun vom alten um einige hundert Meter zurückverlegt, so daß auch die Piazza del Cinquecento — mit den in Grün eingebetteten Resten der Diocletiansthermen und der darin hineingebauten Kirche Michelangelos, Santa Maria degli Angeli — ein neues Gesicht bekommt. Der Mittelflügel des Bahnhofes mißt 340 Meter; hier werden riesige Kolonnaden aus 19 Meter hohen Säulen errichtet. Sehr gespannt darf man auf die Überdachung der mehr als 25 Bahnsteige sein; sie soll nämlich nur von einem Mittelpfeiler getragen werden. Daß diesem Bahnhofe aller Zubehör vom Postamt bis zum Tageshotel beigegeben wird, versteht sich von selbst; außerdem wird auch eine unterirdische Kirche eingebaut werden. Fertiggestellt ist inzwischen der Repräsentationsbahnhof Stazione Ostiense; was beim Führerbesuch gleichsam als Modell aufgeführt worden war, ist nun in Stein nachgearbeitet worden. Schon sind hier einige der Staatsgäste der italienischen Regierung empfangen worden, die dann ihren Einzug in die Ewige Stadt auf der Viale Adolfo Hitler beginnen.

So wie Deutschland im Münchener Haus der Deutschen Kunst auch während des Krieges seine regelmäßigen Kunstausstellungen veranstaltet, so auch Italien. Im Juli fand in Mailand die Jahresausstellung des Sindacato Nazionale Fascista delle Belle Arti statt, auf der 900 Künstler in 48 Sälen 1400 Bilder zeigten. Sinn und Zweck dieser Ausstellung ist, Künstler aus ganz Italien heranzuziehen und so wirklich einen Querschnitt durch das Schaffen des Landes zu geben. In Cremona wurde nun schon zum dritten Male die Ausstellung des „Cremonapreises" (Premio Cremona) durchgeführt. Hier sind nur Bilder zugelassen, die ein gegebenes Thema behandeln. War es im vorigen Jahre die Getreideschlacht, so 1941 der Krieg selbst. Die Bilder haben

Digitized by Google

auch dieses Jahr wieder eine zweite Ausstellung in Hannover erlebt.

Der florentinische Maggio Musicale ist in diesem Jahre etwas in der Stille geblieben. Man hat es in Italien tief bedauert, daß Wilhelm Furtwängler durch seine Armverletzung am Erscheinen verhindert war. Stürmischen Beifall erntete aber Herbert von Karajan, der heute in Italien fast zu einem Modedirigenten geworden ist. Er dankt seinen Ruhm nicht zuletzt der wunderbaren Aufführung der „Meistersinger", mit der das Gesamtgastspiel der Berliner Staatsoper in der römischen Oper seinen festlich-feierlichen Abschluß fand. Eine Woche lang war die Berliner Oper mit 600 Angehörigen in Rom, um das deutsche Opernschaffen von Gluck bis Richard Strauß in würdiger Form darzubieten. Unvergeßlich wird vor allem auch die Aufführung von Glucks „Orpheus und Eurydike" bleiben. Die Königliche Oper Rom hat dann einige Wochen später den Besuch in Berlin erwidert. Seit jeher ist ja die Oper nicht nur ureigenstes italienisches Volksgut, sondern schlechthin das künstlerische und gesellschaftliche Ereignis des Winters überhaupt. Neun halbstaatliche, feste Opernbühnen, in deren Namen für jedes Ohr eine lange, rühmliche Tradition mitklingt, hat Italien: die Kgl. Oper in Rom, die „Scala" in Mailand, das „Politeama" in Florenz, „Carlo Felice" in Genua, „La Fenice" in Venedig, die „Verdi"-Oper in Triest, „San Carlo" in Neapel, das „Teatro Massimo" in Palermo und — abgesondert, mit anderen Aufgaben — die Arena in Verona. Aber auch jede kleinere Stadt hat ihre mehr oder weniger lange Opernspielzeit, die von unter der Leitung von Impresarii gebildeten Gastensembles bestritten wird. Das Ministerium für Volkskultur wird für den Winter 1941/42 einen Plan für die Stagione Lirica die Opernspielzeit ausarbeiten, um Dirigenten, Sänger und Sängerinnen ohne Überbeanspruchung doch zu einem Höchstmaß der Leistung zu bringen.

Wenn auch das Kino die beliebteste Unterhaltung und die Oper für den Italiener eigentlich Inbegriff des Theaters ist, haben doch die Sprechbühnen seit einigen Jahren einen sowohl in bezug auf die gebotenen Leistungen, als auch den Erfolg in weiten Kreisen stetigen, erfreulichen Aufstieg zu verzeichnen. Eigentümlichkeit Italiens ist, daß es außer dem als Versuchsbühne unterstützten „teatro delle arti" unter Leitung Bragaglias keine staatlichen Sprechbühnen gibt, sondern nur selbständige „compagnie", Ensembles mit eigener Verwaltung und künstlerischer Leitung, die sich um zwei oder mehrere bedeutende Schauspieler herum bilden und in den größten Prosatheatern der italienischen Städte Gastspiele geben. Vielversprechend für die Entwicklung des Theaterlebens ist nun eine mehr und mehr um sich greifende Stetigkeit der früher recht vergänglichen Ensembles.

Venedig, das in diesem Sommer mit Konzerten und Freilichtopernaufführungen eine große Kulturaktivität entfaltete, das im Park der Biennale auch neben dem „Poeta Fanatico" von Goldoni Schillers „Räuber" (I Masnadieri) aufführte, war auch in diesem Jahre Schauplatz der Internationalen Filmkunstausstellung. Vom 30. August bis 14. September konnten Filme von etwa 17 Nationen über die Leinwand laufen, von denen einer mit der Coppa Mussolini für den besten ausländischen Film ausgezeichnet werden wird: im Zeichen der Aufgabe, durch Organisation und Leistung mit dem europäischen Filmschaffen das jüdisch-amerikanische zu überwinden.

Dieser Sammelbericht ist notwendigerweise unvollständig und unvollkommen. Aber auch die wenigen Andeutungen genügen, um zu zeigen, daß die kulturellen Energien Italiens trotz der Anspannung aller Kräfte nicht nur nicht erlahmt sind, sondern im Gegenteil mit Eifer am Bau der Kultur weiterwirken, für die wir in diesem Kriege kämpfen!

Oberleutnant Hans Rodatz:

Russische Heere in Kriegen der Vergangenheit

Der eigentliche Begründer des russischen Heerwesens ist der Zar Peter der Große. Im Nordischen Kriege konnte er bei Poltawa (1709) bereits eine Armee von 42 000 Mann und 72 Geschützen in die Schlacht führen und einen entscheidenden Sieg über die Schweden unter Karl XII. erringen. Die von Peter angestrebte und gewaltsam durchgeführte Durchdringung altrussischen Wesens mit europäischer Kultur konnte nur durch Heranziehung zahlreicher Ausländer geschehen. Vor allem zog der Zar Deutsche in seinen Dienst. Zu ihnen gesellte sich später der Adel der Schweden abgerungenen baltischen Provinzen. Aus ihren Reihen ist

Digitized by Google

eine große Zahl bekannter russischer Offiziere hervorgegangen.

Auf die Entwicklung des russischen Heeres in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat besonders der aus oldenburgischem Geschlecht stammende Feldmarschall Münnich, von seinen Soldaten „Der Falke" genannt, starken Einfluß genommen. Er sorgte für die innere Festigung und Ausgestaltung des Heeres und wußte vor allem die Disziplin, die vielfach stark zu wünschen übrig ließ, aufrechtzuerhalten. Das Offizierkorps zeigte noch keine Gleichartigkeit und stand in seiner überwiegenden Mehrzahl auf höchst niedriger Bildungsstufe. Die Armee war wenig beweglich, entfaltete aber, unterstützt durch eine zahlreiche Artillerie, bei tiefer Aufstellung eine große Widerstandskraft. Daher zogen es auch im Siebenjährigen Kriege die russischen Führer vor, namentlich wenn sie König Friedrich selbst gegenüberstanden, den preußischen Angriff stehenden Fußes anzunehmen. Die im russischen Volkscharakter begründete äußere Gleichgültigkeit gegen Gefahren unterstützte diese Taktik. So wichen z. B. bei Zorndorf (25. August 1758) die russischen Truppen keinen Schritt, sondern ließen sich von Seydlitz' Schwadronen buchstäblich in Stücke hauen. Bei Kunersdorf (12. August 1759) erlahmte der preußische Angriff nicht zuletzt an den dichten Massen der Russen.

Ein großes militärisches Talent entfaltete sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. in dem General Suworow. Er übertrug seine unbeugsame Energie auf die Truppe und bewies ein besonders feines Verständnis für die Psyche des russischen Soldaten. In seinem eigenen Wesen fanden sich manche typischen Züge des russischen gemeinen Mannes wieder. Er war voll wilder Kampfeswut, gewaltsam und unbarmherzig, daneben aber wieder voll Gutmütigkeit und Weichheit. Sein bekanntes Wort, daß die Kugel eine Törin, das Bajonett ein ganzer Mann sei, traf aufs glücklichste mit den nationalrussischen Trieben zusammen. Suworow erkannte, daß die Schulung der Russen für den Feuerangriff der Lineartaktik nicht ausreichte. Sollte also die wesentlich passiv veranlagte Natur des russischen Soldaten zur Aktivität gesteigert werden, so mußte der Bajonettstoß in dichter geschlossener Masse an die Stelle des Feuerkampfes treten. Nur so konnte die Armee die ihr fehlende Beweglichkeit ausgleichen. Einem einfachen „Drauf!" waren auch die wenig gewandten Unterführer des russischen Heeres gewachsen. Nach diesen taktischen Grundsätzen und mit Hilfe seines eisernen Willens errang Suworow seine Siege über die Türken und Polen, schlug in Italien die Soldaten der französischen Republik und führte seine Russen, diese Söhne der Ebene, sogar über die Alpen.

Unter der Paradesucht des Kaisers Paul I., die sich auf seine Söhne vererbte, und unter schwächeren Feldherren ging zwar die große Linie der Suworowschen Schule wieder verloren; aber der den Truppen eingeimpfte Angriffsgeist verschwand doch nicht ganz. So haben die Russen in den Kämpfen des Jahres 1812 bei Smolensk und Borodino, und namentlich in den Befreiungskriegen eine Reihe tapferer Taten vollbracht. Die Schlacht an der Katzbach (26. August 1813) wurde durch das Eingreifen des Korps Sacken entschieden, und bei Kulm, vier Tage später, retteten russische Truppen unter Prinz Eugen von Württemberg die Hauptarmee der Verbündeten aus schwerer Gefahr. Bei Wachau (16. Oktober 1813) schmolz eine russische Division auf 1800 Mann zusammen, ohne dadurch gefechtsunfähig zu werden.

So äußerten sich denn auch preußische Offiziere aus jener Zeit, wie Gneisenau, Boyen, Knesebeck und andere, anerkennend über den russischen Soldaten. Ein Kriegertum im höheren und höchsten Sinne aber konnte in der Armee eines Volkes sich nicht entwickeln, von dessen Geistesrichtung der russische Schriftsteller Stoglaw schreibt: „Die größten Laster, der finsterste Aberglaube herrschen im gemeinen Volke, und das alte Heidentum begleitet das Leben von der Wiege bis zur Bahre." Auch begingen russische Truppen vielfach wüste Ausschreitungen, sogar im verbündeten Land. Hervorgerufen waren sie freilich durch das skandalöse Verhalten der russischen Intendantur, deren Beamte in die eigene Tasche arbeiteten und die Soldaten fortgesetzt hungern ließen. Die Mißstände der Verwaltung sind seit jeher typisch für die russische Armee gewesen, haben eine lähmende Wirkung auf die Heerführung ausgeübt und der Kriegszucht in hohem Maße geschadet.

Taktisch hat das russische Heer aus den unablässigen Kriegen von 1805 bis 1815 wenig gelernt, sondern verfiel schnell wieder in eine einseitige Paradeausbil-

Digitized by Google

dungsweise. So mußten sich beispielsweise die Schützenlinien im Gleichschritt bewegen, und es wurde bei ihnen scharf auf Richtung gesehen. Die Taktik blieb eine Exerzierplatztaktik und behielt dies Gepräge im wesentlichen bis zum Krimkriege. Das Offizierkorps war seiner Herkunft nach noch immer wenig gleichartig; doch begann sich seine Bildung zu heben (wobei man allerdings nicht den Maßstab heutiger Begriffe anlegen darf). Einen interessanten Einblick in die innere Struktur der russischen Armee unter Kaiser Nikolaus I. gewährt der Bericht des damaligen Hauptmanns v. Hoepfner vom preußischen Generalstab über die Revue in Kalisch im September 1839, an der auch eine Abteilung preußischer Truppen teilnahm. Er schreibt: „Man findet im russischen Offizierkorps zwar im einzelnen eine bedeutende wissenschaftliche Bildung, die in der Masse aber scharf mit Roheit und Unwissenheit wechselt."

Die Leistungen der russischen Heere in den Kriegen, die Nikolaus I. geführt hat, entsprachen keineswegs den glänzenden Paradebildern, die man zu sehen gewohnt war. Im Kriege gegen die Türkei (1828) konnten nur rund 100 000 Mann verfügbar gemacht werden. Nach anfänglichen Fehlschlägen gelang es aber dennoch dem General v. Diebitsch, durch seinen kühnen Zug nach Adrianopel den Feldzug im folgenden Jahre glücklich zu Ende zu führen. Wir besitzen eine Geschichte dieses Krieges aus der Feder des späteren Generalfeldmarschalls Graf Moltke, der sich über die Leistungen des russischen Soldaten auf dem Marsch und im Gefecht durchaus anerkennend äußert.

Auch das Jahr 1831 sah nur unzureichende Kräfte gegen die aufständischen Polen, und man konnte trotz der siegreichen Gefechte die ersten Anzeichen eines Rückganges in der Kriegstüchtigkeit feststellen. Bei der im Heere maßgebenden Richtung ist dies nicht verwunderlich. Wie Th. Schiemann in seiner „Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I." schreibt, war auch die Ausrüstung der Mannschaften auf Paraden, nicht auf einen Feldzug eingerichtet. „Die Soldaten durften keine Taschen an Beinkleidern und Uniform haben. Sie verwahrten das Notwendigste, wie Mütze, Bürste, Pfeife und allerlei Gerät im Tschako, der infolgedessen acht bis neun Pfund an Gepäck enthielt. Mit Tornister, Patronentasche, einem Gewehr, das 18 Pfund wog, und dem Seitengewehr war der Mann reichlich bepackt. Wenig kriegsmäßig war es, daß der zum Paradeanzug gehörige lange gedrehte Haarbusch am Seitengewehr herabhing. Halbpelze zum Unterziehen mit ins Feld zu nehmen, war 1831 sowohl Offizieren wie Mannschaften verboten."

Ein unabhängiger, echt kriegerischer Sinn entfaltete sich dagegen in dem unablässigen Kleinkrieg im Kaukasus. Hier haben die russischen Truppen in dauernden Kämpfen gegen die freiheitsliebenden Bergstämme hohen Ruhm erworben.

Nochmals im besten Lichte zeigte sich das still ergebene, wenn auch passive Heldentum des russischen Soldaten im Krimkriege (1854—1856), besonders bei der Verteidigung von Sewastopol. Sie hat den Russen allein 90 000 Mann gekostet. Die blutigen Kämpfe an der Alma (20. 9. 54) und bei Jukermann (5. 11. 54) erwiesen wieder die Unfähigkeit der Russen, ein zerstreutes Gefecht zu führen. Die sogenannte Stoßtaktik, mit der Suworow einst erfolgreich operiert hatte, zeigte sich den verbesserten Feuerwaffen und der taktischen Beweglichkeit der französischen Tirailleurs nicht gewachsen. Sie war besonders unbehilflich, wenn es die Abwehr eines Flankenangriffs oder wechselnde taktische Situationen galt. Nur furchtlos geradeaus zu gehen verstanden die russischen Soldaten. Zwar ermahnte der Zar, der die Schwäche seiner Infanterie sehr wohl erkannte, seine Generale dringend, die Truppen in der „offenen Schlachtordnung" zu üben; aber die Versuche dazu scheiterten (vielfach an der Indolenz des russischen Offizierkorps) und brachten in der Praxis der Feldschlacht nur gesteigerte Konfusion hervor. Die blutigen Verluste bei Jukermann mit 30 v. H. der Gefechtsstärke zeigten wiederum das starre Festhalten der Russen an einer einmal gewählten Stellung, vor allem aber offenbarte der Krimkrieg einen erschreckenden Mangel an Selbsttätigkeit und Zusammenhandeln der Generale. Der französische Oberkommandierende, Marschall St. Arnaud, äußerte bereits nach der Schlacht an der Alma hinsichtlich seiner Gegner, „ihre Taktik ist um ein Jahrhundert zurück", und der russische General Gortschakow schrieb: „Der Mangel an fähigen Leuten macht mich fast wahnsinnig. Alle meine Unterführer sind eingerostet, völlig eingeschlafen, ohne Befehl rühren sie nicht den kleinen Finger." Dahin hatte die Friedensschule des Kaisers Nikolaus geführt!

Diese im Krimkriege gemachten Erfahrungen sind nicht unberücksichtigt geblie-

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

JAHRGANG 1941

Inhaltsverzeichnis

Große Aufsätze

	Heft
Alverdes, Paul: Zum Bilde Mozarts	23
Bickler, Hermann: Verschwörung des Blutes	7
Bock, Friedrich: Das Reich als Friedenswahrer	18
Boor, Helmut de: Knut Hamsun und Norwegen	16
Brehm, Bruno: Die große Aufgabe	1
— Die Leistungen des Deutschtums im europäischen Südostraum	2
Chang Ching-hui: Botschaft an die Hitler-Jugend	10
Fischer, Werner A.: Neue Formen europäischer Wirtschaft	1
Fock, Gorch: Aussprüche	14
Forster, Albert: Das Ordensland ruft die Hitler-Jugend	17
Frauenfeld, A. E.: Sowjetunion und Termitenstaat	22
Fritsche, Herbert: Paracelsus, Urbild deutschen Arzttums	18
Frühsorge, Erich: Großraumplanung und bäuerliche Siedlung im Warthegau	6
Fussenegger, Gertrud: Die Ostmark	2
Ganzer, Karl Richard: Das neue Geschichtsbewußtsein	3
Gedanken des Führers zur soldatischen Erziehung usw.	8/9
Geelkerken, Cornelius van: Der Weg des nationalen Jeugdstorm	15
Gerlach, Fritz: Neue Landgestaltung — neue Lebensordnung	6
Gläser, Martin: Das geistige Antlitz Norwegens	4
Goergens, August: Neues Kulturleben im alten Ordensland	17
Greiser, Arthur: An die deutsche Jugend	6
Grellmann, Hans: Finnlands nationale Dichtung	20
Hahm, Konrad: Die Kunst in Finnland	20
Hasegawa, Toranosuke: Der Kyowa-Kai-Geist	10
Hasold, Hans: Arabischer Orient	10
Hartmann, K. W. Heinrich: Drei Soldatenbriefe	10
Hoff, Charles: Der Sport und die Politik	4
Hüber, Reinhard: Ägyptens weiter Weg	19
Jelusich, Mirko: Grillparzer als Spruchdichter	3
Kalevala, Die erste Rune	20
Kaufmann, Günter: Die Begegnung des Gefreiten Schlag mit Adolf Hitler	8/9
— Peter und Lenin an der Newa	21

Digitized by Google

Heft

Keller, Sepp: Jenseits der alten Grenze 7
— Von dem alten und neuen Weg 23
Keyser, Erich: Danzig und das Weichselland als geschichtlicher Grenzraum 17
Kindermann, Heinz: Ferdinand Raimund, der Volksdramatiker unserer Nation 11
— Danzig und Westpreußen in der Dichtung 17
Kittel, Gerhard: Das antike Weltjudentum 13
Koch, Franz: Franz Grillparzer und wir 2
Kohte, Wolfgang: Arbeit im Osten — Heimat im Osten 16
Krüger, Gerhard: Joseph der Deutsche 14
Lange, Friedrich: Unser Arbeitsraum in Europa 5
Lindenburger, Hermann: Deutschland und die Niederlande 15
Löbsack, Wilhelm: Volkstumspolitik im Weichselgau 17
Lorenz, Heinz: Der Führer bei seinen Soldaten 8/9
Machui, Artur von: Leben und Beruf im neuen Osten 6
Matzenauer, Friedrich: Ein Land der Musik 2
Mohr, Eugen: Von der wirtschaftlichen Bedeutung des Reichsgaues Danzig-Westpreußen 17
Mussert, Anton: Zehn Jahre Kampf der NSB. in den Niederlanden 15
Nadler, Josef: Erscheinung und Wesen der Ostmark 2
Norwegens Wendung zum Kontinent 4
Obama, S.: Die Jugendbewegung in Mandschukuo 10
Ohquist, Johannes: Finnlands Schicksalsweg 20
Paracelsus-Zitate 18
Petter, Kurt: Die neue Jugend von Norwegen 4
Poleß, Bernd: Das Rätsel der russischen Seele 21
Quisling, Vidkun: Erneuerungsgedanken in Norwegen 4
Reimmann, Hans-Joachim: Deutschland und die finnische Kultur 22
Reiß, Arthur: Deutsche im Osten 6
Rietz, Werner: Lebensnahe Jugenderziehung im Reichsgau Wartheland 6
Roß, Colin: Das jüdische Phänomen in den USA. 14
Saar, Ferdinand von: Wiener Elegie XV 3
Sala, Edmund: Finnlands Wirtschaftskraft 20
Seyß-Inquart: Geleit-Wort zum Niederlande-Heft 15
Sommer, Edgar: Danzigs Schicksalsweg 17
Srbik, Heinrich, Ritter von: Der Herzog von Reichstadt 1
Schall, Paul: Die volksdeutsche Bewegung Elsaß-Lothringens im Kampf 7
Schirach, Baldur von: Unser Grillparzer 5
— Erhebung des deutschen Geistes 12
Schlösser, Rainer: Das Soldatische und das Musische 5
— Raimund gehört allen Deutschen 11
— Der Dichter Grabbe und der Humor 13
— Goethe und das ganze Deutschland 14
Teege, Kurt: Die politische Entwicklung vom 9. April 1940 an in Norwegen 4
Tumler, Franz: Aus einem Reisetagebuch 13
Wirth, Kurt: Ibero-Amerika heute 15

Gedichte

	Heft		Heft
Bahrs, Hans	10	Hellmich, Albert	3
Banek, Sigismund	6	Hertel, Herbert	3
Baumann, Hans	10, 19	Jahn, Günter	8/9
Becker, Erik H.	3	Koskenniemi, V. A.	22
Billinger, Richard	2	Kreutzer, Rudolf	8/9, 10, 18
Büttner, J. H. E.	8/9, 10	Lanig, Karl	8/9
Claudius, Matthias	1	Leino, Eino	22
Claus, Heinrich	21	Lüttmann, Brunhild	17
Damß, Martin	8/9, 14, 17, 21	Miegel, Agnes	6
Dommisch, Paul	10	Möller, Eberhard Wolfgang	12
Hamsun, Knut	4	Morgenstern, Christian	13
Heichert, Peter	10	Niemeyer, Wilhelm	6, 7
Heinrichs, Erik	10	Oppenberg, Ferdinand	21

Digitized by Google

	Heft
Post, Erich	17
Reeder, Hans Herbert	21
Röhl, Hansulrich	17
Rößler, Clemens	17
Sailer, Herbert	3
Schack, Alard von	21
Weinheber, Josef	2, 8/9, 10, 16
Wostall, Nina	6

Außenpolitische Notizen

	Heft
Bahadur, S.: Indien im Kampf um seine nationale Existenz	13
Baron, Heinrich: Frankreich im Zeitenwirbel	2
Blohm, Kurt: Britisch-Westindien	11
Christiansen-Weniger, Friedrich: Die Türkei — unser alter Freund	16
Dieterich, Anton: Spaniens Auxilio Social	1
— Spaniens landwirtschaftliche Lage	5
Frobenius, Else: Das Tal der fünfzig Bäche	12
Gehm, Ulrich: Niederländisch-Ost-Indien	18
Gheorghe, Jon: Zwischen Reich und Orient	5
Graßmann, Paul: Eindrücke einer Finnlandfahrt	1
Heymann, Egon: Neue strategische Lage im Mittelmeer	7
— Das kulturelle Leben geht weiter	18
— Balkanmacht Italien	19
— Italienische Versorgungsfragen	21
Iwersen Thomae, Juan: Mexiko von heute	7
Kitterle, Wolf: Eindrücke aus Thailand	16
Kühn, Helmut: Rückblick 1940	1
— Bericht aus Norwegen	14
Lange, Friedrich: Sonnenland Untersteiermark	10
März, Josef: Rechenschaft über den Südosten	3
— Umrisse des neuen Südostens	12
Merth, Othmar: Jugoslawien	7
Mourad, A. Y.: El Maghreb	19
Queling, Hans: England und Afghanistan	11
Rodatz, Hans: Russische Kriege in Heeren der Vergangenheit	18
Sanki: Aufstand des Irak	10
Schulz, Werner: Norwegen und die deutsche Hanse	14
Schulze, Reinhold: Deutscher Gruß aus dem Fernen Osten	12
Urach, Fürst A.: Wie aus den drei östlichen Provinzen das Kaiserreich Mandschukuo wurde	22
Wagner, Alois: Politik und Seele Hollands	15
Weise, Gerhart: Sphinx ohne Rätsel	15
Wirth, Kurt: Rund um den Südpazifik	18

Kleine Beiträge

	Heft
Arndt, Ernst Moritz: Deutscher Lebensstil um 1800	23
Blohm, Kurt: Deutsche Kolonialpioniere	8/9
Bussenius, Arno: Der finnische Volkscharakter	20
Claudius, Matthias: Vom Herbstling und Eiszäpfel	1
Damß, Martin, Andenken	19
Der große Treck ins Reich	3
Dietz, Heinrich: Albions „siegende Worte"	8/9
Euringer, Richard: Aphorismen	19
Falk, Hans: Nördliche oder nordische Jugend	4
Frauenfeld, A. E.: Schicksale aus dem Lande, in dem die Menschen das Lachen verlernt haben	21
Frenzel, Herbert A.: Weimar 1941	14
Fritsche, Herbert: Alexander von Humboldt, der Bahnbrecher ins Weltganze	23
Fröhling, Fritz: Adalbert Stifter — Maß und Freiheit	8/9
— Vom Dichter Wilhelm Raabe	12
Gertz, Ulrich: Die politische Zeichnung	5
Heike, Fritz: Arbeit am Buch — Musische Verpflichtung	23
Jewtuchowitsch, J.: Das Kriegstagebuch eines russischen Reserveoffiziers	21
Kaufmann, Günter: Der letzte Ruf von Douaumont erhört	4
— Auf der berstenden Brücke von Schimsk	23
Link, Wilhelm: Reisebilder aus Nord-Norwegen	4
Mäkeläinen, Osmo: Unser Land	22
Meißner, Carl: Finnische Eindrücke	22
Obama, S.: Dienst am Staat	10
Peetz, Harald: „Wille und Macht" an der Front	1

Digitized by Google

	Heft
Raeck, Siegfried: Staraja Russa, tausendjährige Stadt im Osten	22
Rethel, Lothar: Land der Bauern und Soldaten	17
Satter, Heinrich: Der Weg zum Jugendfilm	3
Seesemann, Kurt: Hanse einst und jetzt	1
Schirach, Baldur von: Die Kunst in Wahrheit und Wirklichkeit	23
Strohmeyer, Hanns: Der Mensch und die Landschaft im Reichsgau Danzig-Westpreußen	17
Stumpfe, Ortrud: Das Barock eine deutsche Ausdrucksform	14
Stuppäck, Hermann: Das deutsche Barock und sein Meister Raphael Donner	4
Tieck, Ludwig: Über die Freundschaft	23

Neue Bücher

	Heft
Andreas, Willy	12
Asendorf, Werner	8/9
Becker, Otto	14
Behne, Adolf	19
Berlin—Rom—Tokio	8/9
Best, Walter	5
Beyer, Hans-Joachim	1
Blaas, Siegfried	11
Brehm, Bruno	16
Brinkmann	19
Bruckmann-Verlag div.	13
Bungartz, K. M.	5
Carstanjen, D.	1
Casdorff, H.	22
Casper, Siegfried	5
Conte, Corti	3
Cordes, Ernst	8/9
Cozzani, Ettore	22
Die Bildbände vom Führer	8/9
Die junge Reihe	11
Dietrich, Otto	12
Ehrhardt, Justus	12
Engelke, Gerrit	19
Ernst, Fritz	12
Frauenfeld, A. E.	5
Frisch, Hans	3
Fröhling, Fritz	12
Fussenegger, Gertrud	2
Ganzer, Karl Richard	12, 21
Gehl, Walter	22
Geopolitik	8/9
Gerlach, Fritz	16
Germanus, Julius	1
Gesund durch richtige Ernährung	11
Gminder, Dr. Ernst	19
Grau, Wilhelm	1
Grünberg, L.	13
Grüneisen, E.	8/9
Günther, Adolf	11
Hagemann, Carl	5
Hager, Werner	19
Haider, Rudolf	13
Halter, Heinz	23
Hancke, Kurt	12
Harding, Tex	11
Hassell, Ulrich v	15
Hauser, Heinrich	12
Heiß, L.	1
Hemmer, Karl	22
Hering, Ernst	21
Hiltebrandt, Ph.	19
Hinkel, Hans	15
Hochgreve, Wilhelm	12
Höhn, Reinhard	11
Hoffmann, Dr. Emil	16
Hüber, Reinhard	5
Ingstad, Helge	3
Jantzen, Walter	23
Kayßler, Friedrich	12
Keller, Gottfried	7
Kindermann, Heinz	5
Kirn, Paul	3
Krieck, Ernst	8/9
Krieg, Hans	16
Krychtálek, Wladimir	23
Lange, Friedrich	12, 16
Lange, Horst	21
Lechner, Korbinian	15
Lendvai-Dirksen, Erna	13
Liljefors, Bruno	15
Lißner, Ivar	8/9
Lohr, Otto	1
Luft, Hermann	8/9
Mayer, Hugo	15
Meyer, Konrad	19
Möhle, Hans	19
Mohr, A. R.	5
Moravec, Emanuel	16
Müntzel, Herbert	5
Nadler, Josef	12
Nemitz, Fritz	19
Neuhäuser, Erika	7
Niedermeyer, Fr.	14
Ohquist, Johannes	23
Oertel, Herbert	13
Peßler, Wilhelm	13
Pflug, Hans	13
Pinder, Wilhelm	13
Räikkönen, Erkki	23
Raimund, Ferdinand	12
Rasche, Martin	21
Retzlaff, Erich	13
Rohden, Peter R.	5
Ruß, E. und M.	12
Saar, Ferdinand von	3
Sanders, A.	23
Seibold, Karl	12
Siewert, Wulf	12
Sohnrey, Heinrich	19
Sommer, Hellmut	16
Sommer, William	22
Speer, Albert	19
Schmidt, H. W.	16
Schmitt, Cornel	1, 2
Schopenhauer	7
Schulz, H. H.	19
Schumann Otto	15
Stenzel-Gerigk	5
Stoye, Johannes	16
Stuart, Francis	7
Stumme, Wolfgang	5
Talvio, Maila	22
Tönnies, Norbert	14
Tumler, Franz	3
Varé, Daniele	5
Wagenführ, Horst	5
Weidenmann, Alfred	23
Welchert, Hans Heinrich	5
Wenter, Josef	3
Westermann, Diedrich	15
Widenbauer, Georg	15
Winkler, Friedrich	19
Ziak, Karl	13

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43

Digitized by Google

ben. Es vollzog sich allmählich eine völlige Abkehr von der bisherigen Ausbildungsweise. Allerdings verfiel man nun von einem Extrem ins andere, indem man glaubte, einer straffen Exerzierdisziplin überhaupt nicht mehr zu bedürfen, ohne zu bedenken, daß sich damit die innere Ordnung der Truppe bedenklich lockern mußte.

Als der Orientkrieg 1877/78 ausbrach, befand sich das russische Heer, für das 1874 die allgemeine Wehrpflicht mit zunächst sechsjähriger aktiver Dienstzeit eingeführt war, in einem Übergangsstadium sowohl nach der organisatorischen wie nach der ausbildungstaktischen Seite hin. Auch diesmal trat das Zarenreich seinen alten Gegnern, den Türken, anfangs mit unzureichenden Kräften (260 000 gegen 280 000) entgegen; wiederum versagte die Intendantur vollständig. Als ein erster Angriff auf Plewna, das Bollwerk der türkischen Stellung, erfolglos blieb, bildete die Mitwirkung der rumänischen Armee einen willkommenen Kräftezuwachs für die Russen. Wenn jedoch auch jetzt drei weitere Angriffe auf die Festung scheiterten, so war dies den Fehlern der Führung und der immer noch mangelhaften taktischen Durchbildung des russischen Heeres zuzuschreiben. Selbst einige hervorragende Generale, wie Todleben, Gurko und namentlich Skobelew, vermochten an den anfänglichen Mißerfolgen nichts zu ändern. Noch lange nach dem Kriege hat dem „weißen General", wie Skobelew von den Soldaten genannt wurde, der Anblick des Schlachtfeldes von St. Privat Tränen der Beschämung erpreßt, weil der preußischen Garde und den Sachsen dort gelungen war, was die Russen unter sehr viel leichteren Kampfbedingungen bei Plewna nicht erreicht hatten.

Der russische Soldat hat sich im Ertragen von Entbehrungen und Strapazen in diesem Kriege auf gewohnter Höhe gezeigt. Der mitten im Winter unternommene Balkanübergang spricht dafür, ebenso, daß trotz schwerster Verluste vor Plewna (das erst am 10. Dezember 1877 vor erdrückender Übermacht kapitulierte) die Gefechtsfähigkeit der Truppen erhalten blieb.

Das glückliche Ergebnis des Balkankrieges hat die ernsten Lehren, die er gegeben hatte, bald in Vergessenheit geraten lassen. Die Neigung, die feindliche Feuerwirkung zu unterschätzen und die eigene nicht voll auszunutzen, blieb bestehen. Die Lehren des Generals Dragomirow von der ungeschmälerten Bedeutung des Bajonetts (womit er bewußt an Suworow anknüpfte) erwiesen sich als stärkere, zumal eine individualisierende Ausbildung, wie sie das moderne Gefecht verlangt hätte, der Natur des russischen Soldaten nicht zusagte. „Es fehlte eben — so urteilt General v. Freytag-Loringhofen über diese Entwicklungsphase der russischen Armee — der Antrieb zum Nachdenken und zur geistigen Weiterarbeit." Ein scharfer Beobachter, der damalige deutsche Militärattaché in Petersburg, Hauptmann Graf Yorck v. Wartenburg, stellte in einem ausführlichen Bericht vom 25. Mai 1888 fest, daß bei aller Anerkennung der russischen Truppen die Ausbildung der Konsequenz entbehrte und im Vergleich mit der deutschen Armee erhebliche Mängel zeigte. Das Offizierkorps war nach Graf Yorcks Bericht mit dem deutschen überhaupt nicht zu vergleichen. Der Bericht folgerte daraus, daß eine Elastizität des Entschlusses fehle, im rechten Augenblick aus der Verteidigung zu gehen, die aber, je länger sie dauere, zu einer um so empfindlicheren Niederlage führen werde.

Die Ereignisse des russisch-japanischen Krieges (1904/05) haben dieses Urteil im allgemeinen bestätigt. Zwar war der ursprüngliche Feldzugsplan des russischen Oberbefehlshabers Kuropatkin defensiv-offensiv, aber er überließ den Japanern die Initiative zum Beginn der Operationen und damit das Gesetz des Handelns. Auch taktisch blieben die Russen überaus schwerfällig. So haben sich bei Liaoyan 90 Bataillone mit 350 Geschützen außerstande gezeigt, die nur 28 Bataillone zählende japanische Umfassungsgruppe zurückzuwerfen. Ebensowenig zeigten sich die Russen in der 14tägigen Schlacht bei Mukden, die für sie mit einer Niederlage und 90 000 Mann Verlust endete, den Japanern gewachsen. Man wird für den gesamten Krieg dem Urteil Kuropatkins zustimmen, der in seinem Rechenschaftsbericht schreibt: „Im ganzen läßt sich sagen, daß es in allen Dienstgraden an Leuten mit starkem, soldatischem Charakter gebrach, an Männern mit eisernen, allen Lagen gewachsenen Nerven, fähig, ohne Erschlaffung einen tagelang währenden Kampf durchzuhalten. Offenbar hat weder die Schule noch das Leben in den letzten 40 bis 50 Jahren dazu beigetragen, starke, selbständige Charaktere heranzubilden. Sie hätten sonst in weit größerer Zahl in der Armee vertreten sein müssen."

Digitized by Google

Nach dem verlorenen Kriege gegen Japan wurde an der Vervollkommnung des russischen Heeres eifrig gearbeitet. So erfolgte in den folgenden Jahren eine zahlenmäßig starke Vermehrung, ein Ausbau der Reservedivisionen und eine straffere Ausbildung der Mannschaften des Beurlaubtenstandes. In einer Denkschrift des deutschen Generalstabs vom Jahre 1913 wird folgendes Urteil gefällt: „Das Mannschaftsmaterial ist im allgemeinen nach wie vor gut. Der russische Soldat ist kräftig, bedürfnislos und unerschrocken. Andererseits ist er schwerfällig, geistig wenig rege und unselbständig... Russische Heeresbewegungen vollziehen sich nach wie vor mit großer Langsamkeit. Schnelle Ausnutzung einer günstigen operativen Lage ist von russischen Führern ebensowenig zu erwarten wie schnelle und genaue Ausführung einer befohlenen Bewegung durch die Truppe. Die Hemmungen, die an allen Stellen bei der Ausgabe, Übermittlnug und Ausführung der Befehle eintreten, sind dazu zu bedeutend. Die deutsche Führung wird daher beim Zusammenstoß mit den Russen Bewegungen machen können, die sie einem gleichwertigen Gegner gegenüber sich nicht erlauben dürfte."

Der Weltkrieg hat dieses Urteil über das russische Heer durchaus bestätigt; es sei nur an die Schlachten von Tannenberg, Iwangorod, den Durchbruch bei Przemysl, die Sommeroffensive des Jahres 1915 u.a.m. erinnert. Immerhin muß zugegeben werden, daß auch uns die Russen einige Überraschungen bereitet haben, so vor allem mit dem organisatorischen Geschick, durch welches auch die schwersten Verluste aus dem unerschöpflichen Menschenreservoir des Riesenreiches schnellstens wieder ausgeglichen wurden; ferner durch die den Russen eigene Kunst in der Wahl starker Verteidigungsstellen und durch eine zeitweilig bewiesene, dem Russen, wie wir gesehen haben, sonst nicht eigene Angriffslust. Letztere wurde allerdings mit ungeheuren Verlusten bezahlt, wie es überhaupt für alle von Rußland geführten Kriege charakteristisch ist, daß seine Verluste diejenigen seiner Gegner immer um ein ganz Erhebliches überragt haben. Dieser dargebrachte Blutzoll ehrt zwar den russischen Soldaten als solchen, bildet aber zugleich eine scharfe Kritik an einer verfehlten Ausbildung und unsachgemäßer Heerführung.

Hauptschriftleiter Günter Kaufmann, Wien (z. Z. bei der Wehrmacht). Verantwortlich für den Inhalt: Ortrud Stumpfe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Ist es auch ein „Bayer"-Arzneimittel?

Nur das „Bayer"-Kreuz auf einer Heilmittelpackung kennzeichnet unverwechselbar alle „Bayer"-Arzneimittel. Es ist ein Sinnbild wissenschaftlicher Verantwortung. „Bayer"-Arzneimittel haben sich millionenfach in der ganzen Welt bewährt. Überall gilt das „Bayer"-Kreuz als Zeichen des Vertrauens.

BAYER

Philipp Bouhler:

Kampf um Deutschland

Umfang 108 Seiten. Preis in Ganzleinen (mit einem Bild des Führers auf Kunstdruck) RM. 1,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

Digitized by Google

STUB NO. 19

Digitized by Google

Proceedings of the Sixth Pacific Science Congress

The Sixth Pacific Science Congress was held

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the de-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the development and growth of colonial institutions. Although the acquisi-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the development and growth of colonial institutions. Although the acquisi-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

Proceedings of the Sixth Pacific Science Congress

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the de-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the de-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the de-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the de-

Digitized by Google

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

Digitized by Google

human saga of heroism and viciousness, of valiant and vile deeds, went the less picturesque, but far more important process of the de-

Contents

New and Recent Publications 5

1942 Publications:
Including List of Previously Published
Works of Lasting Value 16

Scientific Series Publications (1942–1943) . . 25

Periodicals 32

For titles preceded by an asterisk, information concerning price and date of publication may be obtained upon request.

All prices subject to change without notice. Discounts to book dealers, libraries, and schools are standard. For residents of California a 2½ per cent sales tax is charged.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS
BERKELEY AND LOS ANGELES

Address all communications to the Berkeley office
Berkeley 4, California

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

opment and growth of colonial institutions.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Adolf-Hitler-Schule

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

s dem Inhalt:

ohannes Öhquist / Finnlands Schicksalsweg

Die Erste Rune der Kalevala

dmund Sala / Finnische Wirtschaftskraft

ns Grellmann / Die nationale Dichtung des Tausend-Seen-Landes — Konrad Hahm / Kunst in Finnland — Arno Bussenius / Der finnische Volkscharakter — Kunstdruckbeilage / Kunst und Landschaft Finnlands

lbmonatsschrift / Heft 20 Berlin, 15. Oktober 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Johannes Öhquist: *Finnlands Schicksalsweg*

Edmund Sala: *Finnlands Wirtschaftskraft*

Hans Grellmann: *Finnlands nationale Dichtung*

Die Erste Rune der Kalevala

Konrad Hahm: *Die Kunst in Finnland*

KLEINE BEITRÄGE

Arno Bussenius: *Der finnische Volkscharakter*

KUNSTDRUCKBEILAGE

Finnland

Photos: Hermann Harz, Frankfurt a. M. (2), Haidi Hahm, Berlin (4)

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 15. Oktober 1941 | Heft 20

Johannes Öhquist:

Finnlands Schicksalsweg

Das Volk der Finnen ist langsam im Denken, Reden und Handeln — „Gott hat nicht die Eile erdacht", sagt ein finnisches Sprichwort —, aber es ist zäh in Arbeit und Dulden, entschlossen und ausharrend im Handeln und kampfbereit, wenn es angegriffen wird. Das harte Klima und der karge Boden haben das Volk schweigsam, geduldig und stark gemacht. Es ist bei aller Langsamkeit im Tempo ein aktives Volk.

In den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung wanderten die Finnen aus dem Baltikum in das Land ein und drängten die dort lebenden Lappen nach dem Norden zurück. Aber schon vor ihnen hatten skandinavische und germanische Völker in Finnland gelebt, mit denen die Einwanderer sich vermischten. Der aktive Charakterzug war dem Volk schon in uralter Zeit eigen. Die Besiedlung des Landes erfolgte von Westen nach Osten und erreichte um das Jahr 700 n. Chr. die Ufer des Ladoga. Zwischen diesen östlichsten Siedlern und den im westlichen Finnland wohnenden wurden manchmal blutige Kämpfe ausgefochten, bis sie allmählich zu einer völkischen Einheit zusammenschmolzen. Pelzjäger waren die alten Finnen vor allem neben Jagd und Fischfang, bis sie sich in fest ansässige Siedler und Bauern umwandelten.

Rassisch sind die Finnen von verschiedenen Fachleuten der Rassenkunde, Ethnologie und Biologie untersucht worden. Im Jahre 1874 hat Rudolf Virchow eine Forschungsreise nach Finnland unternommen und dabei festgestellt, daß die Bewohner durchweg blonde und helläugige Brachyzephalen waren. Hauptsächlich zwei Rassen sind hier vertreten: die nordische und die ostbaltische.

Im zwölften Jahrhundert fand die endgültige Einwanderung der Schweden statt, die das Land in Besitz nahmen und die Finnen zum Christentum bekehrten. Damit wurde das Land zum Zankapfel zwischen den beiden Mächten Schweden und Nowgorod-Rußland. Jahrhundertelang war es der Kriegsschauplatz dieser Kämpfe. In diesen Kriegen, die immer viele Jahre, mehrmals Jahrzehnte, einmal sogar mehr als hundert Jahre ununterbrochen währten, wurde das Land verwüstet, die Bevölkerung dezimiert, der Wohlstand vernichtet. Aber zugleich geschah etwas anderes: der Lebenswille des Volkes wurde gestählt, sein heldischer Charakter gestärkt, sein Kampfmut aufrechterhalten. Unter den blutigen Schicksalsschlägen wuchs das Volk, dem auch Hunger und Seuchen nichts anzuhaben vermochten, zu einer Härte und unzerstörbaren Zähigkeit heran, die sein großer Dichter Juhani Aho mit der Unzerbrechbarkeit des nordischen Wacholders verglichen hat. Die politische Grenze zwischen Schweden und Rußland veränderte im Laufe der Zeiten mehrmals ihren Platz, bis Schweden im Jahre 1809 das ganze Land an Rußland verlor.

Rußland war der Sieger, aber der Zar Alexander I. beließ aus politischer Klugheit dem eroberten Lande die Verfassung, die es bisher siebenhundert Jahre lang gemeinsam

Digitized by Google

mit Schweden besessen hatte. Im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts verstanden es die Finnen, diese Sonderstellung schrittweise und nach 1863 sogar in einem für den finnischen Charakter stürmischen Tempo weiter auszubauen und zu festigen, so daß Finnland gegen Ende des Jahrhunderts als ein Staat bezeichnet werden konnte, der nur in Fragen der Außenpolitik keine selbständigen Funktionen ausübte, sonst aber alle wesentlichen Merkmale eines souveränen Staatsgebildes besaß. Es hatte seine eigenen amtlichen Sprachen: finnisch, die Sprache der überwiegenden Mehrheit, und schwedisch, die Sprache der an den Küsten wohnenden Minderheit. Der Rubel war abgeschafft und durch eine eigene Münze, Mark und Penni, ersetzt; gegen Rußland war das Land wirtschaftlich durch eine Zollgrenze geschützt. Nur finnische Staatsbürger durften Staats- und Gemeindeämter bekleiden. Es hatte sogar sein eigenes nationales Heer, das außerhalb Finnlands nicht verwandt werden durfte.

Dieses Heer war natürlich sehr klein, acht Scharfschützenbataillone und ein Dragonerregiment, und kein vernünftiger Mensch wäre darauf verfallen, darin eine Bedrohung oder Gefahr für das russische Riesenreich zu erblicken. Dieser Gedanke war den Panslawisten in Rußland vorbehalten. Nach ihrer Ansicht durfte es ein politisches Gebilde wie Finnland innerhalb der Grenzen des russischen Reiches nicht geben. Wie sollte man aber dieser rein europäischen Kulturerscheinung beikommen, um sie dem Russentum gefügig zu machen und Rußland einzuverleiben? Während der Regierung des duldsamen Zaren Alexanders II., des einzigen russischen Herrschers, dem das finnische Volk ein besonderes Denkmal errichtet hat, konnten die Panslawisten sich kein Gehör verschaffen. Unter der verständnisvollen Herrschaft dieses Kaisers fühlte sich das finnische Volk sicher. Es konnte auch ungestört sein wirtschaftliches und geistiges Leben weiter entwickeln, so daß die kulturelle Höhe des Landes sich binnen weniger Jahrzehnte in erstaunlicher Weise hob. Diese Jahrzehnte waren die Blütezeit durchgreifender Reformen und einer wunderbaren Entfaltung der schöpferischen Kräfte des Volkes.

Alexander III. war den Einflüsterungen der Panslawisten schon zugänglicher als sein Vorgänger, aber an seiner Rechtlichkeit scheiterte ihr Verlangen nach rücksichtslosem Vorgehen. Erst den willensschwachen Nikolai II. gelang es ihnen, für die Durchführung ihrer Pläne zu gewinnen. Sein ehemaliger Erzieher Pobjedonostzew, der zum allmächtigen Beherrscher des Kaisers geworden war, gewann ihn für die Idee einer unumschränkten Beherrschung Finnlands.

Mit Rücksicht auf die großen europäischen Mächte wagte man allerdings noch nicht mit Gewalt gegen Finnland vorzugehen. Man mußte Umwege suchen, um wenigstens den Schein des Rechts zu wahren. Das nationale Heer Finnlands bot hierfür die geeignete Handhabe. Am 15. Februar 1899 brachte der mit der Russifizierung betraute Generalgouverneur Finnlands, Bobrikow, aus Petersburg ein Manifest des Kaisers, das wie eine Bombe in die durch Gerüchte bereits in Unruhe versetzte Öffentlichkeit einschlug. Man hatte eine sehr einleuchtend klingende Begründung gefunden, die dem brutalen Angriff ein Mäntelchen der Unschuld umhing. Das Manifest erklärte, Fragen, die ein „Reichsinteresse" berührten, sollten nicht von Finnland einseitig entschieden werden dürfen, sondern gehörten in das Kompetenzgebiet der russischen Regierung. Klang das nicht vollkommen berechtigt? Berührten nicht militärische Fragen ein Reichsinteresse? Gehörte also nicht die finnische Heeresorganisation in den Bereich dieser Fragen? Mit dieser jesuitischen Gesetzinterpretation war die Russifizierung, d. h. die Vernichtung des nationalen finnischen Heeres in scheinbar gesetzmäßiger Form den russischen Gewalthabern in die Hände gespielt worden. Es zeugt von der politischen Reife des finnischen Volkes, daß es sofort erkannte, welche Gefahr dieses Manifest für die Freiheit und politische Selbständigkeit des Volkes bedeutete. Selbstverständlich blieben alle Proteste der finnischen Regierung und des Landtags ohne Wirkung. Aber es gab noch eine Instanz, die sich unerwartet bemerkbar machte: das Volk. Seit uralten Zeiten war das Volk in Skandinavien gewohnt, wenn die Not am größten war, als letzten Ausweg „zum König zu gehen". Im Volk war der naive Glaube verbreitet, der russische Überfall sei nur das Werk einer bürokratischen Clique, die den Kaiser durch Betrug zur Unterzeichnung des gefährlichen Manifestes bewogen habe. Ein Kaiser könne doch nicht sein feierlich gegebenes Wort brechen wollen! Hatte nicht auch Nikolai II. gleich den übrigen Kaisern die Verfassungsurkunde Finnlands unterschrieben?

Zum Kaiser! wurde die Losung des Augenblicks. In einem Schriftstück sollte die Frage erläutert und der Kaiser gebeten werden, die heimtückische Intrigue seiner

Digitized by Google

falschen Ratgeber zu zerreißen und sich damit die Liebe und das Vertrauen des finnischen Volkes zu sichern. Dieses Schriftstück sollte — so beschloß man — von jedem schreibkundigen Finnländer unterzeichnet und von einer fünfhundert Mann zählenden Deputation (je einem Vertreter sämtlicher fünfhundert Gemeinden des Landes) nach Petersburg gebracht und persönlich dem Kaiser überreicht werden. Tatsächlich gab es in Finnland keinen Menschen, der an der Durchführbarkeit dieses phantastischen Planes gezweifelt hätte. Die Schwierigkeiten waren freilich groß — es war Hochwinter, das ganze Land tief verschneit, die Verkehrswege zum Teil verschlossen. Und der Generalgouverneur und seine Spione durften von dem Plane nichts erfahren. Und man hatte nicht viel Zeit, es galt sofort und rasch zu handeln. Aber trotz aller dieser Schwierigkeiten ward das Wunder Wirklichkeit. Binnen zwei Wochen waren über eine halbe Million Unterschriften gesammelt. Greise, die des Schreibens unkundig waren, erlernten es jetzt, um nur ja dabeisein zu dürfen. Am festgesetzten Tage begaben sich fünfhundert Mann mit den sechzehn ledergebundenen Bänden mit den Unterschriften nach Petersburg, ohne daß Bobrikow und seine Kreaturen eine Ahnung von dem Unternehmen hatten. Diese zwei Wochen bildeten eine große gewonnene Schlacht des vaterländischen Geistes eines Volkes, dem nichts undurchführbar schien, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelte.

Der Kaiser empfing die Deputation natürlich nicht. Dafür sorgte die Hof- und Ministerkamarilla. Aber er „zürnte" ihr auch nicht, wie er in seiner gnädigen Antwort versicherte. Die Deputation sollte ruhig heimkehren; wenn das Volk etwas wünsche, solle es sich auf dem Weg über die Kanzleien an die zuständigen Behörden wenden. Das Vertrauen zum Kaiser erlitt einen heftigen Stoß, aber der Glaube des Volkes war noch immer nicht erschüttert. Doch begriff es nun, daß es sich auf einen Kampf um Sein und Nichtsein gefaßt machen mußte. Die einzelnen Phasen dieses Kampfes sind ein Drama voller Opfer an Freiheit, Lebensberuf und materiellem Besitz für den einzelnen, zunächst vor allem für alle Beamten des Staates und der Gemeinden, die ihrer Ämter entsetzt, in die Petersburger Gefängnisse eingesperrt oder des Landes verwiesen wurden, weil sie sich den nun Schlag auf Schlag folgenden ungesetzlichen Verordnungen der russischen Regierung widersetzten.

Dann kam die wehrpflichtige Jugend daran. Als das von der russischen Regierung ausgearbeitete Wehrpflichtgesetz zwangsweise unter scharfen Strafandrohungen eingeführt werden sollte, streikte der größte Teil der wehrpflichtigen Jugend. Einige Jahre wogte dieser Kampf hin und her, bis die Petersburger Machthaber einsahen, daß das finnische Volk sich weder durch Drohungen noch durch Gewaltmaßregeln zu einem russischen Wehrdienst zwingen ließ. Die russische Regierung gab klein bei und begnügte sich mit einer jährlich zu zahlenden nicht unerheblichen „Wehrsteuer". Die Russifizierung sollte nun auf anderen Wegen durchgeführt werden. Die russische Sprache wurde zwangsweise in der ganzen Behördenorganisation und in den Schulen eingeführt. Die öffentliche Stimme wurde zum Schweigen gebracht. Und als das Volk diesen Maßregeln einen passiven Widerstand entgegensetzte, übertrug der Kaiser dem General Bobrikow die unbeschränkte Diktaturgewalt über das Land. Ein Terror ungewöhnlicher Art setzte ein: kein Geschäft, kein Unternehmen, kein Beamter und keine Privatperson war mehr der Freiheit sicher.

Da — am 16. Juni 1904 — erhob sich eine rächende Hand gegen den gewalttätigen Satrapen. Ein junger Patriot streckte ihn mit einigen Revolverkugeln nieder. Gleich darauf schoß er sich selber zwei Kugeln ins eigene Herz. In einem an den Kaiser gerichteten Brief versicherte er angesichts des Todes, daß keine Verschwörung vorliege, daß er sich selber zum Opfer bringe, um dem Kaiser die Augen zu öffnen über das Unheil, das er mit seiner Politik nicht nur über Finnland, sondern auch über sein großes Reich bringe.

Die Gewalthaber in Petersburg stutzten. Auf eine so heftige Wirkung waren sie nicht gefaßt. Es trat eine Pause in den Russifizierungsmaßnahmen ein, aber aufgegeben wurden sie nicht. Ein Fürst Obolenski, der sich als Gouverneur in Südrußland durch Auspeitschen aufsässiger Bauern bei der Regierung beliebt gemacht hatte, wurde zu Bobrikows Nachfolger ernannt.

Es war aber nicht nur der Widerstand der Finnen, der die russische Regierung zum Stillehalten zwang. Der Krieg gegen Japan war ausgebrochen, und im Innern des Reiches stieg die Unzufriedenheit und Gärung. Anfang Oktober 1905 brachen Unruhen aus und mündeten in einen gewaltigen Eisenbahnerstreik, der schließlich sich zu einem

Digitized by Google

Aufruhr zuspitzte. Diese revolutionäre Bewegung griff auch auf Finnland über und drohte hier zu einer kommunistischen Empörung der Arbeiter gegen die Bürger auszuarten. Diese hatten zum Glück in dem Senator Leo Mechelin einen hervorragenden Führer gefunden, dessen besonnener Überlegenheit es gelang, die soziale Revolution in ihrem Beginne aufzufangen. Seine Partei errang einen vollen Sieg, der Zar mußte die Russifizierungspolitik aufgeben und die Macht im Lande der einheimischen Regierung überlassen.

Der Zusammenbruch des Russentums in Finnland dauerte aber nur so lange, wie die zaristische Regierung sich in Rußland den dortigen revolutionären Kräften nicht völlig gewachsen zeigte. Als diese 1907 überwunden schienen, zogen die alten Gewalthaber wieder in Finnland ein, und der Russifizierungsprozeß wurde in beschleunigtem Tempo und mit Hilfe der durch wiederholte Änderungen des Wahlverfahrens zu einem willigen Werkzeug der Regierung gemachten Reichsduma rücksichtslos weitergeführt. Der geschickte und willensstarke Ministerpräsident Stolypin verstand es, sich dieser willfährigen Duma zu bedienen, um durch eine Reihe als „Gesetze" getarnter Manifeste und Verordnungen den letzten passiven Widerstand der Finnen zu brechen.

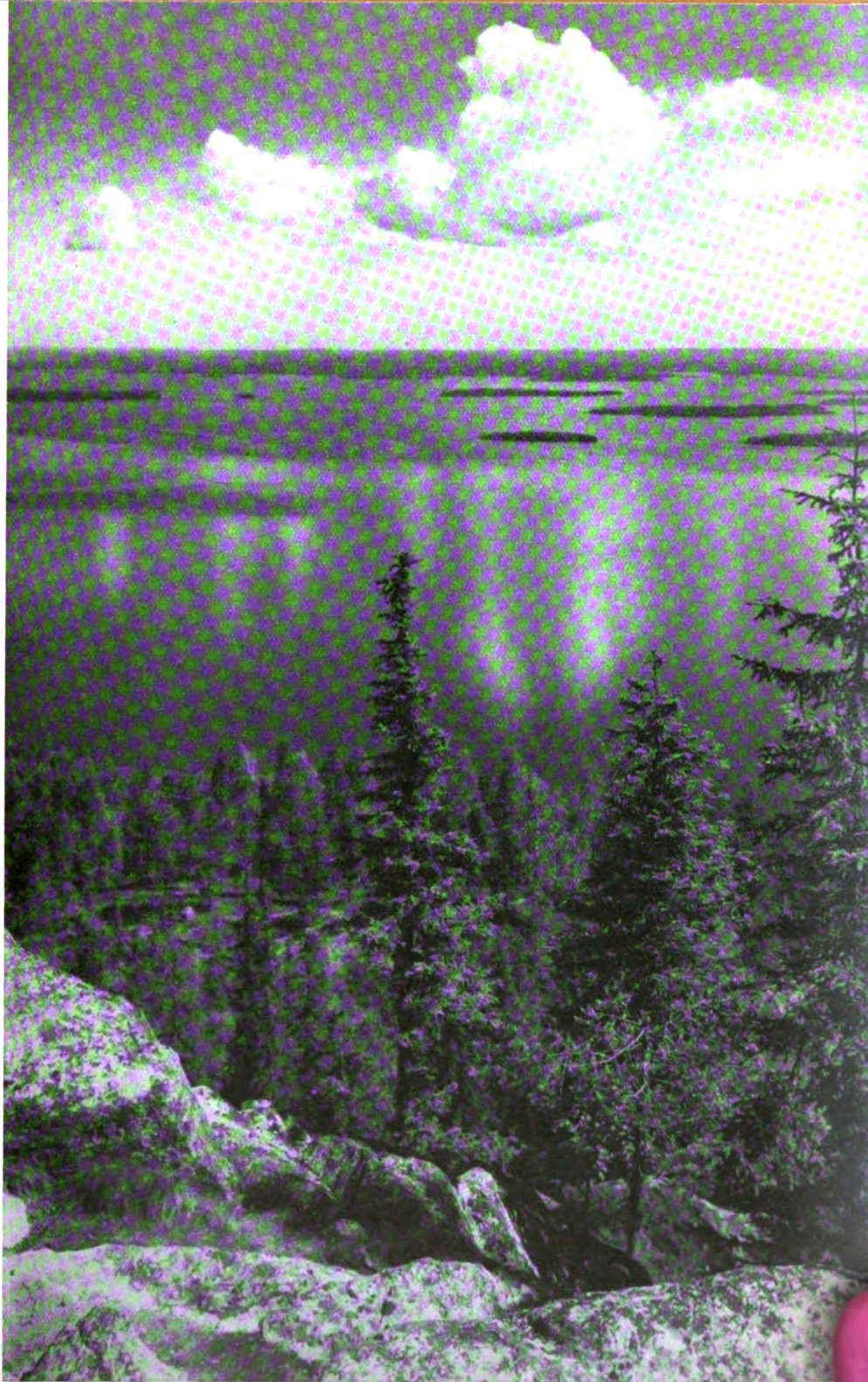
Ein düsteres Schweigen verbreitete sich über Land und Volk, die dem Untergang geweiht schienen. Aber unter diesem unheimlichen Mantel bereitete sich eine neue Erhebung vor. Die Finnen hatten eingesehen, daß passiver Widerstand gegen einen brutalen Gegner wie das Russentum zum Mißerfolg verurteilt war. Wenn ein Volk weiterleben wollte, mußte es zum aktiven Angriff schreiten. Dieser Gedanke gewann immer neue Anhänger. Aber wie sollten 3½ Millionen sich gegen ein Reich von 120 Millionen durch aktiven Kampf behaupten? Diese Frage bekümmerte die Aktivisten weniger als die Sorge, daß das Volk durch Nachgiebigkeit und Resignation sich offenen Auges dem Untergange verschreiben könnte. Um zweierlei handelte es sich für die Aktivisten: um Geduld und um Vorbereitung. Das Volk durfte nicht den Glauben an sich selber verlieren. Die Gegenwart mochte noch so verzweifelt scheinen — es konnte, es mußte einmal eine Schicksalswende eintreten, die denen, die den Funken der Hoffnung im Herzen nicht hatten erlöschen lassen, Recht gab.

Und das geschah schneller, als auch die glühendsten Optimisten gehofft. Im August 1914 ward nicht nur die gewaltige Kriegsfackel entzündet, auch für Finnland ging plötzlich ein Licht auf, das einen unerwarteten Weg zur Freiheit zu beleuchten schien. Der Mehrzahl des Volkes blieb dieser Weg vorläufig dunkel und unerkennbar. Sogar gewiegte Politiker schüttelten den Kopf, wenn man ihnen Andeutungen darüber machte. Aber große Politik wird bekanntlich nicht bloß mit dem Intellekt gemacht, sondern mit Kräften, die tiefer in der Menschenseele schlummern. Die Entschlüsse oder auch nur Gedanken, zu denen die Klugen im Lande sich nicht aufzuraffen vermochten, entzündeten sich in Kopf und Herz der Jugend zu feuriger Lohe. In geheimen Versammlungen berieten sie in heftigen und flammenden Reden die politische Lage, Kampf gegen den Unterdrücker war die Losung. Aber keiner von ihnen hatte je ein Militärgewehr in der Hand gehabt. Seit siebzehn Jahren gab es keine Militärpflicht in Finnland. Was tun? Wo konnten sie das „Soldatsein" lernen? Sie wandten sich an Schweden. Ein bleiches Nein kam als Antwort. Da endlich fand einer der jungen Studenten das befreiende Wort: nach Deutschland! Jubelnde Antwort folgte darauf, „Die Wacht am Rhein" wurde angestimmt, ohne Rücksicht auf die spionierenden Gendarmen, die jedes deutsche Wort mit schweren Strafen ahndeten.

Deutschland erklärt sich bereit, eine Anzahl junger Finnen zu militärischen Übungen aufzunehmen. Mitte Februar 1915 traf die erste Gruppe in Berlin ein und wurde von dort durch das rasch errichtete „Finnische Büro" weiter nach dem Lokstedter Lager in Holstein gewiesen. Sechs Wochen sollten die Übungen dauern. Aus diesen sechs Wochen wurden drei volle Jahre. Immer neue Gruppen trafen ein: Studenten, Arbeiter, Bauern, bis sie auf 2000 Mann gestiegen waren. Sie wurden nach beendigter Ausbildung an der Ostfront eingesetzt, wo sie neben deutschen Truppen in einem Abschnitt an der Misse ihre Feuertaufe erhielten.

Was war inzwischen in Finnland geschehen? An der sichtbaren Oberfläche nichts. Man schwebte fast in völliger Unkenntnis dessen, was in der Welt geschah. Die ersten Jahre wußte man nicht einmal, wo die ins Ungewisse insgeheim entschwundenen Finnen sich befanden. Aber allmählich sprach es sich herum. Man erfuhr, daß die 2000 jungen Leute zu einem Preußischen Jägerbataillon 27 zusammengefaßt worden waren und harrte voll Ungeduld ihrer Rückkehr nach Finnland, denn inzwischen begann hier sich

Digitized by Google



Blick vom Berg Koli im östlichen Mittelfinnland

Digitized by Google

V. Aaltonen: Weibliche Figur
(schwarzer Granit)

Digitized by Google

etwas Unheimliches vorzubereiten. Der Bolschewismus hatte große Teile der finnischen Arbeiterbevölkerung mit seinem Gift verseucht. Die finnische Sozialdemokratie verband sich mit ihm, um das Bürgertum im eigenen Lande zu vernichten. Ende Januar 1918 brach der Sturm los. Das völlig unbewaffnete Land erlag dem heimtückischen Überfall. Das ganze südliche Finnland wurde von den „Roten" besetzt, die, Hand in Hand mit den russischen Bolschewisten, ein blutiges Regiment einführten. Einigen Regierungsmitgliedern war es gelungen, nach Wasa am Bottnischen Meerbusen zu entkommen. General Mannerheim wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Mit unglaublicher Willenskraft und Geschicklichkeit stampfte er binnen einiger Wochen ein Bauernheer aus dem Boden. Es war zum größten Teil noch unbewaffnet, aber mit der zermalmenden Wucht des finnischen Kampfwillens säuberte es unerwartet schnell ganz Mittel- und Nordfinnland von den hier stationierten russischen Truppen und kommunistischen Horden.

Und Mitte Februar 1918 geschah das unerhörte, mit brennender Ungeduld erwartete Wunder: das Jägerbataillon traf aus Deutschland in Wasa ein. Noch eine weitere Hilfe leistete Deutschland: Große Waffen- und Munitionssendungen ermöglichten endlich die Bewaffnung des Heeres, das in den Jägern sorgfältig ausgebildete Offiziere und Unteroffiziere erhielt. Nun konnte Mannerheim seinen Marsch antreten. Schritt für Schritt drang er vor und zwang die bolschewistischen Heeresmassen, die ohne Unterbrechung aus Petersburg an Kriegsgerät und Mannschaften Verstärkungen erhielten, zum Rückzug. Und nun kam die größte Hilfe, die Deutschland dem bedrängten Finnland lieh: Anfang April landeten deutsche Truppen unter dem Befehl des Grafen Rüdiger von der Goltz in Finnland und eroberten am 12. April Helsingfors. Im Mai war das ganze Land frei. Es war ein schwerer und blutiger Kampf gewesen, der ohne das Eingreifen Deutschlands noch unzählige Opfer gefordert hätte. Die deutschen Truppen wurden überall, wo sie erschienen, mit ungeheurem Jubel begrüßt. Ihre Gefallenen erhielten in einem Ehrenhain inmitten der Hauptstadt ein würdiges Heldendenkmal.

Die bolschewistische Regierung, die schon im Dezember 1917 die Selbständigkeit Finnlands anerkannt hatte, schloß nun mit dem neuen souveränen Staat Frieden. Es begann eine fieberhafte Aufbauarbeit im Lande. Sie wurde gefördert durch die Einsicht, daß die Masse der finnischen „Roten" durch einen Klüngel ehrsüchtiger Gewissenloser und deren Agenten verführt worden war. Diese sogenannten Führer hatten sich, wie stets die Kommissare der Kommunisten, selber durch die Flucht in Sicherheit gebracht, um in Sowjetrußland gegen ihr eigenes Vaterland weiter zu wühlen. Sie verbreiteten durch ihre Ausgesandten auch noch während der folgenden Jahre das Gift des Bolschewismus unter der ärmeren Bevölkerung des Landes, bis das Unheil ein solches Ausmaß annahm, daß das Bauerntum der österbottnischen Gemeinde Lapua (Lappo) einen Massenzug von Tausenden von Bauern in die Hauptstadt unternahm, der von der Mehrheit des ganzen Volkes mit Zustimmung begrüßt wurde.

Die Tyrannei des Kommunismus war damit gebrochen, die Partei und ihre Presse verboten.

Die Jahre nach dem roten Aufruhr waren dem Aufbau des neuen Staates gewidmet. Die wechselnden politischen Strömungen übergehen wir hier, da sie uns noch zu nah liegen. Unverändert blieb im ganzen Volk die Stellungnahme zu Sowjetrußland, das als Erbfeind galt. Man verhielt sich aber in der Presse wie auch sonst in der Öffentlichkeit neutral, um zu keinen Konflikten Anlaß zu geben. Man fühlte sich um so sicherer, als der Außenkommissar der Sowjetunion am 17. September 1939 dem finnischen Gesandten eine Note überreichte, in welcher die Sowjetregierung erklärte, daß sie in den Beziehungen mit Finnland eine Neutralitätspolitik befolgen wolle. Sogar als die Sowjetregierung sich des Baltikums bemächtigte, nahm man an, daß Finnland vor einer ähnlichen Gefahr sicher war. Die erste größere Unruhe machte sich bemerkbar, als man erfuhr, daß die Sowjetregierung am 14. Oktober der finnischen Regierung ein Memorandum höchst sonderbaren Inhalts überreicht hatte, von dem aber nur gerüchtweise einiges in die Öffentlichkeit drang. In diesem Memorandum erklärte die Sowjetregierung, die Sicherheit der Stadt Leningrad zwinge sie, u. a. folgendes Verlangen an Finnland zu stellen: der Hafen Hanko nebst Umgegend sei für 30 Jahre an die Sowjetunion zu verpachten. Für diese Zeit dürfe die Sowjetunion dort Truppen bis zu 5000 Mann stationieren und den Nachbarhafen Lappvik als Ankerplatz benutzen. Etwa sechs finnische Inseln im östlichen Finnischen Meerbusen seien an die Sowjetunion abzutreten. Die befestigten Zonen auf der Karelischen Landenge sollten beider-

Digitized by Google

seits vernichtet und die Grenze nach Norden und Nordwesten verschoben werden. Als Gegenleistung wolle die Sowjetunion ein Stück Ostkareliens an Finnland überlassen.

Die finnische Regierung erwiderte hierauf am 23. Oktober, sie sei bereit, dem Wunsche der Sowjetregierung hinsichtlich der Sicherung Leningrads entgegenzukommen. Sie wolle einige der von der Sowjetregierung geforderten Inseln abtreten und die Grenze auf der Karelischen Landenge so weit zurücknehmen, daß von einer Gefahr für Leningrad nicht die Rede sein könne. Auf eine Überlassung Hankos an russische Truppen könne sie aber nicht eingehen, da hierdurch Finnland selbst einer großen Gefahr ausgesetzt würde.

Am 26. November behauptete der Außenkommissar Molotov, finnische Artillerie hätte auf der Karelischen Landenge russische Truppen beschossen. Der finnische Gesandte in Moskau bestritt am folgenden Tage die Richtigkeit dieser Behauptung, was Molotov am 28. November als eine Irreführung der öffentlichen Meinung bezeichnete; zugleich erklärte er, die Sowjetregierung sehe sich nicht mehr durch den Nichtangriffspakt gebunden und könne nicht mehr normale Beziehungen zu Finnland unterhalten. Finnland wies darauf hin, im Nichtangriffspakt hätten beide Parteien sich verpflichtet, alle Meinungsverschiedenheiten in einem Schlichtungsverfahren zu behandeln, und schlug vor, einen Ausschuß einzuberufen.

Diesen Vorschlag beantwortete die Sowjetregierung damit, daß sie am 30. November russische Truppen in Finnland einrücken und finnische Städte mit Bomben belegen ließ. Zugleich proklamierte sie den aus dem roten Aufruhr nach Rußland geflohenen finnischen Kommunisten Kuusinen als Chef einer neuen Regierung in Finnland; die bisherige Regierung bezeichnete sie als nicht vorhanden.

Damit war der Krieg eröffnet. Die finnische Regierung ernannte den Feldmarschall Mannerheim zum Oberbefehlshaber des Heeres, und alle wehrfähigen Männer eilten zu den Fahnen. Die Tapferkeit, die Opferbereitschaft und die militärische Geschicklichkeit, mit der dieser Feldzug von finnischer Seite geführt wurde, erregte in der ganzen übrigen Welt Staunen und Bewunderung. Dreiundeinhalb Monate lang hielt ein Volk von 3½ Millionen, dessen Heer bei weitem nicht genügend mit Waffen und Munition versehen war, den ungezählten Divisionen des Sowjetreiches stand, bis es vor der erdrückenden Überzahl zurückweichen und sich zu einem Friedensschluß bereit erklären mußte. Die Verluste an Menschen und Gut waren für das kleine Volk ungeheuerlich: über 20 000 Gefallene und 44 000 Verwundete. Im Friedensvertrage mußte Finnland 33 000 Quadratkilometer Boden und 2300 Quadratkilometer Seen, ein Zehntel des Reiches, an den Feind abtreten. Über 450 000 Menschen, die auf den abgetretenen Gebieten gelebt hatten, mußten binnen zehn Tagen ihre Wohnsitze verlassen. Drei Städte: Viipuri, Käkisalmi und Sortawala gingen verloren, Viipuri mit seinen 74 000 Einwohnern der zweitgrößte Ausfuhrhafen des Landes, einer der wichtigsten Industrieorte und die kulturelle Hauptstadt Ostfinnlands. Der Saimakanal, der jährlich dem Verkehr von 800 000 Tonnen Waren diente, war vernichtet, etwa fünfhundert industrielle Unternehmen, darunter einige der größten des Landes, in den Besitz des Feindes übergegangen. Über 12 v. H. der Forsten, 1000 Kilometer Eisenbahnen, 4000 Kilometer Landstraßen waren verloren. Für mehr als 1 Milliarde Mark war Eigentum zerstört worden. Der Gesamtbetrag der eigentlichen Kriegskosten ist noch unbekannt.

Für die Bevölkerung kam die Friedensnachricht wie ein furchtbarer Schlag. Bis zum letzten Augenblick hatte die Regierung geschwiegen. Man wußte nichts genaues, nur daß die Bedingungen schwer waren. Wie schwer, das erfuhr man erst am 13. März um 12 Uhr mittags, als der Außenminister Tanner sie im Radio mitteilte. Spät abends gab der Oberbefehlshaber die Tagesorder im Radio. In sämtlichen Gastwirtschaften waren die Säle gefüllt mit blassen, ernsten Hörern. Ein ausländischer Korrespondent, der dabei war, schildert eine solche Szene: „Ich hatte schon, ehe die ersten Worte durch den Raum klangen, auf mehr als einem Gesicht Tränen gesehen. Jetzt schluchzte der alte Mann, der neben mir saß, wie ein Kind. Und er war nicht der einzige. Ich glaube, kein Muskel in meinem Gesicht bewegte sich. Aber ich konnte es nicht verhindern, daß mir einige Tränen über die Maske rannen." Und ein anderer Berichterstatter schreibt: „Die Tagesorder war von einem Schmerz erfüllt, der fast unerträglich war. Aber sie führte uns wieder auf die Höhe, auf der wir uns vor diesen Tagen erniedrigender Verwirrung befunden hatten: die Armee ist noch da. Das Volk ist da. Die Ehre ist nicht verloren. Die Zukunft liegt vor uns."

Eine harte Entschlossenheit und ein zündender Glaube hält die Herzen wach. Man

Digitized by Google

glaubt in jedem Antlitz die Zeile aus „Runebergs „Fähnrich Stål" zu lesen: „Noch kommt ein Tag. Nicht alles ist verloren."

Und man denkt unwillkürlich an die Strophe in demselben unsterblichen Balladenzyklus:

„Es gab ein Volk in Suomis Land,
Noch lebt es: an der Sorge Hand
Trug's Leiden und Verderben.
Kein Opfer ist dem Volk zu schwer,
Stumm ist sein Mut, streng seine Ehr,
In Treue kann es sterben.
Dies unser Volk ist unsre Wehr."

Heute kämpfen Mannerheims Soldaten Schulter an Schulter mit deutschen Truppen, um das wiederzugewinnen, was der Bolschewismus dem Lande geraubt hat, und diese Zuchtrute der Menschheit zu vernichten. In allen Briefen, die aus Finnland kommen, atmet eine Zuversicht, ein Sicherheitsgefühl, ein Glaube sondergleichen: „Deutschland ist mit uns. Viktoria!"

Edmund Sala:

Finnlands Wirtschaftskraft

„In den gelichteten Reihen gehen wir jetzt an die Aufgaben des Friedens. Wir müssen unsere zerstörten Häuser, verlassenen Äcker und Felder neu aufbauen. Möge diese Aufgabe, unsere eigenste Aufgabe, uns noch enger an dieses Land und aneinander schließen. Möge sie von den Arbeitern der Stirn oder der Faust gelöst werden. Unser äußerster Einsatz wird immer der Gedanke des gesamten Volkes sein." Kyösti Kallio † (Präsident von Finnland).

Die Worte des verstorbenen finnischen Staatspräsidenten, die wir dieser Betrachtung voranstellen, wurden bald nach Beendigung des Krieges der 104 Tage gesprochen, der durch den bolschewistischen Einfall am 30. November 1939 begann und Finnland neben 20 000 Gefallenen und 40 000 Verwundeten durchschnittlich 10 v. H. seines industriellen und landwirtschaftlichen Besitzes kostete. Das finnische Volk, das heute in treuer Waffenbrüderschaft mit uns im Kampfe gegen seinen alten Erbfeind steht, hat die damals verlorenen Gebiete wieder zurückerobert und seinen Waffenruhm erneut bestätigt. Es hat aber auch in wenig mehr als Jahresfrist wirtschaftliche Leistungen vollbracht, die größte Bewunderung verdienen. Für unsere nationalsozialistische Wirtschaftsauffassung ist die Vorrangstellung der Politik vor der Wirtschaft heute etwas Selbstverständliches. Aber auch Finnland hat den Beweis dafür erbracht, daß nur die Wirtschaftsgesinnung, die sich vorbehaltlos in den Dienst des Volksganzen stellt, zu größten Leistungen fähig ist. Als es galt, Hunderttausende von Menschen und Tausende von Unternehmungen umzusiedeln, als es galt, größte Opfer zu bringen, um diese Maßnahmen kurzfristig durchführen zu können, blieb der Parteienstreit ebenso begraben wie während des Krieges selbst. Bezeichnend dafür ist das Wiederaufleben des uralten Volksbrauches Talkoo. Das Wort läßt sich schlecht übersetzen, man kann vielleicht „verwirklichte Volksgemeinschaft" dafür sagen. Talkoo bedeutet eine Arbeit, die die Nachbarn, Mitglieder einer Gemeinde oder eines Kreises umsonst und freiwillig ausführen. Zur Talkoo gehen, gilt als eine besondere Ehre und keiner schließt sich davon aus. Als Talkoo-Arbeit wurde Land gerodet, wurden Bauernhöfe gebaut, um die heimatlos gewordenen Bauern wieder seßhaft zu machen, und auf die gleiche Weise wurde für alle Flüchtlinge tatkräftig gesorgt. Kennzeichnend hierfür ist der Ausspruch eines Kriegsteilnehmers, der erklärte: „Und wenn ich bereit war, mein Leben für Finnland zu geben, so bin ich bereit, auch meine Arbeitskräfte dafür zu opfern, daß dieses Land wirklich eine Heimat für alle werde. Es ist derselbe Kampf..., nur daß wir jetzt eben mit Axt und Spaten kämpfen. Aber wir wollen ein neues Leben aufbauen. Verstehen Sie mich?" So denken nicht einzelne, so denken alle, und so nimmt es nicht wunder, daß sich demjenigen, der zum erstenmal finnischen Boden betritt, das Bild eines fieberhaft arbeitenden, aber diese Arbeit nicht als Last empfindenden Volkes bietet.

Finnland ist im Laufe seiner Geschichte durch die härteste Schule gegangen, durch die ein Volk überhaupt nur gehen kann. Die Finnen sind Bauern und bäuerlich geblieben,

Digitized by Google

gleich an welcher Stelle sie heute ihren Beruf ausüben. Der finnische Bauer weiß Pflug und Waffe gleich gut zu führen, und dieses Wehrbauerntum kommt immer wieder zum Ausdruck, nicht zuletzt im Schutzkorps, der freiwilligen Miliztruppe, und der Frauenorganisation, dem „Lotta-Svärd-Verband", dessen Mitglieder in allen im Kriege notwendigen waffenlosen Dienstaufgaben ausgebildet sind. Finnland ist von der Natur als das Land der tausend Seen und herrlichen Wälder zwar mit großen landschaftlichen Reizen ausgestattet worden, die Daseinsbedingungen jedoch sind hart, und der wirtschaftliche Aufstieg mußte und muß schwer erkämpft werden. Auch für die Frauen gehört schwere Arbeitsleistung zur Selbstverständlichkeit, und nur der Fremde ist überrascht, Frauen selbst bei Bau- und Erdarbeiten beschäftigt zu sehen. Finnland ist ausgesprochen baufreudig — selbst mit deutschen Maßstäben gemessen! Wer auf dem Flugplatz von Helsinki ankommt oder durch den monumentalen Bahnhof, der an den von Leipzig erinnert, die Stadt betritt, kann sich diesem Eindruck nicht entziehen. Der Finne ist hierauf genau so stolz wie auf seine sonstigen wirtschaftlichen Leistungen, die die Abhängigkeit vom Ausland verringern helfen. Die Frage, Rohstoffe und Maschinen oder Lebensmitteleinfuhr, beantwortet er eindeutig zugunsten der ersteren, auch wenn er sich dadurch viele Entbehrungen auferlegen muß. Die deutsche Lebensmittelversorgung ist um ein Vielfaches besser als die finnische — aus Gründen, über die noch zu sprechen sein wird. Aber der Verfasser traf in keiner Berufsschicht einen einzigen, der darüber Klage geführt hätte oder diesen Mangel besonders wichtig nahm. Ja, der Durchschnittsfinne verachtet trotz fröhlicher Lebensbejahung das satte Wohlleben, und seine großen Sympathien für Deutschland wurzeln nicht zuletzt in dem tiefen Verständnis für die Härte und Siegessicherheit des deutschen Daseinskampfes.

Obgleich es in Finnland rund 360 000 landwirtschaftliche Betriebe — meistens mittel- und kleinbäuerlicher Besitz — gibt und hier fast 60 v. H. der Bevölkerung tätig sind, gestaltete sich die Lebensmittelversorgung im ersten Halbjahr 1941 recht schwierig. Die Gründe für diesen scheinbaren Widerspruch sind bald gefunden. Durch den Moskauer Friedensschluß mußten 10 v. H. der Gesamtbodenfläche abgetreten werden, und zwar meist wertvolles Getreideland. Die Ackerfläche verringerte sich dadurch auf 2,2 Millionen Hektar, die Bevölkerungszahl nahm jedoch nicht ab, da alle Einwohner der abgetretenen Gebiete, etwa 440 000, lieber Haus und Hof fluchtartig verließen, als Sowjetuntertanen zu werden. Hatte der Krieg die Lebensmittelreserven schon stark zusammenschmelzen lassen, so kam 1940 noch eine ausgesprochene Mißernte hinzu. Schließlich mußte auch die Einfuhr von Futtermitteln stark eingeschränkt werden, so daß sich bei Molkereiprodukten und Fleisch Mangelerscheinungen besonders fühlbar machten. Da die neue Ernte gut ausfallen wird und die Schaffung neuer Futtermittel aus Holzzellulose Fortschritte macht — es werden jetzt bereits 50 000 Tonnen jährlich hergestellt —, besteht für die Zukunft keine Gefahr mehr. Das schon 1939 gegründete Volksversorgungsministerium sorgt für eine gerechte Verteilung und überwacht die Preise, auch eine Erzeugungsschlacht nach deutschem Vorbild ist eingeleitet worden. Schon in den letzten zwanzig Jahren hat die finnische Landwirtschaft gewaltige, früher nicht für möglich gehaltene Leistungen vollbracht. Die Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln stieg von 50 auf 80 v. H., die Brotgetreideernte wurde bis 1939 sogar verdoppelt, so daß hier neun Zehntel des Bedarfs gedeckt werden konnten.

Der finnische Bauer ist überaus fleißig und genügsam. Auf seinem Hofe herrscht eine Ordnung und Sauberkeit, wie sie nicht überall in Mitteleuropa anzutreffen ist. Die Sauna, das finnische Dampfbad, ist auch auf den entlegensten Höfen anzutreffen und wird Sommer und Winter eifrig von der ganzen Hofgemeinschaft benutzt. Obgleich es kein gesetzliches Anerbenrecht gibt, lebt das alte Bauernrecht der ungeteilten Übergabe an einen Anerben überall in der Volkssitte weiter. Die 1940 eingeleitete Schnellsiedlung für die Flüchtlinge sah allerdings eine Landabgabe zur Schaffung von neuen Bauernhöfen vor, doch braucht sie jetzt nicht weiter durchgeführt zu werden, nachdem deutsche und finnische Truppen die von der Sowjetunion geraubten Gebiete zurückerobert haben und ein größeres Finnland nach dem Siege alle Ansiedelungswünsche wird erfüllen können. Ein starkes Bauerntum als Blutquell der Nation gehört im finnischen Volksbewußtsein ebenso zur Selbstverständlichkeit wie in Deutschland. Der große Menschenbedarf für eine gewaltig im Wachsen begriffene Industrie konnte nur von der Landbevölkerung gedeckt werden, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung daher auch von 90 v. H. auf 60 v. H. sank. Die Kinderarmut der finnischen Städte wird nicht zuletzt als eine Folge des schlechten schwedischen Beispiels bezeichnet. Aber auch hier ist

Digitized by Google

seit der Abkehr Finnlands vom Liberalismus wie überall ein großer, tiefgreifender Wandel festzustellen.

Für das rasche Anwachsen der industriellen Produktion läßt sich eine Reihe Gründe anführen. Holzreichtum, Erzlagerstätten und billige Wasserkräfte sind für Art und Standort der Industrien bestimmend. Tatkraft und Wagemut auf der einen, Fleiß und Geschicklichkeit auf der anderen Seite verbürgen den Erfolg und die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt. Finnlands Handelsbeziehungen zu anderen Ländern können auf eine alte Tradition zurückblicken. Dank seiner Lage wurde Finnland schon im frühen Mittelalter in den Kreis des Handels mit hineinbezogen, den die deutschen Städte mit Nowgorod und anderen Handelsplätzen des Ostens betrieben. Im späteren Mittelalter, zur Zeit des Hansebundes, war die kulturelle und wirtschaftliche Bindung zu den deutschen Städten Lübeck, Danzig und Reval besonders eng. In der finnischen Hafenstadt Viipuri (Wiborg) war bis weit ins neunzehnte Jahrhundert deutsch die Handelssprache, und wenn der Finne heute noch das Wort „sakas" für „Deutscher" verwendet, so ist es auf jene Zeit zurückzuführen, denn im Volksmunde ist sakas gleichbedeutend mit dem Wort „Kaufmann". Übrigens machen wir uns meist über die Verbreitung der deutschen Sprache in Finnland falsche Vorstellungen. Während schwedisch nur von etwa zehn Prozent der Bevölkerung gesprochen wird, kann man sich bis in den hohen Norden hinauf und selbst auf abgelegenen Bauernhöfen deutsch verständigen. Jeder Kaufmann, Techniker und Wissenschaftler spricht deutsch, fast die gesamte wirtschaftlich-technische Literatur ist deutsch, und etwa 90 v. H. aller Doktor-Dissertationen an der Universität Helsinki werden in deutscher Sprache abgefaßt. Wenn die Politik, auch die Wirtschaftspolitik, bis 1939 stärker nach England tendierte, so ist das nur als ein Zwischenspiel zu werten, das auf die Masse des Volkes ohne Einfluß war. Vor Kriegsausbruch entfielen auf Großbritannien 43 v. H. und auf Übersee — vor allem USA. — weitere 19 v. H. der finnischen Ausfuhr, während die Einfuhr vorwiegend aus Deutschland kam. Heut ist der finnische Handel aufs engste mit Europa verflochten, und im Rahmen der wirtschaftlichen Neuordnung nimmt Finnland eine wichtige Stellung ein. Nach dem letzten, am 7. März 1941 in Helsinki unterzeichneten Abkommen sieht der Warenaustausch mit Deutschland in diesem Jahr einen Gesamtumsatz von je 3,7 Milliarden Finnmark Ein- und Ausfuhr vor. Deutschland ermöglicht darüber hinaus Finnland die Aufnahme des Handelsverkehrs mit Dänemark, Holland, Belgien und den west- und südosteuropäischen Staaten.

Einer der wichtigsten finnischen Industriezweige ist die Holzveredelung und -verarbeitung. So lieferte das Land in den letzten Jahren von der gesamten Weltausfuhr an Grubenholz 33 v. H., an Holzschliff und Zellstoff 25 v. H. und an Druckpapier 10 v. H. Finnlands große Holzveredelungsfabriken sind zum größten Teil im Lauf der letzten eineinhalb Jahrzehnte erbaut worden und sind auch aus diesem Grunde technisch leistungsfähig und in jeder Richtung neuzeitlich. Verkauf und Ausfuhr liegen in den Händen zentraler Verkaufsorgane. Finnland war auch dazu übergegangen, Kunstfasern selbst herzustellen, doch ging mit dem Friedensvertrag vom 13. März 1940 die einzige große Kunstseidefabrik verloren. Es wurde deshalb mit dem Bau einer neuen Fabrik begonnen, die vom Sommer 1942 ab jährlich 500 Tonnen Kunstseide und 2000 Tonnen Zellwolle erzeugen soll. Auch diese Mengen würden jedoch nur einen Bruchteil des Bedarfes decken, so daß Deutschland nach wie vor Hauptlieferant bleibt.

Eine sehr bemerkenswerte Höhe hat die finnische Maschinenindustrie erreicht, doch wird auf lange Zeit nicht auf die Lieferung von deutschen Spezialmaschinen verzichtet werden können. Der finnische Schiffsbau hat internationalen Ruf, insbesondere werden in den zwei großen Schiffswerften Turku und Helsinki sogar Überseedampfer gebaut. Die für die Ostsee bestimmten Schiffe müssen wegen der schwierigen Eisverhältnisse besonders starke Schiffswandungen und hochleistungsfähige Maschinen haben; zweifellos besitzt Finnland hierin die größten Erfahrungen. Die Metallindustrie verarbeitet vorwiegend ausländische Halbfabrikate, ihr Ausbau wird durch die jetzige Rohstoffknappheit beeinträchtigt. Um von der hohen Eiseneinfuhr, die 1939 noch 40 900 Tonnen Roheisen und 38 000 Tonnen Schrott betrug, allmählich herunterzukommen, werden interessante Pläne erörtert. Hauptlieferant waren bisher die Kupfererzgruben in Outokumpu; jetzt sind aber etwa 150 Kilometer nördlich von Rovaniemi Eisenerzlager entdeckt worden; das Vorkommen wird auf 100 Millionen Tonnen geschätzt und soll Tagebau ermöglichen. Ferner will man die in früheren Jahren betriebene Eisenerzerzeugung aus den Sumpf- und See-Erzen der mittel- und ostfinnischen Seen wieder

Digitized by Google

aufnehmen. Besonderen Anreiz dazu bildet der Mangangehalt dieser Erze, der zur Stahlveredelung wichtig ist. Um den vorläufigen Rohstoffmangel einigermaßen auszugleichen, ist eine große Schrottsammlung, wie sie ja auch in Deutschland durchgeführt wurde, ins Werk gesetzt worden. Die Kupferindustrie Finnlands konnte wegen der reichen Kupfervorkommen stark ausgebaut werden. Die Kupfergrube in Outokumpu enthält bei 4 Prozent Kupfergehalt etwa 800 000 Tonnen Kupfer. Es werden hier jährlich über 20 000 Tonnen Kupferkonzentrate gewonnen, deren Hauptabnehmer Deutschland ist. Außerdem werden bei Orijärvi aus Haldenbeständen zur Zeit noch 1500 Tonnen zwanzigprozentiger Kupferkonzentrate gewonnen. In Aufschließung begriffen sind die gewaltigen Nickel-Kupfer-Erzvorkommen bei Petsamo. Hier rechnet man mit 5 Millionen Tonnen Erz bei 2 Prozent Kupfer- und 4,5 Prozent Nickelgehalt, womit das Petsamogebiet gleichzeitig das einzige große Nickelvorkommen Europas ist.

Infolge des Mangels an Steinkohle wird in Finnland für Beleuchtungs- und Haushaltszwecke wenig Gas verwendet, nur zwei Städte besitzen überhaupt Gasanstalten. Dafür ist aber die Elektrizitätsversorgung des Landes gut ausgebaut. Von den 1939 vorhanden gewesenen 251 Wasserkraftwerken mit 485 000 Kilowatt gingen 120 000 Kilowatt insbesondere durch das große Kraftwerk Rouhiala verloren. Sein Ausfall war besonders schwerwiegend, da es einen großen Teil des finnischen Leitungsnetzes belieferte. An seine Stelle trat jetzt ein großes Wasserkraftwerk in Südwestfinnland mit 100 000 PS, das bereits seit längerem im Bau war. Im Herbst 1941 soll das Kraftwerk Jäniskoski bei Petsamo in Betrieb genommen werden. Im Bau befinden sich noch Kraftwerke für die Stadt Oulu bei Meriskoski am Oulu-Fluß und bei Kolsi am Kokemäenjoki-Fluß. Als nächstes Projekt soll ein weiterer Ausbau der Oulu-Stromschnellen für zwei Großkraftwerke in Angriff genommen werden. Mit einem Kostenaufwand von über 1 Milliarde Finnmark sollen hier jährlich 1,9 Milliarden kWh gewonnen werden. Gegenüber dem Verlust von 800 Millionen kWh durch die Gebietsverluste bringen also die Neubauten eine effektive Steigerung der Elektrizitätserzeugung. Hand in Hand damit soll der Ausbau des Leitungsnetzes gehen, um einmal die nord- und südfinnischen Kraftwerke miteinander zu verbinden und zum anderen die Voraussetzungen für ein neues Industriezentrum in Nordfinnland zu schaffen. Der Anteil der Dampfkraftwerke ist in Finnland mit etwa 20 Prozent recht gering.

Bei dem Ausbau der chemischen Industrie in Finnland ist man im allgemeinen auf das Erreichen einer Selbstversorgung auf bestimmten Gebieten eingestellt gewesen. Diese ist erreicht bei: Schwefelsäure (1938: 28 529 Tonnen), Salzsäure (2552 Tonnen) und Ätzalkalien (10 276 Tonnen). An Kunstdünger werden in Finnland Phosphordüngemittel (62 335 Tonnen) und Knochenmehl (1 038 Tonnen), jedoch nicht in ausreichenden Mengen, hergestellt. Dieser Produktionszweig soll jedoch jetzt bedeutend vergrößert und ausgebaut werden. So soll u. a. eine neue Superphosphat- und Schwefelsäurefabrik errichtet werden, und die Gründung einer einheimischen Stickstoffindustrie ist geplant. Für die Herstellung von Sprengstoffen für zivile Zwecke besteht eine Fabrik, die infolge des Moskauer Friedensvertrages verlegt werden mußte. Ausgesprochene Ausfuhrprodukte innerhalb der chemischen Industrie sind Chlorate (1 612 Tonnen), Zündhölzer (363 Millionen Schachteln) und Holzverkohlungsprodukte. Von den früher so zahlreichen finnischen Zündholzfabriken sind allerdings nur noch fünf große in Betrieb. Praktisch selbstversorgend ist Finnland in der Herstellung von Seifen und Waschmitteln (12 105 Tonnen) sowie Kerzen. Die Holzverkohlung hat infolge des Mangels an flüssigen Brennstoffen einen Auftrieb wie noch nie erfahren.

Auf das neue Staatsgebiet bezogen, stellte sich der Wert der industriellen Erzeugung Finnlands 1939 auf 18,97 Milliarden Finnmark gegen 18,79 Milliarden Finnmark im Vorjahr. Für das gesamte frühere Staatsgebiet war für 1938 ein Erzeugungswert von 21,09 Milliarden Finnmark errechnet worden, so daß auf die abgetretenen Gebiete rund 10 v. H. der gesamten industriellen Erzeugung entfielen. Der Wert der verarbeiteten Rohstoffe belief sich im letzten Berichtsjahr auf 10,39 gegen 10,74 Millionen Finnmark im Jahre 1938. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter ist auf 191 200 gegen 192 700 im Vorjahr zurückgegangen, während die Lohnsumme mit 2,72 Milliarden Finnmark unverändert blieb. Nach dem Produktionswert nahm die Holz- und Papierindustrie 1939 mit zusammen 35 v. H. den führenden Platz unter den einzelnen Industriezweigen ein. Weiter folgten die Nahrungs- und Genußmittelindustrie mit 17 v. H., die Metallindustrie mit 20 v. H. und die Textilindustrie mit 11 v. H. des Erzeugungswertes.

Digitized by Google

Standortmäßig konzentriert sich die finnländische Industrie im wesentlichen auf den Süden und Westen des Landes. 1938 entfielen 19 v. H. der industriellen Erzeugung auf Helsinki und Umgebung, 9 v. H. auf den Bezirk von Tampere (Tammerfors) und 6 v. H. auf das Gebiet von Turku (Abo). Weiter steuerten das Kymmene Älv-Tal und das obere Vuoksen-Tal mit 10 bzw. 6 v. H. einen größeren Anteil zu der industriellen Erzeugung bei.

Uns Deutsche interessieren bei einem Studium der finnischen Wirtschaftsverhältnisse natürlich besonders die sozialpolitischen Maßnahmen, denn sie sind für uns geradezu ein Prüfstein für die gesamte Wirtschaftsentwicklung. Hier hat der Krieg 1939/40 eine Entwicklung, die in einzelnen Industriezweigen, so vor allem bei der holzverarbeitenden Industrie, schon seit Jahrhunderten vorbildlich war, gewaltig gefördert. Ja, dieser Krieg brachte direkt eine Befreiung des Landes von seiner bisherigen demokratisch-parlamentarischen Form. Der Einfluß der Parteien hinsichtlich ihrer Eigenwünsche ging vollkommen zurück, denn im Grunde hatte der Krieg sie zerschmettert: über den Parteien stand plötzlich die Waffenbrüderschaft der finnischen Männer, die Arbeitgeber und Arbeiter, Bauern und Angestellte, reich und arm aneinander band. Überall in den großen Fabriken der Holzindustrie, des Bergbaus, in den Betrieben der Flößerei und des Handels nahm das soziale Werk ungeahnte Formen an. Es hat eigenwillige Formen. Sie sind dem Lande verhaftet und berücksichtigen, daß man für solch ein Sozialwerk wohl in anderen Ländern etwas lernen kann, daß man es aber auf die Eigenarten von Klima, menschlicher Mentalität oder etwa auf die Art der Arbeit abstellen muß. Heute aber fährt am Sonntag der Betriebsführer auf einem kleinen Dampfer, hundertzwanzig kleine Fischerboote hinter sich, hinaus mit seinen Arbeitern auf den See zum Fischen, heute trifft er sie im Sommerhaus am See, und ihre Kinder haben Schulen, Fortbildungs- und Berufsanstalten, vorbildliche Krankenhäuser und Kindergärten. Die finnischen Holzarbeitersiedlungen sind sauber, praktisch und schön. Selbst in den östlichen Grenzgebieten wurden umfangreiche Sozialmaßnahmen durchgeführt, auch Beratungsstellen für Mütter und Kinderpflege eingerichtet, und in jenen einsamen, dünnbesiedelten Gegenden untersuchen ambulante ärztliche Stationen regelmäßig die Kinder auf ihren Gesundheitszustand. Überhaupt ist die Kinderfürsorge stark in den Vordergrund getreten. In den beiden letzten Jahren wurden 144 Beratungsstellen für Kleinkinderpflege gegründet, weitere 100 sind in Vorbereitung, und es besteht der Plan, jede Gemeinde mit wenigstens einer Beratungsstelle mit Arzt und Gesundheitsfürsorgerin zu versehen. Nach einem Volks-Pensionsgesetz, das seit 1. Januar 1939 in Kraft ist, haben alle Arbeitsfähigen bei Invalidität oder Vollendung des 65. Lebensjahres einen Pensionsanspruch, der sich nach Höhe der Einzahlungen richtet, die je zur Hälfte von Betrieb und Gefolgschaftsmitglied geleistet werden müssen. Die Unfallversicherung ist für alle Handarbeiter seit 1935 obligatorisch, die Beiträge hierfür zahlt ausschließlich der Betrieb. Auch für den bezahlten Urlaub ist eine gesetzliche Regelung getroffen worden. Der Arbeitsdienst für die männliche und weibliche Jugend wurde in Finnland zwar noch nicht zur Pflicht gemacht, die Tatsache aber, daß zahlreiche Arbeitsdienstlager bestehen und daß auch Studenten und Studentinnen sich dem freiwilligen Arbeitsdienst unterziehen, zeigt, daß Finnland auch hier auf dem Wege ist, sich hervorragend bewährte deutsche Einrichtungen zunutze zu machen. Um in Schwierigkeiten geratenen Frontsoldaten, Invaliden und den Angehörigen der Gefallenen zu helfen, hatten sich außerdem zahlreiche große Verbände zu einer freiwilligen Arbeitshilfe zusammengeschlossen, auch wurden Patenschaften für Häuser und ganze Dörfer übernommen.

Die überparteiliche Organisation, die allein im Dienste der Gemeinschaft, des Vaterlandes steht, finden wir im Schutzkorps, dem Lotta-Svärd-Verband und in der Jugend, die im Begriffe steht, sich in der Staatsjugend „Suomen Pojat" zusammenzufinden. Als Vorläufer kann man die finnische Pfadfinderbewegung bezeichnen, die sich völlig freigemacht hat vom englischen Einfluß, das Führerprinzip vorbehaltlos bejaht, Führerschulen und Winterlager kennt, vor allem aber durch zahlreiche Auslandsfahrten in enge Verbindung mit unserer Hitler-Jugend gekommen ist. Die im Lotta-Svärd-Verband zusammengeschlossenen 90 000 finnischen Frauen erfüllen Aufgaben, die bei uns auf BDM., NS.-Frauenschaft, NSV. und Rotes Kreuz verteilt sind. Darüber hinaus ist die Lotta-Organisation für Finnland eine besondere Form der freiwilligen Landesverteidigung. Sie schult ihre Mitglieder für fast alle im Kriege notwendigen waffenlosen Dienstaufgaben. Für Schulung und Tätigkeit ist die Organisation in verschiedene Abteilungen gegliedert: Verpflegung, Bekleidung, Sammlung und Kanzlei. Außerdem erteilt die Organisation ihren Mitgliedern Ausbildung im Luftwach-

Digitized by Google

dienst. Die Bedeutung der Lotta ist in einem menschenarmen Land wie Finnland besonders groß. Der unbewaffnete Dienst hinter der Front hatte in allen Kriegen viele Männer zurückgehalten. Im vorigen Weltkrieg betrug beispielsweise ihre Zahl oft 50 v. H. aller unter die Fahnen Einberufenen. Wenn eine beträchtliche Zahl durch geschulte Frauen ersetzt werden kann, so läßt sich die Anzahl der Männer im Waffendienst oder bei besonderen Berufen vermehren. Allein durch den Luftschutz- und Wachdienst haben die Frauen der Lotta-Svärd Zehntausende von Männern für den Kriegsdienst befreit. Es ist zweifellos das Verdienst der Aufklärungsarbeit der Schutzkorps- und der Lotta-Svärd-Organisation, daß der Verteidigungswille des finnischen Volkes so stahlhart war, wie er sich im Winterkrieg 1939/40 gezeigt hatte.

Es war nur ein kurzer Streifzug durch das wirtschaftliche Gebiet, doch er genügt, um zweierlei zu erkennen. Erstens verfügt Finnland über eine so große Wirtschaftskraft, daß es auch größte Aufgaben, die ihm vielleicht einmal im Rahmen der europäischen Neuordnung gestellt werden, jederzeit erfüllen kann. Zum anderen ist die finnische Rasse so widerstandsfähig und unverbraucht, so nationalstolz und persönlich bescheiden, daß sie Führungsaufgaben im nordöstlichen Raum ohne Fehlschläge erfüllen kann. In zwei Kriegen gegen den Bolschewismus hat das Viermillionenvolk der Finnen eine harte Prüfung glänzend bestanden, hat es bewiesen, daß es würdig ist seiner alten Tradition und seiner schönen Heimat, dem Lande der sechzigtausend Seen. Wieder steht der goldene Löwe Finnlands im Kampf gegen den roten Sowjetstern, wieder müssen Volk und Wirtschaft härteste Prüfungen ertragen, aber diesmal weht das Hakenkreuz neben dem Löwenbanner und sorgt dafür, daß auf die Zeit des Kampfes ein großer völkischer und wirtschaftlicher Aufstieg folgt.

Hans Grellmann:

Finnlands nationale Dichtung

Wie für uns als Symbolgestalt einer unserer besten Ahnherren der treue Fiedelmann Volker steht, der am Etzelhofe Schild und Schwert neben sich an die Wand lehnte, um durch sein Lied das Herz der Kampfgefährten zu stärken, so ist auch für den uns charakterlich in so vielem verwandten Finnen die Verbindung von Wort, Gesang und männlicher Tat selbstverständlich; aus dem Singen und Dichten seines Volkes hat der Finne seit jeher immer wieder Kraft gesogen und neue Zuversicht bekommen.

Wie eng das Band ist, das für den finnischen Menschen zwischen Dichtung und politischem Leben besteht, ließ die diesjährige Feier des Kalevala-Tages erneut erkennen. Der 28. Februar wird seit jeher offiziell als ein besonderer Feiertag des finnischen Volkes begangen; mit diesem Datum schloß im Jahre 1835 Elias Lönnrot das Vorwort zu seiner ersten Ausgabe des Kalevala-Epos ab. In diesem Frühjahr beging das finnische Volk diesen Kalevala-Tag mit dem schmerzlichen Gefühl, daß nun wohl die alten Kulturgebiete von Karelien, die durch das bittere Friedensdiktat vom März 1940 an die Russen abgetreten werden mußten, für Finnland endgültig verloren seien. Karelien aber bedeutet für den Finnen Kalevala, bedeutet Heimat der alten finnischen Runen. Hier erhielt sich einst das kostbarste Gut der alten reichen Runenliteratur; in diesen Gegenden diesseits und jenseits der einstigen russischen Grenzen lebten die alten Sängergeschlechter, die die epischen, lyrischen und magischen Lieder des finnischen Volkes von Mund zu Mund durch die Generationen hin weitervererbt hatten. Diese Lieder, die nach Kaleva, dem in den Liedern genannten Stammvater aller Helden, den Titel „Kalevala", d. i. „Land des Kaleva", erhielten und von denen im Laufe der nun vergangenen hundert Jahre noch über 50 000 eingesammelt werden konnten, bedeuteten einst die Quelle, aus der der Finne Kraft und Stärke für seinen schweren Daseinskampf schöpfte. Die Sammlungen Lönnrots insbesondere wurden bedeutsam für die Entwicklung der finnischen Sprache und Dichtung. Der Finne fühlte mit stolzer Freude, welche tiefen seelischen und dichterischen Kräfte seinem bisher so unbeachteten Volke innewohnten, und wurde sich bewußt, welche Ausdrucksmöglichkeit, Kraft und Bildhaftigkeit seine finnische Sprache besaß. So hat das Kalevala tief auf die Entwicklung der finnischen Literatur und des kulturellen Lebens überhaupt eingewirkt; die Dichter, die Künstler, die Musiker wurden von diesem alten Volksgut angeregt und begeistert. Aus dieser Runendichtung empfing

Digitized by Google

der Maler Akseli Gallén-Kallela die Inspirationen zu seiner monumentalen Kunst; ohne die geheimnisvolle, stimmungsgewaltige Welt des Kalevala ist die Musik des Sibelius undenkbar. Alles dessen wurde sich der Finne an diesem letzten Kalevala-Tage doppelt bewußt, und der Tag wurde zu einem Trauertag, der der abgetretenen karelischen Provinz gewidmet war, wie auch jenem fernen Ostkarelien jenseits der einstigen russischen Grenzen, dessen finnische Bewohner einst die schönsten und längsten Runenzyklen zu überliefern vermochten. So zeigte dieser Tag, der ursprünglich einem literarischem Werke galt, die enge Verflechtung von Dichtung und politischem Leben im Bewußtsein des finnischen Volkes.

Die zweite große Dichtung, die zu nennen ist, wenn man das tatkräftige Nationalgefühl des finnischen Volkes kennzeichnen will, ist der Balladenzyklus „Die Erzählungen des Fähnrich Stahl" von J. L. Runeberg. Runeberg war der größte Vertreter des schwedischsprachigen Schrifttums Finnlands. In Finnland werden ja zwei Sprachen gesprochen: neun Zehntel der Bevölkerung bedient sich des Finnischen, etwa ein Zehntel des Schwedischen als Hauptsprache. Diese Sprachverschiedenheiten haben zuzeiten manche innerpolitischen Gegensätze hervorgerufen, sie wurden aber stets durch ein beherrschendes Prinzip überbrückt: durch das nationale Bewußtsein. Gerade die „Erzählungen des Fähnrich Stahl" sind ein beredtes Zeugnis dafür, daß das vaterländische Gefühl nicht durch die Sprache geschieden wurde. Diese Dichtungen Runebergs gehören zum edelsten Gut der schwedischen Sprache, sie hätten aber niemals in Schweden entstehen können. Denn sie sind eng verwoben mit dem finnischen Menschentum und der finnischen Landschaft, sie empfangen aus der Geschichte des finnischen Volkes und der Schönheit der finnischen Natur ihre Kraft und Wirkung. Finnland hat seither keine Dichtergestalt hervorgebracht, die mit gleicher vaterländischer Wärme und Männlichkeit und dichterischer Begabung die Herzen aller Finnen ohne Unterschied mit sich fortriß. Die „Erzählungen des Fähnrich Stahl" (1848—1860) schildern in 34 Gesängen Gestalten und Ereignisse aus dem schwedisch-russischen Kriege von 1808/1809, als Finnland von seinem Mutterland Schweden zuwenig unterstützt, den Kampf verlor und an Rußland fiel. In packenden Bildern ziehen edelste Gestalten des finnischen Volkes, vom Feldherrn über den Korporal bis zur Marketenderin, an uns vorüber, und dazwischen wird immer wieder das Lob der Schönheit des „Landes der tausend Seen" angestimmt. Der Einleitungsgesang, dieser Hymnus auf die finnische Heimat, wurde vom finnischen Volke zum Nationallied erkoren und erklingt nun zu der Melodie des deutsch-finnischen Komponisten Pacius sowohl in finnischer wie in schwedischer Sprache, symbolisch die vaterländische Einigkeit bei aller Doppelsprachigkeit unterstreichend. Aus den schönsten dieser Gesänge, wie dem vom „5. Juli", vom „Soldatenjungen", von der Marketenderin „Lotta Svärd" — die der heutigen weiblichen militärischen Hilfsorganisation den Namen gab —, hat sich das finnische Volk bis auf die Gegenwart immer wieder Trost und Kraft geholt, und Gestalten wie Sven Dufva, Munter, Leutnant Zidén, Stolt stehen als leuchtende Vertreter echten männlichen Soldatentums vor den Augen eines jeden Finnen.

Auf dieser doppelten Tradition, der Kalevala-Dichtung und der Dichtung Runebergs, hat sich das weitere literarische Leben Finnlands entwickelt. Die größte Gestalt unter den finnischsprachigen Dichtern, Aleksis Kivi (1834—1872), wuchs aus jenen seelischen Bezirken empor, denen auch die grüblerische, nachdenkliche Welt der Kalevala-Dichtung verhaftet ist. Wie im Traume legte er seinen kurzen Lebensweg zurück, in kurzer Spanne Werk um Werk schaffend, bis er am Schluß seines Weges in geistige Umnachtung versank. Er schuf als sein Hauptwerk den Roman von den „Sieben Brüdern" und reihte mit ihm die finnische Literatur in die Weltliteratur ein. Dieser mit kräftigem, eigenwilligem Humor erzählte Roman spiegelt lebensnah das finnische Volkstum wider und läßt in wundervollen Schilderungen die finnische Landschaft mit ihren stillen, einsamen Wäldern, ihren weiten Einöden und Mooren, mit ihrer zaubervollen Sagen- und Märchenstimmung vor dem Leser erstehen. Mit den sieben Getreuen hat der Dichter eine glänzende Charakteristik seines Volkes gegeben. Aus solchem Holze sind jene Gestalten geschnitzt, die heute durch ihre unerhörten sportlichen Leistungen ihr kleines Land berühmt machten, und jene, die im Winterkrieg 1939/40 dem fünfzigfach überlegenen russischen Feind vernichtende Schläge beibrachten oder auf heimlichkühnen Schneeschuhpatrouillen die Murmanbahn blockierten.

Auf Aleksis Kivi führen sich alle die großen Schilderer der finnischen Natur zurück, an denen die finnische Literatur von Juhani Aho über Linnankoski bis zu Lehtonen und Sillanpää so viele aufzuweisen hat. Von diesen kommt Juhani Aho eine besondere

Digitized by Google

Bedeutung für die politische Entwicklung des finnischen Volkes zu. Seine Hauptwirksamkeit fällt in die Zeit um die Jahrhundertwende, als der russische Druck immer stärker, die politische Not und zähe Widerstandskraft der Finnen immer erbitterter wurden. Juhani Aho veröffentlichte damals neben größeren Prosawerken eine reiche Zahl meisterhafter kleiner Skizzen und Stimmungsschilderungen, die er unter dem Namen „Späne" herausgab. Bei zahlreichen dieser „Späne" verbirgt sich hinter dem harmlos klingenden Titel eine durchaus aktiv politische Dichtung, die durch ihren symbolischen Gehalt bestimmt war, das finnische Volk in jener schweren Zeit aufzurichten und seelisch zu stärken. Eine Reihe dieser Skizzen hatte er wieder unter dem Titel „Mein wacholdergleiches Volk" zusammengefaßt und mit diesem Titel dem finnischen Volke ein Symbol gegeben: Der Wacholder, der sich zäh an dem kargen, steinigen Boden Finnlands festklammert, der sich wohl von den Stürmen oder von den daherbrausenden Kriegswagen zu Boden drücken läßt, aber nicht bricht und immer wieder seine Äste in die Höhe reckt, ist ihm ein Sinnbild der finnischen Geschichte, des finnischen Wesens.

Geht man die lange Reihe der Vertreter der neueren finnisch- und schwedischsprachigen Literatur Finnlands entlang, so wird deutlich, welch starken Anteil die Dichtung an der Heranbildung des finnischen Volkes zu kultureller und politischer Reife hatte. Da ist auf dem Gebiete der Prosaliteratur aus der älteren Generation zunächst Maila Talvio zu nennen, die mit ihrer Dichtung den finnischen Menschen zu seinen eigenen Werten zurückführte. Sie kämpfte mit bewußter Tendenz gegen die sittlichen und moralischen Mißstände, die infolge der wirtschaftlichen Not und des Alkoholmißbrauchs im Volke um sich griffen und schwere Leiden im Gefolge hatten. „Mutter der Tuberkulosen" ist der Ehrenname, den ihr heute das finnische Volk beilegt. Ihr stetes begeistertes Eintreten für deutsche Kultur sichert ihr einen Ehrenplatz auch bei uns. Neben ihr stehen unter den weiblichen Dichterpersönlichkeiten Aino Kallas und Maria Jotuni an erster Stelle; während jene für ihre kraftvollen Erzählungen die Stoffe aus der düsteren mittelalterlichen Geschichte der stammverwandten Esten holte, nahm die letztere das finnische Bauerntum und die verschiedensten Gesellschaftskreise zum Ausgangspunkt ihrer mit kühlem und doch auch humorvollem Realismus vorgetragenen Novellen und Komödien. Zu ihnen gesellen sich der gute Schilderer moderner Volkstypen, Ilmari Kianto, dem im Winterkriege die Bolschewisten in seinem Heim in Suomussalmi so schwer mitgespielt haben, und die im finnischen Volke so beliebten historischen Erzähler Ivalo, Wilkuna und Järventaus, von denen die beiden letzteren besonders das Leben in Nordfinnland und Lappland farbenprächtig zu schildern wußten. Unter den jüngeren Prosadichtern sind eine Zahl eigenwilliger Persönlichkeiten hervorgetreten, die dort, wo sie aus dem blutvollen Leben ihrer finnischen Heimat schöpfen, wichtige Werke schaffen: Lauri Haarla greift in seinem letzten großen Werke („Kurki-Saga") auf die Zeit des finnischen Mittelalters zurück; Unto Seppänen, der Sohn Kareliens, erzählt in hinreißenden Bildern von dem schweren Leben der finnischen Bauern auf der karelischen Landenge, hart an der bolschewistischen Grenze; der vielseitige Mika Waltari hat in einer kraftvollen Novelle („Ein fremder Mann kam auf den Hof") das schwere Schicksal dreier finnischer Menschen meisterhaft zu gestalten vermocht; Urho Karhumäki, der während der Olympischen Spiele in Berlin für seinen Roman „Yrjö, der Läufer" einen Preis zuerteilt bekam, schildert die gesunde bäuerliche Jugend; Auni Nuolivaara, die weitgereiste und vielseitige Lehrerin, hat in drei Bänden das Leben der kleinen standhaften Katri erzählt, so frisch und lebensvoll, daß sich in diesen anziehenden Schilderungen das Leben des finnischen Volkes wie in einem klaren Quell widerspiegelt.

Die neuere schwedischsprachige Dichtung Finnlands tritt zahlenmäßig gegenüber der finnischsprachigen naturgemäß zurück; aber sie hat ihren wichtigen Anteil an der Entwicklung der finnischen Kultur. Aus den Reihen der älteren Dichtergeneration nach Rudeberg ragt die Gestalt des Zachris Topelius d. J. hervor, der große Bedeutung für die Erstarkung des vaterländischen Gefühls im finnischen Volke erlangte. Durch seine Lyrik, durch seine historischen Erzählungen, durch seine Märchen und vor allem durch seine liebevollen Bücher über Finnlands Natur und Volkstum wußte „Onkel Topelius" das Herz seines finnischen Volkes zu treffen und zu stärken. Bei der nächsten schwedischsprachigen Dichtergeneration tritt das Erzählertalent gegenüber der lyrischen Begabung mehr in den Hintergrund, es sei hier auf Namen wie Mörne, Procopé, Schildt, Gripenberg, Ekelund, Hemmer hingewiesen. Und doch zeigen

Digitized by Google

Begabungen wie Jarl Hemmer, daß ihnen auch auf dem Gebiet der Prosa große Leistungen gelingen. Hemmers grüblerischer Roman vom „Mann und sein Gewissen", seine Erzählung „Onni Kokko", sein Schärenroman „Morgengabe" dürfen zu den besten Leistungen der neueren Literatur Finnlands gezählt werden.

Der Reichtum der altfinnischen Runenpoesie läßt erkennen, wie groß die lyrische Begabung des Finnen ist. Hier spricht sich sein Wesen am unmittelbarsten aus. Die finnische Volkspoesie und die von vaterländischem Schwung beseelte Dichtung Runebergs haben die finnischsprachige Lyrik aufs tiefste beeinflußt. Eino Leino, der geniale Übersetzer Goethes, bekam seine große dichterische Kraft aus den mythischen Gesängen der alten Runenpoesie; Larin Kyösti, der, obwohl die Nestorgestalt unter den heutigen Lyrikern, keineswegs seine vitale Lebenskraft eingebüßt hat, ist dort am größten, wo er den Volkston trifft; zahlreich sind die Lieder, die heute auf den Lippen der Burschen und Mädchen erklingen, ohne daß diese sich seiner Verfasserschaft bewußt sind. Der nahezu gleichaltrige Otto Manninen ist ihm gegenüber eine stillere, kontemplative Dichternatur. Eine klare Leuchtkraft und seelische Abgeklärtheit geht von seinem Dichtertum und Wesen aus. Er ist als der große Übersetzer Homers und Goethes (Faust I/II., Hermann und Dorothea, Gedichte) hervorgetreten und hat sich so in die deutsche Sprache eingelebt, daß er eine Anthologie finnischer Gedichte in eigener deutscher Übersetzung herausgeben konnte. — Der Wirkungskräftigste aus der älteren Lyrikergeneration aber ist zweifellos V. A. Koskenniemi. In seinem Dichtertum verbindet sich die Kontemplation des nordösterbottnischen Finnen mit der vaterländischen Begeisterung Runebergs. So ist es kein Wunder, daß gerade von ihm die stärkste Wirkung auf die finnische Jugend ausgeht. Sein Epos vom „jungen Anssi" ist ein Heldenlied auf die finnische Bauernarmee und gehört zum dauernden Besitz des finnischen Volkes. Und seine vaterländischen Ansprachen, die er in den schweren Tagen des Winterkrieges 1939/1940 an das finnische Volk richtete („Hundert Tage der Ehre"), waren dazu angetan, tief auf Herz und Gemüt seiner Landsleute zu wirken. Für uns Deutsche hat der Name Koskenniemi einen guten Klang: er erhob 1918 nach dem Zusammenbruch Deutschlands als einer der ersten seine Stimme für Deutschland — mit jenem begeisterten Preisgesang auf die unverlierbaren, ewigen Werte deutschen Menschentums („Die Wacht am Rhein") —, und weiterhin ist er derjenige gewesen, der durch seine Goethestudien und -übersetzungen das Verständnis für Goethe in Finnland vertieft hat.

Als am schicksalsschweren Neujahrstage 1940 der finnische Rundfunk durch den Mund zweier Dichter das seelische Erleben des finnischen Volkes an der Jahreswende zu Worte kommen ließ, da waren es Jarl Hemmer, der in schwedischer, und Koskenniemi, der in finnischer Sprache zu seinem Volke sprach. Diese beiden ergreifenden Gedichte sprachen zugleich für die zahlreichen jüngeren Lyriker, die das tiefe aufrüttelnde Erleben der Zeit ihre Stimme erheben ließ. Zwar der größte unter ihnen, Uuno Kailas, hat die schwere Prüfungszeit nicht mehr miterlebt, er wurde vorzeitig dahingerafft (1933). Aber er, dessen Poesie sonst von einer seltsam müden Stimmung frühen Endes durchzogen ist, hat dennoch männlich-kräftige Töne gefunden, wenn er der Gefahr gedenkt, die der europäischen und insbesondere der finnischen Kultur aus dem Osten droht. In dem ahnungsvollen Gedicht „An der Grenze" hat er diese Stimmung festgehalten. Es schließt zusammen mit den Gedichten „Ceterum censeo" und einem „vaterländischem Gebet" seine letzte Gedichtsammlung „Traum und Tod" ab. Prophetisch sieht er den Geist Iwans des Schrecklichen über die russischen Steppen schweben und einen blutigen Morgen verkünden. Seid wachsam und seid stark! ruft er in „Ceterum censeo" seinen finnischen Brüdern mahnend zu und erinnert sie an den Geist von Thermopylae. Diese haben dann in diesem Geiste, den Kailas beschwor, ihre Pflicht erfüllt, als das Vaterland rief. Das Erlebnis des harten heißen Ringens während der 105 schicksalsschweren Tage hat bei den Dichterpersönlichkeiten neben und nach Kailas tiefe Spuren hinterlassen und neue, vorher nicht gehörte Töne zum Erklingen gebracht. Noch liegt die Zeit des einsamen, schweren Kampfes zu nahe, um irgendwie Abschließendes darüber sagen zu können, wie sich dieser Winterkrieg in der jungen Generation spiegelte. Von den jüngeren und jüngsten Lyrikern, deren Namen schon zuvor Klang bekommen hatte, haben bereits einige die in den schweren Tagen entstandenen dichterischen Bekenntnisse und Erlebnisse veröffentlicht, einige in Form von eigenen selbständigen Gedichtsammlungen, andere in gemeinsamer Anthologie. Es seien einige Dichter genannt, deren Namen für viele andere stehen müssen: Yrjö Jylhä, der männlichste unter den

Digitized by Google

jüngeren Lyrikern, der in vorderster Front am Taipale-Abschnitt als Kompanieführer kämpfte, gab eine eigene Sammlung heraus („Fegefeuer"). Ihm folgte Toivo Lyy, bekannt als Übersetzer aus der deutschen Heldendichtung, und der junge vielverheißende Arbeiterdichter Viljo Kajava. Der junge karelische Dichter Unto Kupiainen nannte seine Sammlung „Schwertlied", bereits im Titel auf die stahlharten Klänge hinweisend, mit denen er das schwere finnische Erlebnis während der bitteren Winterzeit aussprach; ergreifend sein Gesang auf die Flagge der alten Festung Wiburg, von der man in stolzer Trauer glaubte, man habe sie nunmehr für immer vom Maste einziehen müssen. Iivo Härkönen, der Dichter aus altem karelischem Runensängergeschlecht, widmete seine Sammlung der schönen, so heiß umstrittenen Heimat seiner Väter. Aus der mittleren Dichtergeneration möge hier noch Lauri Viljanen, der Übersetzer des „Prinzen von Homburg", und vor allem Arvi Kivimaa genannt werden, dieser gedankentiefe Lyriker und Prosaist, der vor einigen Jahren in einer ersten größeren Anthologie deutsche Lyrik von Walther von der Vogelweide bis zur Jahrhundertwende in eigener finnischer Übersetzung seinem Volke nahebrachte („Strom der Lieder").

Tief tragisch war der einsame Kampf des kleinen finnischen Volkes im Winter 1939/40. Auf sich allein gestellt, hat es, ohne jede begründete Aussicht auf Erfolg, seinen hoffnungslosen Widerstand mit verbissener Zähigkeit aufgenommen. Aber daß diese schwere Leidenszeit das finnische Volk nicht erdrückt, sondern gerade geläutert und bis in die letzten seelischen Tiefen aufgewühlt hat, und daß sie insbesondere tiefe Spuren in der künftigen Dichtung Finnlands hinterlassen wird, ist uns allen offensichtlich.

Kalevala

Wohl kein anderes Volk im europäischen Kulturkreis lebt noch heute in solcher Verbundenheit mit dem mythischen Raum seiner Landschaft wie das finnische. Die gewaltigen Einödwälder und die Stille über den unergründlichen Seenflächen, die das Leben umgrenzen und erfüllen, haben dem Volk auch die Ursprünglichkeit des Gefühls und der Phantasie erhalten.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die Bestrebungen, Lieder der altfinnischen Poesie, die von Mund zu Mund durch den „Laulaja", den Runensänger, überliefert und bei heiteren und traurigen Anlässen vorgetragen wurden, zu sammeln. Elias Lönnrot, der 1802 geborene Sohn eines Dorfschneiders, begründete dieses Werk durch einheitliche Zusammenfassung zu einem großen Epos unter dem Titel „Kalevala". Im Jahre 1835 erschien die Erstausgabe, die von 32 Runen später auf 50 erweitert wurde.

Das Kalevala-Epos ist eine Verbindung sog. „magischer", d. h. als Verwandlung wirkende Sprüche gebrauchter epischer und lyrischer Runen. In der magischen, der Zauberrune, offenbart sich als tiefster Sinn der Glaube an die schöpferische Macht des „Wortes": Das Wissen vom Ursprung der Dinge, also die Namengebung, verleiht Herrschaft über sie. Es wäre ein vergeblicher Versuch, mit wenigen Worten den Inhalt dieses großen, in mehrere Zyklen gegliederten Werkes ausschöpfen zu wollen, nur so viel sei gesagt, daß sich als tragende Figuren daraus hervorheben: der alte Väinämöinen, der mit seiner Zauberkraft den schöpferischen Menschen verkörpert; dann Ilmarinen, der Schmieder, der „Das Dach der Lüfte hämmerte", als ruhendes, erhaltendes Prinzip. Seitlich hierzu die Gestalten Lemminkäinen's, eine lichtumflossene, jugendliche Reckenfigur, und als sein Gegenpol „Kullervo", der tragische, dessen Lebensweg von dunklen Mächten überschattet im Freitod endet. Die nachstehende „Erste Rune", die die Schöpfungsgeschichte behandelt, vermag vielleicht einen Abglanz von dieser Märchenwelt zu geben, die mit zu dem Größten gehört, was nordische Volkspoesie je geschaffen hat.

Günther Thaer.

Erste Rune

Im Gemüt trag' ich Verlangen,
Regt ein Sehnen sich und Sinnen,
Väterlied nun anzufangen,
Sang und Sage zu beginnen;
Mag des Stammes Lied erklingen,
Alte Sagen will ich singen,
Worte schmelzen mir im Munde,
Rieselt her die Red' und Kunde,
Auf die Zunge schon mir hüpfend,
Durchs Geheg' der Zähne schlüpfend.

Goldner Freund, mein lieber Bruder,
Teurer, mit mir aufgewachsen!
Komme jetzt mit mir zu singen,
Laß vereinen uns die Sage,
Nun wir uns zusammen fanden,
Aus der Ferne uns begegnen;
Selten einer trifft zum andern,
Wir zum gleichen Ziele wandern,
Auf der Ödmark weiten Flächen,
Auf des Nordlands kargem Boden.

Digitized by Google

Laß uns bei den Händen fassen,
Glied um Glied die Finger fügen,
Munt'ren Sang erklingen lassen,
Unser schönstes Lied ertönen,
Daß die Freunde es vernehmen,
Es die Herzgeneigten hören,
Aus der Jugend, die heraufsteigt,
Aus dem kommenden Geschlechte:
Jene Sprüche, urerhalten,
Jene Lieder von den Alten,
Wäinö's Gürtel sind entnommen,
Ilmarinens Essenhitze,
Kaukomielis Schwertesspitze,
Joukahainens jähem Bogen,
Finst'ren Pohjolas Gefilden,
Kalevalas lichten Auen.

Diese sang dereinst mein Vater,
Wenn er an dem Beilschaft schnitzte,
Diese lehrte mich die Mutter,
Wenn sie ihre Spindel drehte,
Da ein Kind ich, noch am Boden,
Ihr zu Füßen ich noch spielte,
Als ein unbeholfner Milchbart,
Als ein Milchmaul, klein und drollig.
Nie war Sampo arm an Sagen,
Louhi arm an Zauberworten,
Alt im Sagenreich ward Sampo,
Louhi schwand in Zauberkreisen,
Wipunen verschied noch singend,
Lemminkäinen liebelächelnd.

Sind noch manche and'ren Rätsel,
Rätsel, die ich lösen lernte,
Die am Weg ich aufgelesen,
Die die Heide mir gewiesen,
Die vom Strauchwerk ich gerissen,
Von den Zweigen mir gepflücket,
Von den Gräsern abgerupfet,
Auf den Pfaden aufgehoben,
Als ich ging als Hirtenknabe,
Als ein Kind noch auf die Weide,
Wo die Wiesen Honig duften,
Golden stehn die hellen Hügel,
Folgend Muurikki, der schwarzen,
An der bunten Kimmo Seite.

Kalter Frost mir raunte Lieder,
Rauschten mir die Regenschauer,
And're Lieder wehten Winde,
Wälzten mir des Meeres Wogen,
Worte zwitscherten die Vögel,
Sprüche raunten Baumeswipfel.

Wickelt sie zum Knäul zusammen,
Band gesammelt sie in Bündel;
Schob alsdann sie in den Schlitten,
Lastete damit das Fahrzeug;
Führt' sie heim zu meinem Hause,
Bis zur Scheune, bis zum Speicher,
Steckt' sie hin dicht unterm Dache,
In ein kleines Kupferkistlein.

Lagen lange dort in Kälte,
Ruhten dort versteckt im Dunkel;
Soll das Lied nun aus der Kälte,
Aus dem Frost den Sang ich lösen?
Hier zur Stub' den Kasten bringen,
Hier zum Tische meiner Truhe,
Unter dieses Daches Sparren,
In dies Haus, das ruhmesweite?
Meine Liedertruhe öffnen,
Diesen Kasten voller Sagen,
Soll des Knäules End' ich lösen,
Lösen dieses Bündels Knoten?

Werd' ein schönes Lied euch singen,
Voller Wohllaut soll's erklingen,
Wenn vom Roggenbrot ich satt bin,
Ich mit Gerstenbier bewirtet;
Sollte man kein Bier mir bringen,
Keinen Gerstentrunk mir reichen.
Sing ich auch mit mag'rem Munde,
Singe ich bei bloßem Wasser
Unsrem Abende zur Freude,
Diesem schönen Tag zu Ehren,
Und dem Morgen zum Frohlocken
Bei Beginn des neuen Tages.

*

Hörte vormals also künden,
Oft den Liedern sich verbinden:
Einzeln nahen uns die Nächte,
Einzeln leuchten uns die Tage,
Und als einz'ger ward auch Wäinö,
Er, der ew'ge Zaubersänger,
Von der Götterfrau geboren,
Ilmatar, der Maid der Lüfte.

Digitized by Google

Ilmatar, der Lüfte Jungfrau,
Hehr und hold, der Schöpfung Tochter,
Lebte lang in heil'ger Keuschheit
Ew'ge Zeit ihr Mädchenleben
Auf des Horizontes Fluren.

Einsam war ihr dort das Leben.
War ein Dasein ohn' Behagen,
Einsam dort in allen Tagen,
So als Jungfrau zu verweilen,
Auf der Lüfte weiten Höfen,
In den endlos öden Räumen.

Nieder ließ sich da die Jungfrau,
Senkte sich aufs Flutgewoge,
Auf die freie Meereswelte,
Auf die offne Wasserwüste.
Hub ein Sturmwind an zu blasen,
Wildes Wetter aus dem Osten,
Hob das Meer zu hohem Schwalle,
Peitscht' es auf zu wildem Wogen.

Sturmwind wiegte dort die Jungfrau,
Mit ihr spielt' des Meeres Welle
Auf den blauen Meereswelten,
In der Wellen Schaumgewimmel;
Schwanger blies der Wind die Jung-
Und das Meer verlieh ihr Fülle. [frau

Und sie trug des Leibes Bürde,
Trug mit Schmerzen seine Schwere
Ganze siebenhundert Jahre.
Trug sie neun der Mannesalter,
Ohne daß das Kind geboren,
Daß zum Lichte es gekommen.

Also schwamm als Wassermutter,
Schwamm nach Osten sie, nach Westen,
Schwamm nach Norden wie nach Süden
Hin zu allen Himmelrändern
Angstdurchschauert ob der Wehen,
Mit des Leibes arger Bürde,
Ohne daß das Kind geboren,
Daß zum Lichte es gekommen.

Leise fing sie an zu weinen,
Redet Worte solcher Weise:
„Weh mir Armen ob des Schicksals,
Wehe mir ob meines Schweifens!
Wohin bin ich nun verschlagen,
Wo mich unter freiem Himmel
Lebenslang die Winde jagen,
Winde wiegen, Wellen tragen
Auf den wüsten Wasserweiten,
Hier auf uferlosen Fluten."

„Besser wäre mir's gewesen,
Lebt' ich noch als Maid der Lüfte,
Müßte nicht als Wassermutter
Über Zeiten hin hier treiben.
Kälte fällt mich an mit Schauern,
Nicht vermag ich's überdauern,
Allzeit in der Flut zu hausen,
Rollend in des Meeres Brausen."

„Ukko, hör mich, Gott der Höhe,
Du, der Himmelswölbung Träger!
Komm doch, hilf in meinen Nöten,
Komm herab, erhör' mein Flehen,
Lös' das Weib aus seinen Wehen,
Rette mich aus meinen Qualen,
Komm geschwind, o eile, eile,
Schneller, wo man deiner harrt!"

*

Zeit war drüber hingegangen,
Manche Weile war verflossen.
Sieh! Heran streicht eine Ente,
Fliegt herbei der schöne Vogel,
Suchet sich zum Nest ein Plätzchen,
Sucht zum Brüten eine Stelle.

Fliegt nach Osten, fliegt nach Westen,
Fliegt nach Norden und nach Süden,
Kann kein solches Plätzchen finden,
Nicht die allerkleinste Stelle,
Wo ihr Nest sie könnte bauen,
Einer Stätte sich vertrauen.

Schwebet ruhend, schauet um sich,
Sinnt und sagt bei sich bedachtsam:
„Baue ich mein Haus im Winde,
Auf den Wogen meine Wohnung,
Wird der Wind das Haus zerstören,
Weit die Wogen es entführen."

Da erhob die Meeresmutter,
Sie, der Lüfte schöne Tochter,
Aus dem Meere ihre Kniee,
Aus der Flut die weißen Schultern,
Wo die Ent' ein Nest sich bauen,
Wo sie friedlich rasten könnte.

Digitized by Google

Entlein nun, der schöne Vogel,
Schwebet langsam, schauet um sich,
Sieht das Knie der Wassermutter
Auf dem blauen Meeresspiegel,
Hält's für einen Wiesenhügel,
Meint, es wäre frischer Rasen.

Kommt geflogen, schwebt geruhsam,
Läßt sich auf das Knie dann nieder;
Bauet dort ihr Nestlein fertig,
Legt hinein die goldnen Eier,
Goldner Eier ganze sechse,
Siebentes ein Ei von Eisen.

Setzt sich brütend auf die Eier,
Wärmet rasch des Kniees Wölbung;
Brütet einen Tag, den zweiten,
Brütet auch am dritten Tage;
Schon bemerkt die Wassermutter,
Sie, die schöne Maid der Lüfte,
Spüret, wie es heißer wurde,
Wie die Haut zu glühen anfing:
Meinte, daß die Knie ihr brennen,
Alle Adern ihr zerschmelzen.

Hastig rührt sie ihre Kniee,
Schüttelt heftig ihre Glieder,
Daß die Eier in das Wasser,
In die Flut des Meeres stürzen,
In der Flut in Stücke brechen
Und in Splitter sich zerschlagen.

Nicht versinken sie im Schlamme,
Nicht die Stücke in dem Wasser,
Sondern werden schön verwandelt,
Schön gestaltet alle Splitter:
Aus des Eies untrer Hälfte
Wird die niedre Erdenrundung,
Aus des Eies obrer Hälfte
Wölbte sich hoch des Himmels Bogen;
Was sich Gelbes oben findet,
Fängt als Sonne an zu strahlen;
Was sich Weißes oben findet,
Das beginnt als Mond zu scheinen;
Von dem Hellen in dem Eie
Sterngefunkel wird am Himmel,
Von dem Dunklen in dem Eie
Wird Gewölke in den Lüften.

Und die Zeiten schwinden weiter,
Unaufhaltsam ziehn die Jahre.
In der jungen Sonne Leuchten,
Unterm Glanz des jungen Mondes;
Ruhlos schwamm die Meeresmutter,
Sie, die schöne Maid der Lüfte,
Wiegend auf den zarten Wellen,
Auf dem Meere, dunstig schimmernd,
Vor ihr lagen wüst die Wasser,
Hinter ihr stand hell der Himmel.

Endlich da, im neunten Jahre,
Um die Zeit des zehnten Sommers
Hebt ihr Haupt sie aus dem Meere,
Ihre Stirn sie aus den Wogen,
Und beginnt das Werk der Schöpfung,
Macht sich dran, es zu gestalten
Auf der freien Wasserweite,
Auf den weiten Wogenflächen.

Wo die Hand nur hin sie reckte,
Da erwuchsen Landvorsprünge,
Wo sie mit dem Fuße ruhte,
Buchteten sich Fischesgruben;
Wo ins Wasser sie sich tauchte,
Senkten sich des Meeres Tiefen.

Wo die Hüfte hin sie reckte,
Bildeten sich ebne Ufer,
Wo den Fuß zum Land sie streckte,
Schuf sie tiefe Lachsfangstellen,
Wo der Kopf dem Lande nahte,
Da entstanden breite Buchten.

Schwamm ein Stückchen ab vom Lande,
Ruht' ein wenig auf dem Rücken,
Schuf so Klippen in dem Meere,
Riffe voll verborgner Tücken,
Dran die Schiffe oft zerschellen,
Dran der Männer Leben endet.

Schon geschaffen waren Inseln,
Klippen aus dem Meer gehoben,
Hoch gefügt der Lüfte Pfeiler,
Flur und Felder schon geebnet,
Bunt die Steine schon gesprenkelt
Und die Felsen schön geädert,
Wäinämöinen nur, der Sänger,
War und blieb noch ungeboren.

Wäinämöinen alt und wahrhaft
Wandert' noch im Leib der Mutter

Digitized by Google

Dreißig Sommer umeinander,
Eine gleiche Zahl von Wintern
In den Wellen voller Ruhe,
Nebeltief verhangnen Wogen.
Sann bei sich und überlegte,
Wie es möglich sei zu leben
In dem nimmerhellen Raume,
In der unbequemen Enge,
Wo er keine Sonne schaute,
Nicht am Mondlicht sich erbaute.

Sprach darauf mit diesen Worten,
Ließ sich solcher Art vernehmen:
„Macht mich frei ihr, Mond und Sonne!
Öffne mir, o Bär am Himmel,
Diese ungewohnten Türen,
Diese unbekannten Pforten,
Löst mich aus dem kleinen Neste,
Aus der allzu engen Feste!
Führt den Wandrer auf die Erde,
Als ein Menschenkind ins Freie,
Daß des Himmels Mond ich schaue,
An der Sonne mich erbaue,
Daß den Bären ich erblicke,
Mich der Sterne Glanz entzücke!"

Da der Mond ihn nicht befreiet
Und die Sonn' ihn nicht erlöset,
Wird das Sein ihm unersprießlich,
Ihm das Leben dort verdrießlich;
Sprengt der Feste schmale Pforte
Mit dem Finger ohne Namen,
Schlüpfet durch das Schloß, das starre,
Mit des linken Fußes Zehe,
Kriecht auf Händen bis zur Schwelle,
Auf den Knien durch das Vorhaus.
Häuptlings stürzte er ins Wasser,
Ranken Armes in die Fluten;
Also trieb der Held im Meere,
Preisgegeben seinen Fluten.

Treibt im Meere fünf der Jahre,
Fünf, sechs Jahre lang verlassen,
Selbst das siebente und achte;
Endlich stößt er weit im Meere
An ein Eiland ohne Namen,
An ein baumlos kahles Ufer.

Stemmt sich auf den Knien vom Boden,
Stützt und hebt sich mit den Händen,
Um zu schauen Mond und Sonne,
Sich zu freu'n an ihrer Wonne,
Auf den Bären auch zu achten,
Alle Sterne zu betrachten.

Also wurde Wäinämöinen,
Des Gesanges Held, der Hehre,
Von der Götterfrau geboren,
Ilmatar, der Maid der Lüfte.

Ursprungsangabe: In der Übertragung von Maila Talvio und Günther Thaer herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe".

Konrad Hahm:

Die Kunst in Finnland

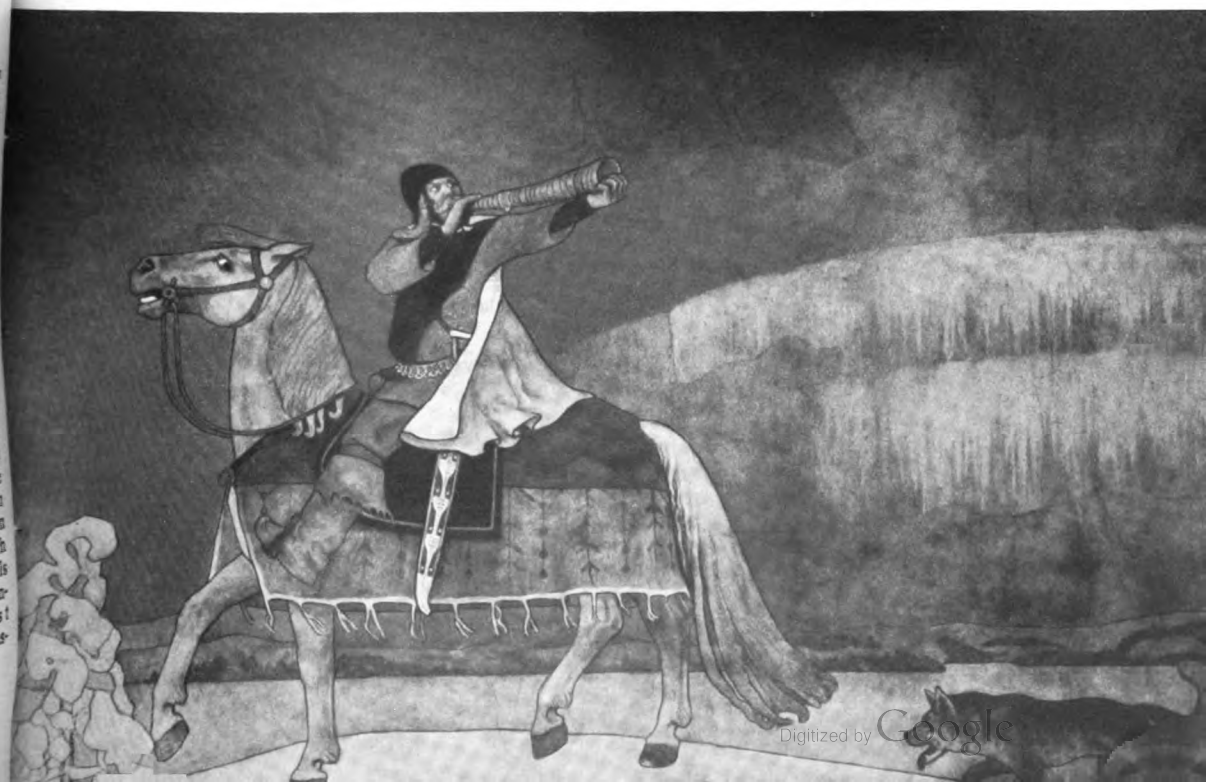
Die bisherige Kunstwissenschaft, obwohl sie sich mit der Kunst der verschiedensten Kulturen und Völker der Welt befaßte, hat der doch so „naheliegenden" Kunst der germanischen Völker Skandinaviens wenig Beachtung geschenkt. Bis auf meine Buchveröffentlichung über die Kunst in Finnland ist in Deutschland kein Werk erschienen, das der Kunst Dänemarks oder Norwegens und Schwedens gewidmet wäre.

Von diesen vier nordischen Völkern haben die Finnen bis zum Ende des Weltkrieges ohnehin immer etwas abseits der größeren europäischen Zusammenhänge gestanden. Finnlands Zugehörigkeit zum Zarenreiche hat es mit sich gebracht, daß es für Europa kein selbständiger Begriff war. Erst durch den heldenmütigen Kampf, den das finnische Volk um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen die russische Unterdrückung begann und erst am Ende des Weltkrieges abschloß, als es sich mit Unterstützung deutscher Truppen von Rußland löste, zeigte es sich, daß hier ein kräftiges, begabtes, kulturell und politisch durchgebildetes Volk, und zugleich ein längst vorhandenes Volksstaatsgebilde als viertes nordisches Reich in die Geschichte eintrat. Das Volk, das hier lebt, ist eigenartig und kräftig wie das Land, willensstark, zäh, lebhaft und schweigsam. Es ist ein echtes Bauernvolk, das nie leibeigen gewesen ist. Seine Wesens-

Digitized by Google

Munsterhjelm: Weg in Tavastland (Öl)

Gallén-Kallela: Kullervo zieht in den Kampf (Kalevala-Fresken)



Digitized by Google

Die Olavsburg in Savonlinna

Stockfischtrocknerei am Eismeer

Digitized by Google

art ist aus dieser nordischen, von der Natur erzogenen Bauernfreiheit erwachsen, seine Kennzeichen sind Freiheitswillen und Ordnungssinn, Beharrlichkeit und Vorsicht, Rechtsbewußtsein und Wahrheitsliebe. Auch seine Kunst ist ein charakteristisches Stück seiner Volkskultur, die nicht von städtischer Massenzivilisation oder feudalem Geltungsdrang bestimmt ist, ganz im Gegenteil ist der erste Eindruck der Kunst in Finnland eher der einer starken Selbstbescheidung im Bildnerisch-Gestaltlichen und einer lebhafteren Äußerung des Gestaltungswillens im Lebensstil, in Sprache und Musik. Durch die repräsentativen Äußerungen der Stilepochen-Kunst dringt immer eine stetige bäuerliche Note hindurch, die sich auch in der Kunst der Gegenwart erhalten hat.

Die ersten Denkmäler der geschichtlichen Kunstepochen in Finnland sind die mittelalterlichen Kirchen. Erst seit 1157, 1249 und 1293 wurde Finnland in drei Kreuzzügen von Schweden her erobert und christianisiert. Das Christentum brachte seine große kulturelle Waffe, den Kirchenbau, ins Land. Aber der Typ der finnischen Kirche des Mittelalters, der sich vom schwedischen Upland her über die Ålandsinseln nach West- und Mittelfinnland verbreitet, unterscheidet sich stark von den wenigen gotischen Domen der Hansezeit in den Küstenstädten. Die finnischen Landkirchen sind hohe Langhäuser ohne Turm aus weiß verfugten Steinmauern mit einem gewaltigen Giebel und steilem Satteldach, Bauwerke, in denen vielleicht Elemente des alten nordischen Hallenbaues zur Geltung gekommen sind. Im Gegensatz zu ihrem herben Äußeren sind sie mit reicher leuchtender Bemalung in al-secco-Technik geschmückt, die viele vorchristliche Sinnbilder aufweist. Diese gotische Kirchenmalerei, an der stellenweise auch deutsche Handwerker beteiligt waren, ist das großartige und eigenartige Vermächtnis der künstlerischen Kultur Finnlands im Mitteltalter. Die Kirchenplastik ist zum großen Teil aus Schweden, Norddeutschland, vom Rhein und den Niederlanden eingeführt, weist aber auch starke heimatliche Leistungen auf, besonders an der Emporen- und Gestühlschnitzerei, an der sofort die alte bäuerliche Schnitztradition erkennbar ist.

Die Reformation fand schnell Eingang, und nun ruhte der Kirchenbau hundert Jahre völlig; als er, wohl durch stärkere Siedlung, wieder auflebt, ist der Auftraggeber nicht mehr ein reicher Kirchenfürst oder ein mächtiger Orden, sondern die Gemeinde, und der Gestalter ist der Zimmermann. Mit der volkstümlichen Holzbaukunst Finnlands erscheinen wieder eindrucksvolle bodenständige Formwerte. Von 200 Kirchen, die im 18. Jahrhundert errichtet wurden, sind nur elf aus Stein. Auch in den Innenräumen dieser Holzkirchen erscheint wieder die reiche Malerei, die finnische Bauernkunst durchdringt auch die protestantische Strenge der Kirchen mit Bildfröhlichkeit in der Sprache des Barock und Rokoko, bis sich langsam die nüchterne lutherische Predigerkirche mit der Beschränkung auf das Altarbild durchsetzt. Wie überall in Europa, hat mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert auch in Finnland die bäuerliche Malerei, besonders in den Werken des österbottnischen Malers Mikael Toppelius, ihren Höhepunkt erreicht.

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert beginnt für das finnische Volk eine politische Schicksalswende. Nach einer 700jährigen Verbundenheit mit Schweden, in der „die finnische Nation" immer als selbständiger Gebietsteil hervortrat und sich unter der antifeudalen Verwaltung der schwedischen Regenten auch als solcher fühlen konnte, wurde Finnland 1809 von Schweden abgetrennt und dem russischen Reiche angegliedert. Der Zarismus begann mit aller Strenge, durch Zensur, Verbannung, militärische und bürokratische Bedrückung die Russifizierung des Landes einzuleiten. Das finnische Volk antwortete mit einer großen völkischen Bewegung. Damals begann, beeinflußt durch Herders Sprachforschung, auch in Finnland die große Entdeckung der Volkstumswerte und ihre Erkenntnis als Grundlage und Maßstab nationaler Bildung und Kultur. Und damals erst beginnt die Geschichte der bildenden Kunst in Finnland, von dem neugegründeten finnischen Kunstverein gefördert.

Diese junge Malergeneration steht ganz im Zeichen der neuen vaterländischen Bildungsbewegung, und ihr Weg führt, wie der Weg der zeitgenössischen skandinavischen Maler, nach Düsseldorf. Hier findet im Rahmen der deutschen Romantik und der deutschen Landschaftsmalerei die finnische Kunst Anschluß an die gesamtskandinavische und europäische Malerei. Volksleben, Volksgeschichte und Landschaft sind die großen Themen, und schon dieser erste Anteil Finnlands an der europäischen Malerei durch Holmberg, Munsterhjelm, Lindholm, Uotila und Berndtson läßt eine typisch skandinavische Note erkennen: Begrenzung der Themen

Digitized by Google

im Festhalten an heimischen Motiven, Herbheit und Selbstbeschränkung in der malerischen Ausdrucksform. Keiner dieser Maler hat europäische Bedeutung erlangt, aber keiner ist auch in völlige Abhängigkeit eines Düsseldorfer oder Pariser Vorbildes geraten. Der Abschluß der Düsseldorfer Epoche führt auch die finnischen Maler zu den Problemen der Freilichtmalerei nach Frankreich. Aber auch hier steht in den Werken von Albert Edelfeld, Pekka Halonen, Eero Järnefeld, Juho Rissanen und noch mehr von Akseli Gallén-Kallela (1865 bis 1931) trotz engster Verbundenheit mit der Kunst des französischen Naturalismus, mit den Impressionisten und den Einflüssen der dekorativen exotischen Stile die nationale Note im Vordergrund. Besonders in Galléns Schaffen steigert sich die Wesensart des finnischen Volkstums zu einer großartigen Leistung, nicht nur für die finnische, sondern auch für die skandinavische Kunst. Galléns Erscheinung ist typisch nordisch. Das nationale Thema ist bei ihm nicht politisch-intellektuell oder ästhetisch, sondern nur im Mythischen und Sinnbildlichen ausdrückbar, in einer Formsprache, die der Volksdichtung und Volkskunst verwandt ist. Seine großen Darstellungen der Themen aus der Kalevala gehörten zu den wesentlichen Äußerungen der Kunst in Finnland. Gerade Gallén hat auch in Deutschland starke Anerkennung gefunden. Er war ordentliches Mitglied der Akademie der Künste in Berlin.

Die Zeitgenossen Galléns und seitdem die finnischen Maler überhaupt, gehören nicht mehr so stark der städtischen Schicht an, sondern kommen aus dem finnischen Bauerntum. Ihre Malerei trägt selbst bis in die Moderne hinein starke Züge der dekorativen und monumentalen Darstellung, und es fällt immer wieder auf, wie stark etwa Elemente aus der schönen finnischen bäuerlichen Teppichweberei die Struktur der malerischen Form bestimmen. Diese bäuerliche Bindung hat selbst in der radikalen Moderne, vom Expressionismus bis zur Auflösung des Gegenständlichen, hier nie eine artistische Übertreibung zugelassen, sondern immer eine gesunde und bescheidene Haltung und den Maßstab der Ernsthaftigkeit gesichert.

Die finnische Plastik ist gleichfalls erst durch die zeitgenössische Generation als selbständige Leistung hervorgetreten, und es ist vielleicht wieder ein Element der bäuerlichen Herkunft dieser Künstler, daß das Streben nach Geschlossenheit der Darstellung und die Neigung zur herben archaischen Note im Vordergrund steht und dem heimischen Werkstoff, dem Granit, starke Lösungen abringt, wie es die Bildhauer Johannes Haapasalo und besonders Väinö Aaltonen zeigen.

Architektur im Sinne der Stilepochen ist nur in den wenigen großen Städten und Häfen anzutreffen. Und auch hier gibt es, bis auf wenige mittelalterliche Bauten oder Herrenhäuser und Schlösser keine Baudenkmale der historischen städtebaulichen Entwicklung, sondern, wie die finnische Literatur und Kunst, so beginnt auch der finnische Städtebau um 1800. Von größtem Einfluß auf die Entwicklung der finnischen Architektur war das Wirken von Karl Ludwig Engel, 1778 bis 1840. Er war geborener Berliner, Schüler Gillys, Studiengenosse und Freund Schinkels. Er wurde, wie Schinkel in Preußen, Leiter der obersten Baubehörde Finnlands, baute die neue Hauptstadt Helsinski auf und hat, wie Schinkel, nicht nur ihr Grundriß und Charakter gegeben, sondern überall im Lande bei staatlichen und kirchlichen Bauten seinen Einfluß und seine kräftige dorisch-klassizistische Baugesinnung geltend gemacht.

In den Jahrzehnten des Stilhistorismus, die auf Engel folgten, hat die finnische Architektur einen gemäßigteren und weniger protzigen Charakter gezeigt als etwa die damalige deutsche in Berlin. Und auch die moderne Baukunst hat an dieser Grundhaltung des nordischen Empire angeknüpft und in vorzüglicher und für die internationale Baukunst vielfach beispielhafter Form Probleme des modernen Städtebaus, Siedlungsbaus, Fabrikbaus, Kultbaus gelöst.

Auch das finnische Kunsthandwerk hat nach der Abkehr vom Individualismus des Jugendstils sich zu einer ruhigen handwerklichen Formgebung entwickelt, die auf textilem Gebiet, in Metall- und Eisenarbeiten, im Möbelbau und besonders auch in der Glaskunst vorzügliche Leistungen aufweist, die in ihrer Gesamthaltung mit der skandinavischen Linie übereinstimmt und sich ohne leeren schematischen Radikalismus der neuzeitlichen Bau- und Wohnkultur einfügt.

Für den Besucher Finnlands ist der Gesamteindruck der zeitgenössischen finnischen Kunst und Architektur der einer gesunden, selbstbewußten und doch zurückhaltenden Leistung, die sich nicht leicht beirren läßt vom Glanz der Fremde und der Tagesneuheit, sondern ihre nationale Einheitlichkeit in einer charakter-

Digitized by Google

lichen Einheitlichkeit der Formgebung sucht und fndet. Das zeigte sich besonders in der finnischen Abteilung auf der Pariser Weltausstellung 1937, wo inmitten dekorativer Großmannssucht und Zügellosigkeit kleiner und kleinster Länder Finnland eine wahrhaft vorbildliche Zusammenfassung seiner Werk- und Wohnkultur in großartiger Einfachheit und Echtheit darbot.

Kleine Beiträge

Arno Bussenius:

Der finnische Volkscharakter

Es ist nicht leicht, das Charakterbild eines Volkes zu zeichnen; denn es darf nicht nur aus Einzelzügen zusammengefügt werden, sondern wir müssen, wie bei der Zusammensetzung eines Mosaikbildes, von vornherein ein klares Gesamtbild innerlich vor Augen haben. Aber nicht nur dies. Wir dürfen uns bei der Konzeption dieses Gesamtbildes nicht durch von außen herangetragene Gesichtspunkte leiten lassen, sondern müssen den Charakter eines fremden Volkes, soweit uns dies überhaupt möglich ist, nach immanenten Maßstäben zu erfassen versuchen.

Der archimedische Punkt, von dem aus allein dies möglich ist, scheint uns in der richtigen Erkenntnis und Würdigung des finnischen Wesensgrundes, der spezifischen Eigentümlichkeit finnischer Seelenhaltung zu liegen. Sind wir uns über diesen Punkt im klaren, so können wir alle Einzelzüge als Ausstrahlungen daraus verstehen und begreifen.

Ihrer Seelenhaltung nach scheinen mir die Finnen einen verhalten und langsam, dafür aber um so nachhaltiger und tiefer reagierenden Typus darzustellen. So mag dem Ausländer beim ersten Eindruck der Rhythmus des finnischen Alltags oft schwerfällig und schwunglos, die Einstellung des Finnen brennenden Tagesfragen gegenüber matt, sein Verhalten im gegenseitigen Verkehr reserviert und kühl, vielleicht sogar ablehnend, erscheinen. Bei näherem Vertrautwerden aber wird wohl diese Seelenhaltung sich gerade uns Deutschen als vornehm-unaufdringlich und gehaltvoll-innerlich offenbaren. Sie ist ja im tiefsten unserem eigenen Wesen verwandt, obwohl sie doch keinesfalls mit ihm identisch ist.

In der Dichtung, die immer, soweit sie echt gewachsen ist, das Wesen eines Volkes widerspiegelt, tritt dieser ernstverhaltene Charakter deutlich zutage, am unverfälschtesten wohl in der Lyrik, von den Liedern des Kanteletar, der Sammlung alter finnischer Volkslyrik, angefangen bis zu den modernsten Lyrikern. Gerade die Lyrik enthält darum auch zahlreiche, für das europäische Bewußtsein bis jetzt noch nicht gehobene köstliche Schätze. Berühmt ist aus dem Kanteletar das Lied eines finnischen Mädchens an seinen fernen Bräutigam, das bereits Goethe ins Deutsche übertragen hat (auf Grund einer Übertragung aus zweiter Hand). Doch dürfen wir uns diese Seelenhaltung nicht bloß monoton schwermütig vorstellen. Gerade wegen ihrer Innerlichkeit ist ihr die Gabe eines tiefverstehenden Humors verliehen.

Zunächst mag man an landschaftlich-umweltliche Bedingtheit dieser finnischen Eigenart denken. Die finnische Landschaft mit ihren sich weithin ausdehnenden düstern Wäldern und stillen Seen bildet die natürliche Folie zu einem derartigen ernst verhaltenen Charakter. Um aber die eigentliche Quelle der finnischen Seelenhaltung zu ergründen, müssen wir versuchen, sie noch genauer in ihrer spezifischen Eigenart zu erfassen.

Der Finne selbst betrachtet als eigentümlichsten Gehalt seines Wesens den sisu. Die wörtliche Übertragung „Inneres" gibt uns schon einen wichtigen Hinweis auf das Wesen dieser Eigenschaft. Es ist die im Innern angestaute, verhaltene Energie, die den Krieger dazu hinreißt, sich voll und ganz für eine als richtig erfaßte Idee einzusetzen, die den Sportler befähigt, bei Wettkämpfen, in denen es um die Ehre seines Landes geht, auch das Letzte an Kräften herzugeben, die den Neusiedler wie den Bauern dazu stählt, auch das Äußerste an Entbehrungen in aufeinanderfolgenden Hungerjahren zu ertragen und auf seiner Scholle auszuharren, und die den Forscher, wie z. B. den großen Sprachforscher Mathias Alexander Castrán und den unermüdlichen Liedersammler Elias Lönnrot dazu

Digitized by Google

begeistert, trotz drohenden Siechtums und beinahe unfaßbarer Entbehrungen die schwierigsten Forschungsreisen nach vorgefaßtem Plan bis aufs letzte durchzuführen.

Diese Selbstcharakteristik der Finnen weist uns, wie ich glaube, auf das finnisch-ugrische Erbteil der Finnen hin. Durch die Lieder („Runen") des Kalevala, des Nationalepos der Finnen, schimmert es noch recht deutlich hindurch. Hier fällt uns die alles beherrschende Wertschätzung der Macht des Wortes in die Augen. Es ist darin die Macht des Wissens, genauer gesagt des Wissens vom Ursprung der Dinge und im besonderen eines jeden Dinges, z. B. des Feuers oder einer Krankheit als solcher (nicht der Krankheit im aktuellen Einzelfall), das uns Gewalt über die betreffende Naturerscheinung oder Krankheit verleiht. Man hat diese Anschauung als schamanistisch kennzeichnen wollen. Mag sein. Das Wesentliche scheint uns aber hier in der tief innerlich gerichteten Einstellung den äußeren Dingen gegenüber zu liegen, einer Einstellung, die glaubt, durch Erkenntnis und durch die Erfassung im Wort die größten äußeren Gewalten meistern zu können. So kämpfen die Helden des Kalevala vornehmlich mit der Macht des Wortes, und vielleicht ist sogar das finnische Wort für Held „sankari" mit der früheren Form unseres Wortes „Sänger" identisch (diese Vermutung stammt von dem finnischen Germanisten Professor Dr. Emil Öhmann. Er hält freilich diese Etymologie nicht für sicher genug, um ihre Veröffentlichung verantworten zu können. Mir erscheint sie in jeder Beziehung, sowohl lautlich und morphologisch als auch semasiologisch als vollkommen gesichert).

Oben wurde bereits die Verwandtschaft der geschilderten finnischen Seelenhaltung mit unserem Wesen angedeutet. Blutsmäßig mag sich diese Verwandtschaft mit unserem Wesen aus einer zweifellos weitgehenden Vermengung des finnischen Volkes mit Germanen erklären. Neben dem ostbaltischen Typus ist bekanntlich in Finnland auch der nordische sehr stark verbreitet. Auch zeugen die bis in die älteste germanische Zeit zurückgehenden germanischen Lehnwörter des Finnischen von einem früheren Zusammenleben zwischen Germanen und Finnen. Ferner bestand in geschichtlicher Zeit bekanntlich ein inniger Kontakt zwischen Finnentum und Schwedentum, wobei letzteres freilich im wesentlichen auf die Küstenstriche beschränkt blieb und sich nur in Südfinnland und Südösterbotten weiter ins Land hinein vorschob.

Neben dieser blutsmäßigen Vermengung ging im Laufe der finnischen Geschichte eine starke seelische Beeinflussung von seiten des Germanentums einher. Durch die Verbindung mit Schweden, die bis 1809 andauerte, formte sich die finnische Staats- und Rechtsauffassung nach dem Vorbild dieses nordisch-germanischen Volkes, nachdem für diese Einflüsse bereits durch altgermanische Einwirkung (vgl. Lehnwörter wie kuningas „König", kunnia „Ehre" u. v. a.) und frühe niederdeutsche Berührungen der Boden vorbereitet war. Die hohe Wertschätzung der persönlichen Freiheit und das tiefe persönliche Verantwortungsgefühl sind echt germanische Züge im finnischen Volkscharakter. Zum Teil sind sie wohl auch Auswirkungen des im finnischen Volk kräftig verwurzelten lutherischen Glaubens. Letzten Endes deutet aber eben auch diese Empfänglichkeit für die lutherische, gedanklichere Auffassung der Religion in dieselbe Richtung germanisch beeinflußter Wesensart. Gleichzeitig läßt die beharrliche Wahrung des lutherischen Erbes den auch sonst hervortretenden bäuerlich-konservativen Zug des finnischen Charakters erkennen, der ganz der von uns aufgezeigten finnischen Wesensart entspricht.

Aus einer dem Germanentum verwandten Seelenhaltung und Geistesart heraus erklärt es sich vor allem, daß das finnische Volk von allem Anfang an eine deutliche Kampfstellung gegenüber dem Osten bezogen hat. Schon im finnischen Staatswappen kommt dies zum Ausdruck, wenn wir sehen, wie der finnische Löwe den östlichen Krummsäbel mit Füßen tritt und das Schwert des Westens in seiner Tatze schwingt. Nur noch vertieft wurde dieser Gegensatz gegenüber dem Osten durch das Auftreten des Bolschewismus: Wenn unsere Soldaten jetzt Seite an Seite mit ihren finnischen Kameraden gegen den Bolschewismus kämpfen, so können sie überzeugt sein, daß die Finnen für sie mehr sind als gelegentliche Bundesgenossen in dieser weltgeschichtlichen Auseinandersetzung.

Hauptschriftleiter Günter Kaufmann, Wien (z. Z. bei der Wehrmacht). Verantwortlich für den Inhalt: Ortrud Stumpfe, Berlin. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernsprecher: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 vom 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Digitized by Google

MAUSER

wieder siegreich!

Bei den Reichs-Schießwettkämpfen der HJ in Breslau 1941 schießt der Hitlerjunge Schlenker, Karlsruhe das Höchstergebnis von 660 Ringen mit Mauser und wird

Deutscher Jugendmeister

Zweiter mit 656 Ringen wird der Hitlerjunge Berthold, Berlin, ebenfalls mit Mauser. Merkt's Euch für später, wenn Mauser-Büchsen wieder mal lieferbar sind!

MAUSER

W4

MAUSER-WERKE AG OBERNDORF/NECKAR

Vier entscheidende Werke über das Judentum:

Die Grundlagen des jüdischen Volkes

von Walter Pötsch. 14.—18. Tsd. 192 S. Bildtafel. RM. 3,85

„In der Reihe der Kampfbücher gegen das Judentum an erster Stelle." *(Nordland)*

Die Grundlagen des Talmud

von Walter Fasolt. 17.—21. Tsd. 200 S. Bildtafel. RM. 3,85

„. . . wissenschaftlich, klare Übersicht, außerordentlich flüssig." (V.B. Berlin). In der NS.-Bibl.

Der jüdische Ritualmord

von Gerhard Utikal. 14.—18. Tsd. 182 S. Bildtafel RM. 3,85

„. . . zweideutige Rolle der christl. Kirchen, historische Massenmorde, allseitige Behandlung." *(V.B. Berlin)*

Die letzten Geständnisse der Dreipunkte-Brüder

von Kurt Fervers. 104 Seiten. 16 Bilder. RM. 2,40

Freimaurerpolitik von 1914—1941 an Hand freimaurischer Veröffentlichungen

Ausführliche Verlagsverzeichnisse

Widukind-Verlag, Alexander Boß, Bln.-Lichterfelde

Digitized by Google

Justiz
am Scheideweg

VON DR. JUR. VON ROZYCKI — VON HOEWEL

Durch offene und kritische Stellungnahme zu Vorgängen und Einrichtungen unseres Rechtslebens will diese Kampfschrift einen Beitrag zum Neubau eines wahrhaft nationalsozialistischen Rechts liefern. Sie bringt unter dem nationalsozialistischen Zweckgedanken des Rechts eine neue Rechtsfindungsmethode, die das Recht seiner Geheimnisse entkleiden und auch dem Laien erschließen soll. Kein Rechtswahrer wird an dieser lebendigen Kampfschrift vorübergehen können und auch jeder gebildete Laie wird sich mit ihren Thesen auseinandersetzen müssen!

132 Seiten / Kart. RM. 4,50

Zu beziehen durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag

DEUTSCHER RECHTSVERLAG GMBH.

BERLIN W 35 / LEIPZIG C 1 / WIEN I

Laut lesen und weitererzählen! „Ich helfe Ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) brieflich zu lernen ist wirklich sehr leicht! Herr Joseph Staudigl, Studienrat am alten Gymnasium in Regensburg, schrieb am 13. 2. 38: „Ich halte Ihre Unterrichtsmethode für ausgezeichnet. Wenn jemand sich genau an den von Ihnen aufgestellten Übungsplan hält, so muß er, ob er will oder nicht, ein tüchtiger Stenograph werden." — Der Abiturient Karl Ditsche in Friedewalde schrieb am 7. 8. 40: „Schon nach 3 Monaten hatte ich eine Schreibgeschwindigkeit von 120 Silben pro Minute erreicht." Mit der neuen amtlichen Deutschen Kurzschrift kann der Geübte so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 500 Berufe sind unter unseren begeisterten Fernschülern vertreten. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von **staatl. geprüft.** Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden **Ihr Eigentum!** Bitte senden Sie **sof.** in off. Umschl. diese Anzeige ein (3 Pf. Porto).

Privater Kurzschrift-Fernunterricht
E. Spiekermann, Berlin Pankow Nr. 98 B

Bitte senden Sie mir ganz umsonst und unverbindlich 5000 Worte Auskunft mit den glänzenden Urteilen von Fachleuten und Schülern!

Vor- u. Zuname: .....

Ort u. Straße: .....

Neue Dramen und Gedichte von

Hans Baumann

Alexander

Drama. 158 S., geb. 2,80

Ein großes heldisches Geschehen ist hier in Wort und Bild gebannt. Die Führergestalt des großen Alexanders, der alles opfern muß, um alles zu erreichen, ersteht hier in menschlicher und geschichtlicher Größe.

Uraufgeführt im Staatstheater Berlin

Der Turm Nehaj

Drama. 123 S., geb. 2,80

Dramatisch bewegte Bilder um den Grenzturm, das Sinnbild für Ehre und Freiheit des Reiches, verteidigt vom Glauben der Jugend und der Treue des Alters.

Uraufführung im Burgtheater Wien

Konradin

Ein Weihespiel. 102 S., geb. 2,—

Die unvergängliche Gestalt des jugendlichen letzten Staufers, verstrickt in den tragischen Kampf um die Reichsidee, erhebt sich hier zum Bannerträger der Jugend

Uraufgeführt in Passau

Der Strom

Eine chorische Dichtung. 61 S., geb. 1,—

In edel geformten Strophen folgt der Dichter dem Zuge der Donau vom Urbeginn bis zur großen Kaiserstadt und weiter zum Meer, in ewigem Wandel von Traum und Zukunft des Reiches.

Atem einer Flöte

Gedichte. 61 S., geb. 1,60

Unvergleichlich sind diese Verse, von großer Reife und Meisterschaft. Aus der Tiefe innerer Gläubigkeit erhebt sich Bild und Gestalt eines heldischen Lebens.

Eugen Diederichs Verlag Jena

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Bernd Poieß / Das Rätsel der russischen Seele

Günter Kaufmann / Peter und Lenin an der Newa

A. E. Frauenfeld / Schicksale aus dem traurigen Lande

Das Kriegstagebuch des sowjetrussischen Reserveoffiziers Leutnant J. Jewtuchowitsch — Soldatengedichte — Egon Heymann, Rom / Italienische Versorgungsfragen — Franz Grillparzer / Über das Schöne — Neue Bücher

Halbmonatsschrift / Heft 21 Berlin, 1. November 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Kriegsberichter Bernd Poieß: *Das Rätsel der russischen Seele*

Soldatengedichte

Kriegsberichter Günter Kaufmann: *Peter und Lenin an der Newa*

KLEINE BEITRÄGE

Gauleiter a. D. Generalkonsul Frauenfeld:
Schicksale aus dem Lande, in dem die Menschen das Lachen verlernt haben

Leutnant J. Jewtuchowitsch:
Das Kriegstagebuch eines russischen Reserveoffiziers

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Egon Heymann, Rom: *Italienische Versorgungsfragen*

NEUE BÜCHER

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 1. November 1941 | Heft 21

Bernd Poieß:

Das Rätsel der russischen Seele

Ein Bild zuvor: es ist nachts gegen elf Uhr. Wir liegen in Stellung vor Weliki-Luki, haben uns eingebuddelt und versuchen in unsern Erdlöchern schlecht und recht zu schlafen. Der hinter uns liegende Tag, an dem eine gnadenlose Sonne uns die Kehlen dörrte, war unangenehm genug; besonders gegen Abend machte uns ein schwerer Granatwerfer der Bolschewisten infam zu schaffen. Wir lagen ohne die Möglichkeit eines Stellungswechsels fest und mußten uns zähneknirschend eindecken lassen. Und rührte sich mal einer von uns: gleich nahm ihn ein russischer Scharfschütze aufs Korn. Langsam stieg in uns die Wut.

Und nun ist samtene Dunkelheit um uns, schwach erhellt vom Schimmern unzähliger Sterne. Wir frösteln; mit dem Schlafen wird es nichts. Da bringt ein Posten drei russische Überläufer. Sie hocken auf dem Erdhaufen vor dem Unterstand des Kommandeurs. Eine Unterhaltung von geradezu rührender Komik entwickelt sich, denn die drei sprechen ebensowenig Deutsch wie wir Russisch. Wie heiß war unser Zorn auf die Kerls tagsüber; im Anschauen der drei Gestalten verschwindet der letzte Rest davon. Denn es sind im Grunde kindliche Gesichter, in die wir schauen, und von kindlicher Anschaulichkeit ist das Spiel der Mienen und Hände, mit dem sie uns die Schrecken des verflossenen Tages begreiflich machen wollen. Sie reißen die Augen weit auf, machen „huuuuu" und „bumm-bumm", ducken erschreckt den Kopf in den Sand vor imaginären Bombeneinschlägen, und der Kommandeur, ein alter erfahrener Oberstleutnant, antwortet ihnen auf die gleiche Weise, während wir das mimische Hinundher dieser Unterhaltung lächelnd umstehen.

Ich weiß ganz genau: diese drei Überläufer gehören zu den bolschewistischen Soldaten, von denen wir unausdenkbare Grausamkeiten erfahren haben. Ich kann nicht dafür geradestehen, daß sie nicht an irgendeiner dieser Scheußlichkeiten beteiligt waren. Und trotzdem ist die Kindlichkeit, die jetzt ihr ganzes Wesen auszumachen scheint, keine Maske, keine raffinierte Verstellung. Sie ist ohne Zweifel echt. Jeder von uns spürt das. Wir stehen, wie so oft in diesen Wochen, vor einem Rätsel, vor dem Rätsel der russischen Seele.

*

Es ist schon lange her, da man zum ersten Male wie gebannt vor dem Rätselgesicht der ungeheuren Völkerschaften des Ostens stand. Ein Mitschüler hatte mir den „Raskolnikow" von Dostojewski geliehen, und wie man als blutjunger Mensch sich allen Verführungen bereitwillig hingibt, so stürzte man sich in die Lektüre dieses schrecklichen Buches wie in einen glühenden Krater. Und es war auch die Maßlosigkeit unserer jungen Jahre, die uns dazu bewog, nach und nach mit unserm kargen Taschengeld die russische Literatur, soweit sie bei Reclam zu haben war, anzuschaffen. Wir waren im

Digitized by Google

Banne des zwiegesichtigen Tolstoi, der das Epos von „Krieg und Frieden", aber auch den Roman „Auferstehung", die düsteren Dramen und die bäuerlich-urchristlichen Volkserzählungen geschrieben hat. Die quälerische „Kreutzersonate" und die Traktate seiner späten Jahre entfesselten endlose Debatten. Wir lasen die „Toten Seelen" Gogols, den „Oblomow", die Humoresken Tschechows und immer wieder Dostojewski, der uns von allen der russischste zu sein schien. Turgenjew erinnerte uns an Storm, und Mereschkowski mit seinem „Lionardo" gehörte schon der Literatur des Westens an.

Was uns zunächst auffiel, war die Humorlosigkeit der russischen Dichtung. Gewiß, bei Tschechow, beim „Revisor" Gogols mußten wir lachen über die scharfe Satire, das Bitter-Groteske. Aber vergeblich suchten wir das unbewußt Heitere, unschuldig lächelnd wie eine Wiese im Morgenglanz. Nein, an den „Taugenichts" oder auch an Fritz Reuter und Johann Peter Hebel durfte man nicht denken. Hier, an diesem Punkt vor allem spürten wir das Fremde, das unbedingt Andersgeartete; hier lag auch das Rettende für uns. Denn es waren die Jahre der deutschen Auflösung, des Verfalls; wie eine Krankheit brachen die Verlockungen des Ostens über die deutsche Seele herein. Die einen flüchteten in die starre Feierlichkeit indischer Weisheit und suchten sich vor den Forderungen der deutschen Not zu drücken, indem sie sich in die Heilslehren buddhistischer Selbstauflösung versenkten. Andere verfielen der zwischen Rausch, Sünde und Demut hin und her schwankenden endlosen Selbstbetrachtung, ja Selbstzerfleischung, wie sie hauptsächlich in den „Brüdern Karamasow" das russische Wesen zeigt. Die heimliche Grundabsicht aber all dieser Bücher schien uns ein Nihilismus zu sein, der jede Verantwortung auflöst und damit alle sittlichen Kräfte des Menschen betäubt. Um so betörender wirkte diese Tendenz, als sie sich im Gewande einer dichterischen Großartigkeit zeigte, die ihresgleichen in der Weltliteratur sucht.

Nun, wir wußten, wo wir hingehörten, wenn wir Verse des Mathias Claudius oder Clemens Brentanos lasen. Goethes mächtige Stimme wies uns auf unser eingeborenes Wesen hin mit einer Zeile aus seinem „Vermächtnis": Was fruchtbar ist, allein ist wahr! Völlig wirkungslos aber wurde die russische Verlockung im Erlebnis der deutschen Schmach, und nie wird einer von uns die tiefe Erschütterung vergessen, mit der wir während des Ruhrwiderstandes 1923 die Verse des Arbeiterdichters Karl Bröger lasen:

Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben
zu unserm Land.
Es zu erhalten
und zu gestalten
sind wir gesandt.

Mögen wir sterben,
unseren Erben
gilt dann die Pflicht:
es zu erhalten
und zu gestalten,
Deutschland stirbt nicht!

Mittlerweile gingen Sirenenrufe ganz anderer Art vom Osten in die Welt, vor allem nach Deutschland hinüber. Das alte Rußland hatte sich in die Union der Sowjetrepubliken verwandelt. Das alte Rußland; aus Geschichte und Dichtung stellte sich sein Wesen so dar: breit und maßlos in allen Lebensäußerungen, von kindlich-mystischer Frömmigkeit, geschüttelt zwischen endlosem Leid und brutalem Despotismus, naiv und verschlagen zugleich; das Land unendlich sich dehnender Melancholie brauner Steppen, durchstreift von Pilgern, Landstreichern und Wundertätern und plötzlich erfüllt vom schmetternden Getrappel der Kosakenpferde; man sah, wenn man sein Bild vor dem inneren Auge heraufbeschwor, den goldenen Glanz seiner Kirchenkuppeln, die schimmernden Farben alter Fresken und Ikone, sah die Troika durch weiße Winteröde, umheult von Wölfen, dahinfliegen, hörte das wüste Gegröl trunkener Gelage von Adel und Großgrundbesitzern in Petersburg oder Moskau, die in der schluchzenden Demut uferloser Selbstanklagen endeten, und vor allem dachte man seiner Bauern, des Muschiks, unwissend und arm und dennoch geborgen in kindlichem Vertrauen auf Gott, seine Engel und Heiligen. Ja, das heilige Rußland nannte es sich, der Zar und die Popen regierten es, und wollte man das Volk in einer Gestalt gültig ausgedrückt sehen, so brauchte man nur das Bild des alten Tolstoi anzuschauen: die tiefliegenden kleinen Augen im breiten Gesicht mit den hochstehenden Backenknochen, die fleischig-plumpe Nase, der wehende Bart, den Körper bekleidet mit bäuerlicher Hose und dem Kittel des Muschiks — fromm und listig zugleich sah er aus.

Dieses Land und dieses Volk nun waren ausersehen zur Experimentierstätte der wirklichkeitsfremdesten Lehre, die je Menschen benebelt hat, entkrochen dem blutleeren Hirn jüdischer Intellektualität: des Marxismus. Die weiche

Digitized by Google

Konturlosigkeit zerfließender Seelen- und Triebkräfte sollte eingezwängt werden in den grauen Zweckbau ödesten materialistischen Denkens. „Gott ist tot!" verkündete man höhnisch dem Volke mystischer Gläubigkeit und zerfetzte in Karikaturen, Plakaten und Museen das kindliche Vertrauen auf den himmlischen Lenker der Dinge. Dem Bauern nahm man die Erde und suchte ihn in den einzigen Stand zu wandeln, den diese Lehre kennt: den Proleten. Alle gewachsenen Ordnungen wurden durch konstruierte Gebilde ersetzt. Uferlose Debatten in sämtlichen Emigrantencafés der europäischen Länder hatten die doktrinären Dogmatiker herangebildet, die ohne Ehrfurcht vor den heiligen Quellkräften allen Lebens ihre Lehren in Wirklichkeit umsetzen wollten. Sie errichteten um ihre Sowjetunion eine chinesische Mauer der Undurchdringlichkeit, und doch drang in die Welt immer wieder die Kunde der ungeheuerlichsten Seelenzerstörung, die die Geschichte kennt.

Es sind vom Herzvolk des Abendlandes, vom Reich, solange es geschichtlich handelnde Kraft ausübt, die stärksten Impulse ausgegangen. Damit war aber auch die zwiespältige Gabe verbunden, sich allen fremden Verführungen im Guten wie im Bösen williger als jedes andere Volk zu öffnen. So kam es, daß unser Volk, geschwächt durch Niederlagen und Verrat, in den Jahren nach dem Weltkrieg gefährdeter denn je auch den Irrlehren des Bolschewismus keinen rechten Widerstand entgegenzusetzen wußte, ehe Adolf Hitler seinen Zweifrontenkrieg aufnahm: gegen Versailles und damit gegen die alten Mächte, und gegen Juda und damit der lebenzerstörenden Kraft schlechthin, die seit einem Jahrhundert den Namen Karl Marx führt.

Denn so schwer es die Bolschewiken jedem machten, die wahren Zustände und Verhältnisse in Sowjetrußland kennenzulernen, so fanatisch arbeiteten sie an ihrem Ziel: der Weltrevolution. Ihre Propaganda malte den Arbeitern aller Länder das Sowjetparadies in den buntesten Farben, während doch eine einzige Farbe genügt hätte, das wahre Bild zu zeigen: das blutige Rot zahlloser Meuchelmorde. Sie fanden Gläubige genug, denn an jüdischen Propheten der roten Herrlichkeit fehlte es nirgends.

Es liegt in der großartigen Konsequenz des Weges, den der Führer ging, von der Befreiung seines Volkes bis zum Ordner des neuen Europas, daß die Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus, die mit seiner Vernichtung enden wird, unabweisbar erfolgen mußte. Es war ja nur eine Frage der Zeit, daß die roten Horden den Vernichtungszug in den Westen antraten; der Führer ist Stalin zuvorgekommen.

Nun stehen die deutschen Soldaten weit vorgeschoben in den Ländern der roten Herrlichkeit. Und jeder unter ihnen, der die Geschichte und die Dichtung des alten Rußlands kennt und sich innerlich mit dem Wesen des Bolschewismus auseinandergesetzt hat, sucht in seinen eigenen Erlebnissen die Wesenszüge dieser beiden unvereinbaren Welten zu erkennen, müht sich um die Deutung des russischen Rätsels. Denn er denkt an die Zukunft, die zu gestalten dem Reich aufgetragen ist.

*

Lebt das alte Rußland noch?

Wer von uns wird je die Greise in den Dörfern vergessen, mit langen Apostelbärten und Kitteln, bis zu den Knien reichend: sahen sie nicht alle aus wie Brüder des wunderlichen Weisen von Jasnaja Poljana? Wie oft standen Frauen am Wege, uns mit Kreuzen segnend und Segenssprüche dabei murmelnd. Im zerstörten Staraja Rußa drängten die Frauen mit unzähligen Kindern in die Kirche, und tagelang spendete, da kein Pope aufzufinden war, ein uralter frommer Mann ihnen die Taufe, immer in der Angst, die Bolschewisten könnten zurückkehren, ehe das zum Heil notwendige Werk geschehen sei. Die Bauern waren wohl immer arm gewesen, ihre Ansprüche an das Leben sind gering; jetzt allerdings lebten sie in einem unausdenklichen Elend und ohne Eigentum, und wie ein Hohn wirkten die Plakate und Kernsprüche der marxistischen Beglücker in den zerfallenden Hütten. Aber nicht das materielle Elend war es, das sie alle so hoffnungslos bedrückte. Ein weißbärtiger Mann sagte mir einmal: „Oh, sie haben uns an unserem Gewissen versehrt, und das wird Gott ihnen nie verzeihen." Nun, da die Deutschen gekommen sind, graben sie ihre heiligen Geräte und die billigen Ikone wieder aus den Äckern und stellen sie in den Stuben auf.

Eine Frau, mit Leuten ihres Dorfes auf der Flucht, sagte uns: „Wir haben gelebt wie Fliegen im Herbst, die auf den Winter warten." Man sei zu mutlos gewesen, sich zu kämmen oder das geringe bittere Brot zu essen; der Schlaf sei die ersehnte Wohltat am Ende eines jeden Tages gewesen, und die Toten in ihren Gräbern habe man beneidet.

Einmal unterhält sich ein Leutnant mit einigen Gefangenen und stellt die Frage:

Digitized by Google

„Glauben Sie an Gott?" Ein leichtes Grinsen ist die Antwort, gemischt aus Einfältigkeit und Ironie. Da sagt der Leutnant: „Aber Ihre Mutter, glaubt sie noch an Gott?" Es war erschütternd, zu sehen, wie das Gesicht des einen Gefangenen sich plötzlich mit finsterer Trauer bezog wie in Erinnerung an etwas, das mit fernem Glanz noch nachleuchtet, und wie er einen Schritt vortrat und stammelte: „Ja — ja, die Mutter schon ..."

Der vorherrschende Eindruck ist: dieses Volk ist einfältig bis zum Infantilen. Und dieser Eindruck bleibt, trotz aller Erfahrungen mit den roten Soldaten in diesem harten Kriege.

Ist es denn nicht eine Eigentümlichkeit von Kindern, daß man sie ebenso leicht zum Guten hinführen wie zum Bösen mißbrauchen kann? Die Teufel des Moskauer Kreml treiben diesen Mißbrauch im großen. Es ist nicht zu leugnen, daß jede der russischen Truppen einen gewissen Prozentsatz fanatischer Marxisten hat, unbedingte Anhänger Moskaus bis zur Selbstaufgabe. Aber das Gros der Roten Armee besteht aus primitiven Seelen ohne eigene Initiative und ist deshalb um so besser zum willenlosen Funktonieren in jedem gewünschten Sinne zu gebrauchen. Wie einem Kinde die Angst vor dem Stock, so sitzt ihnen die Furcht vor dem Politruk und seinem Kader in den Gliedern. Deshalb ist es falsch, im allgemeinen von dem „Mut" der roten Soldaten zu sprechen, wenn man nicht gerade an jene Fanatiker denkt. Ohne eigenen Willen und ohne erfüllt zu sein von dem todüberwindenden Glauben an eine Idee, die mehr ist als der einzelne, sitzen sie in ihren Schützenlöchern, ihren fabelhaft ausgebauten Unterständen, und jeder von uns hat das kennengelernt: wenn die Stellung gestürmt war, fanden wir in vielen Löchern, tot und in ungeheurer Gleichgültigkeit zusammengesunken, die russischen Schützen. Aber nie ist uns das antike Wort „... wie das Gesetz es befahl" in den Sinn gekommen und damit die Ehrfurcht vor dem gefallenen Feind: ein heiliger Zorn packte uns über die Seelenzerstörer, die wir nie in diesen Löchern fanden. Sie hatten den Soldaten Schauerdinge über den grausamen „Germanzij" erzählt wie man Kindern eben vom schwarzen Mann erzählt. In dem armseligen Notizbuch eines russischen Gefangenen fand ich unter dem Datum des 12. Juli den Satz eingetragen: „Ich sitze den zweiten Tag im Schützenloch, auf den Tod wartend."

Und wie Kinder mit Unbefangenheit Tiere quälen und leicht zu allerlei Scheußlichkeiten zu bringen sind, zu denen der normale Erwachsene nicht mehr fähig ist, so muß sich der deutsche Soldat der schlimmsten Grausamkeiten von diesem Feind versehen, deren Anstifter allerdings immer die jüdischen Kommissare sind.

Die roten Soldaten sind in einem erstaunlichen Maße bedürfnislos und hart im Ertragen von jederlei Unbill. Einmal schossen wir in der Nacht einen plötzlich vor uns auftauchenden sowjetischen Lastkraftwagen zusammen. Ein Teil der Soldaten verbrannte — es ging alles blitzschnell —, andere rannten gleich lebenden Fackeln in das Dunkel davon. Wir holten einige von ihnen aus dem Gebüsch heraus. Einer kam splitternackt angelaufen: nur an den Füßen schwelten noch die Lappen aus den Schuhen. Über und über mit Brandblasen bedeckt, gab er kein Zeichen des Schmerzes von sich, als sei er gefühllos. Aber wie Jungen sich auf der Straße zanken, so stritt er sich bald darauf mit einem Gefangenen herum, der unversehrt davongekommen war und ihm nicht einmal den Mantel abgeben wollte, damit er sich vor der Nachtkälte schützen konnte. Ein deutscher Soldat mußte Frieden, wie unter ungezogenen Kindern, stiften.

Hier und da fallen einem Lehrbücher, Zeitschriften oder Kinderbücher in die Hände. Sie sind erfüllt von einer geradezu barbarischen Vergötzung der Technik. Andere Werte scheint es daneben gar nicht zu geben. Und gerade hier wird einem die Unvereinbarkeit der Elemente klar, die von der jüdischen Bürokratie zusammengezwungen werden sollten: das bäuerliche Volk des grenzenlosen Landes in seiner naiven Gläubigkeit, das man mit der Kollektivwirtschaft und Traktoren erlösen will. Dabei ist diese Vergötzung der Technik, wie sie sich in Rußland darstellt, seelenlosester Amerikanismus.

Man wird als Deutscher das Rätsel der russischen Seele wohl nie ganz lösen, diese demütige Kindlichkeit mit ihren geheimnisvollen Abgründen von verschlagener Grausamkeit. Eins aber ist klar: dies Volk ist zu allen Zeiten schlecht geführt worden, auch im alten Rußland. Ein Kind kann in einer Familie nicht gedeihen, dessen Haupt in betrunkener Willkür zwischen Gutartigkeit und Despotismus hin und her schwankt. So war es früher. Fürchterlich aber wird es, wenn eine lebensfeindliche Macht in die weiche Knetbarkeit der kindlichen Seele einbricht, den Glauben verwüstet, die bösen Instinkte entbindet und den Durst der Verschmachteten mit dem grauen Staub wesensfremder Lehren zu stillen versucht. So ist es heute.

Digitized by Google

Das Reich wird sich seiner Führungsaufgabe auch hier nicht entziehen. Es wird ein guter Vater der Völker des Ostens sein, alles Ungemäße von ihren bedrängten Herzen nehmen und ihnen den festen Halt geben, dessen sie bedürfen, um zu werden, was sie werden können. Der Spuk des Proletkult im Dorf wird verfliegen; die scharfen Sprüche jüdischer Stalin-Apostel werden die armen Hirne nicht mehr quälen. Der Bauer wird, wie eh und je, fromm seine Scholle beackern, genügsam und froh, im mächtigen Schutze des Reiches.

Soldatengedichte

Wo wir auch stehen . . .

Nicht nur in Feldgrau sind wir jetzt Soldaten.
Wir alle schlagen diese große Schlacht.
Auf Feldern kämpfen wir mit Pflug und Spaten,
an Feueröfen und im tiefen Schacht.

Wir stehen in der Glut der heißen Essen
und schmieden, Bruder, dir der Waffen Stahl.
Wir sind wie du vom harten Kampf besessen
beim Flammensprühen im Maschinensaal.

In engen Bunkern unserer dunklen Stollen
sind wir vom Schlag und Hangenden bedroht.
Die dumpfen Donner unserer Sprengung grollen
und uns umlauert so wie euch der Tod.

Stumm dienen wir, der Erde treue Scharen,
vom Wetterschein des Himmels grell umloht,
das heil'ge Land der Väter zu bewahren
und säen als Bauern unsrem Volk das Brot.

Feldgraue Brüder ihr im Schlamm und Graben,
in Regen, Kälte, Sonnenglut und Nacht,
wir woll'n mit euch die gleiche Ehre haben:
wir halten mit euch hart und stumm die Wacht.

Wo wir auch stehen, sind wir nun Soldaten,
im Schwall der Front und in der Arbeit Kleid.
Durchglüht vom Feuer unserer aller Taten
sind wir, ein Volk, zum letzten Kampf bereit.

Ferdinand Oppenberg

Grab an der Heerstraße

Ruhst nun unterm schweren Acker,
den dein Fuß so scheu betrat;
denn inmitten greller Schlachten
wuchs es reich aus stiller Saat.

Ruhst im goldnen Kranz der Ähren,
die dein Arm so jäh gestreift,
als im Schmerz der Todeswunde
deine eigne Saat gereift.

Ruhst bewahrt von dunklen Schollen,
wo dein Blut versickert ist,
tief in dem Geflecht der Wurzeln,
Gier und Hast des Tags vergißt.

Überm harten Holz des Todes
hängt dein Stahlhelm hart und stumm.
Aber an den grauen Straßen
geht der Ruf der Trommel um . . .

Ruhe, Kamerad, wir halten
einen Augenblick hier Rast.
Unsre Wege sind voll Brausen,
das du ausgekostet hast.

Unsere Hände streifen Ähren.
Und ein kurzes Abschiedswort
wandert über Grab und Acker,
über Heim und Garben fort.

Bleib in uns mit deiner Stille,
wenn die Straße endlos scheint
und uns Gottes Antlitz herrisch
anblickt, im Befehl versteint.

Bleib in uns mit deiner Stille,
bis Gott unsre Saat gefällt,
bis der Acker unsre Schritte,
Heim und Herz geborgen hält.

Gefreiter Hans Herbert Reeder

Sonett

XV

So wurden wir Vasallen unserer Ehre,
und harter Stolz blieb unser hohes Gut.
Wir griffen stumm und fest in die Gewehre.
In allen Waffen pulste unser Blut.

Wir warteten der eisernen Befehle,
Lorbeer und Ruhm zu schaffen in dem Streit.
Wir baten Gott um Sieg aus kühner Seele.
Und traten an, zu jedem Dienst bereit.

Digitized by Google

Durch tausend Schlachten ging das eh'rne Heer,
vom Feind gehaßt, vom Tode ringe umstellt.
Aus großen Opfern wuchs die Zukunft schwer.
Und Haß versank, wenn unsere Fahne stieg,
denn ewig ist das Reich vor aller Welt.
Blutigster Kampf krönt seinen höchsten Sieg!

Gefreiter Heinrich Claus

An den Tod

Das Rauschen, das mich lebenlang begleitet,
dies dunkle Brausen bist wohl du, mein Tod.
Noch bist du unbestimmt und keine Not.
Ach, mehr als das: du hast mir Glück bereitet.

Ich habe mich so ganz an dich gewöhnt,
erschrecken würd' ich, wolltest du verstummen.
Und wie ein edler Alt hat sich dein Summen
mit meiner hellen Stimme ausgesöhnt.

Einst wirst du schweigen, und an jenem Tage
gewinnst du für mich greifbare Gestalt.
Dein Nahen kommet nackt und furchtbar still.

Doch wirst du klein, wenn ich dich mutig wage;
denn einem jeden nahst du sogestalt,
wie er es sich verdient und er dich will.

Leutnant Alard von Schack

Rufe aus Polen

September 1939

Höre uns, Deutschland,
heilige Erde,
hör deiner Kinder
flehenden Ruf.
Sieh unsrer Hände
stumme Gebärde,
ewige Mutter,
die uns erschuf.

Leuchtende Mutter,
die uns getragen
durch das Jahrtausend
tief in die Zeit,
höre uns, Deutschland,
höre uns klagen,
sieh deiner Kinder
brennendes Leid.

Weil wir geboren
aus deinem Blute.
Weil wir erwuchsen
aus deinem Schoß
traf uns des Mordes
dornige Rute,
wurden wir namen-
und heimatlos.

Weil wir dich liebten
mehr als das Leben,
weil wir dich glaubten
mehr als den Tod,
haben wir Äcker
und alles gegeben,
trugen wir Ketten,
Tränen und Not.

Über den Dächern
unserer Ahnen
weht nun des Krieges
flackernder Brand -
trage du, Mutter,
wieder die Fahnen
ewigen Rechtes
in unser Land.

Nimm uns, du Große,
aus unsern Schmerzen
in deinen starken
blühenden Arm.
Nah deinen Lippen,
nah deinem Herzen
ruhn auch die Toten
glücklich und warm.

Das Geschenk

Jüngst machte ein Freund mir zum Geschenk
eine preußische Reiterklinge.
zerfetzt, zerrissen das schwere Gehenk,
zerstoßen Schneide und Ringe.

Nun glüht die Waffe beim Kerzenlicht
in meinem einsamen Zimmer,
ein heiliger Glanz von Treue und Pflicht
bricht aus dem heimlichen Schimmer.

Dumpf singt im Eisen ein ferner Ton
von Kampf und Ehre und Sterben;
es soll die Klinge mein kleiner Sohn,
wenn ich gefallen bin, erben.

Martin Damß

Digitized by Google

Kriegsberichter Günter Kaufmann:

Peter und Lenin an der Newa

Die gelbe Fassade der Admiralität in Petersburg, die nach dem Alexandergarten zu gelegen ist, zieren Reliefs, die Peter den Großen zeigen, wie er den Dreizack aus den Händen Neptuns empfängt und ihn Engel umgeben, die die Reichsfahne zur Newa tragen. Unter den Allegorien der russischen Geschichte vermissen wir nur die Darstellung der Göttin Europa mit einem ihrer Lieblingskinder, der Stadt Petersburg, die sie unter Schmerzen gebar, für deren Gedeihen und Glanz sie alles aus der Fülle ihrer reichen Begabungen verschenkte, die ihr aber die bittersten Enttäuschungen bereitete, weil sie stets von neuem den östlichen Winden der asiatischen Steppe erlag und sich öfter als Sprungbrett Asiens nach Europa statt als Vorort Europas und seiner Zivilisation erwies, die es doch geschaffen und ausgestattet hatte.

Europäische Vorbilder, deutsche Baumeister und Techniker, italienische Architekten und die europäische Willenskraft des Zaren Peter haben Pate gestanden, als die rücksichtslos zu Zwangsarbeit verpflichteten Völker des werdenden Russischen Reiches die Pfähle in das Sumpfdelta trieben und auf ihnen und den Knochen der darin umgekommenen Untertanen die neue Hauptstadt errichtet wurde.

Damals, als der Befehl zum Bau dieser Stadt durch das Russische Reich eilte, da versuchte Peter, Europa und Asien miteinander zu vermählen, rief die modernen Gedanken des Westens nach Rußland, um sie mit den Mitteln des Zwanges, dem Vermächtnis des tatarisch-mongolischen Erbgutes, in die Wirklichkeit umzusetzen. Das gleiche tat nach seinem Vorbild Lenin, dessen marxistisches Ideengut, aus dem Westen kommend, niemals ohne die wechselseitige Rolle von Petersburg die Völker der Sowjetunion infiziert hätte. Aber auch nirgendwo konnte sich die utopistische Lehre eines europäischen Doktrinärs so lange behaupten und in solch furchtbarer Konsequenz auswirken als dort, wo mit dem Zwang und der brutalen Gewalt alles, auch das Entsetzlichste, erreicht werden konnte. So ist es wohl nur zu erklären, daß die Sowjetunion Lenin und Peter an der Newa nebeneinander bestehen ließ, daß außer dem unerzogenen Lumpenpack in Erz, die Hände in den Hosentaschen oder unter die Achselhöhlen geklemmt, immer noch der kaiserliche Reiter auf feurigem Rappen einen Felsen hinanspringend als Wahrzeichen des alten Petersburg an der Newa steht.

Die Fahne des Reiches hat Peter selbst zur Newa getragen. Keine Mühe hat er gespart, um die Newa zum heiligen Strom Rußlands zu erhöhen. Und wirklich hat sich auch an ihren Ufern stärker das Schicksal des Russischen Reiches erfüllt als an den Ufern der Wolga, in deren schwermütigen Liedern echtes und wahrhaftiges Rußland mitschwingt. Welcher Widersinn, daß künstlich der Schwerpunkt eines Reiches an die Peripherie gelegt wurde, dorthin, wo noch zur Zeit Peters kein Russe lebte, wo das Element die See ist, während das Reich einen ausgesprochen kontinentalen Charakter besitzt. Selbst die germanischen Waräger errichteten ihre Herrschaft an den Flußufern des Binnenlandes und mieden das unfruchtbare, sumpfige Newadelta. Aber Peter, der seinem Reich das Fenster nach Europa schaffen wollte, bebaute und bevölkerte es mit Gewalt. Um aber die Brücke zur Vergangenheit zu schlagen und die künstliche Entwicklung natürlich erscheinen zu lassen, wurde der russische Nationalheld und Heilige Alexander, Großfürst von Wladimir, der 1240 die Schweden an der Newa geschlagen hatte, mit dem Beinamen „Newskij" geschmückt. Nach ihm erhielt der größte und schönste Prospekt der Stadt diesen Namen. Die Gebeine Alexander Newskijs aber mußten nach Jahrhunderten ihre Ruhestätte verlassen, wurden von Peter in den Boden seiner neuen Stadt gesenkt und über ihnen eins der prächtigsten griechisch-orthodoxen Klöster Rußlands, das Alexander-Newskij-Kloster, mit seinen elf Kirchen errichtet.

Der Machtanspruch an der Ostsee

Durch solche Anstrengungen verblaßte die Erinnerung daran, daß am Ausfluß der Newa aus dem Ladogasee, der Schlüsselburg Peters, einst die schwedische Feste „Noteborg" gestanden hatte und daß das Mündungsdelta die im Jahre 1300 gegründete Festung „Landskrona" der schwedischen Reichshoheit sicherte. Die Fürsten Nowgorods jagten ihnen zwar die Feste ab, weil sie den Weg über Wolchowstrom, Ladogasee und Newa zum Meer selbst in ihrer Hand wissen wollten, aber drei Jahrhunderte später erbauten sie unweit der alten Stelle das Bollwerk Nyenschanz, das Peter dann im Frühjahr 1703 bezwang. Mit der Errichtung der Peter-Pauls-Festung auf der kleinen Newa-

Digitized by Google

insel Sajatschje pflanzte er für zwei Jahrhunderte einen großrussischen Machtanspruch mit allem Nachdruck an die Gestade der Ostsee.

Und so wie die Hauptstadt künstlich durch sein Gebot aus den Sümpfen wuchs, so wuchs auch Rußland als Staat, der aus der zwingenden Kraft einer großen Persönlichkeit Völker asiatischer und Völker europäischer Prägung rigoros unter sein Gebot brachte. Deutsche, von einem Schriftsteller einmal als „das Volk für andere" bezeichnet, haben dem Zaren dabei wesentlich geholfen, die Macht seines Reiches zu festigen und den Glanz seiner Hauptstadt zu erhöhen.

Von allem ist wenig mehr als der deutsche Name Petersburg geblieben, den der Stadt ihr fließend deutsch sprechender Begründer verlieh und den erst großrussischer Chauvinismus am Hofe des letzten Romanow im Weltkrieg durch „Petrograd" zu ersetzen suchte. Fern vom Moskauer Hof wuchs der junge Zar Peter einst unter deutschen und russischen Soldaten auf, lernte von Meister Sommer das Schießen und von den fleißigen Handwerkern der Moskauer Vorstadt andere Fertigkeiten. Vierzehn Handwerke beherrschte er, in Amsterdam lernte er den Schiffsbau und in Königsberg das Wesen der Artilleriewaffen kennen. Überall, wo in Europa etwas zu lernen war, tauchte, in den Mantel der Anonymität gehüllt, der russische Herrscher auf. So weit ging seine Vorliebe für die fleißigen und begabten Deutschen, daß sich in seinem eigenen Volk die Legende bilden konnte, der Zar sei auf einer Europareise verschollen und statt seiner habe ein Deutscher das Zepter ergriffen.

Deutsches Blut in der russischen Führungsschicht

Katharina die Große, selbst eine deutsche Prinzessin, blieb der Tradition Peters treu, erließ ein Manifest zur Hebung der Landwirtschaft und rief deutsche Bauern ins Land, die zu ihrer größten Enttäuschung den ungerodeten Boden an den unwirtlichen Ufern der unteren Wolga als Pioniere einer Bodenkolonisation zugewiesen erhielten. Beide aber, sowohl Peter wie Katharina, sahen im baltischen Herrenadel deutschen Geblütes die zur Führung geeignete Schicht, die in den wichtigen Staatsämtern an ihrem Hofe, in dem mit aller Gewalt begründeten Stand der Großkaufleute und Fabrikanten sowie in der russischen Armee ihre guten Dienste leisten sollten. Das alte Ordensland, von Peter den Schweden abgenommen, wurde nun zum Kulturdünger des Russischen Reiches. So wie deutsche Bauern bis nach Sibirien hinein Musterwirtschaften errichteten, so strömte über Petersburg deutsches Blut in die Führungsschicht dieses Staates, der aus einem Konglomerat vieler Völker und Rassen errichtet war.

Deutsche wurden wie für Peter so auch für Rußland zu den großen Lehrmeistern, schufen die Ordnung bei anderen, ohne die eigene Einheit zu erwerben. So regierten Rußland im Namen von Zarinnen und Zaren die Deutschen Baron Münich und Ostermann, wurde ein Fürst von Holstein-Gottorp Begründer einer neuen Linie des Hauses Romanow, baute der beste Ostasienkenner, der Deutsche Witte, dem Zaren Nikolaus II. die transsibirische Bahn, schlugen Generale deutschen Blutes wie Totleben, Diebitsch und Rennenkampf für Mütterchen Rußland die Schlachten. Auf der Straße von Eydtkau nach Petersburg rumpelte der Reisewagen des Freiherrn vom Stein nach Osten, um am Hofe des Zaren in einer Notzeit der Welt klugen Rat zu verschenken. Hier an der Newa war die von Peter errichtete Pforte, durch die deutsches Blut und deutscher Geist auf den Spuren der Waräger, die Rußland mit den Ruriks die erste Reihe seiner Herrscher gaben, nach Osten drang.

Russische Götterdämmerung

War es böser Zufall, war es Fügung des Schicksals, die den schnöden Undank des mit der Entente verbündeten Rußland für jahrhundertelange Mitarbeit und bei den polnischen Teilungen bewährte Freundschaft rächte? Eine deutsche Regierung mußte es sein, die den russischen Emigranten Uljanow mit dem deutschen Tropfen im Blut und den jüdischen Gedanken im Hirn durch das Reichsgebiet nach Petersburg reisen ließ, wo er unter seinem Decknamen Lenin zur Geißel der Menschheit sich aufschwang.

Die Schlange, die der eherne Reiter an der Newa mit der Inschrift im Sockel „Peter dem Ersten Katharina die Zweite" unter den Hufen zertritt, wurde lebendig, sie erdrückte den Engel an der Spitze der Alexandersäule von Petersburg, unter dessen leichtem Fuß sie ein Jahrhundert gefesselt schien. Die Wellen der Ostsee warfen die revolutionären

Digitized by Google

Doktrinen Europas an die Ufer Ingermanlands, zerwühlten hier das Gemisch europäisch-asiatischer Geister, sprachen den Sumpf an, auf dem Petersburg erbaut war und in dem der Zarenstaat nun, ohne daß er es merkte, allmählich versank. Während der Spießbürger auf dem Zarenthron noch in dem sinnentrunkenen Mönch Rasputin Gottes Werkzeug erblickte, wurde schon der leidenschaftliche Agitator Lenin zum Heiligen der Masse.

Früh schon hat Petersburg sich nicht nur als Vorort der Europäisierung, sondern auch der marxistischen Revolution erwiesen. Neben den Elementen der konstruktiven Ordnung verbreiteten sich hier auch schon früh die Geister des Umsturzes. Im Weberaufstand von 1749 zuckte das erste Wetterleuchten über der künstlichen Stadt. Hier bahnt sich ein Jahrhundert später die russische Intelligenz im Dekabristenaufstand den Weg zur Anteilnahme der Weltöffentlichkeit an den rückständigen Zuständen des alten Rußland. Hier sitzen die Häupter der Terrorgruppen und verbotenen Sekten, hier nistet sich breit und zersetzend die Freimaurerei ein. Unter dem Erlösung suchenden Industrieproletariat der rasch ins Gigantische gewachsenen Stadt zündet die Heilslehre des Juden Marx, und schon 1893 beginnt der Agitator Lenin, die Pfähle anzusägen, auf denen Peters Reich am Newadelta erbaut worden war. Das menschheitserlösende, im Freiheitstaumel berauschte Europa ging in Petersburg mit dem unzufriedenen, bis zum Letzten ausgebeuteten Asien von neuem die Ehe ein. „Somit gebührt", wie es in einer bolschewistischen Geschichtslehre heißt, „Petrograd der Ruhm, der Ausgangspunkt der sozialen Revolution zu sein". Und als der bolschewistische Meister starb, war es nur folgerichtig, gerade dieser Stadt, die den Januaraufstand 1905 und die Oktoberrevolution 1917 gesehen hatte, seinen Namen zu verleihen. War es ihm doch gelungen, wenn auch auf seine Weise, die widerstrebenden Elemente auf dem morastigen Boden dieser Stadt mit Agitation und Gewalt zusammenzubinden, ähnlich wie es auf seine Art einst Peter getan hatte, als sein Werk und seine Gedanken noch jung und voller Kraft waren.

Das Verdienst, das sich Peter um den Bolschewismus dadurch erwarb, daß er zu seiner Zeit der europäischen Gedankenwelt mit Petersburg den Schlüssel zu Rußland schmiedete, brachte ihm von dieser Sorte Nachwelt das zweifelhafte Vergnügen ein, als erster Proletarier, sozusagen als Urgroßvater von Marx, in das bolschewistische Geschichtsbuch und auf den roten Filmstreifen zu wandern. Seine Neigung, jedes Handwerk selbst zu erlernen und den zur Zivilisation hingezwungenen Bewohnern seines Reiches persönlich vorzuexerzieren, ließen aus ihm den klassischen Stachanow entstehen, und niemals hätte man in Leningrad dem großen Zaren Peter den zweiten Platz eingeräumt, wäre er nicht gut proletarisch der primitiven Seele des bolschewistischen Arbeiters und Bauern als der Bootsbauer und Staatenlenker, als der Waffenschmied und Diplomat, als der Feuerwerker und General und der Zar und der Zimmermann vorzustellen gewesen.

Daß Peter seinen eigenen Sohn in der Peter-Pauls-Festung umbringen ließ, weil er in griechisch-orthodoxer Reaktion die modernen Ideen des Vaters wieder zu Fall zu bringen drohte, erschien den Bolschewiken in seiner grausamen Konsequenz ebenfalls ein Hinweis einer fanatisch-bestialischen Geisteshaltung zu sein, die dem Allgewaltigen der nachleninistischen Ära, dem Genossen Sinowjew, den Beinamen eines Henkers von Petersburg eintrug.

Wenn aber Lenin die Geburtsstätte der Weltrevolution selbst verließ, um die alte Hauptstadt Moskau zur Zwingburg seines Regimes zu machen, so weil er wohl wußte, daß auf dem europäischen Boden von Petersburg zwar die Agitation und in ihrer Folge die Opposition mächtig ins Kraut schoß, es aber eine ungeeignete Stätte für bolschewistische Experimente und Versuchsballons bleiben mußte. Der Matrosen der baltischen Flotte und der Arbeiterschaft der Leningrader Kirow-, Molotow- oder Stalinwerke war man in Moskau sicherer als in der Stadt Lenins selbst. In der obersten Führung fraß die Revolution schon genug ihrer eigenen Kinder! Damit die Stadt der Revolution nicht das System fraß — darum ging der Bolschewismus nach Moskau.

Die Stadt mit den zwei Namen an der Newa ist einer der Schlüssel zum großen Rätsel von Rußland. Die beiden Männer, die ihren Namen bestimmten und ihr Antlitz prägten, weisen viele Parallelen in ihrem Wirken auf. Doch unüberbrückbar ist die Kluft, die sich zwischen ihnen aufreißt, die den großen Praktiker Peter von dem hoffnungslosen Theoretiker Lenin scheidet.

Digitized by Google

Sie haben Europas gute und böse Gedanken gerufen und mit den Trieben der östlichen Steppe vermählt. Nun werden ihre Kinder allmählich begreifen und froh daran werden, daß nicht nur die Gedanken, sondern der Statthalter Europas und seine Soldaten selbst gekommen sind. Die Jahrhunderte der brutalen und künstlichen Experimente sind nun vorüber. Der Marschtritt der Ordnung hallt durch Peters und Lenins Straßen, die Gestalten der Unterwelt verkriechen sich wieder im Morast, und Recht und Gesetz bestimmen die Freiheit, die als Morgenrot endlich im Osten heraufzieht.

Das Gefühl des Schönen ist ein unendliches, weshalb es auch unter dessen charakteristische Zeichen gehört, daß dabei die Wirkung weit die veranlassende Ursache übersteigt. Was liegt denn in dem Materiellen oder selbst in den Verhältnissen einer wohlgeordneten Säulenreihe, daß es mit einem Schlage dein ganzes Wesen erhebt, dich anzieht, fesselt, dich bis zu Tränen entzückt, alles, was du Großes und Herrliches gesehen, gelesen, gehört, empfunden, mit einem Zauberschlage emporregt und in lauen Wellen durch die erweiterten Adern strömen läßt? Warum bist du besser, milder, gütiger, mutiger in dem Augenblicke der Beschauung und bald darauf, solange der Eindruck noch in deinem Innern wogt? Warum entzückt dich die Natur selbst in dieser Stimmung mehr, so daß selbst Gräser und Mücken eine Bedeutung gewinnen? Kannst du hassen, grollen, beneiden, hinterhalten in dieser Stimmung? Scheint nicht der ewige Zwiespalt der sittlichen und sinnlichen Natur, des Wollens und Sollens, in diesem Augenblicke ausgeglichen? Ist dir Gott noch unbegreiflich, und unverständlich das All? Fühlst du nicht deine Verwandtschaft mit den Wesen unter dir und mit etwas über dir? Ist es nicht, als ob unsichtbare Fäden sich aus deinem Innern ausspannten und in ungeahnten Beziehungen die ganze Welt verbänden? Und das alles hätte der armselige Säulengang aus hartem Sandstein, nach dem oder jenem Verhältnis geordnet, bewirkt? Oder wäre es nicht das Gefühl der Ganzheit, das momentane Aufhören der Zersplitterung, in die das Leben unser Wesen versetzt, das Gefühl der Einheit alles Endlichen in einem Unendlichen, was diese Wirkungen hervorruft? Ferner zum deutlichen Beweis, daß nicht bloß die Phantasie auf Kosten der übrigen Vermögen erhöht wird – du denkst auch leichter in diesem Zustande, alle Wahrheiten – höchstens die mathematischen ausgenommen, die eben die strengste Sonderung fordern – sind dir einleuchtender, selbst die philosophische Abstraktion gelingt besser, zum deutlichen Beweise, daß die durch das Schöne bewirkte Erhöhung der inneren Kräfte nicht eine teilweise, sondern eine allgemeine ist.

Franz Grillparzer, Prosaschriften (Ästhetische Studien).

Kleine Beiträge

Gauleiter a. D. A. E. Frauenfeld:

Schicksale aus dem Lande, in dem die Menschen das Lachen verlernt haben

Das einzige in Rußland, was man nicht zu suchen braucht, und was es im Überfluß in der Sowjetunion gibt, sind Menschen mit einem so erschütternden Schicksal, daß man sich immer fragt, woher diese Geschöpfe die Kraft genommen haben, jahrzehntelang so zu leben und zu leiden! Man kann heute jeden Menschen, der des Weges kommt, anhalten und ihn auffordern, seine und seiner Familie Geschichte zu erzählen, um vor eine Fülle von Jammer und Elend gestellt zu werden, die auch den durch Krieg und monatelangen Aufenthalt in diesem trostlosen Lande Abgestumpften tief bewegt.

Wir sitzen in dem kleinen Bauern- und Fischerdorf Korosstyn am Südufer des Ilmensees. Dieser Teil des Verwaltungsbezirkes Leningrad ist verhältnismäßig dichter besiedelt. Neben Flachs haben die Menschen hier auch Roggen gebaut, und die Fischer sorgen für zusätzliche Verpflegung. Die Menschen sind aufgeschlossen und gesprächig uns gegenüber, seit sie

Digitized by Google

wissen, daß sie den Roggen, den sie im Kolchos gemeinsam ernten, nun für sich behalten dürfen, und wir ihre kümmerliche Habe nicht rauben und sie auch nicht mißhandeln und töten, wie man ihnen erzählt hatte...

Vor uns sitzt Gregori Krivenka und erzählt uns in wohlgesetzten Worten, ruhig und sachlich seine Lebensgeschichte. Seine Frau, mit der er acht Kinder hatte, ist nun zwar tot, von russischen Soldaten mutwillig erschossen, aber die Deutschen haben die Schwerverletzte vier Wochen lang gepflegt, das dankt er ihnen. In der Revierstube nebenan sitzt seine 22jährige älteste Tochter und freut sich, wie ein Kind auf eine neue Puppe, daß ihr ein Zahn gezogen wird. Die Deutschen machen das nämlich mit örtlicher Betäubung, und da haben die Leute richtig ihren Spaß daran.

Gregori Krivenka breitet vor uns seine Papiere und Dokumente aus. Wir sollen nicht denken, daß er uns etwas Unwahres erzählt. Und das beschriebene Papier ist in Rußland noch immer etwas sehr Wichtiges, ein bedrucktes Papier aber, besonders wenn es einen Rundstempel trägt, wird behandelt wie ein Amulett bei den Naturvölkern. Und so breitet Krivenka, ehe er erzählt, seinen Geburtsschein, seinen Militärpaß, seine und seiner verstorbenen Frau Ausweispapiere aus.

Er ist Ukrainer; es ist auffallend, wie die Angehörigen dieses großen Volkes, das durch Jahrhunderte unterdrückt und mißhandelt wurde, gegenüber den Großrussen hervorstechen durch ihr Aussehen, ihre Haltung und ihren Bildungsgrad. Krivenka schreibt eine saubere Handschrift und spricht in wohlgesetzten Sätzen.

Als es 1932 wieder einmal eine Hungersnot gab in diesem Land Europas, das die fetteste Erde und einstmals den größten Weizenertrag Europas hatte, stand er vor der Entscheidung, zugrunde zu gehen oder auszuwandern. Er war besser daran als seine Brüder, die einem Kolchos angehörten und daher nicht wegziehen durften. Sie sind beide verhungert. Er aber ließ die Frau mit vier Kindern zurück und zog nach Norden. In dem Dorfe Korossʼtyn am Ilmensee fand er, damals vierzigjährig, Arbeit. In der Schule, die einen Direktor und sechs Lehrer hatte, hielt er das Haus sauber, besorgte im Winter die Heizung, wartete die sechs Kühe, die die Schulgemeinschaft besaß, und bearbeitete die 30 Hektar Land, deren Ertrag der Schuldirektor verteilte. Dafür bekam er monatlich 100 Rubel oder 10 Tscherwonzen, das sind etwa 10 RM. Von diesem Geld sparte er sich, so viel er konnte, um es seiner Familie in das Heimatdorf Sorokodjaki im Bezirk Belaja Zerkow (Weißkirchen) in der Ukraine schicken zu können; doch dazu erhielt er keine Erlaubnis. Nun ließ er sich die Frau und die Kinder kommen und begann, da die Reise seine Ersparnisse verschlungen hatte, von neuem zu arbeiten. Nun half ihm auch seine Frau, die dafür 35 Rubel bekam, so daß das Einkommen der Familie auf monatlich 13,50 RM. stieg. Allerdings war die Kinderzahl bald auf acht angewachsen, und es war nicht ganz einfach, zehn Mäuler mit diesem Einkommen zu stopfen. Er hatte zwar die Wohnung frei und bekam ein kleines Stückchen Land, sich Kartoffeln darauf zu bauen, aber sonst bekam er nichts, auch nichts von dem Ertrag der Kühe und des Ackerlandes, das er für den „Lehrkörper" der Schule betreute. Doch — etwas bekam er — das Recht, sich Brot kaufen zu dürfen! Und das war schon viel, wenn es einem auch nicht ersparte, sich oftmals stundenlang anstellen zu müssen, bis man seinen Teil bekam. Da 1 Kilogramm Brot 1 Rubel 10 Kopeken kostete, lebte die Familie das ganze Jahr von Brot und Kartoffeln.

Als das siebente Kind ankam, gab es einen Lichtblick. Von dem siebenten Kind an zahlt die Sowjetunion durch fünf Jahre einen jährlichen Zuschuß von 2000 Rubel. Nach vielen, vielen Schreibereien gelang es ihm, wenigstens im ersten Jahr den Betrag zu erhalten, im zweiten blieb er schon aus. Die meisten der Leute aber, die ja des Schreibens unkundig sind und weder die Intelligenz noch die Zähigkeit und Ausdauer dieses Ukrainers besitzen, werden auch um diese oft einzige Möglichkeit, sich für kurze Zeit aus Hunger und Elend ein wenig zu erheben, betrogen. Aus dieser Zeit stammen auch die Kleidungsstücke der Familie. Er trägt einen völlig verschlissenen, wattierten Rock, den er sich vor zwei Jahren, schon alt und ähnlich aussehend, um 25 Rubel kaufte. Auch seine Frau bekam damals etwas zum Anziehen und die Kinder.

Aber auch dieser „Glücksfall", acht Kinder zu haben und daher einmal eine Staatshilfe zu erhalten, war nicht zu seinem Guten. Es war ja nicht nur unseren Soldaten angenehm aufgefallen, wie sauber und ordentlich das Schulhaus und seine Wohnhütte gehalten waren, sondern es war auch den übrigen Dorfbewohnern — allerdings unangenehm — aufgefallen, ins-

Digitized by Google

besondere die Direktorin der Schule, ein Bolschewikenweib aus Leningrad, vermerkte mit Unwillen, daß dieser „Zugereiste" sich einer ganz unbolschewistischen Sauberkeit und Ordnung befleißigte, und man betrachtete ihn mit Mißtrauen. Das verstärkte sich noch, als er die Kühnheit hatte, sich bei der vorgesetzten Behörde in Schimsk zu beschweren, daß er nun seit sieben Jahren den ihm gesetzlich zustehenden Urlaub nicht erhalten hatte. Folgen hatte die Beschwerde nicht, denn die bolschewistische Dienststelle in dem Städtchen Schimsk war mit der Direktorin befreundet, und die Eingabe wurde nicht erledigt. Da wandte sich der Mann an die nächsthöhere Stelle nach Leningrad; diese aber erklärte, sie könne die Beschwerde nur im Dienstwege zur Kenntnis nehmen; dieser Dienstweg aber führte über Schimsk, und dort blieb der Akt liegen. Damit war die Sache zur Befriedigung aller — mit Ausnahme des Beschwerdeführers — erledigt!

Als nun der Krieg kam, beeilte sich die Schuldirektorin, dem Manne seinen Lohn schuldig zu bleiben. Unterdessen wurden die Kämpfe immer näher an den Ilmensee herangetragen. Russische Truppen kamen, und die Kommissare und die Bolschewiken im Dorfe forderten die Bevölkerung auf, hinter die russische Kampflinie zu fliehen, denn die Deutschen marterten Männer, Frauen und Kinder zu Tode, folterten sie, schändeten die Weiber und vieles andere mehr. Nun waren aber unterdessen Zivilisten aus Gebieten gekommen, die schon von Deutschen besetzt waren, und erzählten zum großen Ärger der Bolschewiken, wie anständig die Deutschen mit den Leuten umgingen, und daß man von den „Germanskis" nichts zu fürchten hätte... „Weniger als von den eigenen Rotarmisten", flüsterten sie den Leuten zu, wenn sie sich unbeobachtet glaubten. Das erbitterte die Bolschewiken, und als sich deutsche Truppen näherten und die Leute des Dorfes Angst hatten, daß es zwischen den Häusern zu Kämpfen kommen könnte, und sie auf die Felder flüchteten, eröffneten ihre eigenen Landsleute — aufgehetzt von den Kommunisten des Dorfes — das Feuer auf sie.

Die Kinder mit den Leibern deckend, krochen auch die Krivenkas durch die Felder, und dabei geschah es auch, daß die Frau, Ewdokia Krivenka, einen bösen Beckensteckschuß erhielt. Man schleppte sie ins Dorf. Von den Russen fand es keiner der Mühe wert, sich um sie zu bekümmern. Schließlich schießt man ja nicht auf Leute, um sie nachher zu verbinden und zu betreuen. Erst als die Deutschen kamen, wurde sie in ärztliche Pflege genommen; man schaffte sie sogar mit dem Sanitätswagen in ein Lazarett und operierte sie. Aber da war es schon zu spät. Nach vier Wochen schwerster Leiden starb die 39jährige Frau des Gregori Krivenka, die acht Kinder geboren hatte und deren Fleiß und Sauberkeit das Mißfallen der Bolschewiken und das Erstaunen der deutschen Soldaten erweckt hatte, ermordet von Rotarmisten und Bolschewiken ... von den eigenen Landsleuten!

Sie ist nur eine von Hunderten und Tausenden von Frauen, die die deutschen Truppen am Vormarsch, mutwillig und böswillig von den Sowjets erschossen, tot oder sterbend fanden.

Die Schneiderin

Neben uns sitzt Maria Krivenka, die 22jährige Tochter der Ermordeten. Wenn wir den Vater mit „Papyros" erfreuen, da er uns erzählt hatte, daß er sich alle die vielen Jahre hindurch keinen Tabak und keinen Schnaps gekauft hatte, weil er dann seine Familie hätte hungern lassen müssen, so sind es einige Bonbons und die Vorfreude, einen Stockzahn mit Lokalanästhesie gezogen zu bekommen, die das Mädchen gesprächig machen.

Sie ist, wie die meisten jungen Menschen in diesem Hungerland, klein, sieht eher wie 17 aus, nicht wie 22. Hat große, lebhafte Augen, das typische Slawengesicht, und scheint ebenso gerne und grundlos zu lachen wie die jungen Mädchen auf der ganzen übrigen Welt. Aber sie tut es erst, seit deutsche Truppen den Ort besetzt haben, holt nun nach, was sie alle die früheren Jahre versäumte.

Das Mädchen war nach einer kurzen Lehrzeit, von der es einen Teil bei einem Kursus in Leningrad verbracht hatte, als Schneiderin in eine staatliche Werkstatt nach Schimsk gekommen, einem kleinen Provinzstädtchen, 17 Kilometer von Korostyn, am Schelonfluß nahe der Mündung in den Ilmensee gelegen. In dieser staatlichen Schneiderwerkstatt — private gibt es überhaupt nicht — arbeiteten fünf Mädchen unter einem „Brigadier", wie hier die Vorsteher oder Leiter eines Unternehmens genannt werden. Sie konnten in der Werkstatt schlafen, bekamen aber dafür einen Teil ihres Gehaltes abgezogen. Unsere Erzählerin verdiente am meisten von den fünf Mädchen, etwa 150 bis 160 Rubel monatlich, davon bekam sie aber

Digitized by Google

nach Abzug der Abgaben und der Miete nur etwa 80 Rubel ausgezahlt. Mit diesen acht Mark mußte sie auskommen. Die Mädchen tranken Milch, das Liter zu 40 Kopeken, hatten Anspruch auf 2 kg Brot täglich, die sie sich aber weder kaufen konnten, weil ihr ganzer Lohn sonst für Brot aufgegangen wäre, noch auch auftreiben konnten. Vom Vater bekam sie außerdem Kartoffeln geschenkt. Fleisch, Butter oder irgend etwas von den vielen anderen kleinen Näschereien und Speisen, die wir kennen, waren ihr fremd. Zucker hat Seltenheitswert im Lande. Er ist nicht nur teuer, er ist auch gar nicht zu bekommen. Und wenn wir den Leuten einige Bonbons schenken, dann heben sie sie auf, um sich einmal einen Tee damit zu süßen. Überhaupt der Tee! Wer weiß nicht, daß in Rußland in jedem Bauernhaus ständig ein blitzblanker Samowar mit heißem Wasser bereit steht und der Russe Tee zu allen Tageszeiten zu trinken pflegt! Wem hat es nicht imponiert, daß man sogar auf jeder Bahnstation im Winter heißes Wasser nach Belieben bekommt, um sich seinen Tee bereiten zu können! Wir fragen das Mädchen, den Vater und die Umstehenden, wie es denn mit dem russischen, dem schwarzen Tee wäre. Da zucken sie die Achsel und rechnen auf den Fingern nach, wie viele Jahre es schon her ist, daß sie keinen echten Tee mehr getrunken haben. Ja, in den Städten, sagt das Mädchen, gäbe es „grusinischen" Tee, der bestünde aus den Schalen von Äpfeln, Birnen, getrockneten Karotten. Vielleicht sei auch echter Tee darunter, das ließe sich nicht feststellen. Da schütteln die Bauern den Kopf. Ehe sie das Zeug kaufen, kochen sie lieber ihren eigenen Tee aus den Blättern der Waldbeeren. Er paßt ja auch zu den Zigaretten, die sie rauchen und die aus getrockneten Blättern und Zeitungspapier gemacht sind. Daher lieben sie unsere Feldzeitung so oder unser Schreibmaschinenpapier.

Und woher haben diese Menschen nun ihre Kleidung? Sie ist ärmlich, verschlissen, zerrissen, aber einmal müssen sie sie ja gekauft haben? Und da enthüllt sich uns die Tragödie von tausend und aber tausend Menschen. Erspart habe ich mir das Geld, sagt das Mädchen, erhungert. Besonders die jungen Mädchen, sagt sie selbst, wie um sich zu entschuldigen, die wollen halt gar zu gerne etwas Nettes anzuziehen haben. Sie trägt einen Mantel. Ein dünnes, fadenscheiniges Zeug. Es war für russische Textilpreise gar nicht so teuer, 140 Rubel. Man hatte ihr aber in der staatlichen Verkaufsstelle gesagt, es wäre etwas besonders Feines, es wäre nicht in Rußland hergestellt, sondern käme aus Finnland. Vor fünf Jahren, mit 17 Jahren hätte sie sich den Mantel gekauft, da hätte der Vater aber auch zugegeben, denn so viel Geld konnte sie damals noch nicht sparen. Und dann hatte sie einen Traum ... einen Wintermantel: in einem Land, in dem es sieben bis acht Monate friert und 40 und mehr Grad Kälte wird, bestimmt kein Luxus, ja nicht einmal ein unbilliger Wunsch zu nennen. Drei Jahre hatte sie gespart, bis sie sich dreihundert Rubel zurückgelegt hatte (30 Reichsmark), aber der wattegefütterte Wintermantel war in unerreichbare Ferne gerückt, denn der billigste kostete mittlerweile 700 bis 800 Rubel, von den besseren, die 1200 und mehr kosteten, gar nicht zu reden.

Ein einfacher Wollpullover, den sie nun zwei Jahre trägt, kostete 27 Rubel; und die Schuhe? Ja, die billigen, die für sie in Betracht kämen, kosteten 102 Rubel. Sie hatte lange gespart und noch länger überlegt, ehe sie ein Drittel ihrer dreijährigen Ersparnisse, die der Verwirklichung des Wintermanteltraumes dienen sollten, in einem Paar Halbschuhe anlegte, dann siegte die weibliche Eitelkeit. Nachdem sie die Schuhe zwei Tage getragen hatte, verlor sie die Stöckel, und die Sohlen fielen ab! Zum Glück hatte sie ja mit Nadel und Zwirn umzugehen gelernt, um an der zerfallenen Herrlichkeit eines Paar echt sowjetischer Potemkinschuhe herumzubasteln, bis sie wieder, zwar nicht schöner, aber doch wenigstens gebrauchsfähig geworden sind.

Und dann sagte das Mädchen so nebenbei noch: Das Sparen und Hungern allein hilft nichts, wenn man nicht auch die Zeit hat, um nach den Dingen, die man kaufen will, anzustehen. Es war ja doch von allem so wenig da — freien Handel, Märkte oder Geschäfte gab es ja nicht, man muß sich das immer wieder klarmachen —, so stellte man sich bei den staatlichen Verkaufsstellen an. Die Leute standen viele Stunden, meist bekamen nur die Vordersten etwas, die anderen mußten nach stundenlangem vergeblichem Warten wieder mit leeren Händen nach Hause gehen. Anstehen erfordert Zeit. Die Leute müssen aber ihrer Beschäftigung nachgehen. Zuspätkommen wird unbarmherzig auf das härteste bestraft. Das erstemal unentschuldigt zu spät kommen, hat Gehaltsabstriche bis zu einem Drittel auf die

Digitized by Google

Dauer eines Jahres zur Folge, das heißt, zwölf Monate nicht nur nichts ersparen können, sondern sogar hungern müssen. Beim zweitenmal aber erfolgt unbarmherzig die Strafverschickung. Man braucht in der Sowjetunion, in dem Land, aus dem heraus durch die Weltrevolution die Erlösung und Beglückung der ganzen Menschheit kommen soll, so viele Arbeitskräfte, die noch billiger sind als diese bescheidenen, sich kümmerlich am Rande des Lebens durchhungernden Kreaturen, daher produziert man Massen von Sklaven, die man als politisch verdächtig, als unzuverlässig, als Saboteure und Verräter am Proletariat verschickt, um so jährlich hunderttausende Menschen zu haben, die man in die unwirtlichsten Gegenden zu den schwersten Arbeiten verurteilen kann. Menschen gibt es ja genug.

Die Sanitätsgehilfin

Die Sanitätsgehilfin Mara (Matriona) Strugowzowa erzählte:

Sie stammt aus Gomel, also auch aus der Ukraine. Sie besuchte durch sieben Jahre eine Dorfschule und besuchte dann einen dreijährigen Feldscherkursus. Diesen Beruf wählte sie, weil sie ohne eine besondere Ausbildung gezwungen gewesen wäre, nach Beendigung ihrer Schule in einem Kolchos zu arbeiten und weil diese Arbeit allgemein wegen ihrer Schwere und Härte gefürchtet ist.

Nach Ablegung des Staatsexamens besteht die Möglichkeit, durch Einschaltung der Schule irgendwohin in Rußland vermittelt zu werden. Man kann auch Wünsche äußern, die manchmal in Erfüllung gehen. Mara wünschte sich, in die Nähe von Petersburg zu kommen, denn es war bekannt, daß die Nähe von Petersburg oder Moskau etwas günstigere Lebensbedingungen schuf.

Absolventinnen dieser Kurse kommen im Alter von etwa 20 Jahren ins Berufsleben, das heißt, sie kommen in irgendein Dorf, wo sie mit einigen Medikamenten und einem oder zwei Räumen, die keine besondere Ausgestaltung erhalten, die Menschen auf Kilometer im Umkreis ärztlich betreuen müssen Von Zeit zu Zeit soll ein Arzt diese Bezirke bereisen. Aber die russische Fürsorge sah so aus: In den Städten gab es Krankenhäuser. In Städten mit 5000 bis 7000 Einwohnern, einschließlich eines ländlichen Bezirkes im Umkreise von 20 bis 30 Kilometer mit Dutzenden von Dörfern, stand ein Arzt zur Verfügung. In größeren Städten gab es mehrere, darunter einen Distriktsarzt, der einen großen Landkreis zu bereisen hatte. In größeren Dörfern gab es einen „Medizinpunkt", eben diese Stelle, an der ein junges Mädchen angestellt war und den Hebammendienst und den Sanitätsdienst zu versehen hatte. Dafür standen Medikamente zur Verfügung, wie sie bei uns etwa in einer guten Hausapotheke zu finden sind, gar nicht zu reden von dem Inhalt einer Werkapotheke irgendeines Betriebes. Hatten diese Mädchen schwere Fälle, so schickten sie die Leute nach der nächsten Stadt. Da lud man den oder die Kranke dann auf ein Panjewägelchen und rumpelte mit ihnen stundenlang zum nächsten Krankenhaus. Wer das und die darauffolgende Behandlung aushielt, der kam mit dem Leben davon, die anderen starben. Sie kamen in eine offene Truhe, aus rohem, ungehobeltem Holz gezimmert, manchmal deckte man ein Tuch über ihr Gesicht, manchmal tat man auch nicht einmal dies. Einige Weiber faßten die Holzkiste an — schwer waren ja diese ausgemergelten Leichen gewöhnlich nicht — und trugen sie fort. Auf dem Dorffriedhof begrub man seine Toten nicht gern, denn dort mußte man ihnen einen bolschewistischen Obelisk setzen; Kreuze zu errichten, war verboten und wurde bestraft, so hatte man irgendwo im Walde oder im Sumpf seinen geheimen Friedhof, wo man die Gestorbenen bestattete!

Diese Feldschermädchen nun erweisen sich, wie die deutschen Militärärzte feststellten, als anstellig und willig — aber wie gering sind ihre Möglichkeiten, zu helfen! Die Medikamente sind nur in geringen Mengen vorhanden, viele fehlen überhaupt, und dann sind da die Vorschriften, deren Überschreitung brutal geahndet wird. Eine davon ist besonders erwähnenswert: Kranken über fünfzig Jahren dürfen keine Medikamente verabreicht werden! Das ist das Paradies der Arbeiter und Bauern! Wohl nie auf dieser Welt galt das Menschenleben so wenig, verfuhr man so verschwenderisch und rücksichtslos mit dem einzelnen Wesen! „Altersfürsorge" in der Sowjetunion: An Menschen über 50 Jahre werden keine Medikamente verabreicht!

Die Mädchen, die man zu Vollstreckerinnen dieser getarnten Todesurteile der Älteren machte, bekommen für ihre Arbeit ein Gehalt, von dem sie neben freier Wohnung etwa 180 bis 190 Rubel ausgezahlt erhalten. Bei bescheidenstem Leben, er-

Digitized by Google

fahren wir weiter, muß man für die Verpflegung im Monat doch 140 bis 150 Rubel ansetzen. Da langt es gerade für Brot, Kartoffeln, etwas Milch, Gurken, hier und da ein Stück Fisch. Meist sind es ganz kleine, trotz der Seenähe, denn die besseren, großen, müssen von dem Fischkolchos in die Großstadt gesandt werden. Zu Butter oder Fleisch langt es fast nie. Die Frage, ob man nicht auch einmal in einem Gasthaus, einem Lokal, eine Mahlzeit einnehme, erregt bei allen Anwesenden einen erstaunlichen Heiterkeitserfolg. Und die Behauptung, daß es in Deutschland in jedem kleinen Dorf einige Schenken und Wirtshäuser gibt, die die Bauern regelmäßig aufsuchen, erregt ebensoviel Unglauben wie die, bei uns bekämen die Leute mehr Geld und sie bekämen dafür auch etwas zu kaufen.... Das können sich die im bolschewistischen Staate aufgewachsenen Menschen einfach nicht vorstellen. Ein Mensch, der behauptet, 20 oder 30 Jahre alt geworden zu sein, ohne jemals gehungert zu haben, ist für sie ein unverschämter Lügenbold, dem man kein Wort trauen darf.

Ja, die junge Sanitätsgehilfin spart sich, wenn sie auf alle gastronomischen „Genüsse" verzichtet, etwa 4 Mark im Monat! Das heißt, sie kann sich ein Kleidungsstück im Jahr kaufen. Sie ist auch sehr stolz auf das dünne, kümmerliche Fähnchen von einem Mantel. Denn sie hat sich Geld geliehen und außer den Ersparnissen, die sie ausgab, noch einen ganzen langen Winter abzuzahlen gehabt, ehe sie sich als Besitzerin des guten Stückes fühlen konnte, das 400 Rubel gekostet hatte und ihr im staatlichen Manufakturladen als etwas besonders Feines gepriesen wurde, weil der Stoff aus Finnland stammen sollte.

Mit Hilfe der Eltern, die aushalfen, kam sie sogar in den Besitz eines zweiten, eines Wintermantels. Einzeln hatte man Watte, Stoff, Futter zusammengetragen, bis es so weit war, das man das Ganze zu einem Wintermantel zusammensetzen konnte. ... Wer aber da glaubte, in Rußland trügen die Leute im Winter Pelze, weil sie dort so billig sind, der wird danach, bis auf einige räudige alte Stücke, die überschattet sind von einer jahrzehntelangen Vergangenheit unter dem Zarenadler, vergebens Ausschau halten!

Kaufmannsleute

Wir suchen ein anderes Haus in Staraja Russa auf. Eines der noch unversehrten, in dem sich mehrere Familien zusammendrängen. Lauter alte Leute! Dieses Land war schon entvölkert, ehe wir kamen. Die Männer waren von den Kolchosen und Sowchosen weg in die Fabriken der großen Städte gezogen. Der Krieg holte die letzten. Die jungen Mädchen waren auch zum Teil abgewandert. Was blieb, waren Mütter mit den Kindern und alte Leute.

Vor uns sitzt Nadjeschda Djemdjewa, die aus Saratow stammende Gattin eines Arztes, der mit einem kleinen Kind aus der Stadt flüchtete. Die Frau harrte in der Wohnung aus, die, ganz verlassen, sofort von den Rotarmisten geplündert worden wäre. Nun ist sie verbrannt, und die schon grauhaarige kleine „Großrussin", die einmal sehr hübsch gewesen sein muß, sitzt hier in einer Diwanecke und erzählt mit verhaltener Stimme. Dann ist noch ein altes Ehepaar im Zimmer. Der Lagerverwalter Platonowa und seine Frau Olga, er Russe, sie russisch-lettischer Abstammung, in Riga aufgewachsen und von daher auch mit teilweise wieder vergessenen deutschen Sprachkenntnissen.

Aus einer Familie von Geschäftsleuten stammend, zog sie nach Petersburg und war dort Teilhaberin eines Manufakturwarengeschäftes. Ihr Mann war Angestellter. Am Silvestertag 1929 war der schwarze Tag für die Geschäftsleute; sie wurden zusammengefangen und eingesperrt. Ihre Habe wurde ihnen weggenommen, ihre Geschäfte geschlossen, sie selbst verschickt. Drei Jahre Strafaufenthalt in den arktischen Zonen von Nordrußland wegen des Verbrechens, Teilhaber eines kleinen Ladens gewesen zu sein! Der Mann aber saß mit dem kleinen Kind ohne Geld da, ihn hatte es nur die Stellung gekostet. Was blieb ihm anderes übrig, als seiner Frau zu folgen... So ist es fast immer. Ein Familienmitglied wird verschickt, die übrige Familie folgt freiwillig. Daher schwillt bei Deportationen von Hunderttausenden der Menschenstrom in die Millionen an. Die Verschickung erfolgte in die polaren Gebiete nördlich von Archangelsk nach Cholmongori. Daß die Frau nähen und etwas schneidern konnte und der Mann andere handwerkliche Kenntnisse besaß, so z. B. als Zimmermaler arbeitete, rettete beiden das Leben, denn, sich jetzt noch schüttelnd, erzählt die Frau, daß dort die Menschen, die in den Lagern, den „Kolonien", waren, wie die Fliegen Hungers starben. Es waren Nonnen, Priester, ukrainische Bauern, die, nachdem alle Hunde und Katzen aufgegessen waren, Baumrinde zerkochten, und immer schwächer werdend, teils erfroren, teils Hungers starben.

Digitized by Google

Ihre und ihres Mannes handwerkliche Künste verschafften ihnen bei den Bauern Gegenleistungen in Form von Nahrungsmitteln.

Einmal kam auch eine amerikanische Kommission, um die in die Welt hinausgesickerten Greuelmeldungen zu prüfen. Da trieb man die Lagerinsassen einfach in die Wälder und zeigte der Kommission leere Barackenlager. Die Frau selbst erlebte das mit, weil sie nicht in einem Lager war, sondern sich wegen ihrer Näh- und Schneiderarbeiten frei unter den Ansässigen bewegen durfte.

Nachdem die drei Jahre um waren, konnte sie nicht gleich wegfahren, weil irgendwelche Papiere nicht in Ordnung waren. Es dauerte noch ein weiteres Jahr, dann konnten sie endlich aufbrechen. Aber wohin? Ohne Bürgen darf sich ein deportiert Gewesener nirgends niederlassen. Man fand den Bürgen endlich in Staraja Russa in einem alten Bekannten, dem baltischen Arzt Dr. Klink, und fand damit ein neues Heim. Die beiden Kinder sandte man nach Leningrad, damit sie bessere Schulen besuchen konnten, die Eltern selbst fingen einen kleinen Handel an. Sie richteten sich eine Verkaufsbude ein und legten Kopeke auf Kopeke zurück, um ihre Kinder unterstützen zu können. Diese — der eine wurde Architekt, der andere Mechaniker — mußten ihre Eltern verleugnen, denn nur Arbeiterkinder durften studieren; da der Vater einen kleinen Verkaufsstand hatte, wäre er nicht zuverlässig genug gewesen!

Später bekamen die Eltern eine Beschäftigung als Leiter eines staatlichen Verkaufsladens, da bekamen sie Prozente vom Umsatz, die etwa 150 bis 200 Rubel monatlich abwarfen. Endlich gelang es dem Mann, Lagerverwalter zu werden, eine verantwortliche, anstrengende Tätigkeit, die ihm mit 225 Rubel entlohnt wird, von denen er 190 = 19 Mark ausgezahlt bekam! Jetzt konnten aber wenigstens die Kinder in Leningrad, die unterdessen ins Verdienen gekommen waren, helfend eingreifen, sonst wären die Eltern am Eismeer nur dem Hungertod entgangen, um ihn dann in Staraja Russa zu erleiden.

Bauern

Protokoll:

Ich heiße Frolowa, Stepanida Theodorowna, geboren 1882 im Dorfe Mstonja (ein Fischerdorf am Ilmensee mit etwa 350 Einwohnern) Ich bin 35 Jahre verheiratet und hatte zehn Kinder zur Welt gebracht, davon sind drei gestorben. Mein Mann ist schon vier Jahre lang verschickt, wohin — unbekannt.

Früher besaßen wir ein Haus, drei Kühe, ein Paar Pferde, zwei Anteile Land, drei Schafe. Wir hielten noch drei Schweine. Mein Mann war Fischer am Ilmensee; daher gehörte ihm eine Hälfte eines Fischerbootes. Ihm gehörte auch die Hälfte einer Mühle; wir hatten einen Obstgarten und einen Gemüsegarten, einen Getreidespeicher, eine Tenne, einen Schuppen und eine Banja (Badehaus aus Holz, Sauna). Wir hatten Netze zum Fischfang, zwei Eggen, einen großen Pflug und drei kleine Pflüge, zwei Fuhrwerke, zwei Schlitten, eine Dresch- und eine Putzmaschine.

Im Jahre 1929 wurde bei uns der Kolchos „Sailmenskij pachar" (Pflüger hinter dem Ilmensee) gegründet, und wir sind in ihn eingetreten. Sofort wurde uns alles abgenommen, und man ließ uns nur eine Kuh; dann wurden wir im Jahre 1931 entkulakisiert (Kulaken nannte man in der UdSSR. wohlhabendere Bauern, die als staatsfeindlich galten; Entkulakisierung = Enteignung von Hab und Gut dieser begüterten Bauern), und unsere letzte Kuh und unser Haus wurde uns weggenommen. Wir zogen daraufhin in die Banja; dann wurde uns auch die Banja abgenommen.

Für den Arbeitstag bekamen wir von dem Kolchos ein halbes Kilo Kartoffeln, ein halbes Kilo Heu und ein halbes Kilo Stroh. Brot bekamen wir überhaupt nicht aus dem Kolchos. Ich siedelte zu meiner Tochter über; so war es leichter zu leben.

Wenn die Deutschen nicht gekommen wären, wäre bei uns Hungersnot ausgebrochen. Wir hatten gar keine Vorräte.

Mstonja, 13. September 1941.

gez. Frolowa, Stepanida.

*

Protokoll:

Ich heiße Korolkowa, Axenija Elexejewna, geb. 1871 im Dorf Gorzy (in der Nähe des Ilmensees, 500 Einwohner). Im Jahre 1891 hatte ich mich verheiratet und brachte sieben Kinder zur Welt: zwei Söhne und fünf Töchter.

Unter dem Zaren wurde die Steuer in Geld festgesetzt und einmal im Jahr entrichtet.

Mein Mann starb in diesem Jahr (1941). Wir besaßen früher drei Anteile Land, vier Kühe, drei Pferde, ein Schwein, ein Kalb,

Digitized by Google

fünf bis sechs Schafe, bis zu zwanzig Enten, zehn bis fünfzehn Hühner (so daß wir immer Eier hatten), einen Gemüsegarten von 60 Ar, zwei Fuhrwerke, im Winter fuhren wir auf zwei Schlitten, hatten eine eigene Tenne und Schuppen; das Getreide wurde in einen eigenen Speicher geschüttet. Wir besaßen zwei Eggen und zwei Pflüge.

Als die Bolschewisten ans Ruder kamen, wurden die Steuern sofort erhöht, und zwar in Geld als auch in Naturalien (Lebensmitteln). Im Jahre 1929 wurde bei uns der Kolchos namens „Novi put" (Neuer Weg) gebildet. Im Jahre 1932 mußten wir in den Kolchos eintreten; zuerst wollten wir das nicht, aber dann hat man uns sehr hohe Steuern auferlegt. Sobald wir in den Kolchos eintraten, wurden uns abgenommen: eine Kuh, ein Pferd, das Zaumzeug, die Tenne, der Schuppen, der Getreidespeicher, die Eggen und Pflüge. Um die Steuern bezahlen zu können, mußten wir alles übrige verkaufen. Geblieben sind jetzt nur eine Kuh, sieben Hühner und ein Ferkel. Sehr viele im Dorf haben gar keine Kuh, und da müssen wir den Familien, in denen viele Kinder sind, Milch abgeben.

Für den Arbeitstag bekam ich 150 Gramm Getreide und 14 Kopeken in Geld ausbezahlt. Für die Speisung blieb eine Schuld in Höhe von 60 Rubel zu bezahlen. An Sonntagen mußten wir auch arbeiten. Im vorigen Jahr bezahlte ich für Steuer 99 Rubel, Kulturbeitrag 30 Rubel, Selbstbesteuerung 30 Rubel, 36 Rubel Versicherung für das Haus; dann in Naturalien 32 kg Fleisch, 240 Liter Milch, 50 Eier, aus dem Garten 250 kg Kartoffeln.

Die neue Steuer betrug 500 Rubel. Wir hätten nicht leben können, wenn ihr nicht gekommen wäret. Wir wären hier verhungert.

In den Kooperativ-Läden standen wir ganze Nächte an, vom Abend bis zum nächsten Morgen. Ich schickte meine Enkelin; sie ist nur 12 Jahre alt; es ist kalt, die ganze Nacht zu sitzen, dann ging meine Tochter als Ablösung. Und wenn man nur ein Wort gegen die Bolschewisten sagte, wurde man für fünf Jahre zwangsverschickt.

Es war ein schweres Leben!

Gorzy, 15. September 1941.

gez. Für Korolkowa.

(Unterschrieben von der Tochter, da die Frau nicht schreiben kann.)

Leutnant J. Jewtuchowitsch:

Das Kriegstagebuch eines russischen Reserveoffiziers

Ohne einen Buchstaben abzuändern, wegzulassen oder hinzuzufügen, veröffentlichen wir den Wortlaut des Kriegstagebuches eines sowjetrussischen Offiziers, dessen Charakterzüge uns unter einer vertierten und heruntergekommenen Unterwelt von Kindern des roten Regimes das tragisch verklärte Antlitz eines Menschen offenbaren, der im Zeichen von Hammer und Sichel im sicheren Bewußtsein des bevorstehenden Unterganges seine Pflicht erfüllte.

Tagebuch vom 25. Juni 1941 bis ...?

25. Juni 1941.

Da ist er also, der Krieg! In der ersten Zeit ist es schwierig, die Gefühle wiederzugeben, die einen befallen, aber eines ist vorherrschend: die Aufregung. Es gibt keine solche Zuversicht wie in Finnland, und das erklärt sich durch die zweifellose Stärke des Gegners. Wie immer, gibt es bei uns viele Parolen, Versammlungen und viel Agitation. Überall lebendige Tätigkeit, Unterhaltungen.

Heute bin ich beim 64. Pionier-Bataillon eingetroffen und freue mich, ehrlich gesagt, nicht darüber. Ich spüre auf dem Grunde keine starke Organisation, keine wirkliche Arbeit, was schon aus dem Empfang der Reservisten ersichtlich ist. Alles wird irgendwie überstürzt.

Ein kalter Abend. Bald werden wir fahren, irgendwohin, irgendwomit. Weder das eine noch das andere ist uns bekannt. Uns, die Offiziere, hat man nicht zusammengerufen, nicht mit uns gesprochen — seltsam.

Es gelang mir, zu Hause anzurufen, es kamen Mutter und Galja, sie brachten die „Ausstattung" — mein kleines Köfferchen. Mit traurigem Gefühl schaute ich in das mir unendlich liebe Gesicht meines armen Mütterleins und dachte: „Wie schwer hat sie's im Leben gehabt, was hat das Leben ihr Gutes gegeben?" Hier sitzt sie neben mir, meine alte Mutter, sie unterdrückt in ihrem Innern die Unruhe und, kaum imstande, die Tränen zurückzuhalten, bekreuzigt sie mich und drückt mir am Tor des Kasernenhofes irgendein Papier in die Hand. Man will sich stark zeigen, drückt ihre armen kleinen Händchen, aber im Herzen sind Tränen und Dankbarkeit für ihre Sorge. In Galjas Augen sehe ich Unruhe, Hoffnung, Zärtlichkeit und Interesse für mein wahrscheinlich kriegerisches Aussehen.

Um acht Uhr kamen wieder Mama, Galja und Slawa. Ein eiliges, unordent-

Digitized by Google

liches Abendessen in irgendeiner halbdreckigen Speisestube — essen mochte ich nicht, wenn ich auch den ganzen Tag nichts gegesen hatte —, und sie begleiteten mich bis zum Kasernentor. Ich sagte der Mutter schnell Worte des Abschieds, und mit einem Klumpen im Hals, die Tränen zurückhaltend, küsse ich sie alle.

28. Juni 1941.

Schlaflose Nacht auf der Straße, kurze Reparatur des Wagens, Herumstehen im Walde, wieder Unordnung (auf solchen Wagen werden wir nicht weit fahren). Konnte man nicht eher alles vorbereiten? Ich bin durch Kuokkalo gefahren — mir wurde traurig zu Mute: Noch vor einem Jahr war ich hier mit Mutter, hab' mich erholt und wohl nicht an Krieg gedacht.

Endlich sind wir nach Lerk-Järwi gekommen, haben im Walde gestanden, während alles stille war und ruhig. Ich wollte einen Brief nach Hause schreiben — es ging nicht; denn es gibt noch keine Feldpost, keine Adresse. Das ist sehr ärgerlich.

29. Juni 1941.

Was für eine Nacht war das! Irgendwelche Idioten eröffneten das Feuer (unbekannt natürlich auf wen) mit dem Ergebnis, daß die Kompanie in Aufregung geriet und das hysterische Geschrei eines Soldaten im 2. Zug ein fürchterliches Durcheinandergeschieße hervorrief. Ergebnis: ein Mann verwundet. Und das alles weit hinter der Front!

Kompaniechef ist Hauptmann Rdjenkow (auch Reservist), ein feiner Mann, Weltkriegsteilnehmer, besonnen, gerecht, man merkt die Erfahrung. Die übrigen aktiven Offiziere in der Kompanie — ich glaube, darüber ist wenig zu sagen. Ich bemühe mich, gleichmütig mit ihnen umzugehen und das Verhältnis nicht zu verderben. Sympatisch ist von ihnen nur Krawjetz, ein einfacher, offener Bursche.

1. Juli 1941.

Wir sind immer noch auf der alten Stelle. Vom Krieg weiß ich nur etwas aus den Zeitungen. Der Gegner kommt kräftig vorwärts. Aber das entscheidet die Sache nicht; denn die Hauptkräfte des Heeres sind noch nicht eingesetzt.

Ich nähre und wasche mich regelmäßig. Der Zug wird beschäftigt Es ist noch ein Offizier bei der Kompanie angekommen, Jakowljew (Reservist), ein sehr sympathischer Mann, ich fühle, daß ich mit ihm auskommen werde.

3. Juli 1941.

Wir sind jetzt an der Arbeit im Kreise S. Wir haben einen Panzergraben gegraben. Wir sind etwa 30 km marschiert. Da hat sich mal wieder, wie üblich, unsere mangelnde Vorsorge gezeigt. Das Schuhwerk der Leute war nicht in Ordnung — mit dem Ergebnis, daß die Füße zerschlagen und zerschunden sind. Einige konnten nicht gehen und blieben weit zurück.

In S. bekamen wir Feuer von einem feindlichen Flugzeug. Wie ich später erfuhr, war es eine Messerschmitt 109. So also sind die! Besondere Furcht habe ich nicht empfunden. Ruhig gab ich den Befehl, in Deckung zu gehen. Verluste hatten wir nicht, aber am Waldrand bei einer anderen Abteilung gab es Opfer.

Mir gefällt das Verhalten unseres Politruk Jermakow gar nicht — ein erstaunlich furchtsamer Mensch! Er selbst wird unruhig und schilt die Leute. Ich habe mich ziemlich gründlich mit ihm überworfen.

4. Juli 1941.

Von Mutti erhielt ich Päckchen und Brief. Zu Hause ist alles in Ordnung, Slawa fühlt sich gut, Galja küßt mich schriftlich, wie gern möchte ich sie küssen, und zwar nicht auf dem Papier. Endlich haben wir Adressen und Feldpostnummer bekommen. Ich habe nach Hause geschrieben und der Mutter gedankt, besonders für die Flasche Wein, die ich mit Vergnügen zusammen mit Jakewlow und Russinow vertilgt habe.

Von der Front weiß ich, daß harte Kämpfe mit wechselnden Erfolgen im Gange sind. Das Nachrichtenbüro gibt Berichte von großen Verlusten der deutschen Truppen. Ich stelle mir vor, daß das auch für uns nicht ohne Blut abgeht.

Die Arbeit ist beendet und wieder sind wir in der Nacht weit marschiert. Die Nächte sind auch für mich recht anstrengend, aber vor den Leuten bin ich bemüht, mich munter und fröhlich zu zeigen. Ich half ein Gewehr aufzuheben oder einen Sack.

Die Leute in meinem Zug sind gut. Meine Fürsorge beantworten sie mit Fürsorge, sie bereiten mir ein Nachtlager, eine Waschgelegenheit. Sehr ordentliche Kinder, Chwostow, Fomin, Ssmirnow und Pawschin, mit denen ich im vergangenen Jahr in Finnland auf Spähtrupp ging über das Eis eines Sees und die ich bis jetzt nicht mehr gesehen hatte.

Digitized by Google

10. Juli 1941.

Sie haben uns auf Lastwagen in eine völlig andere Richtung geworfen. Am Abend des 5. kamen wir durch Leningrad. Die Leningrader empfingen uns mit Wärme, und ich empfand besonders die Ehrlichkeit dieses Geleits und des Wunsches einer glücklichen Heimkehr. In aller Augen Unruhe, Unruhe um uns, um sich selbst. Ich konnte zu Hause anrufen und hörte mit Zittern die Stimme Slawas und dann auch meiner teuren alten Mutter. Fast nichts konnte ich sagen, und sagen wollte ich so viel! Wie sich in der Folge zeigte, war ich ein Dummkopf, daß ich nicht nach Hause fuhr.

Seit jenem Tag marschieren wir von Ort zu Ort. Mal suchen wir das Bataillon, mal das Bataillon uns. Wir waren dem Regiment unterstellt (unsere Pionierkompanie), mit dem wir einen sehr schweren Marsch machten — 94 km; mit den an solche Märsche ungewohnten Leuten war es sehr schwer. Ich beschäftigte mich damit, mich andauernd zu vergewissern, ob alle meine Leute noch bei mir seien. Ich weiß nicht, worauf ich es zurückführen soll, aber bei mir blieben die Leute nicht zurück, obwohl es bei ihnen mit den Füßen nicht besser ging als in anderen Einheiten.

Ich wundere mich, wieso wir (die Zugführer) bisher keine Karten bekommen haben. Wenn wir eine selbständige Marschbewegung machen, so gehen wir den Dörfern nach, die uns genannt werden, „irgendwohin und irgendwie".

Im Kreise Schtsch. erhielten wir die ersten Nachrichten über den Feind von Teilnehmern an den Kämpfen: Es wird um Ostrow gekämpft, und der Feind kommt mit grober Kraft vorwärts.

15. Juli 1941.

Wir sind im Kreise M. angekommen, wo unsere ganze Abteilung mit allem, was dazu gehört, sich versammelt hat. Ich bin (auf meine Bitte hin) zur Bataillons-Reserve gekommen, und Dima Jakowljew hat meinen Zug übernommen. Ich hab's deswegen getan, um Dima eine Stelle zu geben, sonst hätten sie den Jungen fortgeschickt. Er weigert sich aus Bescheidenheit nie, etwas zu tun, kann nicht widersprechen, wenn es nötig ist, und das nutzt man im Bataillon aus. Mit mir spricht man erst, bevor man mir einen Auftrag gibt. Vom Zuge habe ich mich herzlich verabschiedet, und es tat mir leid um diese ordentlichen Kinder. Ich bin überzeugt, daß es ihnen bei Dima nicht schlecht gehen wird.

19. Juli 1941.

Meine Versetzung in die Bataillons-Reserve hat sich nicht als günstiger erwiesen, als ich angenommen hatte. Neben der Stelle als Lückenbüßer ist auch das Verhältnis zu den anderen Angehörigen des Stabes mit der Zeit unerträglich. Der Gegner kommt kräftig vorwärts. Unsere Abteilungen sind schon mit ihm zusammengestoßen und haben ihm, Gerüchten zufolge (das ist unsere einzige Informationsquelle), heftigen Widerstand geleistet. Man hat mir den Posten des Verbindungsoffiziers beim Divisionsstab übertragen. Ich glaubte, daß man dort etwas Genaueres erfahren könnte, aber auch da nährt man sich von Gerüchten oder man unterrichtet einfach mit Absicht solche „kleinen" Leute nicht.

23. Juli 1941.

Die Division hat die Bewegung des Feindes aufgehalten und ist zum Angriff übergegangen. Die Sache steht nicht schlecht. Die Stimmung hat sich bei allen gebessert, bei mir ist allerdings das Gegenteil eingetreten. Die Aufgaben des Verbindungsoffiziers sind so anstrengend, daß mir einfach die Kräfte fehlen. In der Hitze, im beißenden Staub fahre ich auf dem Krad 50 km vom Bataillon zur Division und zurück. Den ganzen Körper habe ich mir auf der Fahrt zerschunden.

Von Mutti erhielt ich einen Brief. Sie ist munter, mein altes Mütterchen, schreibt zärtliche, tröstende Briefe, Galjuscha schreibt auch (und man möchte glauben, daß sie liebt, wie sie schreibt).

28. Juli 1941.

Fünf Tage habe ich auf dem Hauptverbandplatz gelegen. Schlecht war es, sehr schlecht. In den letzten beiden Tagen, als es besser ging, habe ich mich im vollen Sinne des Wortes erholt. Vor allem habe ich mich gründlich gewaschen. In dieser Beziehung steht die Sache bei uns schlecht. Es gelingt einem einmal in fünf Tagen, sei es aus Wasser-, sei es aus Zeitmangel. Die Division hält die Front, aber unser Nachbar geht oft zurück und veranlaßt dadurch, uns auch zeitweilig vom Feinde zu lösen.

Bis jetzt hatte ich noch keine Gelegenheit, die Wirkung der feindlichen oder eigenen Luftwaffe zu beobachten, wenn ich den unbedeutenden Bombenangriff bei M. nicht rechnen will, den ich mehr mit Inter-

Digitized by Google

esse als mit Ehrfurcht erlebt habe, wenn auch eine Bombe sehr nahe bei uns explodierte.

Meine Rückkehr vom Verbandplatz zum Bataillon ging sehr unbemerkt vor sich. Nichts verbindet mich mit diesen Leuten, außer dem Dienst. Alle diese Pilinski, Ssarinow, Semskow haben sich als ziemlich niedere Geister gezeigt, die nur auf ihre eigene Stellung, ihr Leben und ihre Orden bedacht sind.

2. August 1941.

Von Hause erhielt ich mehrere Briefe auf einmal. Unsere Post arbeitet entsetzlich schlecht. Um zu Hause bin ich ruhig. Slawa fühlt sich wohl, arbeitet viel. Als wenn ihm das Herumfahren nicht schadet — er ist doch noch so krank.

Ich habe eine Stellung als Zugführer in der Kompanie von Muschtakow bekommen, ein sehr fähiger, energischer Mann. Er hat viel Vertrauen in sich selbst und seine Kraft. Von seiner Kompanie ist nicht viel übriggeblieben; denn sie ist wie ein gewöhnlicher Spähtrupp in den Kampf gegangen, ohne andere Feuermittel als Gewehre.

Es ist mir unverständlich, weshalb man eine Pionierkompanie mit Aufgaben für Schützen betraut. Haben wir in der Division keine Leute? Warum gibt es bei uns immer solche Unzulänglichkeiten, wenn Leute sich mit Dingen beschäftigen, die nicht die ihren sind? Wieder einmal Mangel an Organisation?

In der Kompanie fühle ich mich wohl. Mit Muschtakow und dem 2. Zugführer Kusmjezow komme ich nicht näher zusammen, wir haben nur rein kameradschaftliche Beziehungen.

9. August 1941.

Gestern erhielt ich von Mutti ein Päckchen und viele Briefe. Sie entschuldigt sich noch für die Ärmlichkeit des Päckchens! Meine gute alte Mutter, ich stelle mir vor, mit welcher Mühe du auch das zusammengetragen hast! Wir hatten ein Festmahl vor, aber Pilinski verdarb alles, der kam und erklärte, die Kompanie müsse ausrücken und umziehen. Eilig verschlangen wir die guten Sachen aus dem Päckchen, tranken zwei Flaschen Wein, die von vieren ganz geblieben waren, und trollten uns Wieder mal irgendein Unsinn! Mit der Verlegung war es nichts. Umsonst haben sie die Leute gejagt, umsonst haben wir den weiten Weg zurückgelegt. Wann hört endlich mal dieses Durcheinander in allen Dingen auf?

17. August 1941.

Ist es denn überhaupt möglich, mit einfachen Worten das zu beschreiben oder gar niederzuschreiben, was in diesen acht Tagen vor sich gegangen ist. Alles, was wir erlebt, gesehen haben, war so schwer und vielleicht fürchterlich, daß auch mit einer einfachen Aufzählung der Tatsachen hier wenig aufgeschrieben ist.

Bei der Rückkehr von der Verlegung entschloß sich Muschtakow, die Kompanie im Dorfe Makowitschtsche in einer Scheune nächtigen zu lassen. Die Anordnung war nicht schlecht, und wir rechneten auf eine gute Nachtruhe. Ich erwachte und blickte wie immer zunächst auf die Uhr. Über uns flog ein feindlicher Aufklärer. Aus irgendeinem Grunde schlief ich nicht mehr ein. Ich horchte auf das Geräusch des Motors und dachte an daheim. Allmählich verstummte das Geräusch des Flugzeuges.

Es vergingen 20 Minuten, und von neuem hörte ich Motorenlärm. An der Lautstärke konnte ich erkennen, daß das nicht nur einer war. Nach einigen Minuten kam unser Koch in den Schuppen gerannt und schrie: „Fliegeralarm! Deutsche Flugzeuge in ungeheurer Menge fliegen geradewegs hierher!"

Wir kamen kaum auf die Beine, als zur Bestätigung der Worte des Kochs die Explosionen der Bomben und das Geräusch der MG.-Garben ertönte. Schon nach kurzer Zeit brannte es im Dorf und durch das Dach unseres Schuppens schwirrten die Geschosse. Explosionen folgten aufeinander ohne Unterbrechung. Die Luft dröhnte von Motorengeräusch und MG.-Feuer.

Augenblicklich warfen wir uns auf den Boden des Schuppens, uns mit dem ganzen Körper an ihn drückend, in der Erwartung, daß die hier und dort abgeworfenen Bombenreihen auch bei uns fallen würden. Man wollte ganz klein werden, völlig unbemerkbar. Kleine Pausen zwischen den nah und fern fallenden Bomben füllten wir mit Scherzen und erzwungenem Lachen aus und bemühten uns, einander nicht zu zeigen, daß wir uns fürchteten.

Endlich wurde der Aufenthalt in dem Schuppen unmöglich. Ein naheliegendes Gebäude stand in Flammen und drohte, unsern Schuppen in Brand zu setzen. Muschtakow gab den Befehl, in den Wald zu gehen.

Ich rannte mit fünf Mann als letzter hinaus. Kaum gelangten wir bis zum Walde; denn wir mußten über einen offenen Platz laufen, der buchstäblich wie mit einem

Digitized by Google

Regen von MG.-Geschossen der deutschen Zerstörer übergossen wurde.

Im Walde war es nicht leichter. Die Waldränder wurden mit methodischer Beharrlichkeit mit Bomben und MG.-Feuer belegt. Wir legten uns zwischen Erdhaufen und drückten uns mit dem ganzen Körper an die Erde. Eine Bombenexplosion riß mich aus meiner Bodenwelle, und im gleichen Augenblick ertönte ein Schrei des Soldaten Lissizyn, der vor mir drei Schritte entfernt lag: Hierher! Hierher!

Von der nahen Explosion noch nicht ganz erholt, den Donner in den Ohren und das grelle Leuchten noch in den Augen, ging ich dem Rufe nach, und der entsetzliche Anblick eines Menschen mit abgerissenem Bein und klaffendem Bauch wird noch lange in meinem Gedächtnis bleiben. Ich konnte ihm nicht helfen.

Ich beschloß, mich mit den übriggebliebenen Leuten zum Bataillon durchzuschlagen, in der Erwägung, daß auch der Divisionsstab in alle Winde verstreut sei. Mal im Graben kriechend, mal im gebückten Lauf durch die Sträucher, rannten wir lange, von den fürchterlichen Vögeln verfolgt. Zum Glück fand ich in einem Graben ein ziemliches Erdloch, in dem wir uns versteckten. Wir saßen darin bis neun Uhr abends, in furchtbar unbequemer Lage, bis zu den Knöcheln im Wasser. Was wir in dieser Zeit gedacht haben, was wir erlebten, das versteht nur der, der einen ähnlichen Tag einmal erlebt hat.

In der Nacht fanden wir das Bataillon, aber Ausruhen gab es nicht, denn am nächsten Tag wiederholt sich dasselbe, mit dem einzigen Unterschied, daß in der Nacht unser Stab mit seinem ganzen Personal und ohne Verluste auf Kraftwagen abrückte. Bis zum siebzehnten verliefen alle Tage ebenso.

18. August 1941.

Heute um fünf Uhr morgens bin ich durch Nowgorod gefahren, das noch wenig Bomben abgekriegt hat. Welch eine schöne Stadt! Richtige alte russische Zeit.

Am Abend bedeckte sich die Stadt mit schwarzem Rauch von einem kolossalen Bombenangriff. Die Burg und die Wolchow-Brücke blieben mir im Gedächtnis. Werde ich sie noch einmal sehen?

Ich vergaß bisher, die außergewöhnliche Feigheit von Pilinski zu erwähnen. Der Mann verlor bei dem Bombenangriff völlig die Gewalt über sich selbst. Wenn es so weiter mit ihm geht, wird er den Verstand verlieren. Ich gab ihm eine Flasche Wein, die ich zufällig in Nowgorod gekauft hatte. Er bedankte sich schrecklich.

Wir marschieren in aller Eile immer weiter und weiter. Wo sind unsere Flieger?

20. August 1941.

Bis Leningrad sind's 50 Kilometer. Das Herz will aus der Brust springen in dem heißen Wunsch, die Mutter, Slawa und Galja wiederzusehen. Natürlich nutzt die „Führung" die Sache sofort aus und fährt in die Stadt, um ihre Familien hinauszuschaffen. Ich bat Pilinski um Erlaubnis, zu fahren, aber da er selbst fuhr, sah er mich nur flüchtig an und sprang in den Wagen. Ich ärgerte mich dermaßen, daß ich mich nicht bezwang und vor Zorn errötete. Worin bin ich eigentlich weniger als Schulinkski oder gar Pilinski? Einfach weil ich Reservist bin, das ist doch klar!

22. August 1941.

Muschtakow hat sich eingefunden! Jetzt hat die „Kompanie" folgenden Bestand: Er, der Chef, ich und 18 Mann. Das ist alles! Zur Zeit tue ich nichts. Ich sandte Mutti und Galjuscha einen Brief, warte auf ein Päckchen.

In Toßnow haben sie irgendwo Wodka gefunden. Das ist hier eine solche Seltenheit, daß ich mit unwillkürlicher Erregung die Stunde erwarte, in der wir mit Erlaubnis von Damidow trinken dürfen. So will man ein wenig die schweren Gedanken aus dem Kopfe verscheuchen. Es sind schon fünf Tage, da ich das Pfeifen der Bomben nicht mehr gehört habe. Acht unserer Zerstörer haben sich gezeigt. Das liegt natürlich daran, daß Leningrad nahe ist. Anscheinend fahren wir wieder anderswo hin.

23. August 1941.

Wir sind umgezogen. Wir liegen in einem großen, feuchten Walde. Dafür ist es ruhig. Dima Jakowlow ist wieder da. Hurra! Er ist wieder in unserm Regiment. Ich habe mich wortlos darüber gefreut, besonders deswegen, weil er Kompaniechef geworden ist und ich bei ihm bin. Die Kompanie' ist irgendwie aufgestellt worden, ich nenne sie „eineinhalb Krüppel". Wir sollen ein Regiment in einer Division auffüllen, die am 10. August zerschlagen worden ist.

29. August 1941.

Die ganze Zeit sind wir von Ort zu Ort marschiert. Kann man das noch als Regiment bezeichnen? Man hat die Leute nur mit Gewehren bewaffnet. MG. gibt's erschreckend wenig. Sanitätspersonal ist

Digitized by Google

nicht da! Was soll das? Granaten haben wir auch nicht! Das ist in der Tat keine militärische Einheit, sondern „Kanonenfutter". Die Leute sind neu, aus der Reserve und unausgebildet. Was wird werden?

Nun ist es schon geschehen. In der Nacht auf heute haben wir uns auf den Gegner geworfen, und der empfing uns so, daß die Leute davonliefen. Unsere Kompanie ist wieder einmal aufgerieben, wir sind in den Rücken des Gegners geraten, gejagt wie das Tier vom Jäger, irren wir durch den Wald und versuchen, die von den Deutschen besetzte Straße zu überschreiten, um uns zu den Unsrigen durchzuschlagen. Den Politruk Jermakow haben wir hier im Walde verloren. Es ist unmöglich, mit ihm in Verbindung zu treten. — Überall Schießerei und Panzer.

Und jetzt steht ernstlich die Frage vor mir: „Was wird sein?" Werde ich morgen wieder in diesem Buche schreiben?

Wenn nicht, so möge der, der dieses findet, das Tagebuch mit meinem heißen Kuß und meinem letzten Wort: Mama! senden an:

Leningrad, Prospekt 25. Oktober.
Haus 114, Wohnung Nr. 7.

Jewtuchowitsch, Anna Nikolajewna.

•

Dieses Tagebuch wurde am 30. August 1941 bei dem gefallenen Leutnant Jewtuchowitsch gefunden.

Außenpolitische Notizen

Italienische Versorgungsfragen

Wir alle wissen aus Erfahrung: Auch das Unangenehmste wird leichter ertragen, wenn man das Gefühl hat, es geht den anderen nicht besser als uns. Sehr „edel" ist eine solche Einstellung ja gerade nicht, aber menschlich-allzumenschlich. Und deshalb ist vielleicht einmal ein offenes Wort über die innere Lage in Italien am Platz; denn es scheint, daß man „draußen" — im Reich — darüber häufig recht seltsame Vorstellungen hat. Hat nicht Frau Schulze erzählt, wie fa-bel-haft sie in der Osteria dell'Orso in Rom gespeist hat? Hat nicht Herr Meier mit listigem Augenzwinkern die guten Schuhe vorgezeigt, die er sich drüben mit seinen Reisedevisen besorgt hat, um im gleichen Atem die mangelhafte italienische Organisation zu kritisieren, die noch einen freien Schuh- und Textilverkauf zulasse? Gemach, lieber Volksgenosse, ganz so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint, liegen die Dinge nicht. Richtig ist, daß es bis vor kurzem in Italien noch Anzüge, Kleider, Strümpfe, Schuhe und Wäsche ohne Karte und Bezugschein zu kaufen gab. Warum? Erstens verfügt Italien über eine hervorragend ausgestattete Textilindustrie, vor allem für Kunstseide, es verfügt über eigene Seidenkulturen, und sowohl Kunstseide wie Seide wurden früher im stärksten Maße ausgeführt. Seit dem Kriege mußte also der Inlandsmarkt den zum guten Teil stillgelegten Auslandsabsatz ersetzen. Zweitens ist der Bedarf an Kleidung und Schuhwaren in Italien so ungleichmäßig, daß eine notwendigerweise gleichmacherische Rationierung in Wirklichkeit die Nachfrage hier eher steigert. (Nach dem Grundsatz: Man muß seine Karte doch ausnützen! Zucker wird zum Beispiel heute auf dem Lande viel mehr gekauft als vor Einführung der Karte.) Italien ist bis heute ein noch überwiegend agrarisches Land; es gibt nur 12 Städte mit über 200 000 Einwohnern, und der in ganz Deutschland so breite Mittelstand ist in Italien erst in Bildung begriffen. Die nicht geringen Preiserhöhungen haben bisher den Absatz im Bekleidungsgewerbe sehr stark gedrosselt. Wenn nun aber — viertens — jetzt doch eine Punktkarte nach deutschem Muster eingeführt wird, so geschieht es wegen jener Meiers und Tizios, die plötzlich von einer Art Hamsterpsychose erfaßt worden zu sein scheinen. Man hatte zuerst eine strenge Ausweispflicht bei allen Einkäufen über 20 Lire eingeführt, die nur der ortsansässigen Bevölkerung die Möglichkeit des Einkaufs gab. Der Apparat von der Beschaffung der „carta d'identita" bis zur Kontrolle der von den Geschäften vorzunehmenden Eintragung des Käufers und des gekauften Gegenstandes erschien aber wohl als zu umständlich, und so wurde eine 14tägige Verkaufssperre verfügt, während der bei Klein- und Großhändlern und

Digitized by Google

Erzeugern eine große Inventur stattfindet und nach deren Ergebnis dann die „Punkte" verteilt werden.

Mit dem Essen verhält es sich ähnlich. Der Fremde sucht bekanntlich meist jene Gaststätten auf, die „gut und teuer" sind. Man kann Deutschland auch nicht nach Ehmke in Hamburg, nach Schöner in der Wiener Siebensterngasse, nach dem Preysing-Palais in München oder Horcher in Berlin beurteilen! Um aber auch die Gaststätten in die Kriegsdisziplin einzugliedern, ist jetzt in Ergänzung früherer Bestimmungen die Einheitsspeisefolge zu genau vorgeschriebenen Preisen — von 9 bis höchstens 32 Lire — eingeführt worden, die aus Suppe, Fleisch-, Fisch- oder Eierspeise mit Beilage und Obst oder Käse besteht. Wie geht es aber der großen Masse der Italiener, die nicht im Wirtshaus ißt? Man braucht sich nur die entsprechenden deutschen Mengen zu vergegenwärtigen, um zu ermessen, wie groß die Einschränkungen sind, die vom Italiener verlangt werden. Seit dem 1. Oktober ist infolge des die Erwartungen enttäuschenden Ernteergebnisses von nur 71,5 Millionen Doppelzentner Weizen bei knapper Maisernte die Brotkarte eingeführt. Die Ration beträgt 200 Gramm je Tag, 300 für Hand-, 400 für Schwerarbeiter. Nun ist der Italiener aber bekanntlich ein großer Brotesser; die Kartoffel ist hierzulande „Gemüse". Um mit der Brotration auszukommen, muß man sich wahrhaftig „den Gürtel enger schnallen", wie es auch in der Presse hieß. Fleisch ist nicht direkt rationiert, wird aber nur am Sonnabend verkauft, und zwar in Mengen von 70 bis 90 Gramm je Kopf. An Fett gibt es insgesamt 300 Gramm im Monat. Gemüse und Obst sind zwar im großen und ganzen zu haben, aber teuer. Selbst wenn man alle Vorteile berücksichtigt, die das südliche Klima mit sich bringt — und die man nicht überschätzen soll, wenn wie jetzt der Beginn der Heizperiode in Rom vom 20. November auf den 10. Dezember hinausgeschoben worden ist —, und ebenso die Unterschiede, die in der Lebenshaltung des Durchschnittsdeutschen und des Durchschnittsitalieners bestehen, so wird niemand bestreiten, daß vom Italiener Einschränkungen und Entbehrungen verlangt werden, die denen in Deutschland nicht nachstehen. Und sie werden willig im Bewußtsein der Notwendigkeit getragen, hier so gut wie draußen!

Gleichzeitig mit der Einführung der Brot- und Kleiderkarte hat der italienische Ministerrat aber auch eine Reihe von Gesetzentwürfen gebilligt, die auch die kleinere Schicht der Begüterten hindern, sich um ihren Beitrag für die Kriegsbedürfnisse des Staates zu drücken. Wer geglaubt hatte, durch Aktien- oder Grundstückserwerb sein Kapital den Folgen der Teuerung entziehen zu können, hat falsch spekuliert. Ähnlich wie in Deutschland wird bei jedem Börsenumsatz in Aktien eine Gebühr erhoben, die hier 4 Prozent beträgt. Außerdem werden aber alle Inhaberaktien jetzt in Namensaktien umgewandelt. Damit erfährt der Staat also genau den Vermögensstand seiner Bürger und kann die Steuerschraube anlegen, um insbesondere die Kursgewinne zu treffen. Auch auf dem Immobilienmarkt sollen Wertsteigerungen durch Steuern abgeschöpft werden; von jetzt an sind alle Grundstücksübereignungen hinfällig, die nicht im öffentlichen Register eingetragen und damit auch der Steuerbehörde bekanntgemacht worden sind. Im gleichen Zusammenhang ist anzuführen, daß der Gold- und Juwelenhandel vor kurzem ebenfalls mit ganz geringfügigen Ausnahmen eingestellt worden ist.

Die psychologische Einordnung aller dieser Maßnahmen hat die Ansprache aufgezeigt, die Parteiminister Serena jüngst vor dem Nationaldirektorium des P.N.F. gehalten hat: „Während viele Italiener auf den Schlachtfeldern kämpfen und fallen, und andere ihre gesamten Kräfte der kriegführenden Nation zur Verfügung stellen, kann niemandem die Möglichkeit eingeräumt werden, sich den Pflichten der Stunde zu entziehen. Niemand hat das Recht, von dem ihm angewiesenen Posten zu desertieren." Der Minister forderte einen „strengen Stil" in der ganzen Lebenshaltung, Verzicht auf übertriebene Eleganz, auf ein Zurschaustellen des Juwelenschmuckes, weil es eine Beleidigung der Nation in Waffen darstelle. Solche Worte und die hier geschilderten Maßnahmen sind die beste Antwort auf jene „Feindpropaganda der organisierten Lüge", wie Minister Pavolini sich bei der feierlichen Eröffnung des neuen Arbeitsjahres der Italienisch-deutschen Gesellschaft in Rom ausdrückte, die Italiens innere Front als dem Zusammenbruch nahe hinstellen möchten. Solange der Faschismus das Steuer der Nation in Händen hält, wird die innere Front Italiens ebensowenig zu erschüttern sein wie die innere Front in Deutschland!

Egon Heymann, Rom.

Digitized by Google

Neue Bücher

Das Reich und Europa.

Aus dem politischen Geschehen der Gegenwart heraus wird in unserm Volk plötzlich ein neuer Sinn für die Vergangenheit wach. Wir sehen die Ereignisse in der Geschichte neu, die Zusammenhänge tiefer und klarer. Wir begreifen, daß unsere Zeit durch das gewaltige Werk des Führers und durch die Rückfindung zu einer germanisch-deutschen Weltanschauung im Nationalsozialismus eine überraschende Sinndeutung und Erfüllung unserer Volksgeschichte bedeutet.

Vor Jahresfrist habe ich mich in „Wille und Macht" (Jg. 9, Heft 18) bemüht, soweit das im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes möglich ist, die großen Linien aufzuzeigen, die von den Anfängen unserer Volksgeschichte her einmünden in die Reich-Werdung der Gegenwart. Inzwischen ist das Thema: Das Reich — wiederholt behandelt und gestaltet worden. Besonders die Geschichtswissenschaft und die Staatsrechtler haben zahlreiche Beiträge zu diesem Thema in Aufsätzen und Schriften geliefert, sei es nun rein fachlicher oder auch mehr volkstümlicher Art. Von den Spezialuntersuchungen sei hier abgesehen. Unter den allgemeinen Darstellungen ist die Zahl der klar aus nationalsozialistischer Grundhaltung heraus geschriebenen Schriften verhältnismäßig gering.

Neben der im Nordland-Verlag erschienenen Schrift „Das Reich als Aufgabe" von Friedrich Schmidt, dem Leiter des Hauptschulungsamtes der NSDAP., ist eigentlich vorbehaltlos nur das im Rahmen der Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands erschienene Buch von Karl Richard Ganzer „Das Reich als europäische Ordnungsmacht" (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg 1941) zu nennen. Aus einem nationalsozialistischen Geschichtsbewußtsein heraus wird hier in großen Zügen die zusammenfassende Schau der deutsch-europäischen Geschichte gegeben, wie sie einmündet in die politische Wirklichkeit unserer Gegenwart, die zu einer vom Reich getragenen Neuordnung Europas schreitet. Das Buch sei jedem, der die Gegenwart und ihre Geschichtsbezogenheit zu begreifen sich bemüht, eindringlichst empfohlen.

Die deutsche Hanse.

Aus germanischen Wurzeln emporgewachsen, in einer Zeit des Machtverfalls des Reiches entstanden, ist der Städtebund der Hanse durch Jahrhunderte ein politischer Faktor der europäischen Geschichte gewesen. Was das zerfallene Reich nicht vermochte, das schuf der kämpferische Wille seiner Bürger und erfüllte damit eine europäische Aufgabe. Seite an Seite mit dem Pflug und Schwert führenden Bauern vollbrachte der wehrhafte Kaufmann die große deutsche Leistung des Spätmittelalters für den Osten. Eine im flüssigen Stil geschriebene Zusammenfassung unserer Kenntnis von der „Deutschen Hanse" gibt Ernst Hering im Wilhelm Goldmann-Verlag.

Dr. Gerhard Krüger.

Italien in der Geschichte

In der Reihe der „Großen Weltgeschichte" des Verlages Bibliographisches Institut (Leipzig) ist ein uns heute besonders nahe angehender Band erschienen: „Geschichte des italienischen Volkes und Staates" Der Hauptteil, der vom Zusammenbruch des Römischen Reiches bis zum Weltkrieg führt, wurde von Dr. Michael Sedlmayer geschrieben, zuverlässig, kundig und in lebendiger Darstellung die Fäden spannend und verknüpfend; den Schlußteil über „Faschismus und Imperium" schrieb, ebenso berufen Dr. Theodor Schieder. Eine Fülle von Textbildern und Farbbeilagen macht die Wirkung des vorzüglichen, umfangreichen Bandes noch eindringlicher und lebendiger. St.

Können und Sein —

Zwei Erzählungsbändchen zweier jüngerer, in den letzten Jahren öfters genannter Autoren liegen uns vor, von dem Dresdner Martin Raschke „Der Pomeranzenzweig" (Paul List Verlag, Leipzig) und von dem in Berlin lebenden Schlesier Horst Lange „Am östlichen Ufer". Beide Bändchen zeugen von starker sprachlich-formaler Begabung; vor allem Martin Raschke sieht sorgfältig auf die sprachliche Durchsichtigkeit, er hat überhaupt eine Gabe des rasch überschauenden, intelligenten Zusammenhängesehens, das den beglückenden Eindruck auslöst, als seien die Tiefen des Lebens wirklich gespürt und ordnend erfaßt, — aber es bleibt dann doch bei der Gescheitheit rascher Orientierung, die wirkliche Resonanz und Stille des Herzensraumes fehlt, und so wird es möglich, daß noch mitten im Krieg, doch schon ein verwundeter Soldat, der ein Bein verlor, im „Pomeranzenzweig" psychologisch umspielt wird: er gerät mit der Frau seines Bruders in eine Begegnung, die beide völlig zerstört und mit einem zwiefachen Selbstmord endet. Es soll nicht dies Geschehen als solches beanstandet werden — vielfältig und schwer sind die Verstrickungen des Lebens, — aber es ist das Wie dieser Geschichte. Alle Geschliffenheit der Form und Intelligenz der Weltschau kann über den Unterton der Voreiligkeit nicht hinwegtragen; wo die Ehrfurcht, die Kultur des Herzens nicht die entscheidende Prägung gab, bleibt ein Mißton und eine Leere.

Anders ist der Eindruck, den das Erzählen Horst Langes macht; hier ist viel Einsatz des Herzens mit im Spiel, ein Schweifen und Mitschwingen der Seelenkräfte macht die Sprache belebt und schmiegsam. Und doch gleitet dies alles wieder über das Maß hinaus. Die Fülle des Lebens wird zur bloßen Fülle des Unterirdischen, zur Lust am Triebhaften, das sich nicht zur Zucht des Willens und Klarheit des Herzens entscheidet. Der schlesische Hang dazu, die kleinen geheimnisvollen, hellen und dunklen Geister im Weltwirken zu sehen, bleibt hier nur den dunklen zugewandt; es ist bedrückend, wie in der ersten Erzählung „Am östlichen Ufer", die eine Freikorpsunternehmung in einer Weichselfestung schildert, bei der ein Junge durch den Verlust seines Lebens die Kameraden rettet, alles eigentliche Geschehen in der Sphäre des fast willenlosen Seins bleibt und auch der Tod kein Licht entzündet; und entsprechend wird in der zweiten Erzählung „Das Irrlicht" das Willenswache völlig vom Trieb hingerissen, von der Leidenschaft, die sich der saugenden Atmosphäre der Moorlandschaft maßlos hingibt. Es ist nicht so, daß Horst Lange die willensmächtigen und klaren Kräfte nicht sähe, aber sie unterliegen im Innern seiner Gestalten vor den Dämonen und Triebhaftigkeiten.

Es ist gewiß schwer, das Maß zu finden und weder aus Bequemlichkeit oder Enge die Vielfältigkeit und das Dunkel zu übersehen, noch aus Schwäche die Macht des Hellen zu leugnen; aber man muß dies Ziel eben doch von einem, der im Wort wirken will, fordern, es ist seine einzige Rechtfertigung, nicht etwa die Geschliffenheit der Sprache, die heute ja doch fast jedem Beliebigen zur Verfügung steht. Und man muß diese Verantwortung um so mehr fordern, je größer die gestalterische Gabe an sich ist, wie in diesen beiden Fällen. St.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernspr.: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G m b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Digitized by Google

MAUSER

wieder siegreich!

Bei den Reichs-Schießwettkämpfen der HJ in Breslau 1941 schießt der Hitlerjunge Schlenker, Karlsruhe das Höchstergebnis von 660 Ringen mit Mauser und wird

Deutscher Jugendmeister

Zweiter mit 656 Ringen wird der Hitlerjunge Berthold, Berlin, ebenfalls mit Mauser. Merkt's Euch für später, wenn Mauser-Büchsen wieder mal lieferbar sind!

MAUSER

W4

MAUSER-WERKE AG OBERNDORF NECKAR

Das Feierbuch der deutschen Sippe

Herausgegeben von **H. Schnitzler** und **A. Boß**

Einleitende Kapitel von **Dr. Hertha Ohling.** Buchausstattung **Karl Stratil**

Etwa 200 Seiten. Groß-8°. Halbleinen RM. 6,80

Inhalt: Ring des Lebens (Ehefeier, Namengebung, Totenfeier). Im Jahreskreis (Ostern, Führers Geburtstag, Julzeit, Weihnacht). Die kleinen Sippenfeiern (Im Kinderland, Geburtstag, Muttertag, Tischsprüche). — Das Feierbuch bringt eine Fülle von Stoff: Lieder und Spruchgut, Brauchtumshinweise, gibt auf alle Fragen der häuslichen Feiergestaltung Auskunft und wird ein ständiger Begleiter und Berater der Familie und damit — nicht zuletzt auch durch die gediegene Ausstattung — ein wahres Hausbuch der deutschen Sippe werden.

Deutsche Weihnachten

Ein Wegweiser für Gemeinschaft und Familie

Herausgegeben von **K. H. Bolay**

Reich bebildert. 204 Seiten Groß-8°. Halbleinen RM. 6,80

Dieser reichhaltige und bebilderte Band bringt in 6 Kapiteln neben Anregungen zur Ausgestaltung des Festes und Brauchtumshinweisen Lieder, Gedichte, Erzählungen und Märchen u. a. von Hans Baumann, Werner Beumelburg, Hans Fr. Blunck, Herb. Böhme, Herm. C. Busse, Herm. Claudius, E. E. Dwinger, Gorch Fock, Marie Hamsun, Rob. Hohlbaum, Rud. Kinau, Agnes Miegel, Kurt Pastenaci, Hans Steguweit. Hier wird der deutschen Familie und jedem, der sich in Gliederungen und Gemeinschaften mit Feier- und Freizeitgestaltung zu beschäftigen hat, endlich ein grundlegendes und erschöpfendes Sammelwerk für Gestaltung und Beschäftigung während der Weihnachtszeit geboten.

WIDUKIND-VERLAG / ALEXANDER BOSS / BLN.-LICHTERFELDE

Digitized by Google

Neue Bücher

aus dem Verlag

Albert Langen / Georg Müller

München

Zum 400. Todesjahr des Paracelsus

erschien als einbändige, ungekürzte Volksausgabe:

E. G. KOLBENHEYER

Paracelsus

Romantrilogie. 963 S. In Leinen RM. 8,50

In diesem Werk hat Kolbenheyer das unübersehbar fruchtbare, lange verschollene Dasein des Paracelsus zum ewigen Sinnbild deutschen Geistes erhoben. Er hat eine Dichtung voll sprachlicher und gedanklicher Wunder daraus geformt, eine Dichtung, die zum unvergänglichen Bestand unserer höchsten Kunst gehört.

ALFRED BÖTTCHER

Sprung ins Kattegatt

Erzählung. 101 S. Pappband RM. 2,50

Eine Erzählung von der Bewährung zweier junger Menschen, die mitten in jugendlichem Scherz unvermittelt von der ernsten Faust des Schicksals gepackt werden. Wir erleben dies Geschehen in klar geschauten Szenen von höchster Eindringlichkeit.

FRANZ TUMLER

Anruf

Gedichte. 86 S. In Leinen RM. 2,80

Ob diese Gedichte Landschaft und Heimat anrühren oder vom Gedanken aus in das Allgemeine bringen — immer sind sie Gesang eines Herzens, das für seine ungewöhnliche Leidenschaftlichkeit ausdrucksfähige und neue Sprachmelodien findet.

WELTKAMPF

Wissenschaftliche Vierteljahresschrift zur Judenfrage

Der „WELTKAMPF" ist die führende Zeitschrift auf dem Gebiete des Judenproblems und gibt über alle einschlägigen Fragen wertvolle und erschöpfende Aufklärung

Vierteljährlich RM. 2,—

Bezug durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

Hoheneichen-Verlag, München

Laut lesen und weitererzählen! Ich helfe Ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) brieflich zu lernen ist wirklich sehr leicht! Herr Joseph Staudigl, Studienrat am alten Gymnasium in Regensburg, schrieb am 13. 2. 38: „Ich halte Ihre Unterrichtsmethode für ausgezeichnet. Wenn jemand sich genau an den von Ihnen aufgestellten Übungsplan hält, so muß er, ob er will oder nicht, ein tüchtiger Stenograph werden." – Der Abiturient Karl Ditsche in Friedewalde schrieb am 7. 8. 40: „Schon nach 3 Monaten hatte ich eine Schreibgeschwindigkeit von 120 Silben pro Minute erreicht." Mit der neuen amtlichen Deutschen Kurzschrift kann der Geübte so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 500 Berufe sind unter unseren begeisterten Fernschülern vertreten. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von **staatl. geprüft.** Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden **Ihr Eigentum!** Bitte senden Sie **sof.** in off. Umschl. diese Anzeige ein (3 Pf. Porto).

Privater Kurzschrift-Fernunterricht
E. Spiekermann, Berlin Pankow Nr. 98 C

Bitte senden Sie mir ganz umsonst und unverbindlich 5000 Worte Auskunft mit den glänzenden Urteilen von Fachleuten und Schülern!

Vor- u. Zuname: .....

Ort u. Straße: .....

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

dem Inhalt:

E. Frauenfeld / Termitenstaat Sowjet-U-

Siegfried Raeck / Staraja Russa, tausendjährige Stadt

eimmann / Deutschland und die finnische Ku-

rt Urach / Wie aus den „drei östlichen Provinzen" das Kaiserreich Mandschuku-

rt Meißner / Finnische Eindrücke — Osmo Mäkeläinen / Unser Land — Gedi-

dem Finnischen — Neue Bücher

lbmonatsschrift / Heft 22 Berlin, 15. November 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Gauleiter a. D. Generalkonsul Frauenfeld: *Sowjet-Union und Termitenstaat*

Hans-Joachim Reimmann: *Deutschland und die finnische Kultur*

Gedichte aus dem Finnischen

KLEINE BEITRÄGE

Carl Meißner: *Finnische Eindrücke*

Osmo Mäkeläinen: *Unser Land*

Kriegsberichter Siegfried Raeck: *Staraja Russa, tausendjährige Stadt im Osten*

AUSSENPOLITISCHE NOTIZEN

Fürst A. Urach: *Wie aus den „drei östlichen Provinzen" das Kaiserreich Mandschukuo wurde*

NEUE BÜCHER

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 15. November 1941 | Heft 22

A. E. Frauenfeld, Gauleiter a. D.:

Sowjet-Union und Termitenstaat —

Das Zusammenleben von Lebewesen kennt mannigfache Formen, die sich im Spielraum zwischen zwei Extremen bewegen. Das eine ist die Überordnung des Einzelwesens und seiner Interessen über die der Gemeinschaft. Liberalismus, Demokratie in der Politik, Kapitalismus und Plutokratie in der Wirtschaft und im öffentlichen Leben sind Erscheinungsformen dieser Art, die immer wieder zur Ausbeutung und rücksichtslosen Unterdrückung der Masse durch bedenken- und skrupellose Elemente führt und der Korruption Tür und Tor öffnet. Das andere Extrem ist die völlige Verneinung jeglicher Rechte des Einzelwesens und seine brutale Pressung in ein willkürlich konstruiertes System, das man bald Kommunismus, bald Kollektivismus und Bolschewismus nennt.

In beiden Fällen klafft zwischen den sich angenehm lesenden und anhörenden Theorien und Utopien und der Wirklichkeit ein Abgrund, in den noch jeder stürzte, der den Versuch unternahm, ihn zu überschreiten.

Zwischen diesen Extremen aber liegt jener goldene Mittelweg, den der Nationalsozialismus betreten hat, der das Einzelwesen nicht unter-, sondern e i n ordnet in die Gemeinschaft, die für ihn die Summe aller Einzelinteressen darstellt, ohne daß dem einzelnen Menschen dadurch mehr von seinen persönlichen Rechten und seiner persönlichen Freiheit genommen wird, als in seinem eigenen Interesse wie um der Gemeinschaft willen unerläßlich ist!

Betrachten wir aber den Bolschewismus, so wie ihn heute Hunderttausende, ja Millionen deutscher Soldaten in seinen praktischen Auswirkungen in seinem bedauernswerten Experimentierland Rußland tief beeindruckt und erschaudernd erleben, so drängt sich uns die alte Redensart auf: Operation gelungen, Patient gestorben . . . Daß nach dem Tode und vor Gott alle Menschen gleich seien, hat man schon vor Jahrtausenden entdeckt, die Weisheit der Herren Lenin und Stalin bestand lediglich darin, das Leben von ungezählten Millionen Menschen so tief herabzudrücken, daß es sich ständig hart an der Grenze jenes Todes bewegt, der alle gleich macht, und nur solcherart vermochten sie ihre bolschewistische Idee über Hungersnöte, bei denen man Menschenfleisch fraß, über Mord, Terror und Folter hinweg zu verwirklichen. Für dieses arme Gemisch von einem halben Hundert Völkerschaften, das die Sowjetunion umschließt, gilt wahrhaftig jener blutige Witz: „Hast du gehört, Basil Wassiljewitsch, der Iwan Iwanowitsch hat sich umgebracht?!" „Warum nicht — wenn er sich verbessern kann!!"

Es gibt in der Natur einen Fall eines Gemeinschaftslebens von Tieren, das man mit dem bolschewistischen Experiment in Rußland vergleichen kann, mit der Einschränkung, daß es sich hierbei um Lebewesen handelt, die von der Natur für diese Art des Zusammenlebens besonders gestaltet wurden. Den Menschen aber beschleicht trotz aller

Digitized by Google

Bewunderung dieser Gemeinschaft dasselbe Gefühl des Grauens, das uns der Bolschewismus einflößt, wobei noch die Einschränkung zu machen ist, daß die Lehre Lenins nur die äußeren Formen dieses Systems anwendet, ohne seine Leistungen erreichen zu können, weil der Mensch dazu eben völlig ungeeignet ist. Diese Gemeinschaft besonderer Art wird gebildet von den Termiten!

Diese Insekten — die man fälschlich immer als Ameisenart bezeichnet — haben ein Staatswesen, in dem das Einzelwesen nichts ist, und nur die Staatsgemeinschaft wirkt und gestaltet.

Ihr Leben ist sehr schwer zu erforschen, denn diese weißen, großen Insekten vertragen das Licht nicht und gehen an der Sonne rasch zugrunde, daher spielt sich ihr ganzes Leben im Finstern ab, und selbst da, wo die Ameise auf der Erde ihre Straßen zieht, haben die Termiten sich unterirdische Tunnels über weiteste Strecken angelegt. Einige schrullige, aber kluge Menschen haben Jahre ihres Lebens darauf verwandt — an der Spitze ein burischer Flame —, um uns über diese seltsamen Termitenstaaten berichten zu können.

Was sie dabei feststellten und die Schlüsse, zu denen sie kamen, gehören zu den interessantesten Dingen unter den Lebewesen und lassen uns einen Blick in eine fremdartige, ja unheimliche Welt tun!

Die einzelne Termite scheint keine Spur eines Eigenlebens aufzuweisen; wie eine Maschine, einer jener Roboter, wie ihn uns Schriftsteller schilderten, die die technischen Fortschritte trunken vor Mechanismus und Stofflichkeit gemacht hatten, erfüllen sie ihre Aufgaben. Es konnte nicht festgestellt werden, daß diese so hoch entwickelten Wesen irgendwelche Empfindungen haben, ihr Leben und Sterben wird einzig bestimmt von den geheimnisvollen Triebkräften, die das komplizierte Staatswesen lenken. Wenn es nötig erscheint, werden bedenkenlos Hekatomben von Termiten in den Tod getrieben. Ja, gleich wie bei gewissen tropischen Ameisen, werden, wenn die Soldaten in geordneten Formationen unter ihren Offizieren ausziehen, von diesen jene Soldaten bestimmt, die, krank oder schwach, von den anderen verzehrt werden. Sie führen also ihren Proviant in Reih und Glied marschierend mit. Ebenso bauen sie über irgendein Rinnsal die Brücke, über die das Heer zieht, aus den Leibern von Kriegern, die mit den Zangen und Leibern ineinander verhängt werden, als lebendiges Pioniergerät!

An der Spitze dieses Staates lebt eine Königin, die, zehn und mehr Zentimeter lang, nicht mehr wie eine Termite aussieht, sondern wie ein großer Engerling. Betreut von Männchen, Arbeiterinnen und einer sich regelmäßig ablösenden Leibwache, legt sie nicht nur Eier sonder Zahl, sondern sie scheint eine besondere Rolle zu spielen, viel bedeutsamer als die einer Bienen- oder Ameisenkönigin ... Sie ist nämlich das Willens-, Geistes- und Lebenszentrum des Staates.

Wenn man bis zu dem K r e m l des Termitenstaates vordringt, kann man feststellen, daß schon ein auf die Königin stürzender Stein oder ein Erdbrocken, der sie in Zuckungen versetzt, genügt, um den ganzen Staat in Verwirrung zu bringen. Mit einem Male gerät die ganze Millionenzahl der Termiten, wo immer sie sich gerade befindet, in Erregung, rennt sinnlos umher, bricht die Arbeiten ab und ist mit einem Male gänzlich kopflos, um erst mit der allmählichen Beruhigung der Königin wieder zu dem alten Leben und Treiben zurückzukehren.

Tötet man aber die Königin, dann geschieht etwas ebenso Überraschendes wie Unheimliches. ... Binnen 24 Stunden sterben auch alle anderen Millionen Termiten dieses Staates!

Die Termitenjäger wissen um dieses Geheimnis, und angesetzt, um die dem Menschen so schädlichen Tiere zu beseitigen, brechen sie die Bauten nur auf, um die Königin zu töten, weil dann zwangsmäßig alle anderen ohnedies sterben!

Diese Tatsachen werden ergänzt durch andere seltsame Vorgänge: Zerstöre ich einen Teil eines Baues, indem ich eine Stahlplatte hineintreibe, dann bauen die Termiten auf beiden Teilen die neuen Gänge und Höhlen genau als Ergänzung zueinander, als wenn die Platte gar nicht dazwischen wäre ...

Alle diese Tatsachen zwingen zu einem erstaunlichen Schluß: Die einzelne Termite ist gar kein selbständiges Lebewesen, sondern nur die Zelle eines Organismus höherer Art. Diese Summe von Millionen Termiten besitzt in der Königin ihr Lebenszentrum und hat sozusagen eine Gemeinschafts-, eine Kollektivseele, während das Einzelwesen kein Eigenleben hat.

Digitized by Google

Wir kennen in der Natur das einzellige Lebewesen, und wir kennen die Zellgemeinschaft, deren höchstes Produkt der Mensch ist, aufgebaut aus Millionen einzelner Zellen, die alle für sich lebendig, aber nur innerhalb der Zellgemeinschaft Mensch lebensfähig sind.

Der Termitenstaat würde also eine Abart oder eine Zwischenstufe darstellen. Denken wir an die sich selbständig in der Blutbahn bewegenden weißen Blutkörperchen, die wir als die Krieger der Zellgemeinschaft Mensch bezeichnen können, oder an die roten Blutkörperchen, die die LKW. sind und den Nachschub besorgen, und wir kommen dem Wesen des Termitenstaates schon näher. Es fehlt ihm die umschließende Haut, die aber unsichtbar dadurch gegeben ist, daß die Willensimpulse der Seele-Gehirn-Zentrale, genannt Königin, mit der Entfernung abnehmen und ein Termitenstaat daher nur einen bestimmten „Lebensraum" hat. Es fehlt ihm auch die Fülle der Organe, hingegen sind die wichtigsten vertreten durch das Zentrum (die Königin), durch Krieger, Arbeiter, Männchen, durch Eier, Larven, Pilzgärten, in Symbiose lebende andere Tiere und durch den Bau mit seinen Gängen, Höhlen, Ställen, Speichern, Wasserkapillaren — denn die Termiten müssen viel Feuchtigkeit haben — und seine unterirdischen Wege zu den Nahrungsstätten! Alles in allem interessant, aber doch auch ein bißchen unheimlich, wie ein Zerrbild unser selbst und unseres Gemeinschaftslebens ... als Zellgemeinschaft Mensch und als Menschengemeinschaft Volk!

Betrachten wir den Bolchewismus, dann zeigt sich eine unheimliche Ähnlichkeit mit dem Termitenstaat. Es ist, als hätte ein perverses Gehirn sich diesen Alptraum, der seit zwei Jahrzehnten die Menschheit bedrückt, ausgesonnen um den Menschen in der Retorte der Weltrevolution aus den Höhen seiner Entwicklung herabzuschleudern in die Erstarrung eines Experimentes, das die Natur in ihrer Laune in der Insektenwelt bereits machte, das wir interessant finden, wenn wir es mit Abstand wissenschaftlich erforschen, das uns aber kalte Schauer über den Rücken jagt, denken wir es auf uns angewandt bis zu Ende!

Sitzt Stalin nicht, wie eine Engerlingmade, im Kreml von Moskau und dirigiert von dort aus Millionen Menschen nach dem Wahnwitz einer irren Weltbeglückungslehre?

Das Pferd und Rind als Zugtier wird ersetzt durch Hunderttausende seelenloser Maschinen, die, in Traktorenstationen zusammengefaßt, von den Termiten der Kolchose bedient werden, die nicht Wille noch Rechte haben, die als Sklaven, kaum genügend genährt, die Felder bestellen müssen, aber selbst nichts von deren Ertrag erhalten.

Organisationsfehler und Versagen auf dem Gebiete der Verteilung und des Bahnverkehrs lösen in zwanzig Jahren zwei Hungersnöte aus, die im reichsten Agrarland der Welt bis zum Kannibalismus führen und über zwanzig Millionen Todesopfer fordern. Millionen anderer Menschen, die sich nicht zu seelenlosen termitenähnlichen Gebilden machen lassen wollten, werden in bestialischer Weise gemordet. Andere Millionen gehen, zu Zwangsarbeit verurteilt, in Wäldern und Sümpfen, bei Kanalbauten oder Holz fällend vor die Hunde. Auch jetzt noch schätzt man die Zahl der Eingekerkerten und zu Zwangsarbeit Verurteilten auf über acht Millionen!

Und so treibt man auch den Soldaten in einen Kampf, an dem er nicht interessiert ist, der ein ihm verhaßtes System schützen soll. Aber die MG. der kommunistischen Parteigänger hinter sich, die Pistolen der Politruks im Nacken, stürzt der russische Soldat, der immer tapfer war, gegen einen Gegner vor, von dem man ihm erzählte, er werde ihn fehllos zu Tode martern, wenn er lebendig in seine Hände fällt!

Mehr noch, es erinnert an die Methode der alten Türken aus verschleppten Kindern, deren Eltern sie auf ihren Heerzügen erschlagen hatten, ihre beste Truppe, die Janitscharen, zu schaffen, wenn der Bolschewismus auf die teuflische Idee kam die Landplage der Sowjets, die verwahrlosten und verrotteten Kinder der Menschen, die sie ermordeten, zusammenzufangen und zu seinen Rotarmisten Unteroffizieren und Offizieren zu machen. Diese Menschen die kaum eine Erinnerung an ihre Eltern haben, nicht Vater noch Mutter kennen, noch eine Familie besitzen seit zwanzig Jahren im Geiste Lenins erzogen nähern sich schon dem Termitenideal! Man versucht, es auch auf alle anderen zu übertragen wenn man das Land hermetisch abschließt und z. B. dem einzelnen nur einen Lautsprecher mit Drahtanschluß an eine Staatsempfangsstelle gibt, deren Programm nach bolschewistischen Grundsätzen bestimmt wird. Besitzer von Rundfunkgeräten aber werden der Spionage verdächtigt und deportiert!

Wer dieses verarmte, verwahrloste Rußland Lenins und Stalins mit seinen schlecht genährten, verschüchterten, freudlosen Menschen kennenlernt, der empfindet, welche

Digitized by Google

große Sendung und Verpflichtung es für den deutschen Soldaten seinem Volke, ja dem ganzen europäischen Kontinent gegenüber ist, ein System zu beseitigen, das, aus Irrsinn und Perversität gemengt, die ganze Menschheit aus der Bahn ihrer Entwicklung und ihres Aufstieges reißen wollte, um die Menschen zu unbeseelten, termitenartigen Werkzeugen ohne Willen und Eigenleben zu machen und sie dafür nicht einmal ausreichend mit irdischen Gütern zu entschädigen, wenn man ihnen schon die höheren Werte raubte!

In diesem Entscheidungskampfe zwischen nationalsozialistischer Neuordnung und bolschewistischem Chaos hat auch der bisher Törichte und Verblendete die Verteilung von Licht und Schatten, von Gut und Böse so stark erlebt und geschaut, daß es keinen normalen denkenden Menschen mehr geben wird, der in dem Bolschewismus etwas anderes sehen kann als eine Verirrung entarteter Geschöpfe, die versehentlich Menschenantlitz trugen und die so viel namenloses Weh und Unglück über die Menschheit brachten, daß es wie schwerer Alpdruck von allen weichen wird, wenn der Bolschewismus in Bälde nur mehr der Geschichte angehören wird als der unsinnige Versuch, die Menschen zu einer Art Termiten zu machen!

Hans-Joachim Reimmann:

Deutschland und die finnische Kultur

Die deutsch-finnische Waffenkameradschaft, die in diesen Monaten zum Endkampf gegen den plutokratisch-bolschewistischen Imperialismus erneuert wurde, ist der höchste Ausdruck einer jahrhundertealten Kulturverbundenheit zwischen dem deutschen und dem finnischen Volke. Das Verhältnis beider Nationen zueinander hat im Laufe vieler Menschenalter eine Form angenommen, wie sie sonst zwischen Nachbarstaaten nicht häufig ist. Ehe die Ursachen dieser Erscheinung untersucht werden, sei darauf hingewiesen, daß Finnland stets wesentliche Einflüsse auf allen Gebieten seines kulturellen und staatlichen Lebens von Deutschland her empfing und daß daraus sich seit langem ein wirklich ehrliches Verständnis und eine nie getrübte Bereitwilligkeit zur Zusammenarbeit auf beiden Seiten ergab. Über diese, auch für die Beziehungen Deutschlands zu anderen kleineren Nachbarstaaten zutreffende Feststellung hinaus aber kennzeichnet das deutsch-finnische Verhältnis eine besondere Eigenart, nämlich die merkwürdige Verflechtung der nationalen Schicksale und die daraus sich ergebende weitgehende Aufnahmebereitschaft des finnischen Volkes für die Ausstrahlungen deutscher Kultur sowie das Gefühl enger Verbundenheit mit dem großen Nachbarn südlich der Ostsee. Diese Verbundenheit, die sich über alle äußeren Dinge bis in das Volksempfinden hinein erstreckt, hat ihre Wurzeln in der Ähnlichkeit der volklichen Zusammensetzung und der politischen Schicksale beider Nationen. Finnland weist eine Bevölkerung auf, deren Durchschnittstypus durch die leiblichen und geistig-seelischen Merkmale der nordischen Rasse bestimmt wird. Diese Feststellung, die sich auf Forschungen finnischer Rassenkundler stützt, überrascht zunächst, da sie ein Fehlurteil zerstört, das bisher über das Erscheinungsbild und die Eigenart des finnischen Volkes bestand. Die Finnen sind keineswegs die innerasiatisch-osteuropäischen Mischlinge, als die sie eine — meist nur von der Sprachforschung ausgehende — verbreitete Anschauung hinstellen wollte; vielmehr weisen sie einen so starken nordrassischen Einschlag auf, der nicht nur finnländischen, also schwedischen Ursprungs ist, daß sie ohne Bedenken in die Reihe der germanischen Völker, ja sogar in den engeren Verband der deutsch-skandinavischen Familie (mit starkem Überwiegen des nordischen Anteils), eingeordnet werden müssen. Nichtnordische Einschläge besitzen das deutsche und das finnische Volk ebenso wie die Schweden, Dänen und Norweger; entscheidend ist das leibliche und seelische Rassenbild, das den Volkscharakter und die Volkskultur bestimmt, und als dieses kann auch bei den Finnen nur das Nordische gelten. Hinzu kommt folgendes: Die Finnen sind ein Grenzvolk und haben sich stetig gegen einen völlig andersgearteten, feindlichen Nachbarn im Osten zu wehren. Diese Kampfstellung, diese ständige Abwehr artfremder Kultur und Rasse, hat in den Finnen jene Wesenszüge besonders ausgebildet, die wir heute an ihnen vor allem schätzen und durch die gerade wir Deutsche uns ihnen eng verbunden fühlen. Es ist der heldische Geist, der voller Einsatzbereitschaft und glühender Heimatliebe das ganze Volk erfaßt

Digitized by Google

und nicht nur zu dauernder Wachsamkeit und Anspannung aller Kräfte, sondern nach vielen Leiden auch zum Siege führt. Dieser Kampf der Selbstbehauptung und der Erhaltung der nationalen Kultur gegen fremdländische Einflüsse und des Volksbestandes gegenüber andersvölkischer Unterwanderung, findet beim deutschen Volk seit vielen Jahren ein volles und herzliches Verständnis und die Bereitschaft zur Unterstützung aus der Erkenntnis heraus, daß sich hier ein kleines Volk auf seinem Platz aus dem gleichen Geist heraus zu einer schicksalhaften, den Bestand Europas und der nordisch-germanischen Kultur verteidigenden Aufgabe berufen fühlt, wie wir Deutschen selbst sie als heiligste Verpflichtung erkannt haben. Diese Aufgabe, die seit vierhundert Jahren Deutschen und Finnen gemeinsam ist, bildet die Voraussetzung und Grundlage für die deutsch-finnischen Beziehungen in politischer und kultureller Hinsicht.

In frühgeschichtlicher Zeit hat, wie Ausgrabungsfunde erwiesen, längere Zeit ein regerer Verkehr zwischen Finnland und dem Weichselraum bestanden. Übereinstimmungen der Formen von Waffen und Hausgerätschaften ließen sich bei Resten aus Südwestfinnland und der Weichselmündungslandschaft feststellen. Von diesem nordostdeutschen Raum aus erfolgte auch die entscheidende Besiedlung Finnlands, also die Einwanderung germanischer Menschen, wobei die Wege durch die baltischen und schwedischen Landschaften noch nicht näher bestimmbar sind. Das erste Jahrtausend (christlicher Zeitrechnung) war durch die fortschreitende Besiedlung des weitgedehnten finnischen Raumes und die damit verbundenen Kämpfe einzelner Stämme ausgefüllt. Schon damals standen die germanischen Siedler andersvölkischen und damit auch andersrassischen Stämmen gegenüber. Spuren dieser Schicksalskämpfe blieben in den Überlieferungen des Kalevala-Epos erhalten. Im 9. Jahrhundert drangen die Friesen bis nach Finnland vor und eröffneten durch ihre Handelsbeziehungen das Land mitteleuropäischen Einflüssen. In diese Zeit fällt auch die Christianisierung, die teils von Schweden, teils von Rußland aus vordrang. Damit aber begann auch der Kampf Schwedens und Rußlands um Finnland: die Verbindungen nach Deutschland waren abgeschnitten, da damals auch dort reichsfeindliche Stämme mehr oder weniger die Zugänge zur Ostsee versperrten. Finnland wuchs damals in den skandinavischen Raum hinein und erfuhr dadurch zwar eine weitere Stärkung seines nordisch-germanischen Blutsanteils, andererseits aber hinderte die politische Unselbständigkeit und das Vorherrschen des schwedisch-dänischen Einflusses die Bildung einer wirklich volksgebundenen Kultur, zumindest ihre weitere Reife. Die finnische Eigenart blieb nur in den abgelegenen ländlichen Bezirken lebendig und erhielt dort auch die Ausprägungen im Volksgut, das, bis heute als kostbarstes Erbe bewahrt, sich gegen alle Überfremdung zu behaupten vermochte.

Die Hanse schlug nach langen Jahrzehnten der Entfremdung zwischen Skandinavien und Deutschland eine Brücke und erschloß damit auch das ganze Ostseegebiet deutschem Einfluß. Die Hanse, ihrem Wesen nach eine germanische Lebensform bürgerlicher Prägung, vermochte auch in den finnischen Städten Fuß zu fassen und brachte damit nicht nur deutsche Kultur, sondern auch deutsches Blut nach Finnland. Das finnische Bürgertum wurde vom Deutschtum in beträchtlichem Umfange durchsetzt und gelangte so ganz zwangsläufig in den Wirkbereich deutscher Kultur und in engere Beziehungen zu dem großen Reich im Süden. Diese Verbindungen fanden sichtbaren Ausdruck zum Beispiel in den Bauten, die Deutsche in jener Zeit errichteten, da überhaupt in der Baukunst deutsche Stilformen den ganzen Norden mitbeherrschten. Der Rostocker Carsten Nybur errichtete 1414 die Domkirche in Porvoo, der Revaler Meister Simon 1431 das Schwarzbrüderkloster in Turku. Auch andere Bauten, besonders die großen Hallenkirchen und Schlösser zeigen deutlich Merkmale deutscher Formen, die unmittelbar durch die Hanse, den Deutschen Orden oder aber auf dem Umwege über Schweden vermittelt wurden. Ebenso weisen Plastik und Malerei unverkennbare niederdeutsche Einschläge auf, sofern die Werke nicht gar von Deutschen stammen, wie etwa der berühmte Barbara-Altar zu Uusikirkko von Meister Francke aus Hamburg (um 1425) und zahlreiche Altäre von der Hand lübischer Maler.

Wichtiger aber sind die geistigen Beziehungen, die sich dann im 15. und 16. Jahrhundert anbahnten und zu sehr entscheidenden Wirkungen führen sollten. Die finnische Jugend, auch damals schon in erstaunlichem Maße den Dingen der Bildung aufgeschlossen, war vorwiegend auf den schwedischen Hochschulen zu finden, besuchte aber auch gern deutsche Universitäten, da man hier mehr als im Norden den neuen Geistes-

Digitized by Google

strömungen des gärenden Zeitalters zugewandt war. Zu den Studenten, die nach Deutschland zogen, gehörten auch Pietari Särkilahti und Mikael Agricola, die beiden späteren Reformatoren Finnlands. Die weitaus größere Bedeutung fällt hierbei Agricola zu, der in Wittenberg längere Zeit Schüler und jüngerer Freund Luthers und Melanchthons war. In ihm haben wir den „Luther Finnlands" zu sehen; denn er führte nicht nur den Protestantismus in Finnland ein, sondern schenkte seinem Volke auch die ersten bedeutenden Schriftwerke in finnischer Sprache und legte damit den Grundstein zur finnischen Nationalkultur. Er übersetzte 1548 das Neue und Teile des Alten Testaments, gab einen Katechismus, ein Gebetbuch und sonstige kirchliche Schriften heraus und schuf, da er nicht nur Geistlicher, sondern auch Lehrer war, eine Fibel für den Sprach- und Schreibunterricht. Zugleich förderte er die Kenntnis des Lesens und Schreibens im ganzen Lande, so daß Finnland schon frühzeitig zu dem hohen durchschnittlichen Bildungsstand seiner Bevölkerung gelangte, der sich bis heute erhalten hat. Dadurch, daß nun die Möglichkeit gegeben war, Überlieferungen jeder Art in finnischer Sprache niederzulegen, konnte das Finnische zum Träger aller nationalen Impulse werden und sich im Schrifttum alle Sehnsucht nach Freiheit und der Drang zur volkhaften Kulturleistung gegenüber aller politischen Unterdrückung und geistigen Überfremdung äußern. Ein neuer frischer Geist durchwehte jetzt das finnische Volk, getragen von der freieren Lehre, die wie in Deutschland das völkische Wesen stärker zum Ausdruck brachte. Es war ganz natürlich, daß von nun an die Blicke nicht mehr von Deutschland, dem Ursprungslande dieses Geistes der Erneuerung, abgewandt wurden. So wirkte die Reformation in Finnland, ebenso wie in Deutschland, wesentlich als eine Tat der Befreiung des Geistes und der Erweckung nationaler Kräfte zur Formung einer völkischen Kultur.

Die politischen Verhältnisse aber brachten es mit sich, daß nicht sofort im Anschluß an die Reformation eine finnische Literatur und Wissenschaft aufblühte, sondern daß es noch vieler Kämpfe in langen Jahrzehnten bedurfte, ehe sich der finnische Geist erfolgreich durchzusetzen vermochte. Das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts sahen Schweden als europäische Großmacht. Während aller dieser Jahre war Finnland als schwedische Provinz nicht nur nach Osten die Festung gegen den Erbfeind der Schweden, das Russische Reich, sondern unterlag gleichzeitig beinahe völlig dem schwedischen Kultureinfluß. Viele Finnen zogen in den schwedischen Heeren durch halb Europa oder kamen im Dienste des schwedischen Königs zu angesehenen Stellungen; Schweden setzten sich überall in Finnland fest, bewahrten jedoch ihre Sprache und ihre Volkskultur, so daß das Finnische immer mehr zurücktrat. Bedeutsam war im Jahre 1640 die Gründung der Universität Turku (1828 nach Helsinki verlegt), wo jedoch von Anfang an das Schwedische vorherrschte. Die Literatur bediente sich, abgesehen von der religiösen Dichtung, seit dem 17. Jahrhundert fast ausschließlich des Schwedischen. Auch die Wissenschaft wandte sich, als man das Latein aufgab, der schwedischen Sprache zu. Dies führte zu einer bedenklichen Gefährdung des nationalen Eigenlebens, nicht nur in politischer, sondern ebenso in kultureller Beziehung, zumal über Schweden, das sich in damaliger Zeit ganz und gar westeuropäischen Anschauungen hingab, aufklärerische Denkweisen einströmten, die zwar manches Fortschrittlich-Gute brachten, aber die Entwicklung des nationalen Gedankens hinderten. Es spielten sich hier die gleichen weltanschaulichen Auseinandersetzungen ab wie in Deutschland, zu dem die Verbindungen beinahe abgerissen schienen.

Nach dem Zusammenbruch der schwedischen Großmacht fiel Finnland die verantwortungsvolle Aufgabe zu, den Norden gegen die Übergriffe des erstarkenden Russischen Reiches zu schützen. In allen Dingen des geistig-kulturellen Lebens hielt sich jedoch der schwedische Einfluß weiterhin, so sehr war er in alle Bevölkerungsschichten eingedrungen. Dennoch brachte diese Zeit, da Finnland zwischen zwei Mächten und ihren Kulturausstrahlungen stand, wieder die ersten stärkeren Regungen einer nationalen Selbstbesinnung, die sich zugleich auch im geistigen Schaffen ausprägten. In Deutschland war durch Herder die Anteilnahme am Schicksal der kleineren Völker und an ihrer Kultur geweckt worden; seine Lehre vom „Volksgeist", der sich in der Nationalkultur, vor allem in der Sprache ausdrückt, fand überall Widerhall. In Finnland war es der Historiker H. A. Porthan (gest. 1804), der als Professor in Turku wirkte und auf einer längeren Reise durch Deutschland im Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten der Jenenser Romantik diese Gedanken in sich aufnahm. Die politische Unfreiheit seines Volkes hatte ihn schon in der Heimat bedrückt; jetzt sah er, von der deutschen Ge-

Digitized by Google

schichtsforschung und Philosophie angeregt, einen geeigneten Weg, das Nationalbewußtsein seines Volkes zu stärken, indem er es auf seine Vergangenheit und die Überlieferungen aus der Vorzeit verwies, in denen sich der Heldengeist, die Heimattreue und der Freiheitsdrang der Finnen gestalten. Durch Urkundensammlungen und die Darstellung der Geschichte Finnlands gelang es ihm, das Nationalgefühl nicht nur zu wecken, sondern gleichzeitig die Wissenschaft in den Dienst der nationalen Aufgabe einzuordnen, eine Tat, die ihr Vorbild aus Deutschland, aus dem Wirken der deutschen Bewegung empfing und sich bei uns wie in Finnland gleich bedeutsam auswirkte.

Wenig später besann man sich in Finnland auf die reichen Schätze an Volksgut, die in Liedern, Bräuchen und handwerklichen Dingen erhalten waren. Auch in ihnen fand man das Finnische und schätzte sie darum als Ausdruck eigenen Kulturwillens. Als 1835 Elias Lönnrot die als Kalevala-Epos zusammengefaßten Volksgesänge herausgab, widmete Jakob Grimm dieser Leistung eine liebevolle Würdigung, die wohl als erste die Bedeutung des Werkes auch für die Entwicklung der finnischen Nationaldichtung hervorhob. Er lenkte damit die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise Deutschlands auf Finnland, dessen Beziehungen zu unserem Lande nun nicht mehr abrissen. Das geistige Leben richtete sich in zunehmendem Maße nach eigenen, durch die völkischen Aufgaben bestimmten Gesetzen aus und pflegte zugleich eine eingehende Beschäftigung mit deutscher Kunst und Wissenschaft. Vor allem seit der bedeutendste Philosoph und Pädagoge Finnlands, Johan Vilhelm Snellman (gest. 1881), von seiner Deutschlandreise zurückgekehrt war, öffnete sich Finnland ganz dem befruchtenden deutschen Einflusse. Snellman hatte Hegel kennengelernt und von dessen Anschauungen tiefe und entscheidende Anregungen empfangen. Indem er Hegels Lehre vom Weltgeist in einer eigenartigen und überraschend modernen Weise umdeutete und im Volk, im nationalen Sein und Werden die Äußerung dieses Geistes fand, schenkte er seinem Vaterlande eine finnische Philosophie, die überragende Bedeutung gewann. In Snellmans Anschauungen, die dieser nicht nur als Hochschullehrer, sondern auch als Politiker und Publizist vertrat, wurde nunmehr die finnische Jugend erzogen, so daß damit ein wesentlicher Grundstein zum Finnentum gelegt war. Gleichzeitig nahm die Kenntnis der deutschen Sprache zu, und seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gibt es wohl kaum einen führenden Finnen, der nicht mit Deutschen irgendwelche Beziehungen gepflegt oder sich zumindest ernsthaft mit der deutschen Kultur auseinandergesetzt hätte. Auch in Finnland waren Deutsche tätig und halfen mit, die finnische Kultur zu befruchten und zu bereichern. An erster Stelle steht hier Carl Ludwig Engel (gest. 1840), der zahlreiche Monumentalbauten, darunter das Rathaus, die Universität, die Bibliothek und den Dom von Helsinki, errichtete und dabei einen Stil fand, in dem sich in glücklichster Weise ein kraftvoller Klassizismus mit der schlichten Wärme finnischer Holzbaukunst verband. Dieser Stil wirkt bis in die Gegenwart, insbesondere bei öffentlichen Bauten, lebendig nach. Die Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts fühlten sich vielfach von den deutschen Kunstzentren (Düsseldorf, Dresden, München) in stärkerem Maße als von den süd- und westeuropäischen angezogen. Immer aber gilt grundsätzlich, daß der deutsche Kultureinfluß sich auf Anregungen beschränkte und keine Behinderung der eigenständigen Entwicklung hervorrief.

Der Kampf um die politische Freiheit Finnlands wurde seit der Jahrhundertwende immer heftiger. Wenn auch die russische Kultur bei weitem nicht den erdrückenden Einfluß gewann wie früher die schwedische, so bedurfte doch das Ringen um die Erhaltung des nationalen Bewußtseins und der völkischen Rechte aller Unterstützung durch die Geisteskultur und die Kunst. In diesem Zusammenhang sei der Hamburger Frederic Pacius (gest. 1891) genannt, der, von der deutschen Romantik ausgehend, zum Begründer des nationalfinnischen Musikschaffens wurde. Er vertonte die finnische Nationalhymne (Maamme-laulu) und das Finnlandlied (Suomen-laulu). Neben ihm erlangte auch der Danziger Richard Faltin (gest. 1869) als Komponist fein empfundener Lieder und Chöre im Volkston Bedeutung. Die deutsche Musik spielt bis in unsere Tage hinein eine hervorragende Rolle in Finnland, obwohl dieses in den letzten Jahrzehnten gerade in der Tonkunst einen führenden Platz einnimmt. Wir bringen dem bedeutendsten Sinfoniker seit Brahms und Bruckner, Jean Sibelius (geb. 1865), und dem hochbegabten Liederkomponisten Yrjö Kilpinen (geb. 1892) verehrende Bewunderung entgegen und

Digitized by Google

statten damit zugleich den Dank für die Verbundenheit dieser großen Meister mit der deutschen Kultur ab.

In den Werken aller großen Finnen der Gegenwart finden wir etwas Vertrautes wieder, was uns zuweilen heimatlich berührt und nichts anderes als das Erbe der jahrhundertealten Kulturgemeinschaft und die Regung verwandten Blutes ist. Die stille Liebe und Sehnsucht, die so mancher Deutsche, vor allem unsere Jugend, nach dem Lande der tausend Seen und der unermeßlichen Wälder trägt, der Freiheitssinn seines tapferen Volkes, die Gastfreundschaft und nicht zuletzt die sportliche Tüchtigkeit der Finnen, die uns Deutsche so anziehen, alles dies vertieft das Gefühl der Freundschaft zwischen dem finnischen Waffengefährten und uns.

Im finnischen Freiheitskampfe am Ende des vorigen Weltkrieges standen wie heute finnische und deutsche Soldaten den roten Heeren gegenüber. Damals schrieb der bedeutendste lebende Dichter Finnlands, Veikko Antero Koskenniemi (geb. 1885), die Verse von der „Wacht am Rhein", in denen es heißt:

„Deutschlands Morgen ist der Menschheit Morgen,
und Deutschlands Nacht ist aller Menschheit Nacht."

Sie sind der Ausdruck der Verbundenheit und des ehrenvollen Auftrags, den unser Volk an der finnischen Nation zu erfüllen hat. Die führenden Finnen unserer Tage: Maila Talvio, Jarl Hemmer, Unto Seppänen und Mika Waltari in der Dichtkunst, Jean Sibelius, Yrpö Kilpinen, Ilmari Hannikainen in der Musik, Väinö Aaltonen in der Plastik, Akseli Gallen-Kallela und Eero Järnefelt in der Malerei kennt und schätzt man in Deutschland. Zählt man die vielfachen Verbindungen hinzu, welche die finnische Wissenschaft mit Deutschland pflegt, den Einfluß, den die deutschen Anschauungen auf finnisches Denken und finnische Erziehung, vor allem durch den Philosophen und Pädogogen Eino Kaila vermittelt, ausüben, so kann hier wirklich von einer Geistes- und Kulturgemeinschaft gesprochen werden, die den beiden beteiligten Völkern zur Ehre und zum Vorteil gereicht. Uns Deutschen gilt es als selbstverständliche Pflicht, die Freiheit des kleineren Freundes zu achten und ihm zugleich dort Kraft zu neuer Gestaltung und Sammlung zu spenden, wo immer er sie braucht.

Im Kampf gegen den gemeinsamen Feind und für die Aufrichtung eines Europas der Ordnung in der Zusammenfassung aller germanischen Kräfte empfängt diese deutsch-finnische Gemeinschaft aufs neue durch das Blut der tapferen Soldaten ihre Weihe. Der Sieg, der am Ende dieses Krieges stehen wird, muß ebenso unserem wie dem finnischen Volke die Freiheit, die Sicherheit und den Lebensraum bringen, den unsere Völker brauchen, um sich ihrer Art und ihrem Auftrag vor der Menschheit gemäß entwickeln zu können. Dann verwirklicht sich das Wort unseres finnischen Freundes, daß der Sieg der germanischen Sache den Morgen eines neuen Zeitalters anbrechen läßt. Die Führung aber kommt dann den Völkern zu, die eingedenk der nordischen Schicksalsgemeinschaft diese neue Zeit mit dem Schwerte erkämpft haben.

Wäinämöinens Gesang

Nicht viele der Wonnen wurden dem Menschenkinde beschieden:
ein Frühlingsjubel,
ein Sommerglück,
ein drittes, die Wonne des hohen, hellklaren Herbstes.
Pflügen, säen,
ernten die Saaten,
endlich in Frieden soll ruhn er nach seiner Bemühung.

Nicht viele der Sorgen wurden dem Menschenkinde beschieden:
ein junges Herzweh,
ein Lebenskummer,
ein drittes, die Sorge des hohen, strengwaltenden Todes.

Digitized by Google

Der Freund trügt,
das Leben enteilt,
helfender Zauber ist Tat nur, ist Kraft nur des Helden.

Wie sollt' ich, saitenbegnadeter, also besingen
andere Freuden
und andere Sorgen?
Nicht kann ich zählen die Sterne der Himmelsfeste,
die Fische des Meeres,
die Blumen des Feldes.
So sing' ich denn, was dem Menschen zu singen beschieden.

Nicht ziemt's dem Helden, sein Wissen, sein Können zu singen,
hervorzuheben.
Dem Helden ziemt es
zu singen nur, wie Jahre und Wochen wechseln,
wie Funken entflammen
und wieder verlöschen,
wie seinen Gang das Gesetz hat des Todes und Lebens.

Alles andere ist nur Schimmer des Regenbogens,
Katzengold,
Blinken der Wellen.
Dem Helden ziemt's zu singen, wie das Meer singt,
groß, erhaben,
heilig, fürchterlich, —
mild wie die träumende Nacht, über Erden ruhend.

Mancherlei Sang gibt's, auch manchen Mann des Gesanges.
Ein Sang ist Sang — über allen andern:
gewaltiger Sang des Menschen, des Geistes, Gedankens.
Völker vergehen, — nie die Macht der Mahnung,
die der Meister der Seele seines Volkes gesungen.

Eino Leino
übersetzt von Otto Manninen.

Liebesnot

Wo warst du heute nacht, du Herze mein?
Ich konnte dich nimmer finden.

Ich wanderte in dem Mondenschein
Mit den duftenden Frühlingswinden.

O sag mir, wohin der Wind dich trug
Über die Wälder und Hügel.

Über das blühende Land ging der Flug
Wohl auf geschwindem Flügel.

Sage, mein Herz, wo flogst du hinaus,
Im Frühlingsnachtwind verborgen?

Ich flog zu deiner Liebsten Haus
Und weinte dort bis zum Morgen.

(Aus „Der junge Anssi", Verlag Langen/Müller, München.)

V. A. Koskenniemi
übersetzt von Johannes Oehquist.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Carl Meißner:

Finnische Eindrücke

Wer wie der Verfasser zwischen 1911 und 1940 achtmal in Finnland reiste — zweimal im Winter und sechsmal im Sommer —, hat ein gutes Stück von Finnlands Werden miterlebt und konnte sich mit Beihilfe der reichlichen Literatur im Laufe der Jahre ein zutreffendes Bild von Landschaft und Wirtschaft, Volkstum und Volksart und der Entwicklung seiner künstlerischen und dicherischen Eigenart machen.

Was sich am ersten und leichtesten erschließt, ist die Landschaft. — Das Jugendgedicht Bertel Gripenbergs, das ich übertrug, gibt namentlich vom nördlichen Finnland den rechten Begriff.

Das schönste Land ist das Land im Nord,
wo der Acker weicht vor dem Walde,
wo der Fels geborsten, die Wurzel verknorrt,
kein Pflug noch berührte die Halde;
wo moosige Föhren, gewaltig, stark,
zum Himmel sich trotzig erheben,
wo hoch über schweigender Ödemark
in den Wolken Adler schweben.
Das schönste Land ist das Wälderland,
das ewig träumt in Schweigen.
Es bindet das Herz mit der Sehnsucht Band
und macht es sich ganz zu eigen.
Es lockt, es zieht seine stille Natur
mit dem Reize, Rätseln zu lauschen.
Es tönt auf verlorener Wildnis Spur
ein Troll-Sang im Bäumerauschen.
Du Heimat, des schweifenden Denkens Ruh,
du Land der einsamen Träume!
Mein Föhrenmoor, wie schön bist du
— des Nordens gewaltige Räume —
Du schönstes Land, wo die Wälder so weit,
auf Erden bist du nicht wieder,
voll herb gewaltiger Einsamkeit,
voll ungesungener Lieder.

Die heiße Heimatliebe, die aus den Versen spricht und die das Volk Suomis eben durch die Tat bewährt, läßt alle die Einzigkeit ihres Landes, das „Auf Erden bist du nicht wieder!" empfinden. Das wird von der Geologie einigermaßen bestätigt. Anders als die meisten Länder Europas, liegt Finnland auf Granit, Gneis und Schiefer, von denen namentlich der Granit oft frei zutage tritt und seine zahllosen Felshäupter mitten im Walde erhebt. Dieser Urgrund lag in der Diluvialzeit unter einem mächtig hohen über die Ostsee reichenden Gletscherfeld, das, als es abtaute, vier Fünftel des Landes mit den mitgeführten Resten: Steinblöcken und Sand, also mit einer Moränenschicht, überdeckte. Dieses Abschieben geschah vorwiegend von Nord-Nordwest nach Süd-Südost. Das gab Hügelrücken und Seen Richtung und Gestalt. Dazwischen, neben viel dürrer Sandheide: Moore, aber nicht Hoch-, sondern Tiefmoore, die, wieder anders als in Mitteleuropa, leicht in guten Waldboden zu verwandeln sind. Wieder ein wenn nicht Einziges, so doch sehr Besonderes sind die Küsten des langgestreckten Landes am Bottnischen und Finnischen Meerbusen. Sie verdreifachen ihre gerade Länge mit Buchten und Krümmungen, trotzen der stürmischen, kurzwelligen Ostsee erst mit unzähligen kahlen Klippen, an denen die Fluten zerflattern, dann mit bewaldeten, oft schon bewohnten Schären von allen Größen, hinter denen natürlich geschützte Häfen das feuchte Element zur Ruhe zwingen. Wie ein Vogelschwarm, der nach Westen zieht, breiten sich von Åbo (Turku) aus die Ålandsinseln nach Schweden hinüber.

Weite Ebenen hat Finnland nur an der Westküste: die Kornkammer bei Åbo, dann an den Küsten Österbottens und weiter im Norden in den lappländischen Einöden.

Das ganze Land hebt sich: im Süden wenig, im Norden in den letzten hundert Jahren um etwa einen Meter. So müssen die Häfen dort den Meeren nachziehen.

Das Landinnere ist nicht Gebirgsland, ist ein Land der hohen gestreckten Hügelzüge, die allmählich bis zu 300 Meter ansteigen. (Nur im nördlichen Lappland sind Höhen über 1000 Meter.) Sie umlagern, durchziehen, trennen in Mittel- und Südfinnland die tausendfältig verzweigte Seenplatte, deren Spiegel sich mit ihnen hebt und etwa 130 000 Quadratkilometer Wasserfläche bedeckt. Von hier strömen immer wieder, von tiefer liegenden Seen aufgefangen, die Flüsse vor allem nach Westen und Süden zum Meere herab und bilden in ihrem Lauf, „von Klippe zu Klippe geworfen", Wasserfälle und Stromschnellen, die in dieser Zahl von etwa 1000 auch ein Besonderes Finnlands sind. Eine europäische Berühmtheit unter ihnen ist im Süden des Landes der Imatra, der den

Digitized by Google

Wuoksen entwässert und 300 Meter lang ist.

Steinern vom Schicksal umengt,
zusammengezwängt,
Kraft, die sich entlädt,
stürmisch und doch stät!

Ist's möglich, daß das Ungeheure
jeden Augenblick sich erneu're?
Jahrtausendalt wie Felsgestein
und doch immer wieder in der Zeit
und im Raum
neu entstehendes Sein!

Ein gewaltiger Traum —
eine brausende Ewigkeit!

Am Imatra stand ich und staunte. Die größte, durch wenige Sprengungen befahrbar gemachte Stromschnelle Europas aber fuhr ich — zweimal — hinab: Nordwestlich von Kajana auf dem Uleafors von Vaala nach Mujos bis nahe an Uleaborg (Qulu), nicht mehr weit von der Grenze bei Torneo. Es war unvergeßlich schön. Neun Stunden, mit einer Motorbootstrecke dazwischen, dauert die Fahrt in den schmalen Booten, 24 Paare hintereinander, die früher die Teerfässer stromab beförderten. Die längsten und mächtigsten Stromschnellen kommen zum Schluß. Dann zieht der Ruderer die Riemen ein und sagt: nun könne er sich 10 Kilometer lang ausruhen. Steinufer treten heraus, und der Steuermann tut allein sein geschicktes Werk, wenn wir vor einer scharfen Biegung in nun mächtig beschleunigter Fahrt gerade auf eine Felswand losschießen. Ein Druck und das lange Boot geht seitlich ab und quer durch die wildbrandenden Strudel. Man sitzt in stummem Jauchzen und atmet stundenlang die reine odstarke Luft.

In Vaala war es, wo ich um Mitternacht, vor der Fahrt am Fenster stehend, einen Brief las — in der weißen warmen Nacht. Die weißen Nächte schildert Topelius: „Die Nacht strahlt. Der nördliche Himmel wirft Schatten gegen Süden, und steht eine Wolkenwand im Norden, so zeichnet sich die Landschaft ohne Schatten ab. Keines Malers Pinsel vermag den traumhaften Eindruck einer solchen Nacht wiederzugeben, wo alle Gegenstände selbst leuchtend erscheinen und wo das Licht nicht von einem Punkte, sondern von allen auszugehen scheint." Mir formte sich der wiederholte Eindruck der weißen Nächte so:

Nun ruht in weißer Mitternacht
das blaue Meer im Geisterschein —
es schläft nicht ein, sein Atem wacht
und wellt mit hellem Klang herein.

Die Tagesfarben sind nicht tot,
sie leben still in wachem Traum.
Ein zärtlich-holdes Wolkenrot
schwimmt noch im hohen Abendraum.

Du stehst und gehst wie eingebannt,
vergißt der Stunde Gleiten ganz —
dies ist des Sommerfriedens Land,
gehüllt in Gottes Gnadenglanz.

Nun steigt empor ein fremder Gast
in diese Nacht voll Eigenlicht:
der späte Mond, im Meer sein Glast
erleuchtet wohl, doch herrscht er nicht.

Ein ferner Wolkensaum erglüht,
der eben noch im Grauen lag —
und still und feierlich erblüht
im Osten groß der junge Tag.

An Lokalfarben ist Finnland ärmer als der Süden: Die dunkelgrünen Nadelwälder mit den braunen Stämmen, die hellgrünen Birken und Wiesen, der mattblaue oder graue Himmel. Aber wenn man etwa abends über den Saima-See fährt, entfalten in den langen Dämmerungsstunden die Reflexlichter all ihren Farbjubel: gleich stark, aber unendlich feiner abgetönt als im Süden.

*

Einmal blieb ich auf einer Reise durchs Land auf den Koli-Bergen, der höchsten Erhebung Finnlands, nicht viel über dreihundert Meter, aber mit ungeheuer weitem Blick über Binnenseen und gestreckte Hügelzüge, mit einer Schreibarbeit im Koffer eine Zeitlang, um die weißen Tage zu genießen, die schon kürzer wurden. Dort lernte ich Yrjo Kilpinen kennen, den dann in Deutschland berühmt gewordenen Komponisten auch vieler deutscher, besonders Morgenstern-Lieder. Es waren bewegte Tage, und man mußte doch auch schlafen, — da gerade kamen Sonnabendabend, wohl hundert Leute aus der Gegend heraufgestiegen mit Klapp- und Liegestühlen um die Nacht im Freien auszuwarten. „Heute ist es um den Schlaf geschehen", dachte ich, denn mein Raum im Rasthause lag gerade über der Tür. Nicht ein Laut hat mich gestört: Naturandachtsvoll ließ die Schar die späte Sonne sinken, sah sie früh wieder aufsteigen und zog still den Berg hinab! Diese Gehaltenheit fällt auch im Durchgangswagen des Bahnzuges auf, in dem es nicht vom lauten Reden schwirrt.

„Hier wohnt die Freude im Schweigen, aber der Ernst spricht laut." Das ist vor allem dem Kernland Finnlands, dem Tavastlande eigen. Unfreundliche Verschlossenheit habe ich nie darin gefunden. Auch

Digitized by Google

hier sieht vor allem der „Saksalainen", der Deutsche, freundliche Gesichter. Schon im östlichen Savolax tönt es plaudersamer, und die Ostfinnländer, die Karelen, sind ausgesprochen heiter-aufgeschlossener Natur. Diese leicht bemerkbaren Temperaturunterschiede sind ja nur ein Zug im Wesen dieses Volkstums. Johannes Oehquist, der Dichter, Kunst- und Kulturhistoriker, dessen Büchern, gemeinsam mit den meisterlichen Übertragungen finnischer Prosadichtung durch seine Gattin Rita Oehquist, Deutschland viel verdankt, umzeichnet das Gemeinsame: „Treue und Beharrlichkeit mit ihren Kehrseiten: Eigensinn und Trotz gehören zu den allgemeinen Charakterzügen; zu ihnen gesellen sich Ausdauer und die zähe Kraft der Geduld; der Finne ist langsam in der Bewegung wie im Denken, nicht leicht aus dem Gleichmut gebracht, aber im Jähzorn ohne Maß. Alle echt bäuerlichen Eigenschaften finden sich besonders ausgeprägt: eine konservative Scheu vor dem Neuen und Unbekannten, unbedingte Achtung vor Gesetz und Ordnung, strengste Forderung von Ehrlichkeit; Freiheitsbedürfnis des bodenständigen Unabhängigen."

Zu diesen gemeinsamen Zügen kommen andere unterscheidende. Ist der tavastländische Typ beharrlicher und genügsamer, aber auch starrköpfiger und langsamer, so kann es durchaus nützlich werden, ihn mit dem schlanker gewachsenen, liebenswürdigeren, lebhafter offenen, phantasievolleren, aber nicht so gefestigten Karelentyp zu verbinden. „Ebensosehr Geschäftsmann wie Dichter" nennt Oehquist die Karelen, und von ihnen stammt dann auch der Beweis, daß schon in heidnischer Zeit, ehe das Christentum im 12. Jahrhundert Eingang fand, ein eigenartiges Volkstum da war: Die Kalevalarunen, die, gleichzeitig mit dem Nibelungenliede, in Ostfinnland während der letzten heidnischen Jahrhunderte entstanden, sind dieser Beweis. Auf den vielhundert Höfen faßten sich in arbeitsstillen Zeiten die Runensänger an den Händen und sangen sich wiegend Strophe und Gegenstrophe, die altgeliebten Lieder aus dem Gedächtnisschatz, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. Es ist Tiefe, reiches Naturgefühl und unbezwingbar zähe Kraft, sogar Humor gegen Menschenschwäche in diesen Mythenringen. Eine Naturreligion, die das Licht anbetet. Ein hochgeistig anmutender Glaube, übersinnlich ohne Bildverehrung, so daß begreiflich wird, daß das Christentum erst in der Reformation eigentlich aufgenommen wurde. Die Gewalt des Wortes — d. h. etwa des Weisheit und Tat verbindenden Willens —, das die Welt geschaffen und den Geist entband und ihm Kräfte für des Volkes glückliche Zukunft verlieh, gilt vor allem. Beim Grausamen verweilten die Sänger nicht. Achtung vor den Eltern, Geschwisterliebe, Freundestreue bildete den Baugrund alles sittlich Guten.

Fand das Nibelungenlied bald den zusammenfassenden Dichter, so hat in Finnland erst 1831 bis 1849 eines Dorfschneiders Sohn, später Arzt, in Kajana, Elias Lönnrot, hart vorm Vergessenwerden den Schatz ans Licht gebracht, gegliedert, gereinigt und vereinigt und zu einem echt bäuerlichen Nationalepos erhoben. Welt- und Erdentstehungsmythen folgen Heldengesänge. Der weise Greis Wänämoinen, der mit dem Zauber des Wortes wirkt, mit dem Ursprungswort bannt, ist der Hauptheld. Neben ihm Ilmarinen, der Schmiedekünstler, der wirklichkeitswissende nüchterne Lebensalltag. Um sie rankt sich neben wildem Geschehen eine Fülle lyrisch schöner Einzelschilderungen, an denen die Kalevala reicher ist als andere Nationalepen. Verglichen etwa mit den plumpen estnischen Riesensagen, dem Kallewipoig, erhoben sich die Finnländer mit der Kalevala und der Volksliedersammlung „Kanteletar" kulturell hoch über die anderen Stämme des finnisch-ugrischen Volkes, die, wie auch sie voreinst, im weiteren Rußland verstreut lebten und von denen nur die Mordwinen über eine Million zählen.

Was wirkte dabei mit? Zachris Topelius schreibt von den Finnen: „Der See ist ihre Sonnenseite, ihr Fenster, ihr pulsierendes Blut. Der See ist im Sommer und Winter ihr freier Ausblick, ihr offener Weg, ihre Mahnung zu leben. Ohne Seen wäre dies Land ein Steinhaufen unter Schnee."

Einen Gegenbeweis feindlicher Natureinwirkung geben die benachbarten Lappen, allerdings mongolischer Abstammung, die in ihren Einöden an Zahl immer mehr zurückgehen. Einen etwas hoch gegriffenen Vergleich dagegen bildet Hellas. Ich jedenfalls kann mir nur in einem solchen tief hinein überall vom Meer erschlossenen Lande, das einst auch fruchtbar bewässert war, die große Kulturzeit des Altgriechentums denken.

*

Wann die Schweden begonnen haben, in Finnland zu siedeln, darüber sind die Ethnologen noch uneins. Sie bewohnen heute als ein Achtel des Gesamtvolkes die Ålandinseln, den Südosten Finnlands um

Digitized by Google

die alte Schwedenhauptstadt Åbo, die Küsten von Nyland am Wasa. „Ungemischt germanisch, blond, schlank, lebhaft, freimütig" nennt sie Oehquist, „kühleren Herzens" füge ich hinzu. Die 650 Jahre schwedischer Oberhoheit — immerhin wurde Finnland bald eine sehr selbständige Provinz — erzogen mit oft harter Hand zu Gesetz, Recht und Ordnung und zu europäischer Denkart. Sie brachten europäische Kultur in das durch die uns ganz fremde Sprache stark isolierte Land. Schwedisch blieb noch 50 Jahre der Russenzeit die Kultursprache der Oberschicht, der Universitäten und der Beamtenschaft. Dann mit dem Wachsen selbständiger finnischer Kulturkraft begann der Sprachenkampf, der namentlich am Ende des 19. Jahrhunderts fanatische Formen annahm, dessen Ende aber trotz der zwei Staatssprachen bei dem Zahlenverhältnis der Volksteile nicht zweifelhaft sein kann. Deutschland fällt jetzt die Aufgabe zu, Vermittler der europäischen Kultur zu sein. Deutsch ist die erste Schulsprache. Trotz des Trennenden fühlen sich beide Volksteile als eine geeinte Nation.

Dünn bevölkert ist Finnland, wenn auch aus drei Bewohnern, die noch 1800 auf den Quadratkilometer kamen, schon mehr als 10 geworden sind. Das Verhältnis von Land- und Stadtbewohnern war noch 1913 etwa 5 : 1, und immer noch ist Finnland überwiegend ein Agrarstaat.

Brauchtum und Sitte umfassen das ganze Land. Die „Sauna", das finnische Dampfbad, dessen feuchte Wärme ich oft heilsam genoß (sie entsteht, indem Wasser auf den von harz- und würzduftendem Holzfeuer erhitzten radiumhaltigen Granitsteinen verdunstet), ist als ein Beweis für das hohe Sauberkeitsbedürfnis im ganzen Lande baulich in Tausenden verbreitet. Die Sauna-Hütte gehört für die sonnabendliche Reinigung zu jedem Bauerngehöft. Die Dusche wird im Sommer durch einen Sprung in den See, der selten fehlt, im Winter durch Wälzen im Schnee ersetzt. Das gibt abgehärtete Körper bei jung und alt, die der hochentwickelte Volkssport weiter stählt und die in vielen Wanderungen tätig wirksame Mäßigkeitsbewegung frisch zu erhalten trachtet. Der finnische Bauer ist der Natur noch näher, denn er kennt den Winterschlaf. „Wer kann wohl im Winter schlafen wie unser finnischer Bauer, aber im Sommer kennt er fast keinen Schlaf und arbeitet wie kein anderer."

Die Kirche hat in diesem reinst evangelischen Lande der Welt — nur 3 Prozent gehören anderen Konfessionen an — große Bedeutung. War die Geistlichkeit doch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein alleiniger Träger der Volksbildung, so daß in alten Tagen das Nichtlesenkönnen kirchliche Eheverweigerung zur Folge haben konnte. Nun, ein inzwischen hochentwickeltes Volksschulwesen duldet auch heute keine Analphabeten. Die Kirchen liegen oft am See, wo die weitverstreuten Dorfgemeinden übers Wasser hingelangen können: früher in den vielrudrigen Kirchbooten, die, nun für das Motorboot das Öl mangelt, vielfach wieder aus den Schuppen gezogen worden sind. Der kirchliche Hauptfesttag ist Weihnachten mit Kirchgang, Tannenbaum und Weihnachtsschmaus. Im Johannisfeuer in der Nacht zum 24. Juni, die von allen Höhen flammen, ist Vorchristliches noch wach. Dann schmückt der Finnländer sein Haus mit Birken zur Feier der Höhe und Helle des Jahres und des kurzen, geliebten Sommers.

Osmo Mäkeläinen:

Unser Land

Finnland, das Land, das in finnischer Sprache mit dem anmutig klingenden Namen „Suomi" bezeichnet wird, umfaßt ein weites Gebiet zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Nördlichen Eismeer. Von den åländischen Schären bis in den innersten Winkel des Bottnischen Busens und vom Ladoga- bis zum Inarisee bietet dieses Land abwechslungsreiche Landschaften dar, von denen jede irgendeine Seite vom Wesen der finnischen Natur enthüllt — oder verbirgt. Und ebenso bietet das finnische Volk in seinem Naturell, seinen Sitten und seiner Sachkultur dem Betrachter verschiedene Ausprägungen, in denen sich das schwer faßbare geistige Prinzip, die finnische Volksseele, verkörpert.

Ein Blitzlicht hier, ein anderes dort hilft dem Leser vielleicht dazu, etwas von der Art und Zusammensetzung der geistigen Faktoren zu erkennen, die die verschiedenen Landschaften Finnlands zu einem Ganzen verbinden und die bewirken, daß die Finnen sich als Angehörige ein und derselben Volksgemeinschaft fühlen. Zwar sieht der Außenstehende kaum etwas anderes als ein einheitliches Ganzes, aber wir erfassen dessen wirkliche Einheit nicht, wenn wir nicht ihre Einzelheiten beleuchten.

Der Finne hat allen Anlaß, den Wink zu befolgen, den ihm die Sonne für sein Leben gibt, sie scheint im Sommer lange, im Norden die ganze Nacht. Die Arbeit

Digitized by Google

auf den Feldern und Wiesen und im Viehstall hält sich nicht an den gewöhnlichen zweiteiligen Rhythmus von Tag und Nacht. Gipfelpunkte des Sommers sind Johannis, wo die kürzeste Nacht des Jahres gefeiert wird, die Heumahd — nur einmal im Jahre! — und die Kornernte. Während der Landmann aber diese wichtigen Aufgaben ausführt, verbringen die Städter, je nach Möglichkeit, ihre Ferien auf dem Lande und beneiden die Schulkinder, die für alle drei Sommermonate, Mai, Juni und Juli, von ihrer Arbeit befreit sind. Im Herbst, wo der Bauer noch das Getreide ausdreschen und an die Kartoffelernte gehen muß, fangen die Schulen wieder an und kehrt das Leben der Städte auch sonst zu dem gewöhnlichen Arbeitstakt zurück. Nach der Rückkehr aus der Sommerfrische kommen auch Kunst und Wissenschaft wieder zu ihrem Recht, und der Winter, der von dem Weihnachtsfest und dem Skilaufen unterbrochen wird, vergeht bei fleißiger Arbeit. Auf dem Lande werden im Winter Waldarbeiten ausgeführt.

Durch den Schärenarchipel von Turku hat Finnland von uralten Zeiten her mit der übrigen Kulturwelt in Verbindung gestanden. Turku mit seinem Hafen, seinen Werften, seinem mittelalterlichen Schloß und seinem Dom bleibt nun hinter uns, und an uns vorbei gleiten üppige Eichenwälder. Die Wasserflächen erweitern sich, und die Natur der Inseln wird karger. Aber bis zu den fernsten Felsenklippen setzen sich die roten Hütten fort, die hier nur von Fischern bewohnt sind. Dieses Inselllabyrinth gewährt eine endlose Reihe fesselnder Ausblicke, eine wunderbar regelmäßige Folge von dichtbelaubten Wäldern bis zu unfruchtbaren Klippen, von Kulturlandschaften bis zu nackten, der Brandung des Meeres trotzenden Felsen. Jeder Binnensee hat ein eigenes typisches Gesicht, aber das Antlitz des Meeres wechselt seine Züge von Kilometer zu Kilometer. Die Bewohner dieser Sonnenseite Finnlands sind heiter und freundlich.

Das Land der Anbauflächen des eigentlichen Finnland ist ebener als im hügeligen Innerfinnland, aber es behält doch die leichtgewellten Formen der finnischen Landschaft bei. Etwas weiter nördlich, in der Gegend von Rauma, hört man ein Finnisch, das merkwürdig an das Estnische erinnert. Weiter oben an der Küste des Bottnischen Busens breiten sich die unübersehbaren Ebenen von Österbotten aus, die sich allmählich aus dem Meere erhoben haben und es fortgesetzt tun. Der Ruf dieser Ebenen gründet sich nicht allein auf ihre landschaftliche Besonderheit, die auf ihnen wohnenden Ostbottnier haben als Kolonisten bis nach Amerika und Australien die Kunde von gewissen Grundeigenschaften der Finnen verbreitet, die sie in ausgeprägtem Maße besitzen: Arbeitsamkeit, Zähigkeit und Selbständigkeit. Oft wird mit dem Namen der Ostbottnier insbesondere eine berühmt gewordene finnische Eigenschaft verbunden: die „Sisu" — ein Wort, das sich in keine andere Sprache übersetzen läßt.

Im Vergleich zu den Ostbottniern dürfen die in der Gegend von Tampere und Hämeenlinna wohnenden Tavasten als langsamer und stiller, die Leute von Savo, deren Hauptorte Mikkeli und Kuopio sind, als redselig und zu humorvoller Prahlerei geneigt und die im Osten sitzenden Karelier als lebhaft und gesellig gelten. Sowohl Tavastland-Häme als Savo und Karelien gehören zu dem berühmten Seegebiet Finnlands, dessen Ostgrenze vom Ladoga- und Onegasee nebst deren Gewässern gebildet wird.

Wenn sich der Finne eine ideale Ruhestunde vorstellt, dann versetzt er sich in ein Ruderboot mitten auf einer sonnigen, blauen Seefläche, zu der die feierlichen Schläge der Kirchenglocken herübertönen. Es ist Sonntagmorgen, und die schimmernden Wellen plätschern am Ufer der noch vom samstäglichen Bade warmen, rot gestrichenen Badestube, der „Sauna". Weiter oben auf dem Hügel, inmitten der Felder und Wiesen erhebt sich ein größeres, an den Ecken weiß und sonst rot gestrichenes Wohnhaus mit Viehställen und Speichern. Auf der Landzunge stehen Birken und weiter hinten auf sandiger Heide Kiefern. Die Vögel singen und am Rand des Schilfes huschen kleine Fische hin. Die „Sauna" gehört mit vollem Recht zu dieser Landschaft, denn nichts ist köstlicher, als die von der schweren Arbeitswoche steif gewordenen Glieder mit dem Birkenlaubbüschel in dem undurchsichtigen Dampf, den die heißen Steine des Ofens von sich geben, abzureiben.

Über das von Flüssen durchschnittene Österbottnische Tiefland geht die Reise nach Norden: An die Stelle der Äcker treten nach und nach hauptsächlich Wiesen und die Anbaufläche schrumpft immer mehr zusammen. An dem Tornionjoki, der die Grenze gegen Schweden bildet, und an dem langen Kemijoki hin gelangen wir vom inneren Ende des Bottnischen Busens nach Lappland. Dieses breitet sich nördlich des Polarkreises bis

Digitized by Google

zum Eismeer aus. Bald bleibt die Nordgrenze des Roggens, dann die der Gerste und schließlich die der Nadelhölzer hinter uns zurück. Kennzeichnend sind für Lappland Fjeldbildungen, Flüsse und ungeheure Moore, denen wir auch schon in Österbotten begegnet sind, wo sie jedoch der Bodenkultur dienstbar gemacht werden können. Hier lebt die Bevölkerung, die noch zum großen Teil von dem primitiven Volk der Lappen gebildet wird, von Renntierzucht, Waldarbeiten und gelegentlichem Verdienst.

Wir steigen zu einem Fjeld hinauf, das in Westlappland liegt. Die Autostraße führt bis ganz an den Fuß des Fjeldes heran. Der Anstieg geht langsam, aber die Fjelde sind keine Alpen, der Abhang ist sanft geböscht, und für den Bergsteiger ist die Höhe von 600 bis 800 Meter über dem Meeresspiegel nichts Imponierendes. Die Waldgrenze bleibt hinter und unter uns, am Horizont erheben sich immer zahlreichere Gipfel, und der Wald breitet sich in Gestalt eines immer mächtigeren bunten Teppichs aus, den die Flüsse wie Streifen durchbrechen. Die Hunderte von Mücken, die uns unten überfallen haben, sind im Wind des Fjeldes verschwunden. Oben auf dem Gipfel ist es beinah kalt, obgleich das Thermometer unten 30 Grad Celsius zeigt. Mehrere zehn Kilometer entfernt verschwimmen die Konturen der Landschaft in bläulichem Dunst, wir sind den in der Höhe segelnden Federwolken näher und atmen frei die frische Luft.

Diese offen daliegende Landschaft, in der kein steiler Hang die ruhige Wellenbewegung der Linien unterbricht, erfüllt das Herz mit einer starken Regung, die Erinnerungen an andere finnische Stimmungen wachruft. Wie anders ist doch der Sonntagmorgen auf dem See; und doch — die friedliche Stille der Landschaft herrscht auch in dieser gewaltigen Aussicht als Grundton. Die finnische Seenlandschaft ist wie ein zartes, aber gleichwohl gefühlsgesättigtes Volkslied, das unmittelbar wirkt; die Fjelde sind Riesen wie die Sinfonien des Finnen Jean Sibelius, mächtig im Aufbau, aber klar; die Grundtöne beider quellen aus demselben völkischen Boden, der durch Gelassenheit, Ruhe und Kraft charakterisiert ist.

Die Kraft der finnischen Landschaft, des finnischen Volkes hat nichts Prahlerisches an sich, sie kann dem entgehen, dessen Auge nicht offen und dessen Gemüt nicht empfänglich ist, aber wenn nötig, wird sie sichtbar — von den Binnenseen bis zu den Ebenen Österbottens, von den Inseln im Finnischen Meerbusen bis zu den Fjelden Lapplands — voll ausgedrückt im Lebenswillen des gesamten Volkes, eines Volkes, das von jeher gewöhnt ist, sein Vertrauen in den Boden zu setzen, von dem es durch schwere Arbeit sein Brot bekommt. Nur die finnische Sprache kennt das Wort „Sisu".

Kriegsberichter Siegfried Raeck:

Staraja Russa, tausendjährige Stadt im Osten

Vor der Standortkommandantur in Staraja Russa drängen sich Hunderte von Frauen und Männern in zerlumpten Kleidern. Namenloses Elend haben die Bolschewisten gebracht Beim Herannahen der Deutschen zündeten sie die tausendjährige Stadt an. Nun starren die schwelenden Trümmer der Häuser, Fabriken und Kirchen trostlos wie schwarze Zeigefinger in den Himmel, und die obdachlose Bevölkerung hungert.

Der Standortkommandant hat alle Hände voll zu tun und bringt in herzerfrischender Tatkräftigkeit Ordnung in den heillosen Wirrwarr. Die Russen aber haben sichtlich Freude an solch klarem, ungewohntem Zupacken, und ihre größte Sorge ist die Angst vor einer etwaigen Rückkehr der Bolschewiken. Einige Frauen, die Deutsch können, haben Dolmetscherrollen übernommen und machen den Leuten klar, wohin sie sich zu wenden haben.

Die häßlichen, schmucklosen Mietshäuser, Wohnungen der Juden, Kommissare, Offiziere stehen noch, den großen weißen Bau des Lenin-Hauses einschließend und mit ihrer kalten Fassade den wundervollen Hof des Klosters Spasso Preobraschenski mit seinen aus dem zwölften bis vierzehnten Jahrhundert stammenden Kuppelbauten absichtlich roh verdeckend.

Das Kloster, die Offizierswohnungen und das Lenin-Haus sind drei markante Beispiele sowjetischer Unkultur. Mit einer Deutschen, die seit dreiundzwanzig Jahren in Staraja Russa lebt, habe ich Gelegenheit, mir diese drei Bauten wie die ganze Stadt von innen und außen gründlich anzusehen und mit den Menschen, die hier die alte und neue Zeit erlebten, zu sprechen. Das Ergebnis ist wahrhaft erschütternd!

Das Kloster war einst ein Mittelpunkt der 862 gegründeten und jetzt etwa 40 000 Einwohner zählenden Stadt. Auf

Digitized by Google

einem alten Bild ist noch die architektonisch schön eingefügte Mauer mit dem großen, von drei Kuppeltürmchen geschmückten Tor zu sehen, die die Anlage einst umgab. Jetzt sind die Ziegelsteine der Mauer aus Mangel an Baumaterial in den benachbarten Mietskasernen verbaut. Durch den großen Kuppelbau der verbrannten Hauptkirche sind ohne jede Rücksicht auf Architektur und kostbare Malerei Eisenträger und Balken gezogen, die den hohen Chorraum in halber Höhe unterteilen. Mit primitiven Bretterwänden wurden Wohnungen eingerichtet, Fenster und Tore, die noch die alten kunstvollen, schmiedeeisernen Gitter zieren, wurden halb zugemauert und Öfen aufgestellt, deren Kamine wahllos außen die Architektur durchstoßen. In der kleineren und noch voll erhaltenen Kirche ist ein Gemüse- und Kartoffellager untergebracht. Die Krypta mit gekalkten Brettern verschalt, die Fenster mit alten Kistenbrettern zugenagelt. Im Altarraum ein rohes Holzgestell für Gemüse, dessen Balken in die Wandgemälde eingesetzt sind. Selbst bei der bolschewistischen Ablehnung jedes Glaubens an das Göttliche eine völlige Gefühllosigkeit gegenüber allen Kulturwerten, die alles Erwartete übertrifft! Und was haben diese Herren an neuen Werten aufgebaut? Wir gehen durch die hohe Säulenfassade mit den überlebensgroßen Statuen von Lenin und Stalin in das Lenin-Haus, den zentralen Parteibau von Staraja Russa, das Klubhaus der roten Armee, in dem jetzt der Stab einer deutschen Infanteriedivision seinen Sitz hat. Seitlich vom Eingang befindet sich die „Ehrenhalle". In weinrot und gelb gebeizten Fichtenholzrahmen kleben auf rotem Samt kleine, papiergerahmte Photos der Helden der roten Armee mit ebenso gerahmten Zeitungsausschnitten daneben, die ihre Taten bombastisch schildern. An der Stirnseite ein Podium mit Säulen und Geländern, aus billigem Holz zusammengenagelt, rot und giftgelb bemalt und mit Samt und Flitter beschlagen. Alles hohl und unecht, wie Karussellverzierungen aussehend. Darinnen thronen zwei Gipsbüsten von Lenin und Stalin auf marmorbemalten Holzgestellen. Ein paar Kolbenschläge deutscher Landser haben dem ganzen Jahrmarktsspuk ein klägliches Ende bereitet. Vergeblich suchen wir in der großen Leihbibliothek nach irgendeinem wertvollen Buch. Nichts als Propagandaschriften, -hefte, -bücher, -bilder, -karten. Lenins Werke, Stalins oft sechs Stunden lange Reden, Lehrbücher der roten Armee. Nichts anderes!

Ein großer Theater- und Kinosaal ist auch in dem Haus. Noch stehen die Bilder von einer letzten Aufführung auf der Bühne: Die rote Fahne flattert siegreich über der Weltkugel, die Rotarmisten stürmen siegreich gegen dickbäuchige Kapitalisten, Lenin und Stalin in Heldenpose. Die Bevölkerung ging hier nicht her. Es wurden nur kommunistische Stücke gegeben. Die Offiziere, die Juden, die bolschewistischen Funktionäre hatten hier ihre Spielsäle, Klubräume, ihr Kino und Theater. „Der Eintritt in das Haus kostete drei bis sieben Rubel. Mein Sohn verdiente in der Fabrik bei neun- bis zehnstündiger Arbeit 110 Rubel im Monat, die Wohnung kostete 60 Rubel, ein Paar Schuhe 120 Rubel. Das war alles gut für die Herren Bolschewisten. Für uns Arbeiter nicht!" berichtet eine alte russische Frau.

Wir gehen durch die zahlreichen Räume. Büros mit Plüschmöbeln, mit ihren goldenen Blechbeschlägen Pracht vortäuschend, marmorbemalte Glasschränke, Kunstledersofas, bunte Glasröhrenlampen, lauter unechte, billige Fabrikware. Auf Schritt und Tritt Propagandasprüche auf rotem Tuch und Bilder der führenden Sowjets. Und alles in so seelenloser und billig-kitschiger Ausführung, daß man immer wieder an den ungeheuren Gegensatz zu den deutschen Staats- und Parteibauten denken muß mit ihren echten Steinquadern und ihrer stilvollen und kostbaren Innenarchitektur oder an die Heime der Hitler-Jugend mit ihren handwerklich sauberen und schönen Möbeln, Lampen und Bildern. Hat denn der Bolschewismus wirklich nur zerstört und für das Leben der Menschen dieser Stadt gar nichts aufgebaut?

Durch ein vernachlässigtes, schmutziges Stiegenhaus sind wir in die Privatwohnungen der russischen Offiziere in den Mietskasernen gekommen. Sie stehen seit zwei Jahren. Ein Teil ist noch im Bau, die Fassaden sind unverputzt. Es sind dreistöckige, langgestreckte Häuser mit den einzigen modernen Wohnungen von Staraja Russa. Drei Zimmer, Bad, Küche, Wasserklosett, Zentralheizung, Wasserleitung. Im Grundriß gut und zweckmäßig angelegt, in der Ausführung miserabel. Die Frau, die mich begleitet, staunt trotzdem. So etwas gibt es sonst in Staraja Russa nicht; sie hat solche Wohnungen noch nie gesehen. Die Räume selbst sind verdreckt, abgenützt, verwanzt. In den Dielen breite Fugen und keine Spur von

Digitized by Google

Farbe mehr darauf. Die Türen voller Risse, die Wände ungepflegt und schlecht getüncht, die Möbel billigste Fabrikware aus Fichtenholz, oft durch Bemalung andere Holzarten vortäuschend. In fast dreißig Wohnungen nicht ein anständiges Möbelstück, kein gutes Bild, keine schöne Lampe. Dafür aber Propagandabilder in scheußlichen Laubsägerahmen, Varietétänzerinnen in Flitterdreß, Lampen mit bunten Perlschnüren oder meistens nur kahl herunterhängende elektrische Birnen. Unter den an sich ziemlich zahlreichen Büchern ausschließlich Propagandaschriften, Revolutionsromane, Lehrbücher der roten Armee, Lenins Werke. Nicht ein einziges persönliches oder dichterisch wertvolles Buch! Eine Wohnung bis zum letzten Buch und Bild ein fabrikmäßiger, seelenloser Abklatsch der anderen. Die Kleider und Schuhe billigstes Lumpenzeug. Nach den vorgefundenen Familienphotos war auch nichts Besseres vorhanden. In Kowno wurde es uns von Volksdeutschen aus Litauen bestätigt: Bei einem Fest erschienen die eben eingewanderten Offiziersfrauen der Sowjets in seidener Unterwäsche und seidenen Nachthemden! Sie hatten die nie gesehenen Wunderdinge für Abendkleider gehalten und schleunigst eingekauft!

In allen Wohnungen finden wir sehr viel Kinderspielzeug. Auch in den wenigen Kaufläden war uns das schon aufgefallen. Es ist primitives, geschmackloses Blechzeug, Tanks, Trommeln, Eisenbahnen mit großen Sowjetsternen, Papierpuppen in schlechtester Jahrmarktsausführung. Das einzige, was ein innerliches Leben der Familie ahnen lassen könnte, ist der überall vorhandene Weihnachtsbaumschmuck. Wie das Fest allerdings in die mythenlose Weltanschauung der Bolschewiken eingefügt wurde, erscheint unklar. Die Tiere, Kugeln und Ketten in allen Wohnungen stammen scheinbar aus einer Fabrik und sind greuliche Ramschware, aus Pappe gepreßt und schreiend rosa, grün und gelb bemalt. Katzen mit rosa Schleifen, Hunde mit giftgrünen Halsbändchen und dergleichen. Dann, wohl in einem letzten, unbewußten Ahnen des wahren Sinnes, alle mythologischen Tiere, wie Eber, Widder, Hirsch, Eichhörnchen, Schimmel, Kranich. In jeder Wohnung steht ein Drahtfunklautsprecher, aus dem, wie aus allen Büchern, Zeitungen und Bildern ringsum, ausschließlich die Stimme Moskaus zu hören war. Und zu allem Überfluß finden wir unter Stößen von Schallplatten nur Reden Stalins, Propagandavorträge als Deutschkurse aufgemacht, Revolutionslieder und nur eine Volksliederplatte und ein paar Schlagerplatten.

Man kann diese Offizierswohnungen nur kopfschüttelnd verlassen. Das waren nun die verhätschelten Lieblingskinder der Bolschewisten, für die allein etwas getan wurde. Wie muß es erst bei den andern aussehen!

Das Bild dieser drei Beispiele sowjetischer Unkultur und Armseligkeit wiederholt sich in gesteigertem Maße in der ganzen Stadt. Bis auf eine sind alle fünfzehn Kirchen Staraja Russas in Lagerhäuser, Düngemittelspeicher und Kinos verwandelt. In einem besonders schönen Bau aus dem 16. Jahrhundert ist ein Revolutionsmuseum untergebracht. Die Wände wurden bis zur hochgewölbten Kuppel mit roter und grüner Ölfarbe überpinselt, Spruchbänder und Riesenbilder von Lenin und Stalin aufgehängt, wahllos Vitrinen und Tafeln mit aufgeklebten Bildern aufgestellt. Da wird der Reichtum der Klöster und Kirchen angeprangert, in zahllosen Karikaturen der Rassegedanke, die Gottgläubigkeit, der Kapitalismus und Faschismus bekämpft und die Leistung der Sowjets in statistischen Bildern propagiert. Köstlich ein Plakat gegen die kapitalistischen Blutsauger Morgan, Zacharoff, Rockefeller und Deterding, die jetzt heiß um Hilfe angebettelten Vertreter der USA.-Kapitalisten!

In den Ecken der Kirche stehen verstaubte, wundervolle alte Gemälde aus den Kirchen der Stadt achtlos und teilweise beschädigt herum. Russische Frauen und Männer kommen herein und bitten um die hier aufgestapelten heiligen Bücher und Kirchengeräte. Sie tragen alles in die einzige erhaltene Kirche, die eben wieder geöffnet wurde. Zu Hunderten drängen sich die armseligen Gestalten vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit in und vor der kleinen Kirche. Ein alter Russe mit langem struppigem weißem Haar hat das Priesteramt übernommen und tauft im goldenen Ornat die nackten, laut schreienden Kinder aller Altersstufen und segnet die Großen ein. Und alle haben nur eine Sehnsucht: Nachzuholen, was sie seit Jahrzehnten nicht mehr durften. Vor den deutschen Soldaten aber verneigen sich die Männer und Frauen tief und segnen sie als die Erlöser von ihren bolschewistischen Unterdrückern. Es ist, als hätten sich diese geplagten Menschen als letzte Hoffnung und Stärke ihren Glauben an

Digitized by Google

eine höhere Gerechtigkeit in all der kalten Seelenlosigkeit ringsum tief im Innern schlummernd bewahrt und als bräche dieser langverborgene Glaube nun, alle Not überstrahlend. mächtig aus ihnen hervor. So stehen sie, weinend vor Glück, bei ihren verbrannten Häusern und hängen sich die versteckten Heiligenbilder über die notdürftigen Strohlager und möchten uns als den Vollstreckern der ewigen Gerechtigkeit die Hände küssen und uns ihre Dankbarkeit zeigen.

Wir besuchen viele der noch erhaltenen Wohnungen. Sie sind stehengeblieben, weil die Flucht der Roten zu plötzlich kam, oder lettische und estnische Soldaten trotz aller Drohungen zusammen mit der Bevölkerung löschten, was die Rotarmisten aus dem Ural und aus Sibirien angesteckt hatten. Es sind schmutzige Elendsquartiere voller Ungeziefer. Zwei und drei Kochstellen in der Küche von Zwei- bis Vierzimmerwohnungen, weil mehrere Familien zusammen hausten. Hier lebten zwischen altem Gerümpel die Arbeiter des Sowietparadieses und klagen den deutschen Soldaten nun ihr für uns kaum faßbares Los. In über hundert Familien finde ich keine, in der nicht ein bis zwei Familienmitglieder verschleppt, verschollen oder erschossen sind. Frauen, die seit vierzehn Jahren ihren Mann nicht mehr gesehen haben, die Söhne sind seit einem Jahrzehnt nach Sibirien eingezogen und keinerlei Nachricht liegt mehr vor. Aus Angst haben sie zuletzt alle geschwiegen und wie die Sklaven wortlos gearbeitet, um nicht aufzufallen. Geld und Macht hatten die Juden, die ganze Häuser bewohnten, Dienstboten hielten und die „Chefs" der staatlichen Fabriken waren. Alle anderen waren eigentumslose, verarmte Proletarier, zerlumpt, denn Kleidung gab es kaum, oder sie war unerschwinglich teuer, Zucker gab es oft monatelang nicht, Mehl und Brot nur für Leute mit Beziehungen in ausreichender Menge. „Karten konnten bei uns nicht ausgegeben werden, denn für alle reichte es nicht. Wer zuerst kam und viel Geld hatte, erhielt etwas." Fleisch war sehr teuer. Uhren, Photoapparate u. dgl. waren seit Jahren nicht mehr zu haben. Kein Wunder, daß die Männer, Frauen und Kinder unsere Armbanduhren wie Wunderdinge streicheln, unsere Uniformen staunend befühlen und mit gierigen Augen um die Reste der für sie unvorstellbar reichen Verpflegung der deutschen Soldaten betteln.

„Mein Mann war Buchhalter in einer Base, dem Sammellager für alles Mehl und Brot der Bauern", erzählt aufgeregt die alte weißhaarige Frau L. „Die Chefs, ein Jude und ein Russe, verschoben waggonweise die Waren. Mein Mann zeigte sie an. Er wurde verhaftet. Helfen Sie mir! Er ist noch in Leningrad." Oft ist ein langer Zug von laut und heftig gestikulierend auf uns einredenden Russen hinter uns, die alle ihr Leid klagen wollen und von den Deutschern wie von Wundermännern jede Hilfe erhoffen. Ihre Häuser sind, wenn sie über 100 Quadratmeter hatten, enteignet, es gab nur staatliche Läden mit teurem Plunder. Im „Kulturhaus" nichts als eine Propagandabibliothek ohne jedes dichterische Werk, ein Tanzpodium, eine Jazzkapelle, Billardspielsäle, ein ödes und geschmackloses Kino.

Mir drängt sich die Frage auf, wie Soldaten für so ein System und so ein Leben überhaupt kämpfen konnten. Die Frau führt mich zu den großen Kasernen außerhalb der Stadt. „Wir haben nie gewußt, wieviel Soldaten hier sind. Sie lebten völlig abgeschlossen hier hinter den Stacheldrahtzäunen, man sah kaum jemand von ihnen, sie durften nicht mit uns sprechen. Es war immer ein großes Geheimnis um die rote Armee. Die Soldaten hier waren aus Sibirien. Sie haben seit ihrer Geburt nichts anderes als die Sowjetpropaganda gesehen und gehört. Sie wußten nicht, daß es ein besseres Leben gibt. Bei den Deutschen erwarteten sie in der Gefangenschaft einen grausamen Tod. Gingen sie zurück so wurden sie von den eigenen Kommissaren erschossen. Was blieb ihnen übrig, als in ihren Erdlöchern sich bis zum letzten Schuß zu verteidigen."

Inzwischen hat sich bei der Bevölkerung wie bei den Soldaten durch Flugblätter und auf tausend Wegen die Wahrheit über die Deutschen herumgesprochen. Sie begrüßen uns als Befreier. Ein junger ukrainischer Soldat ist zu uns gekommen und hat mir ein von ihm verfaßtes Gedicht auf den Führer gegeben des Inhalts:

„Von Land zu Land fliegt durch hohe Lüfte / Ein Adler, von dem ein Lied erklingt: / Hitler — der Edle und Große / Von dem die Völker stets Lieder singen werden."

In der 1000jährigen zerstörten Stadt steht vor der alten Kaufstraße mit den niedrigen, langgestreckten Rundbogengängen ein

Digitized by Google

hohes Denkmal Lenins. Mit großer Geste weist er auf die rauchenden Trümmer, als ob er sagen wollte: „Das ist mein Werk!" Zu seinen Füßen liegt ein lieblos gebuddeltes Massengrab der Roten. Ein Schwarm von Hunderten von Krähen, eine dunkle, heiser krächzende Wolke, flattert spukhaft über den verlassenen Platz, über die Ruinen der alten Bauten nach Osten, wo die roten Machthaber ihren letzten, blutigen Kampf führen.

Wir aber verlassen die Stadt, deren grausames Schicksal uns noch vor den Augen steht, ein Schicksal, das sich tausendfach überall wiederholt, wo der Bolschewismus die Herrschaft angetreten hat.

Außenpolitische Notizen

Fürst A. Urach:

Wie aus den „drei östlichen Provinzen" das Kaiserreich Mandschukuo wurde

Die Flagge Mandschukuos, das Gelb der früheren chinesischen Kaiser auf dem Drachenthron mit den bunten Streifen der verschiedenen im neuen Staat zusammenlebenden Rassen in der Gösch, beginnt erst langsam in der Welt bekannt zu werden. Das neue asiatische Kaiserreich Mandschukuo ist nicht auf Grund einer bürokratischen Konstruktion entstanden, die eine für sich allein kaum lebens- und staatsfähige Nationalitätengruppe zur Grundlage ihres Bestehens macht. Mandschukuo ist vielmehr das Produkt des harten japanischen Aufbau- und Neuordnungswillens im ostasiatischen Raum. Ein Musterbeispiel dessen, was der zähe Wille eines ordnungs- und verwaltungsbegabten Volkes im Fernen Osten in einem zerrissenen, unklaren und unter verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Einflüssen stehenden Neuland und Niemandsland aufzubauen vermag.

Um die dramatische Entstehungsgeschichte dieses neuen Staates im Fernen Ostraum genauer verstehen zu können, muß etwas weiter ausgeholt werden.

Ungefähr im dritten Jahrhundert vor der Zeitwende hatten die chinesischen Kaiser die grandiose Idee eines mächtigen Verteidigungswerkes in die Tat umzusetzen begonnen, eines Schutzwalls, um das eigentliche China vor den kriegerischen Einfällen der im Norden und Osten hausenden wilden Reitervölker zu beschützen. Eine lange Reihe chinesischer Kaiser bis zur Ming-Dynastie haben an diesem gewaltigsten Festungswerk aller Zeiten weiterbauen lassen, das viele Tausende Kilometer lang von Turkestan in Zentralasien bis zum Gelben Meer bei Schanhaikwan reicht. Was außerhalb dieser Mauer wohnte, waren die fremden, nichtchinesischen Barbaren, die Mandschuren, die Mongolen, die wilden, von chinesischer Kultur kaum berührten Reiterstämme der Steppe. Und trotz dieses mächtigen Schutzwalls brachen diese außerhalb der Mauer lebenden wilden Reitervölker immer wieder ins chinesische Land ein, eroberten den Kaiserthron des Reiches der Mitte, gründeten ihre Dynastien und wurden dadurch, bei der ungeheuren Absorptionskraft der chinesischen Kultur, „chinesische" Kaiser.

Die Mandschu-Zeit

So kamen auch die Mandschukaiser, die 1644 den Thron in Peking und mit ihren Stammesführern ganz China eroberten aus dem Gebiet außerhalb der Großen Mauer, dem heutigen Mandschukuo. Verlegten ihre Residenz aus Mukden, wo sie als lokale Herrscher regierten, nach Peking auf den Drachenthron. Das Stammland der Mandschu-Dynastie wurde als eine Art privaten Krongutreservats der neuen Kaiserfamilie betrachtet, in das Chinesen nur in sehr beschränkter Anzahl auswandern durften.

Schon 1687 hatten die damals Zentralasien erobernden und bis an den Pazifik vorstoßenden Kosaken der Zaren die ersten Schwierigkeiten mit den in der Mandschurei ziemlich selbständig regierenden Militärgouverneuren der Mandschukaiser. 1689 wurde der Fluß Amur als Grenzstrom zwischen Rußland und China festgelegt.

Als 1860 das vereinigte englisch-französische Rache-Expeditionskorps Peking eroberte, wurde der auf mandschurischem Gebiet liegende Hafen von Newtschwang

Digitized by Google

zwangsweise als Vertragshafen geöffnet. Und die Geschwader der Westmächte benützten zum erstenmal das spätere Port Arthur als Operationsbasis im ostasiatischen Raum. Mit dem großen Wettrennen der Westmächte nach Machtpositionen in Ostasien war das Kronreservat der Mandschukaiser außerhalb der Großen Mauer endgültig in die Weltpolitik einbezogen worden.

Die weiteren Ereignisse um die Mandschurei folgen Schlag auf Schlag. 1861 setzt sich Rußland in Wladiwostok am Pazifik fest. In mächtigem Schwung vom Baikalsee über den Bogen des Amur bis nahe an die pazifischen russischen Küstenprovinzen, bis an die Grenze des damals noch selbständigen Kaiserreiches Korea legt sich das neue fernöstliche Reich Rußlands um das chinesische Außengebiet der Mandschurei außerhalb der Großen Mauer, die sogenannten „drei östlichen Provinzen". Und in Wladiwostok steht Rußland plötzlich dem damals noch von der Außenwelt abgeschlossenen Inselreich Japan gegenüber, mit dessen Inselbesitz auf den Kurilen im nördlichen Pazifik es bei seinem weiteren Vordringen von Kamtschatka her zusammenstößt.

In denselben Jahrzehnten aber vollzieht sich in Japan die große innere Wandlung, die den märchenhaften Aufstieg des Inselandes zum Weltreich einleitete. Japan wehrte den gewaltsamen Einbruch der Westmächte ab, stellte sich in kürzester Zeit um, nahm selbst die Technik und die äußeren Lebensformen der Westmächte an, um sich besser ihres Ansturmes erwehren und um sich selbst sein Lebensrecht bei der Machtverteilung im ostasiatischen Raum sichern zu können. Schon 1894 trägt Japan seinen ersten Expansivstoß vor, mit der Stoßrichtung auf die mandschurische Küste. Die Halbinsel Liautung in der Mandschurei, der Hafen von Port Arthur, der den Flotten der Westmächte als Operationsbasis gedient hatte, war das Ziel. Armee und Flotte des japanischen Kaisers eroberten zum erstenmal Port Arthur, schlugen die Heere des chinesischen Kaisers.

Dann aber trat für Japan der bittere Rückschlag ein. Rußland, das im mandschurischen Gebiet, bei der chinesischen Regierung in Peking und in dem Japan gegenüberliegenden Kaiserreich Korea seinen Einfluß immer mehr verstärkt hatte und sich stark genug dazu fühlte, diese im Fernostraum neu auftretende Macht Japans zurückzudrängen, gelang es, Deutschland und Frankreich zu einer gemeinsamen Aktion gegen Japan zu bewegen. Im Frieden von Schimonoseki mußte Japan den mit Opfern eroberten Brückenkopf an der mandschurischen Küste wieder räumen. Mußte die siegreiche Sonnenflagge von den eroberten Befestigungen von Port Arthur wieder streichen. Schon 1897 lief die Zarenflotte in Port Arthur ein, zwei Jahre später pachtete Rußland durch Staatsvertrag die Liautung-Halbinsel von China, erhielt von der chinesischen Regierung das Recht, durch die Nordmandschurei die Verkürzungsbahn nach Wladiwostok zu bauen, baut Port Arthur zum „Gibraltar des Ostens" aus und errichtet in Dairen einen großangelegten Handelshafen. Mit Macht und Großzügigkeit beginnt Rußland die Durchdringung der chinesischen Mandschurei. Die Linienregimenter des Zaren ziehen in Mukden ein, während die vereinigten Truppen der europäischen Großmächte das vom Boxeraufstand aufgewühlte Peking einnehmen und vom machtlosen China neue, demütigende Verträge abfordern. Die russischen Eisenbahningenieure ziehen in das weite Land der Mandschurei, Städte springen über Nacht an den Bahnknotenpunkten aus der Steppe, russische Beamte, Unternehmer, Kaufleute, der Troß, der die Bahnpioniere als Gefolgschaft Europas begleitet, strömt in das Steppenland der Mandschurei.

Mit Mißtrauen hatte England diesen machtvollen russischen Vorstoß nach eisfreien Häfen am Gelben Meer mitangesehen. Damals, um die Jahrhundertwende, ging es um die Aufteilung Chinas in Interessensphären. England aber, dem Rußland auch in Zentralasien und im Nahen Osten ein unangenehmer Nachbar war, wollte unter allen Umständen Rußlands Einfluß am Pazifik eindämmen. Und auch die Vereinigten Staaten sahen die neue Machtstellung der Zarenflotte am Pazifik mit mißtrauischen Augen. Im ostasiatischen Raum war aber nun das junge, lebensstarke und expansive Japan der beste Vorkämpfer für ein Eindämmen des seinen Grenzen bedenklich nahe kommenden Rußlands. Dieses Japan, das seine mit Blutopfern eroberte Siegesbeute an die Russen hatte abgeben müssen, das unterdessen ein starker, moderner Staat geworden war mit stetig zunehmender Bevölkerung.

Japans Aufstieg

Mit diesem aufsteigenden Japan schloß England ein Bündnis. Dadurch gedeckt konnte Japan den großen Waffengang

Digitized by Google

wagen, der 1904/05 mit dem gewaltigen Sieg über Rußland gekrönt wurde und Japan, zum Staunen der Welt, zur Stellung der großen Weltmacht emporführte. Die Elitetruppen, die Linienregimenter, die sibirischen Schützenbataillone des Zaren verbluteten bei Port Arthur, bei Mukden, am Yalu. Die russischen Panzerschiffe versanken in den Fluten von Tsuschima und bei Port Arthur. Erbittert, hartnäckig und siegreich drängten die Armeen Japans den russischen Einfluß vom Gelben Meer zurück, schlugen eine der mächtigsten Militärmächte der damaligen Welt.

Jetzt endlich erhielt Japan das mit neuen, schweren Blutopfern zum zweitenmal eroberte Port Arthur und die Kwantung-Halbinsel als Pachtgebiet, erhielt das Recht, in der Südmandschurei seine Bahnen zu bauen, seine militärisch gesicherten Bahnzonen im südmandschurischen Gebiet anzulegen, so wie es Rußland in der Nordmandschurei besaß. Die Mandschurei, auf deren blutgetränkten Ebenen jetzt die Geschütze schwiegen, war zum Kampfplatz eines nicht minder zähen wirtschaftlichen Ringens um die Vormachtstellung zwischen dem vom Krieg erschöpften Japan und dem geschlagenen Rußland geworden. Noch waren die Kampfgebiete in Einflußzonen abgeteilt. Noch spielte sich dieser Wirtschaftskampf auf neutralem, vertraglich gepachtetem Boden ab, der wenigstens dem Namen nach noch chinesisches Gebiet war.

Schon 1906 gründet Japan die „Südmandschurische Eisenbahngesellschaft" zur Erschließung des neuerworbenen Einflußgebiets. Die Gesellschaft wird bald zu einem Riesenkonzern unter strikter Staatsaufsicht. Vom Kwantung-Pachtgebiet als Ausgangspunkt beginnt jetzt die planmäßige japanische Durchdringung der Südmandschurei. Das Rückgrat dieser Durchdringung ist die „Südmandschurische", der alle Unternehmungen angeschlossen werden, die jetzt schnell unter zielbewußter japanischer Führung im neuen Einflußgebiet entstehen: Verkehrsmittel, Kohlen- und Eisenbergwerke, mächtige Hafenbauten, landwirtschaftliche Unternehmungen, Fabriken. Die japanische „Kwantung-Armee", die den Schutz der neuerworbenen Bahnzonen zu übernehmen hat, steht der halbstaatlichen Bahngesellschaft in allen Unternehmungen schützend und beratend zur Seite.

Gleichzeitig beginnt ein gewaltiger Einwandererstrom sich aus den chinesischen Nordprovinzen, aus Tschihli (dem heutigen Hopei) und Schantung in das sich entwickelnde Neuland der Mandschurei zu ergießen. Die neuen Unternehmungen der Japaner bieten dem chinesischen Kuli, der in einer wahren Völkerwanderung in die neuerschlossenen Gebiete kommt, in einem dünnbesiedelten Land bessere Erwerbsmöglichkeiten als in Nordchina. Die chinesischen Einwanderer strömen zu den Bahnbauten, in die Eisenbahnwerkstätten, in die Kohlengruben, die sich überall systematisch in das Neuland vorschieben, auf die unbewohnten, unbebauten Landgebiete, die durch die neuen Bahnen erschlossen werden.

Bald hat man in der Mandschurei die gewaltige weltwirtschaftliche Bedeutung der Sojabohne erkannt, die auf dem Boden und im Klima dieses Landes gedeiht wie sonst nirgends auf der Welt. Die Sojabohnenfelder werden zum nationalen Reichtum des mandschurischen Landes. Dairen wird zum Welthandelsplatz, zum Großausfuhrhafen der Sojabohnen. Auf den mächtigen Hafenkais dehnen sich die riesigen verschiffungsbereiten Lager des kostbaren, für jede Art von Fettgewinnung verwendbaren mandschurischen Exportgutes.

Das Kaiserreich Korea ist durch die japanische Einflußzone in der Südmandschurei vom russischen Einfluß abgeschnitten worden. Innere Wirren brechen in dem korrupten Staat aus. Das Kaiserhaus wird gestürzt. Japanische Armeen marschieren ein. Das weite Land fällt Japan ohne Schwierigkeiten zu, denn Rußland ist in Ostasien machtlos, hat den schweren Schlag noch nicht verwunden, den es durch die japanischen Armeen auf den Schlachtfeldern der Mandschurei erlitten hat. 1911 bricht in China die Revolution aus, 1912 fällt die schwache Mandschu-Dynastie. Der Kind-Kaiser unterzeichnet seinen Rücktritt, bleibt, von seinem Hofstaat verlassen, in den zerfallenden Prachtbauten des Kaiserpalastes von Peking. Das chinesische Reich droht in den Wirren der Revolution in Einzelprovinzen zu zerfallen. Der Weltkrieg bricht aus, in China herrscht Chaos, Rußland kämpft mit der Front gegen Westen, auf den Schlachtfeldern Polens gegen Deutschland. In der Mandschurei ringen die Militärgouverneure, die sich von Peking selbständig gemacht haben, um den entscheidenden Einfluß. 1919 vereinigen sich die „drei östlichen Provinzen" der Mandschurei unter dem starken Kriegführer Tschangtsolin, erklären ihre Selbständigkeit, und die Vereinigten

Digitized by Google

Staaten anerkennen, daß Japan gewisse Sonderinteressen in der Mandschurei besitzt.

Das Ende des alten China

Unterdessen war Rußland im Weltkrieg zusammengebrochen. Das chinesische Reich existierte als geschlossener Machtfaktor nicht mehr. Die Selbständigkeitserklärung des gesamten Gebietes der chinesischen Mandschurei unter Tschangtsolin bedeutete auch, daß dieser befähigte Machthaber die gewinnbringenden russischen Bahnen in der Nordmandschurei in eigene, selbständige Verwaltung übernehmen wollte. Und außerdem plante Tschangtsolin, der Machthaber der Mandschurei, außerhalb der vertraglich festgelegten japanischen Bahnzone seine eigenen Parallelbahnen unter seiner eigenen Verwaltung zu bauen und so ein neues, eigenes Verkehrsnetz der Mandschurei zu schaffen, dessen Gewinn ihm allein zufallen würde.

Er war sicherlich den Japanern nicht immer bequem, dieser mächtige und selbständige mandschurische General, der auf Kosten des durch die Revolution geschwächten Rußlands immer mächtiger wurde und schon seine Augen nach Peking und China richtete, dem es auch beinahe gelungen wäre, das von Bürgerkriegen zerrissene China unter seiner starken Hand von Norden her zu einigen. Und doch war ein chinesischer General, der seine Ausgangsbasis im direkten Einflußgebiet Japans in der Mandschurei hatte, für die politischen Zwecke der Japaner noch besser zu gebrauchen als die von Südchina ausgehende nationale Einigungsbewegung der chinesischen Kuomintangpartei, die mit allen Vorrechten der Ausländer auf chinesischem Gebiet aufräumen wollte und die nationale Wiedervereinigung ganz Chinas auf ihre Fahnen geschrieben hatte.

Der russische Zusammenbruch hatte in Japan neue Pläne erweckt. Konnte man die russische Auflösung etwa dazu ausnützen, um Rußland endgültig vom Zugang zum Pazifik abzuschließen? Die japanische Armee begann den sibirischen Feldzug, von dem man in Europa das damals mit eigenen Angelegenheiten überbeschäftigt war, kaum etwas erfahren hat. Bis zum Baikalsee stießen die kleinen japanischen Abteilungen in sibirisches Gebiet vor, unterstützten Admiral Koltschak in seinem aussichtslosen Abwehrkampf, unterstützten jede der ungezählten weißrussischen Regierungen, die sich im fernöstlichen Raum der unaufhaltsam sich heranwälzenden Flut der Armeen Moskaus entgegenzustemmen suchten. Umsonst: Koltschak wurde verraten und erschossen, die Vereinigten Staaten gaben die Unterstützung der Weißrussen auf. 1922 mußten die Japaner Wladiwostok räumen.

Japanische Träume für die Flankensicherung ihres Einflußgebiets in der Südmandschurei und für ein Abdrängen der Sowjetunion vom Pazifik waren zerronnen. Der Neun-Mächte-Vertrag, der die Unverletzlichkeit allen chinesischen Gebiets einschließlich der Mandschurei verkündete, wurde die politische Richtlinie der angelsächsischen Mächte im ostasiatischen Raum, der Japan sich fügen mußte, zusammen mit den See-Abrüstungsverträgen von Washington.

Es begann die Zeit der Einschränkungen für die japanische Festlandexpansion.

Unterdessen hatte das durch lange Bürgerkriege zerrissene China begonnen sich unter einer nationalen Einigungsformel zusammenzufinden. Die chinesischen Armeen der Kuomintang führten unter Tschiang-kaischek ihren sensationellen Siegeszug von Südchina nach dem Norden durch. Auch über Peking ging die Fahne der nationalen Einigung Chinas hoch. 1929 wehte die Fahne der Kuomintang auch über der Mandschurei, in die sich der alte Tschangtsolin zurückgezogen hatte — nur um an den Folgen eines unaufgeklärten Bombenattentats zu sterben.

Die Lage begann für Japan kritisch zu werden. Denn wenn auch das bisher von China autonome Sondergebiet der „drei östlichen Provinzen" der Mandschurei, von der nationalen Einigungsidee des gesamten Chinesentums erfaßt wurde, dann bestand die Gefahr, daß der japanische Einfluß auf dem von Chinesen bewohnten asiatischen Festland überhaupt zurückgedrängt und beseitigt wurde. Die japanische Kwantung-Festlandarmee sah dem Ablauf der Ereignisse nicht tatenlos zu. Sie marschierte. Marschierte auf eigene Faust aus dem Kwantung-Pachtgebiet und den Bahnzonen in das chinesisch-mandschurische Gebiet, nachdem chinesische Truppen bei Mukden ein Attentat auf die Bahnlinie verübt hatten. Fast mühelos vertrieb die japanische Kwantungarmee die chinesischen Truppen des „jungen" Marschalls Tschangshueliang aus der Südmandschurei, kämpfte sich vom Nonnifluß bis zum Amur an die russische Grenze durch.

Konsolidierung

Und Japan hatte den großen Schritt getan. Aus einem Niemandsland zwischen

Digitized by Google

Japan und Rußland mit umstrittenen politischen Rechtsverhältnissen, aus einem nominell chinesischen, in Wirklichkeit selbständigen Gebiet, war ein direktes japanisches Einflußgebiet unter der starken Hand der japanischen Armee geworden.

Natürlich protestierte der Völkerbund gegen diese „Vergewaltigung". Entsandte alsbald eine Kommission, um den japanischen Bruch des Neun-Mächte-Vertrags zu untersuchen. Richtete natürlich angesichts der Tatsachen nichts aus. Japan trat dann sofort aus dem Genfer Verein aus, widmete sich ganz dem Neuaufbau des neugewonnenen Gebietes, besetzte noch die chinesisch-mongolische Provinz Dschehol dazu und stand damit an der Großen Mauer, der Grenze zum eigentlichen China.

Was war im Fernostraum geschehen? Japan hatte kurzerhand ein Gebiet vom Flächenraum Deutschlands und Frankreichs zusammengenommen mit etwa 35 Millionen Einwohnern mit seiner Armee besetzt. China konnte keine positiven Schritte gegen diese japanische Besetzung eines außenliegenden chinesischen Gebiets unternehmen, dessen Verbindungen zu der eben aufgerichteten chinesischen Zentralregierung nur lose waren. Und Japan sah sich plötzlich der sowjetischen Fernostarmee an der russischen Staatsgrenze gegenüber. Die Welt erwartete einen japanisch-sowjetischen Zusammenstoß um das gegenseitige Interessengebiet der Mandschurei, aber Rußland räumte kampflos seine Einflußsphäre in der Nordmandschurei vor den vordringenden Japanern.

Japan ging mit Riesenschritten an die Neuordnung des weiten Gebietes, das seine Armeen besetzt hatten. Noch im Herbst 1931 erfolgten in diesem Gebiet die ersten Selbständigkeitserklärungen. 1932 wurde die mandschurische Republik ausgerufen. Pu-Yi, der letzte chinesische Kind-Kaiser auf dem Drachenthron in Peking, der von japanischen Agenten aus der japanischen Konzession in Tientsin, wohin er 1925 aus dem Kaiserpalast von Peking geflüchtet war, nach Hsinking gebracht wurde, wurde das neue Staatsoberhaupt des neuen Gebiets. Zwei Jahre später war Pu-Yi als Kang-Teh der erste Kaiser des alten Ursprungs- und Stammlandes seiner Dynastie, des neuen Kaiserreiches Mandschukuo, das ihm die japanische Armee geschaffen hatte. Herrscher über 35 Millionen Untertanen, in der überwiegenden Mehrzahl Chinesen, daneben auch 2½ Millionen Mongolen, etwa 2 Millionen Koreaner, Hunderttausende von Weißrussen und etwa 500 000 Japaner, die allerdings zunächst noch ihre Exterritorialitätsrechte behielten. Herrscher über ein weites Gebiet, dessen Grenzsicherungen und Garantien Japan zusammen mit der Anerkennung des von ihm selbst geschaffenen neuen Staates übernommen hatte.

Eine große Veränderung war im Raum des Fernen Ostens damit eingetreten. Stillschweigend hatte Rußland seine nutzlos gewordene Position in der Nordmandschurei geräumt. Verkaufte 1935 die bisher russisch verwaltet, jetzt aber, nach der japanischen Besetzung für Rußland wertlos gewordene chinesische Ostbahn an die Japaner. Rußland hatte sich endgültig aus dem Gebiet der Mandschurei zurückgezogen. Der junge Staat Mandschukuo, von der japanischen Armee erobert und geschaffen, wurde das neue, ungeheuer ausgedehnte Unternehmungsgebiet der staatlich und militärisch gelenkten japanischen Wirtschaft. Allerdings bietet Mandschukuo für den japanischen Bevölkerungsüberdruck als Auswanderungsland wenig Möglichkeiten. Die Lebenshaltung des japanischen Bauernsiedlers ist beträchtlich höher als die des Chinesen. Das Klima Mandschukuos ist kontinental, trocken und hart, mit langen sibirisch-kalten Wintern und langen, trocken heißen Sommern, kein Klima für japanische Siedler. Nur mit beträchtlicher staatlicher Unterstützung kann der Japaner, gleichzeitig auch als Wehrbauer für die Kwantungarmee, in Mandschukuo als Bauer angesiedelt werden.

Das neue Mandschukuo

Aber der Strom der japanischen Unternehmer, die im Gefolge der Armee ins Land kommen, die Menge der kleinen und großen Kaufleute der Beamten, fließt heute in das neue Reich Mandschukuo. Die japanische Industrie beginnt eine beträchtliche Verlagerung ihres Schwergewichts nach Mandschukuo, wo man Unternehmen nach moderneren Grundsätzen als im alten Mutterland aufbauen kann, wo die Arbeitskräfte noch billiger sind. Diese Industrieverlagerung nach dem Festland kann schwerwiegende Folgen für die alten Industrien in Japan haben, braucht eine bewußte staatliche Lenkung des neugeschaffenen Wirtschaftsblocks. Ein neues, gewaltiges Betätigungsfeld hat Japan für seine vitalen Energien in Mandschukuo gefunden,

Digitized by Google

hat in kürzester Zeit Erstaunliches geleistet. Man braucht nur die Anlage der neuen Hauptstadt Hsinking zu sehen, um zu begreifen, mit welcher Großzügigkeit, die auf den heimatlichen Inseln gar nicht möglich wäre, und mit welcher zielbewußten Zähigkeit Japan an die Entwicklung dieses neuen Staates herangeht.

In Mandschukuo haben die Japaner das dichteste Bahnnetz des Fernen Ostens geschaffen. Stäbe von Bergwerksingenieuren und landwirtschaftlichen Experten durchforschen das Land bis in die fernsten Winkel, bis zu den Ausbeutungsmöglichkeiten der Goldwäschereien am Amur, der Ausbeutung des riesigen Urwaldgürtels im Osten und Norden, der Viehzucht im mongolischen Weideland im Westen, den Möglichkeiten für chemische Industrien. Japans zwei Hauptprobleme aber, Bevölkerungsüberschuß und industrielle Rohstoffarmut, kann auch das Neuland Mandschukuo niemals ganz beheben. Auch Mandschukuo kann Japan niemals wirtschaftlich ganz autark machen.

Trotzdem bleibt Japans Aufbauleistung in Mandschukuo einzigartig, die Leistung eines asiatischen Ordnungsstaates, der den zähen Willen und den geistigen Glauben zur Staats- und Reichsbildung in sich trägt. Man kann allerdings den japanischen Aufbauerfolg nicht mit den Problemen vergleichen, die sich Japan heute in China bieten. Mandschukuo war in seinen meisten Teilen Neuland, in dem Japan heute Pionierarbeit leistet. Mandschukuo war und ist dünn besiedelt, besitzt eine chinesische Bevölkerung die zum Großteil erst in den letzten Jahrzehnten eingewandert ist, die ihre Ahnengräber noch im alten chinesischen Stammland innerhalb der Großen Mauer hat. Die Verständigung zwischen den verschiedenen in Mandschukuo lebenden Rassen und den eingewanderten Chinesen mit der japanischen Herrenschicht ist verhältnismäßig leicht herzustellen und wird von Japan ganz bewußt und auch erfolgreich geleitet. Das Gebiet aber, in das Japan als Folge des neuen chinesisch-japanischen Konflikts vordringt, ist altes Chinesenland innerhalb der Großen Mauer, in dem das chinesische Volk schon seit Jahrtausenden bodenständig ist. Japan hofft, daß der Ordnungsstaat Mandschukuo seine ausstrahlende und anziehende Wirkung auch auf die innerhalb der Mauer lebenden Chinesen ausüben wird.

Man muß den neuen Staat Mandschukuo aus eigener Anschauung kennen, um die Kraft des staats- und reichsbildenden Willens verstehen zu können, der Japan innewohnt. Ein blühendes Agrarland, dessen Anbaufläche erst zu etwa 50 Prozent ausgenützt ist, mit mächtig aufstrebenden Industrien unter japanischer Monopolverwaltung, mit zahlreichen, noch ungehobenen Bodenschätzen, mit einer sich zusehends befriedenden Bevölkerung, ein asiatisches Reich, das Japan in engster wirtschaftlicher und politischer Verbundenheit angegliedert ist.

Neue Bücher

Geschichte Finnlands

Größere Werke über die Geschichte Finnlands in deutscher Sprache gab es bisher nur zwei: von Yrjö Koskinen (aus dem Finnischen übersetzt) und von M. G. Schybergson (aus dem Schwedischen übersetzt). Das von Koskinen stammt aus dem vorigen Jahrhundert und ist, wenn ich nicht irre, mindestens 60 oder 70 Jahre alt, das von Schybergson ist wohl 20 bis 30 Jahre jünger, aber auch vor dem Weltkriege erschienen. Ein neuer, von Otto von Zwehl übersetzter Band von Schybergson behandelt nur die Zeit von 1809 bis 1919 und ist 1925 erschienen. Es sind alles zuverlässige Werke von wissenschaftlichem Wert und fußen auf Quellenforschungen aus erster Hand.

William Sommers Geschichtswerk „Geschichte Finnlands" (Verlag Oldenbourg, München), das bis zum Ausgang des Freiheitskrieges 1918 reicht, ist nicht die Arbeit eines selbständigen Forschers, sondern eine Kompilation nach gedruckten finnischen Quellen. Nur die jüngste Zeit macht eine Ausnahme, der Verfasser hat hier auch über eine größere Auswahl Quellen verfügt.

Die Abhängigkeit von finnischen Vorlagen zeigt sich u. a. in den Kapiteln, die Gustav Wasa gewidmet sind. Wenn der Verfasser auch die Verdienste dieses größten schwedischen Herrschers nicht verschweigen kann, so betont er doch mit besonderer „demokratischer" Vorliebe die Schwächen der Regierung Gustav Wasas. Oft hat der Verfasser es gut verstanden, in der Masse des geschichtlichen Materials den roten Faden deutlich sichtbar werden zu lassen; aber in solchen Perioden, wo das Chaos der fortwährenden Kriege die Übersicht erschwert, so daß es bisher keinem Geschichtsschreiber gelungen ist, hier die Hauptpunkte zu einem leicht faßlichen Ganzen zu ordnen, leidet begreiflicherweise auch Sommers Darstellung an einem Übermaß von Kleinkram, so daß man zu keinem zusammenfassenden Bild der Entwicklung kommt. Man kann ihm dies nicht zum Vorwurf machen, da gerade die Geschichte Finnlands in dieser Beziehung schwer übersichtlich ist und kein früherer Historiker diese Schwierigkeit überwunden hat. Berechtigt ist die Kritik, die der Verfasser an der Politik derjenigen schwedischen Könige übt, die dem finnischen Bauerntum gegenüber nicht das geringste Verständnis aufbrachten. Und sehr verdienstvoll ist die klare Herausarbeitung des schrittweise erfolgten Einbruchs des russischen Autokratismus in die autonomen politischen Verfassungsrechte Finnlands.

Digitized by Google

Im allgemeinen muß man anerkennen, daß die Arbeit Sommers von großem Fleiß und geschickter Ausnutzung der vorhandenen Literatur zeugt. Der Stoff ist gut geordnet und der Standpunkt des Verfassers möglichst objektiv gewählt. Das Buch ist zweifellos in sachlicher Beziehung durchaus zuverlässig und für Studien sicher von praktischer Bedeutung. Nur müßte für diesen Zweck das Nachschlageregister noch ausführlicher ausgearbeitet werden. Es ist freilich kein Lesebuch und will wahrscheinlich auch kein solches sein, sondern dient ausschließlich Studien- und Informationszwecken. Eine Lektüre wird auch durch den etwas trockenen und unbeholfenen Stil erschwert, zu dem vielleicht die Sprache der finnischen Vorlagen beigetragen hat. Die Wiedergabe der Namen und Bezeichnungen ist nicht konsequent: meist sind die finnischen Benennungen beibehalten worden, in manchen Fällen aber wählt der Verfasser unbegründeterweise schwedische Wörter. Die Bezeichnung „Schärengarten" (für das schwedische „Skärgård") statt einfach „Schären" ist unrichtig. Neben dem finnischen „rälssimies" hätte unbedingt das schwedische „frälseman" angeführt werden müssen. Für das schwedische „Län" wäre „Provinz" richtiger gewesen. Eine etwaige neue Auflage müßte von einem stilistisch gewandten Sprachkenner geprüft werden, der das Deutsche als Muttersprache beherrscht und die stilistischen und grammatischen Fehler ausmerzt, die Umstellungen der Satzfolge, die Vorliebe etwa für das schreckliche Wort „diesbezüglich", Fremdwörter, Schnitzer wie J. C. Engel anstatt Carl Ludwig Engel, und grammatische Ungenauigkeiten.

Johannes Oehquist.

Finnland farbig —

Eine sehr erfreuliche Arbeit ist „Das farbige Finnlandbuch" von H. Casdorff mit 48 Farbphotos von Erika Casdorff-Westendorff (Verlag Broschek, Hamburg). Ein lebendiger, leicht erzählter Reisebericht wird von der Farbigkeit von Landschaft, Menschengesicht und Stadtbild wirksam unterstrichen.

Zu äußerster Vollkommenheit ist das Farbphoto entwickelt in einem großformatigen Liebhaberband (in einer Reihe „Meisterwerke farbiger Lichtbildkunst") „Petsamo-Ladoga", Photos Hermann Harz, Text Curt Strohmeyer, Holzstiche Karl Stratil (Verlag und Herausgeber Dr. Fritz Fikentscher, Leipzig). Der nordöstliche Teil Finnlands wurde hier bereist, und mit betrachtenden Worten, von jener Liebe erfüllt, die alle Finnlandreisenden in hohem Maß mit heimbringen, erzählt Strohmeyer von Land und Leuten; die Farbphotos aber sind von einzigartiger Eindringlichkeit, unvergeßlich bleiben solche, wie echte Naturausschnitte wirkenden Blätter: das Saunahäuschen auf der Landzunge im Sommer-See, der von grünen Wald- und Wiesenhängen umzogen ist; der Kantele spielende alte Bauer aus Ostkarelien; das Bootsgerüst aus schön gefügtem Holzwerk; die in landesüblicher sommerlicher Nacktheit badenden Kinder im Fischerhafen; die Urwaldklamm; der Goldwäscher im einsamen Norden; Leila, das kleine Holzfällerkind mit dem blonden Zottelhaar; der Jäger mit den Bärenfellen; das Mädchen am Webstuhl, — Finnland, in lebendig atmender Farbigkeit. St.

Finnische Romane

Schön und stark ist die Liebesgeschichte des schwedisch schreibenden Finnen Jarl Hemmer, „Die Morgengabe" (Verlag Langen/Müller, München; übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau). Zwischen Größe und Verfall pendelt das Leben dieser Fischer auf den Ålandsinseln, aber immer gewinnen sie wieder den klaren, den starken und zum letzten Einsatz führenden Weg, diese Kinder des Meeres, fischduftend, winddurchweht. Die ungebrochene Intensität des Erlebens und der Darstellung beglückt uns in den guten Büchern der Nordländer immer wieder, es ist wie ein Jungborn gegen unsere etwas dünn gewordene, hochgezüchtete festländische Stilistik. Und man empfindet dann auch die gewisse — im besten Sinn — Einfalt und Schlichtheit, die oft diese Dichter, wie Frau Maila Talvio etwa, zeigen, als eine Freude und ein in seiner Stille Auszeichnendes. Wir wollen nur zwei der Bücher der Talvio herausgreifen (beide übersetzt von Rita Oehquist): „Die Tochter der Ostsee" (Langen/Müller Verlag München) ist ein Roman aus dem alten Helsinki, aus der Zeit, als das finnische Nationalgefühl gerade durch die kampf- und notreiche Stellung zwischen Schweden und Rußland zum Durchbruch kommt, und in den reichen und vielfältig gefügten Geschicken der führenden Familien formt Maila Talvio das Allgemeine zu einer spannenden menschlichen Wirklichkeit, zu gültigem Schicksalswerden. Der Roman „Die Glocke" (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) reicht bis in den Weltkrieg, bis die deutsch-finnischen Bataillone auch die abgelegensten Waldleute in die wache Gegenwart hineinzwingen: der starke, geheimnisvolle Ruf der Glocken im Marktdorf am See wird für das Land und die Menschen — diese saftigen, leidenschaftlichen, hintergründigen Nordmenschen — zum Symbol des erneuerten, wach und selbständig gewordenen Finnland. Bei allen diesen Erzählern des Nordens ist, so verschieden sie auch sein mögen, typisch die ungebundene, bewegliche, ganz schnurstracks aus dem Herzen kommende Sprache, die ihre Fülle und eben auch ihr Maß aus dem Herzen gewinnt und nicht etwa aus einer Art von „logisierter Ästhetik", einer dünn gewordenen Gefühlssparsamkeit, die nicht mehr „Maß" genannt werden kann, weil zu wenig da ist, was gemessen werden könnte. Der nordische Blickumkreis ist einfach, aber stark und tief dem Wesen nach; wir wollen ihm wünschen, daß er künftig, wenn er erschlossen durch einen erneuerten, größeren europäischen Weitblick vielfältiger wird, diese Wahrhaftigkeit des Gefühls und Stärke des Herzens behält und auswirkt. St.

Italienische Jugend am Meer.

Von seinem eigenen Jungenleben erzählt uns Ettore Cozzani in seinem Buch „Das verlorene Reich" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. Übersetzt von Elise Proß). Meer, Küste und Dorf mit ihrem bunten Leben unter der Sonne Italiens sind der Schauplatz der Taten der „Tribus". Gleich sind wir von der hellen Schönheit der Schilderung eingefangen. Ein Jungentum tut sich vor uns auf, das wir in seinen Regungen und Unternehmungen als sehr verwandt empfinden und dessen Erlebnisart wie die unsere ist. Sauberkeit des Empfindens, kristallene Klarheit der Bilder und aus ursprünglichen Quellen schöpfende Liebe zu dieser schönen Bucht Italiens zeichnen das Buch aus. Wir sind dankbar, daß wir durch die Übersetzung mit ihm bekannt werden, und gewiß, daß es eifrige Leser finden wird. Niemeyer.

Das Reich als europäische Aufgabe

Wie ist der germanische Reichsgedanke in der Geschichte für die Ordnung Europas wirksam gewesen und was bedeutet seine Erneuerung durch den Führer für die Gegenwart? Diese Frage ist der Geschichtswissenschaft durch das politische Geschehen unserer Tage vorgelegt worden. Karl Richard Ganzer hat das Thema in seiner Schrift „Das Reich als europäische Ordnungsmacht" tiefgreifend als Wissenschaftler angepackt. Walter Gehl gibt in „Die Sendung des Reiches" (Verlag Hirt) eine leichter angelegte allgemeine Einführung, die entstanden ist aus Vorträgen, die der Verfasser als Offizier vor der Truppe gehalten hat. Dieser Unterschied kennzeichnet auch die verschiedene Einsatzmöglichkeit der beiden Arbeiten in der Schulung der Bewegung und ihrer Gliederungen. Dr. Gerhard Krüger.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernspr.: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Digitized by Google

hat in kürzester Zeit Erstaunliches geleistet. Man braucht nur die Anlage der neuen Hauptstadt Hsinking zu sehen, um zu begreifen, mit welcher Großzügigkeit, die auf den heimatlichen Inseln gar nicht möglich wäre, und mit welcher zielbewußten Zähigkeit Japan an die Entwicklung dieses neuen Staates herangeht.

In Mandschukuo haben die Japaner das dichteste Bahnnetz des Fernen Ostens geschaffen. Stäbe von Bergwerksingenieuren und landwirtschaftlichen Experten durchforschen das Land bis in die fernsten Winkel, bis zu den Ausbeutungsmöglichkeiten der Goldwäschereien am Amur, der Ausbeutung des riesigen Urwaldgürtels im Osten und Norden, der Viehzucht im mongolischen Weideland im Westen, den Möglichkeiten für chemische Industrien. Japans zwei Hauptprobleme aber, Bevölkerungsüberschuß und industrielle Rohstoffarmut, kann auch das Neuland Mandschukuo niemals ganz beheben. Auch Mandschukuo kann Japan niemals wirtschaftlich ganz autark machen.

Trotzdem bleibt Japans Aufbauleistung in Mandschukuo einzigartig, die Leistung eines asiatischen Ordnungsstaates, der den zähen Willen und den geistigen Glauben zur Staats- und Reichsbildung in sich trägt. Man kann allerdings den japanischen Aufbauerfolg nicht mit den Problemen vergleichen, die sich Japan heute in China bieten. Mandschukuo war in seinen meisten Teilen Neuland, in dem Japan heute Pionierarbeit leistet. Mandschukuo war und ist dünn besiedelt, besitzt eine chinesische Bevölkerung die zum Großteil erst in den letzten Jahrzehnten eingewandert ist, die ihre Ahnengräber noch im alten chinesischen Stammland innerhalb der Großen Mauer hat. Die Verständigung zwischen den verschiedenen in Mandschukuo lebenden Rassen und den eingewanderten Chinesen mit der japanischen Herrenschicht ist verhältnismäßig leicht herzustellen und wird von Japan ganz bewußt und auch erfolgreich geleitet. Das Gebiet aber, in das Japan als Folge des neuen chinesisch-japanischen Konflikts vordringt, ist altes Chinesenland innerhalb der Großen Mauer, in dem das chinesische Volk schon seit Jahrtausenden bodenständig ist. Japan hofft, daß der Ordnungsstaat Mandschukuo seine ausstrahlende und anziehende Wirkung auch auf die innerhalb der Mauer lebenden Chinesen ausüben wird.

Man muß den neuen Staat Mandschukuo aus eigener Anschauung kennen, um die Kraft des staats- und reichsbildenden Willens verstehen zu können, der Japan innewohnt. Ein blühendes Agrarland, dessen Anbaufläche erst zu etwa 50 Prozent ausgenützt ist, mit mächtig aufstrebenden Industrien unter japanischer Monopolverwaltung, mit zahlreichen, noch ungehobenen Bodenschätzen, mit einer sich zusehends befriedenden Bevölkerung, ein asiatisches Reich, das Japan in engster wirtschaftlicher und politischer Verbundenheit angegliedert ist.

Neue Bücher

Geschichte Finnlands

Größere Werke über die Geschichte Finnlands in deutscher Sprache gab es bisher nur zwei: von Yrjö Koskinen (aus dem Finnischen übersetzt) und von M. G. Schybergson (aus dem Schwedischen übersetzt). Das von Koskinen stammt aus dem vorigen Jahrhundert und ist, wenn ich nicht irre, mindestens 60 oder 70 Jahre alt, das von Schybergson ist wohl 20 bis 30 Jahre jünger, aber auch vor dem Weltkriege erschienen. Ein neuer, von Otto von Zwehl übersetzter Band von Schybergson behandelt nur die Zeit von 1809 bis 1919 und ist 1925 erschienen. Es sind alles zuverlässige Werke von wissenschaftlichem Wert und fußen auf Quellenforschungen aus erster Hand.

William Sommers Geschichtswerk „Geschichte Finnlands" (Verlag Oldenbourg, München), das bis zum Ausgang des Freiheitskrieges 1918 reicht, ist nicht die Arbeit eines selbständigen Forschers, sondern eine Kompilation nach gedruckten finnischen Quellen. Nur die jüngste Zeit macht eine Ausnahme, der Verfasser hat hier auch über eine größere Auswahl Quellen verfügt.

Die Abhängigkeit von finnischen Vorlagen zeigt sich u. a. in den Kapiteln, die Gustav Wasa gewidmet sind. Wenn der Verfasser auch die Verdienste dieses größten schwedischen Herrschers nicht verschweigen kann, so betont er doch mit besonderer „demokratischer" Vorliebe die Schwächen der Regierung Gustav Wasas. Oft hat der Verfasser es gut verstanden, in der Masse des geschichtlichen Materials den roten Faden deutlich sichtbar werden zu lassen; aber in solchen Perioden, wo das Chaos der fortwährenden Kriege die Übersicht erschwert, so daß es bisher keinem Geschichtsschreiber gelungen ist, hier die Hauptpunkte zu einem leicht faßlichen Ganzen zu ordnen, leidet begreiflicherweise auch Sommers Darstellung an einem Übermaß von Kleinkram, so daß man zu keinem zusammenfassenden Bild der Entwicklung kommt. Man kann ihm dies nicht zum Vorwurf machen, da gerade die Geschichte Finnlands in dieser Beziehung schwer übersichtlich ist und kein früherer Historiker diese Schwierigkeit überwunden hat. Berechtigt ist die Kritik, die der Verfasser an der Politik derjenigen schwedischen Könige übt, die dem finnischen Bauerntum gegenüber nicht das geringste Verständnis aufbrachten. Und sehr verdienstvoll ist die klare Herausarbeitung des schrittweise erfolgten Einbruchs des russischen Autokratismus in die autonomen politischen Verfassungsrechte Finnlands.

Digitized by Google

Im allgemeinen muß man anerkennen, daß die Arbeit Sommers von großem Fleiß und geschickter Ausnutzung der vorhandenen Literatur zeugt. Der Stoff ist gut geordnet und der Standpunkt des Verfassers möglichst objektiv gewählt. Das Buch ist zweifellos in sachlicher Beziehung durchaus zuverlässig und für Studien sicher von praktischer Bedeutung. Nur müßte für diesen Zweck das Nachschlageregister noch ausführlicher ausgearbeitet werden. Es ist freilich kein Lesebuch und will wahrscheinlich auch kein solches sein, sondern dient ausschließlich Studien- und Informationszwecken. Eine Lektüre wird auch durch den etwas trockenen und unbeholfenen Stil erschwert, zu dem vielleicht die Sprache der finnischen Vorlagen beigetragen hat. Die Wiedergabe der Namen und Bezeichnungen ist nicht konsequent: meist sind die finnischen Benennungen beibehalten worden, in manchen Fällen aber wählt der Verfasser unbegründeterweise schwedische Wörter. Die Bezeichnung „Schärengarten" (für das schwedische „Skärgård") statt einfach „Schären" ist unrichtig. Neben dem finnischen „rälssimies" hätte unbedingt das schwedische „frälseman" angeführt werden müssen. Für das schwedische „Län" wäre „Provinz" richtiger gewesen. Eine etwaige neue Auflage müßte von einem stilistisch gewandten Sprachkenner geprüft werden, der das Deutsche als Muttersprache beherrscht und die stilistischen und grammatischen Fehler ausmerzt, die Umstellungen der Satzfolge, die Vorliebe etwa für das schreckliche Wort „diesbezüglich", Fremdwörter, Schnitzer wie J. C. Engel anstatt Carl Ludwig Engel, und grammatische Ungenauigkeiten.

Johannes Oehquist.

Finnland farbig —

Eine sehr erfreuliche Arbeit ist „Das farbige Finnlandbuch" von H. Casdorff mit 48 Farbphotos von Erika Casdorff-Westendorff (Verlag Broschek, Hamburg). Ein lebendiger, leicht erzählter Reisebericht wird von der Farbigkeit von Landschaft, Menschengesicht und Stadtbild wirksam unterstrichen.

Zu äußerster Vollkommenheit ist das Farbphoto entwickelt in einem großformatigen Liebhaberband (in einer Reihe „Meisterwerke farbiger Lichtbildkunst") „Petsamo-Ladoga", Photos Hermann Harz, Text Curt Strohmeyer, Holzstiche Karl Stratil (Verlag und Herausgeber Dr. Fritz Fikentscher, Leipzig). Der nordöstliche Teil Finnlands wurde hier bereist, und mit betrachtenden Worten, von jener Liebe erfüllt, die alle Finnlandreisenden in hohem Maß mit heimbringen, erzählt Strohmeyer von Land und Leuten; die Farbphotos aber sind von einzigartiger Eindringlichkeit, unvergeßlich bleiben solche, wie echte Naturausschnitte wirkenden Blätter: das Saunahäuschen auf der Landzunge im Sommer-See, der von grünen Wald- und Wiesenhängen umzogen ist; der Kantele spielende alte Bauer aus Ostkarelien; das Bootsgerüst aus schön gefügtem Holzwerk; die in landesüblicher sommerlicher Nacktheit badenden Kinder im Fischerhafen; die Urwaldklamm; der Goldwäscher im einsamen Norden; Leila, das kleine Holzfällerkind mit dem blonden Zottelhaar; der Jäger mit den Bärenfellen; das Mädchen am Webstuhl, — Finnland, in lebendig atmender Farbigkeit. St.

Finnische Romane

Schön und stark ist die Liebesgeschichte des schwedisch schreibenden Finnen Jarl Hemmer, „Die Morgengabe" (Verlag Langen/Muller, München; übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau). Zwischen Größe und Verfall pendelt das Leben dieser Fischer auf den Ålandsinseln, aber immer gewinnen sie wieder den klaren, den starken und zum letzten Einsatz führenden Weg, diese Kinder des Meeres, fischduftend, winddurchweht. Die ungebrochene Intensität des Erlebens und der Darstellung beglückt uns in den guten Büchern der Nordländer immer wieder, es ist wie ein Jungborn gegen unsere etwas dünn gewordene, hochgezüchtete festländische Stilistik. Und man empfindet dann auch die gewisse — im besten Sinn — Einfalt und Schlichtheit, die oft diese Dichter, wie Frau Maila Talvio etwa, zeigen, als eine Freude und ein in seiner Stille Auszeichnendes. Wir wollen nur zwei der Bücher der Talvio herausgreifen (beide übersetzt von Rita Oehquist): „Die Tochter der Ostsee" (Langen/Müller Verlag München) ist ein Roman aus dem alten Helsinki, aus der Zeit, als das finnische Nationalgefühl gerade durch die kampf- und notreiche Stellung zwischen Schweden und Rußland zum Durchbruch kommt, und in den reichen und vielfältig gefügten Geschicken der führenden Familien formt Maila Talvio das Allgemeine zu einer spannenden menschlichen Wirklichkeit, zu gültigem Schicksalswerden. Der Roman „Die Glocke" (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) reicht bis in den Weltkrieg, bis die deutsch-finnischen Bataillone auch die abgelegensten Waldleute in die wache Gegenwart hineinzwingen: der starke, geheimnisvolle Ruf der Glocken im Marktdorf am See wird für das Land und die Menschen — diese saftigen, leidenschaftlichen, hintergründigen Nordmenschen — zum Symbol des erneuerten, wach und selbständig gewordenen Finnland. Bei allen diesen Erzählern des Nordens ist, so verschieden sie auch sein mögen, typisch die ungebundene, bewegliche, ganz schnurstracks aus dem Herzen kommende Sprache, die ihre Fülle und eben auch ihr Maß aus dem Herzen gewinnt und nicht etwa aus einer Art von „logisierter Ästhetik", einer dünn gewordenen Gefühlssparsamkeit, die nicht mehr „Maß" genannt werden kann, weil zu wenig da ist, was gemessen werden könnte. Der nordische Blickumkreis ist einfach, aber stark und tief dem Wesen nach; wir wollen ihm wünschen, daß er künftig, wenn er erschlossen durch einen erneuerten, größeren europäischen Weitblick vielfältiger wird, diese Wahrhaftigkeit des Gefühls und Stärke des Herzens behält und auswirkt. St.

Italienische Jugend am Meer.

Von seinem eigenen Jungenleben erzählt uns Ettore Cozzani in seinem Buch „Das verlorene Reich" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart. Übersetzt von Elise Proß). Meer, Küste und Dorf mit ihrem bunten Leben unter der Sonne Italiens sind der Schauplatz der Taten der „Tribus". Gleich sind wir von der hellen Schönheit der Schilderung eingefangen. Ein Jungentum tut sich vor uns auf, das wir in seinen Regungen und Unternehmungen als sehr verwandt empfinden und dessen Erlebnisart wie die unsere ist. Sauberkeit des Empfindens, kristallene Klarheit der Bilder und aus ursprünglichen Quellen schöpfende Liebe zu dieser schönen Bucht Italiens zeichnen das Buch aus. Wir sind dankbar, daß wir durch die Übersetzung mit ihm bekannt werden, und gewiß, daß es eifrige Leser finden wird. Niemeyer.

Das Reich als europäische Aufgabe

Wie ist der germanische Reichsgedanke in der Geschichte für die Ordnung Europas wirksam gewesen und was bedeutet seine Erneuerung durch den Führer für die Gegenwart? Diese Frage ist der Geschichtswissenschaft durch das politische Geschehen unserer Tage vorgelegt worden. Karl Richard Ganzer hat das Thema in seiner Schrift „Das Reich als europäische Ordnungsmacht" tiefgreifend als Wissenschaftler angepackt. Walter Gehl gibt in „Die Sendung des Reiches" (Verlag Hirt) eine leichter angelegte allgemeine Einführung, die entstanden ist aus Vorträgen, die der Verfasser als Offizier vor der Truppe gehalten hat. Dieser Unterschied kennzeichnet auch die verschiedene Einsatzmoglichkeit der beiden Arbeiten in der Schulung der Bewegung und ihrer Gliederungen. Dr. Gerhard Krüger.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernspr.: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G m b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Digitized by Google

Neue Bücher

aus dem Verlag

Albert Langen / Georg Müller

München

WILHELM SCHÄFER

Kleine Truhe

291 S. In Leinen RM. 4,80

Was Wilhelm Schäfer in vielen Jahren an Gedanken, Empfindungen und Erlebnissen in Stücken kurzer Prosa aufgeschrieben hat, ist hier gesammelt — als eine schöne Begleitmusik zu seinem sonstigen Werk.

GEORG BRITTING

Der Schneckenweg

Erzählungen. 194 S. In Leinen RM. 3,80

Mit diesen acht Erzählungen aus sehr verschiedenen Lebenskreisen, in denen Britting das Dunkle, das hinter jedem Leben auf der Lauer liegt, sichtbar zu machen weiß, erreicht er einen Gipfel der Kunst, den nur Begnadete betreten dürfen.

FRIEDRICH GRIESE

Die Wagenburg

Erzählung. Illustr. Neuausgabe.

Mit 31 Holzschnitten von Joh. Lebek.

216 S. In Leinen RM. 5,—

„Friedrich Griese hat diese Erzählung vom treuen Knecht der deutschen Jugend gewidmet, und wenn männlich bestandene Abenteuer, zähe Pflichterfüllung und Bewährung in der Not das sind, was die Jungen begeistert, so kann Karl Johann, der Held wider Willen, ihnen wohl ein Vorbild sein." Preußische Zeitung, Königsberg

NS.-Frauenschule für soziale Berufe

KÖLN

Abt. I Köln, Rheinaustraße 3

Volkspflegeschule, Aufnahme: April

Abt. II Köln-Marienburg, Parkstr. 3-5

Kinderpflegerinnenschule, Aufnahme: April und Oktober

Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar, Aufnahme: April

Einjähriger Sonderlehrgang für Abiturientinnen, hausw. Form, Aufnahme: April

Jugendleiterinnenseminar Aufnahme: Oktober

Kameradschaftsheim für auswärtige Schülerinnen

Laut lesen und weitererzählen! „26 m c" Ich helfe Ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) brieflich zu lernen ist wirklich sehr leicht! Herr Joseph Staudigl, Studienrat am alten Gymnasium in Regensburg, schrieb am 13. 2. 38: „Ich halte Ihre Unterrichtsmethode für ausgezeichnet. Wenn jemand sich genau an den von Ihnen aufgestellten Übungsplan hält, so muß er, ob er will oder nicht, ein tüchtiger Stenograph werden." — Der Abiturient Karl Ditsche in Friedewalde schrieb am 7. 8. 40: „Schon nach 3 Monaten hatte ich eine Schreibgeschwindigkeit von 120 Silben pro Minute erreicht." Mit der neuen amtlichen Deutschen Kurzschrift kann der Geübte so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 500 Berufe sind unter unseren begeisterten Fernschülern vertreten. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von **staatl. geprüft.** Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden **Ihr Eigentum!** Bitte senden Sie **sof.** in off. Umschl. diese Anzeige ein (3 Pf. Porto).

Privater Kurzschrift-Fernunterricht
E. Spiekermann, Berlin Pankow Nr. 98 D

Bitte senden Sie mir ganz umsonst und unverbindlich 5000 Worte Auskunft mit den glänzenden Urteilen von Fachleuten und Schülern!

Vor- u. Zuname: .....

Ort u. Straße: .....

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Aus dem Inhalt:

Paul Alverdes / Zum Bilde Mozarts

Briefe Mozarts und zeitgenössische Berichte — Deutsche Worte über die Musik — Schiller / Von dem alten und neuen Weg — Baldur von Schirach / Die Kunst in Wahrheit und Wirklichkeit (aus der Düsseldorfer Rede) — Alexander von Humboldt, Bahnbrecher des Weltganze — Fritz Helke / Arbeit am Buch, musische Verpflichtung — Günther Weisenborn / Auf der berstenden Brücke von Schimsk — Kunstdruckbeilage / Mozart

Monatsschrift / Heft 23 Berlin, Dezember 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

Neue Bücher

aus dem Verlag

Albert Langen / Georg Müller

München

WILHELM SCHÄFER

Kleine Truhe

291 S. In Leinen RM. 4,80

Was Wilhelm Schäfer in vielen Jahren an Gedanken, Empfindungen und Erlebnissen in Stücken kurzer Prosa aufgeschrieben hat, ist hier gesammelt — als eine schöne Begleitmusik zu seinem sonstigen Werk.

GEORG BRITTING

Der Schneckenweg

Erzählungen. 194 S. In Leinen RM. 3,80

Mit diesen acht Erzählungen aus sehr verschiedenen Lebenskreisen, in denen Britting das Dunkle, das hinter jedem Leben auf der Lauer liegt, sichtbar zu machen weiß, erreicht er einen Gipfel der Kunst, den nur Begnadete betreten dürfen.

FRIEDRICH GRIESE

Die Wagenburg

Erzählung. Illustr. Neuausgabe.

Mit 31 Holzschnitten von Joh. Lebek.

216 S. In Leinen RM. 5,—

„Friedrich Griese hat diese Erzählung vom treuen Knecht der deutschen Jugend gewidmet, und wenn männlich bestandene Abenteuer, zähe Pflichterfüllung und Bewährung in der Not das sind, was die Jungen begeistert, so kann Karl Johann, der Held wider Willen, ihnen wohl ein Vorbild sein." Preußische Zeitung, Königsberg

NS.-Frauenschu
für soziale Ber
KÖLN

Abt. I Köln, Rheinaustraße
Volkspflegeschule, Aufnahme: A

Abt. II Köln-Marienburg, Parkstr
Kinderpflegerinnenschule, Aufnahme: April und Oktobe
Kindergärtnerinnen- und Hor rinnenseminar, Aufnahme: A
Einjähriger Sonderlehrgang für turientinnen, hausw. Form, Aufnahme: April
Jugendleiterinnenseminar Aufnahme: Oktober
Kameradschaftsheim für auswä Schülerinnen

Laut lesen und weitererzählen! „Ich helfe Ihnen v

Kurzsch

(Stenografie) brieflich zu lernen ist leicht! Herr Joseph Staudigl, Studier Gymnasium in Regensburg, schrieb „Ich halte Ihre Unterrichtsmethod zeichnet. Wenn jemand sich genau and aufgestellten Übungsplan hält, so m will oder nicht, ein tüchtiger Stenogra — Der Abiturient Karl Ditsche in schrieb am 7. 8. 40: „Schon nach 3 M ich eine Schreibgeschwindigkeit von 1 Minute erreicht." Mit der neuen amt schen Kurzschrift kann der Geübt schreiben wie ein Redner spricht! — sind unter unseren begeisterten Ferns treten. Sie lernen bequem zu Haus sicheren Führung von **staatl. geprü** Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbs mittel werden **Ihr Eigentum!** Bitte **sof.** in off. Umschl. diese Anzeige ein (

Privater Kurzschrift-Fernun E. Spiekermann, Berlin Panko

Bitte senden Sie mir ganz umsonst bindlich 5000 Worte Auskunft mit zenden Urteilen von Fachleuten und

Vor- u. Zuname: .....

Ort u. Straße: .....

Digitized by Google

Comments

Book Details

- Scannable
- Unscannable

Details

- Fold-Outs/Unscannable material within book
- Tight Gutter
- Text in Gutter
- No Metadata
- Spiral Bound

The scanning operator will notify their lead when a page is found torn or is torn by the operator.

PAGES TORN: _____

ND LEAD INITIALS: _____

e und Macht

r nationalsozialistischen Jugend

USGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

rdes / Zum Bilde M

enössische Berichte — Deutsche Worte über die Mu
nd neuen Weg — Baldur von Schirach / Die Kunst
Düsseldorfer Rede) — Alexander von Humboldt,
Helke / Arbeit am Buch, musische Verpflich
stenden Brücke von Schimsk — Kunstdruckbei

Berlin, Dezember 1941 Preis 30 Pf.

Digitized by Google

INHALT

Paul Alverdes: *Zum Bilde Mozarts*
Aus Briefen von Wolfgang Amadeus Mozart
Große Deutsche über die Musik
Zeitgenossen über den Meister
Sepp Keller: *Von dem alten und neuen Weg*

KLEINE BEITRÄGE

Baldur von Schirach: *Die Kunst in Wahrheit und Wirklichkeit*
Ludwig Tieck: *Über die Freundschaft*
Herbert Fritsche: *Alexander von Humboldt, der Bahnbrecher ins Weltganze*
Ernst Moritz Arndt: *Deutscher Lebensstil um 1800*
Fritz Helke: *Arbeit am Buch — Musische Verpflichtung*
Kriegsberichter Günter Kaufmann: *Auf der berstenden Brücke von Schimsk*

NEUE BÜCHER

KUNSTDRUCKBEILAGE

Wolfgang Amadeus Mozart
(1756—1791)

Photos: Schmauß (1), Mozartgemeinde Wien (3), Lichtbildwerkstätte Alpenland, Wien (3), Stoedtner (1)

An unsere Leser!

Die sieghafte Durchführung unseres Kampfes um die Lebensrechte der Nation erfordert auch auf dem wichtigen Gebiet des Papierverbrauchs die sparsamste Verwendung aller Vorräte zur Sicherstellung unseres Rohstoffbedarfs. Aus diesem Grunde erscheint unsere Zeitschrift „Wille und Macht" mit Wirkung vom 1. Dezember d. J. nur noch einmal monatlich, und zwar jeweils Mitte des Monats. Der Bezugspreis beträgt ab 1. Januar 1942 nur noch 90 Pf. vierteljährlich zuzüglich Zustellgebühr.

Unseren Beziehern, die für das letzte Quartal oder für den Monat Dezember 1941 den bisherigen vollen Bezugspreis entrichtet haben, wird die im Dezember entstehende Bezugspreisdifferenz von 30 Pf. durch Einziehung einer Gebühr von nur 60 Pf. für das erste Vierteljahr 1942 gutgebracht, so daß erst ab 1. April 1942 der volle neue Vierteljahrsbezugspreis von 90 Pf. zuzüglich Bestellgeld zu zahlen ist.

Verlag und Schriftleitung.

Digitized by Google

Wille und Macht

Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend

HERAUSGEBER: BALDUR VON SCHIRACH

Jahrgang 9 | Berlin, 1. Dezember 1941 | Heft 23

Paul Alverdes:

Zum Bilde Mozarts

Am 5. Dezember 1791, eine Stunde nach Mitternacht, starb in einer Mietswohnung des Kaisersteinschen Hauses in der Rauhen Steingasse zu Wien, noch nicht sechsunddreißig Jahre alt, Wolfgang Amadeus Mozart, Kaiserlicher Kammerkompositeur und stellvertretender Kapellmeister am Stephansdom. Zwei Monate vorher war im Theater auf der Wieden „Die Zauberflöte", Große Oper in zwei Akten von Emanuel Schikaneder, wie sie auf dem Theaterzettel hieß, zu seiner Musik zum erstenmal aufgeführt worden. Zwar dirigierte Mozart, „aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum und aus Freundschaft gegen den Verfasser" vom Flügel aus selbst, aber das übervolle Haus verhielt sich zunächst ziemlich kühl. Nur ein gewisser Schenk, ein Komponist seines Zeichens, der im Orchester noch einen Notsitz gefunden hatte, kroch, so wird berichtet, nach den letzten Takten der Ouvertüre zu Mozart hin, um ihm, aufs tiefste bewegt, die Hand zu küssen. Mozart überließ sie ihm und gab, mit der Rechten weitertaktierend, das Zeichen zum Beginn der Introduktion. Erst am Schlusse der Aufführung ist der Beifall stürmischer geworden und die Leute haben nach Mozart gerufen. Aber er hatte sich versteckt und war kaum zu bewegen, vor den Vorhang zu treten.

Erst die folgenden Aufführungen kündigten den großen, ja unerhörten Erfolg an, den „Die Zauberflöte" nun doch beim Wiener Publikum errungen hatte. Noch im Oktober mußte sie vierundzwanzigmal, also fast täglich, bei vollem Hause gegeben werden, und auch Mozart, der noch einigen Vorstellungen beiwohnte, begann sich dessen zu freuen.

„Eben komme ich von der Oper", schrieb er an seine Frau, „sie war ebenso voll wie allezeit ... was mich aber am meisten freuet, ist der stille Beifall! Man sieht recht, wie sehr und immer mehr diese Oper steigt." Und ein paar Tage später: „Übrigens kannst du nicht glauben, wie charmant man die Musik ausnimmt in einer Loge, die nahe am Orchester ist. Viel besser als auf der Galerie. Sobald du zurückkommst, mußt du es versuchen."

Aber nicht lange nach Konstanzens Zurückkunft — er hatte sie wieder einmal zu einer kostspieligen Kur nach Baden schicken müssen — wurde er krank, und Mitte November legte er sich hin, um nicht wieder aufzustehen.

Recht eigentlich gesund und stark ist er freilich zeit seines Lebens nie gewesen. Die ungeheuren Anstrengungen, die ihm das Umherreisen als Wunder-

Digitized by Google

kind durch halb Europa schon in zartester Jugend abforderte, und die schweren Krankheiten, die ihn dabei befielen — lag er doch mehrmals in der Fremde auf den Tod darnieder, ohne hernach wirklich ruhen und in der Stille nachwachsen zu können — sind nach der Meinung vieler schuld an seinem frühen Verlöschen gewesen. Er war zudem, wie es von vielen „Großen" der Geschichte überliefert ist, vom Prinzen Eugen oder von Friedrich II. zum Beispiel, von sehr kleiner und schmaler Gestalt, dazu blaß im Gesicht und lange Zeit fast hager. Auf einen ersten Blick hin, das wird übereinstimmend berichtet, muß er recht unscheinbar ausgesehen haben, und der Schauspieler Backhaus ist einmal in große Verlegenheit mit ihm gekommen, denn er hielt ihn für einen kleinen Schneidergesellen, der sich in die Probe zum „Figaro" hineingestohlen hatte. Als er ihn hinausjagen wollte, mußte er sich fragen lassen, ob er denn den Kapellmeister Mozart nicht zuhören lassen wolle. Das war im Jahre vor der „Zauberflöte"; damals waren die „Entführung aus dem Serail", „Figaros Hochzeit" und „Don Giovanni" schon weltberühmte Opern, und die unbegreifliche Fülle unbegreiflich schöner anderer Musiken, deren das Gesamtverzeichnis von Köchel über sechsundeinviertelhundert anführt, längst geschrieben. Vielleicht hat Mozarts äußere Unscheinbarkeit seine Vorliebe für elegante, ja prächtige Kleidung im Stile seines Zeitalters gefördert. Für uns Nachfahren in den einförmigen und spatzenfarbigen Männertrachten der englisch-amerikanischen Moden wirkt es wie ein Bild aus einer Zauberoper selber, wenn wir erzählen hören, wie der zierliche Mann mit dem Tressenhut und dem goldgestickten roten Frack während einer Probe aus den Kulissen eilt und den Sängern sein hingerissenes „Bravissimo" zuwinkt. Übrigens haben sich weder Dürer noch Raffael, weder Beethoven noch Goethe so unscheinbar getragen, wie es ein sinkendes Zeitalter hernach als vom Bilde des ungeselligen Künstlers für untrennbar halten wollte.

Aber war er denn wirklich so unscheinbar? Es ist eine ganze Reihe von zeitgenössischen Bildern von ihm auf uns gekommen. Auf einem ersten, das ihn als sechsjährigen Wunderknaben vor dem Spinett aufgestellt zeigt, im Galarock, unter dem die dünnen Kinderbeinchen hervorschauen, wirkt er mit dem überschweren großäugigen Haupt fast wie ein kunstfertiger Zwerg. Es mag das Knäblein sein, das der Kaiserin Maria Theresia nach der Vorstellung auf den Schoß hüpfte und sie herzlichst abküßte, wie der entzückte Vater meldet, der ihn damals auch bei mit einem Tuche verdeckter Tabulatur spielen oder Töne raten und Arien singen ließ. Aber einiges später, zwischen acht und zwölfen, muß er zu einem bezaubernd schönen Knaben geworden sein, mit immer noch sehr großen, glänzenden Augen und mit den sich erstaunlich frei und hoch darüber hebenden Brauen, die dem zarten Antlitz jenen Ausdruck von geheimem Wissen und Verwunderung zugleich geben, der in Menschengesichtern so selten ist und fast immer auf den wahrsten Adel, denjenigen des geborenen Genies, schließen läßt. Sie erinnern an den zugleich hochräumigen und wunderbar geschlossenen Zug der Haltebögen in seiner Notenschrift. Es gibt da ein Bild, das ihn als Achtjährigen zeigt mit einem Vogelnest auf der Rechten, oder ein anderes, wo er, etwas älter geworden, vor dem Klavier sitzt, mit Händen wie aus einem beseelteren Stoffe als Fleisch und Bein gebildet, das schmale, durchscheinende Antlitz mit einer Miene voller Stolz und voll vertrauender Liebe dem Beschauer offen zugewendet. Dies mag der Knabe sein, der nun nicht bloß wie ein erstaunlich gelehriges Wunderkind gewirkt hat, sondern der so vielen Zeitgenossen als ein wahrhaftes Wunder, als die Offenbarung einer jenseits des Menschlichen geheimnisvoll waltenden Geisteskraft erschienen ist.

Aber was ihr Mund durch den Heranwachsenden verhieß und durch den Jüngling und den Mann in unbegreiflichem Verströmen erfüllte, das hatte nichts von der Bangnis oder gar dem Schrecklichen, das sich für Menschen so oft mit der

Digitized by Google

Ahnung eines Geheimnisvollen und Unerforschlichen verbindet. Es sollte sie vielmehr zur Liebe hinreißen, wie es nie eine Musik vor ihm und auch keine mehr nach ihm vermocht hat: einverständige, heiter-fromme Liebe zur Schöpfung und zärtliche, gesellige Liebe der Menschen füreinander Freilich auch von den anderen Mächten, den unerbittlicheren, die unser Dasein bestimmen, schweigt sie nicht still. „Menschen unserer Art", sagte Kleist einmal, und er meinte damit das Genie, „sollten immer nur das Ganze denken." Auch Mozart hat des Ganze gedacht, das Offenbare und das Geheime, das Sein und das Vergehen. Aber es löste ihm nicht die Zunge zu dem Aufbegehren, mit dem Beethoven vor die Gestirne trat, oder zu dem bitteren Lachen, das zuweilen hinter Kleistens Versen grollt, sondern zu „Wonne der Wehmut" von so unwiderstehlicher, lösender, erlösender Gewalt, daß wahrhaftig „dem nur halb getrockneten Aug" hernach die Welt wieder öde und tot erscheinen will.

Der Vater Leopold Mozart meinte und gewahrte freilich damals zunächst ein anderes, als er in Ansehung seines zwölfjährigen Sohnes von dem Wunder schrieb, „welches Gott in Salzburg hat lassen gebohren werden". Er meinte die unbeirrbare Sicherheit, die Leichtigkeit und die überlegene, oft schalkhafte Anmut, mit welcher sein Sohn in allem schaltete und waltete, was zum Handwerk gehörte. Es gehörte ja nicht nur das Brillieren in Läufen und im Trillerschlagen und das Vom-Blatt-Spielen schwieriger und zuvor nie gesehener Kompositionen, sondern das Erfinden selber und das Führen und Fügen der einzelnen und der vielfältigen Stimmen nach den Regeln der Kunst, kurz, es gehörte alles dazu, was beim Komponieren an Handwerklichem überhaupt zu erlernen ist, und das ist sehr viel mehr als bei den anderen Künsten. Nicht zuletzt damit hängt es zusammen, daß in den Zeiten großer gemeinsamer Uberzeugungen auch die kleinen Meister, die eigentlichen Handwerker, durch Leistungen erstaunen machen, die von denen der Großen nicht durch eine abgrundtiefe Kluft, sondern nur durch die oft schwer erkennbare Grenze zwischen dem, was des geübten Talentes, und dem, was des Genius ist, unterschieden sind.

Freilich, der Vater Mozart hatte den Sohn und die gleichfalls hochbegabte Tochter regelrecht gedrillt und hatte den zarten, wenn auch willigen Dingern nichts geschenkt. Aber wieviele andere Kinder sind auch gedrillt worden, und das Ergebnis wollte nicht der Rede wert sein; und dieser Knabe Wolfgang Amadeus vollends, es konnte ihm eigentlich nichts beigebracht werden, als was nicht schon in ihm steckte. Vielleicht deshalb konnte der strenggläubige Vater triumphierend von dem Voltairianer berichten, der ihm hatte bekennen müssen: „Nun habe ich doch einmal in meinem Leben ein Wunder gesehen; dies ist das erste!"

Wahrhaftig, diese Voltairianer, sie hielten es mit der Vernunft und mit dem Fleische, aber dieses Knäblein, das Sonaten komponierte und wahrhaftig Opern schrieb in einem Alter, in welchem andere noch mit Holzpferdchen spielten, das war über alle Vernunft, und wenn es schon Fleisch war, so war es ein höchst launisches, ein höchst verehrungswürdiges Fleisch, wenn es sich ganz unversehens auch einmal solcher Dinge fähig zeigte. Schon damals muß Mozart ein Bewußtsein davon gehabt haben, dem er später, nie prahlend zwar und hochfahrend, aber mit Stolz und Würde des öfteren Ausdruck gegeben hat. Welche Begebenheit unter Menschenkindern, als er in Italien wirklich einmal auf eines von seiner Art trifft, auf den nur wenig älteren Knaben aus England, der durch sein Geigenspiel alle Meister der Zeit in den Schatten stellte! Sie musizierten, erzählte der Vater, lange Stunden ganz für sich allein miteinander und wollten kein Ende finden. Als endlich geschieden sein mußte, auf Nimmerwiedersehen, da umarmten sie sich unter fließenden Tränen und wollten einander nicht lassen.

„Ich kann und darf mein Talent im Komponieren, welches mir der gütige Gott so reichlich gegeben hat, — ich darf ohne Hochmut so sagen, denn ich fühle

Digitized by Google

es nun mehr als jemals, — nicht vergraben...", schrieb später der Einundzwanzigjährige, und ein andermal während der Arbeit am „Figaro" der schmählichen Behandlung eingedenk, welche ihm der gräfliche Sekretär des Salzburger Fürstbischofes hatte angedeihen lassen: „Das Herz adelt den Menschen, und wenn ich schon kein Graf bin, so habe ich vielleicht mehr Ehre im Leibe als mancher Graf."

Um jene Zeit hatte sich sein Angesicht, wir lesen es aus den späteren Bildern, verändert. Die sehr große Nase, in einem flachen Winkel unter der geraden und nicht sonderlich hohen Stirn fortspringend, begann das Gesicht immer entschiedener zu beherrschen, und eine Gans von Schauspielerin nannte ihn wahrhaftig „ein kleines, rasiertes Schweinsrüsselchen" Auch der Ausdruck seiner Augen muß damals anders geworden sein, so daß er in der Tat nicht mehr eigentlich schön genannt werden konnte. Auf vielen Bildern haben sie etwas von Vorgerücktheit und Starre, wie bei Kurzsichtigen. Freilich ist auf Bilder von Malern geringen Ranges kein sonderlicher Verlaß, und die seinigen unterscheiden sich bis auf die auffallende und unverfehlbare Nase sehr voneinander. Aber doch gibt es eines, das sogleich mit unwiderstehlicher Überzeugungskraft zu uns spricht. Es ist unvollendet, eigentlich nur eine Studie, noch dazu von einem Dilettanten, von seinem Schwager Lange, gemalt. Es hängt in Salzburg, ein winziges Täfelchen nur, aber es ist, als sei von der versammelten Geisteskraft, von der hohen künstlerischen Vernunft und der dämonischen Schöpferkraft, durch einen Schatten von Wehmut nur verehrungswürdiger, die Mozart musizierend beseelte, etwas auch in den Maler gefahren und in seine Tafel, die nun ein so kostbares Andenken an die Erscheinung des lebendigen Mozart bildet. Wir fühlen sogleich: Das ist er gewesen, das ist der Mann, dessen Musiken, unsäglichen Wohllautes voll, uns alle, uns Deutsche, um einen neuen Ausdruck, ein zuvor nicht gefundenes Gleichnis unseres eigensten Wesens bereichert haben. Die schöpferischen Energien nicht eines einzelnen zarten Mannes, sondern einer ganzen Geschlechterfolge, eines ganzen Volkes auf der Suche nach der Wahrheit im Schönen, Liebe begehrend, Liebe erweckend und feiernd, die sich uns nur so selten einmal offenbaren gewollt, sie müssen in diesen Zügen versammelt gewesen sein, wenn der Geist der Musik aus ihm sprach.

Er hat immer aus ihm gesprochen, auch in den seltenen Rasten, die der unermüdlich Schaffende sich gönnen mochte. „Er war immer guter Laune", berichtet seine Schwägerin Sophie, „aber selbst in der besten sehr nachdenklich, einem dabei sehr scharf ins Auge blickend, auf alles, es mochte heiter oder traurig sein, überlegt antwortend, und doch schien er dabei an etwas ganz anderem tief denkend zu arbeiten. Selbst wenn er sich in der Frühe die Hände wusch, ging er dabei im Zimmer auf und ab, blieb nie ruhig stehen, schlug dabei eine Ferse an die andere, immer nachdenkend... Auch sonst war er immer in Bewegung, mit Händen und mit Füßen. Spielte immer mit etwas, z. B. mit seinem Chapeau, Taschen, Uhrband, Tischen, Stühlen, gleichsam Klavier."

Es gibt aber noch ein anderes Zeugnis von tieferem Ernst, aus dem wir lesen, wie ihm sein Leben bei aller Liebe, die er bei Menschen suchte und an sie verschwendete, doch nichts anderes war als seine Kunst. Als er mit zweiundzwanzig Jahren in Paris weilte, um dort ein Fortkommen zu suchen, starb ihm, nach schwerem Krankenlager, die Mutter, die ihn in die Fremde begleitet hatte. Er teilte es dem daheimgebliebenen Vater in einem behutsamen Briefe mit, aus welchem die ganze zärtliche und gehorsame Sohnesliebe spricht, mit der er zeitlebens an beiden Eltern gehangen hat. Aber dann heißt es fortfahrend: „Beten wir einen andächtigen vatterunser für ihre Seele — und schreiten wir zu anderen Sachen, — es hat alles seine Zeit. — Ich schreibe dieses im Hause der Madame d'Epinai und des Mr. Grimm, wo ich nun logiere, ein hübsches Zimmerl mit einer sehr angenehmen Aussicht habe — und wie es nur immer mein Zustand zuläßt, vergnügt bin." Fast könnte das auf einen ersten Blick hin

Digitized by Google

Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791)
Unvollendetes Bildnis von Josef Lange, 1791

Digitized by Google

Der elfjährige Mozart, Bildnis von Thaddäus Helbling, 1768

Digitized by Google

unbegreiflich erscheinen, aber es ist nicht unbegreiflicher als Goethes „Über Gräber vorwärts!" und die „anderen Sachen", zu denen dieser Sohn fortzuschreiten nicht müde geworden ist bis an sein Ende, sie haben ja auch die Mutter und ihr einsames Grab in der Fremde erst recht unvergeßlich gemacht.

Auch der Sohn hatte „seine Zeit". Er hat ihr Ende kommen fühlen und sah ihm, als ein Künstler, mit dem Tode vertraut und befreundet wie mit dem Leben, ohne Bangnis entgegen. Seine letzte Sorge auf seinem letzten Lager galt der Beendigung seines Requiems. Es wird berichtet, daß er noch am Tage vor seinem Tode, schwer leidend, mit einigen Freunden durchgesprochen, was schon fertig war, und einem von ihnen, der es dann auch ergänzte und vollendete, den Plan des Ganzen ans Herz gelegt habe. Er hat, auf dem Bette sitzend, mit ihnen auch einiges geprobt, wobei er selber die Altstimme sang. Beim Lacrimosa ist er dann in Tränen ausgebrochen und hat die Partitur aus den Händen legen müssen.

Es dürfte sich wohl niemand unterfangen, diesen Ausbruch des Schmerzes zu deuten, wenn Mozart es nicht selber gewissermaßen vorweggenommen hätte. Er hatte das Requiem auf die Bestellung eines ihm unbekannten Mannes von sonderbarer Erscheinung übernommen, der sich eines Tages bei ihm eingefunden hatte und ihm für die Abfassung einer Totenmesse einen ansehnlichen Preis bot, wobei er ihm zugleich versicherte, daß es vergebliche Mühe sein würde, den Namen des Bestellers zu erforschen. Mozart, in der drückenden Geldnot, in der er sich in seinen letzten Jahren ohne Unterlaß befand, hatte den Auftrag angenommen. Wir wissen heute, daß der Besteller ein Graf W. gewesen ist, der diese Messe für seine eigene ausgeben wollte. Das Bild jenes Unbekannten aber wollte nicht von seinen Augen weichen, und auf ihn bezieht sich einer der letzten Briefe Mozarts, vermutlich an den Textdichter des „Don Giovanni".

„Ich sehe ihn ohn Unterlaßl" heißt es darin. „Er bittet mich, er dringt in mich, er verlangt von mir die Arbeit. Darum fahre ich fort, sie niederzuschreiben ... eigentlich brauche ich vor nichts mehr zu zittern. Ich fühle dies derart, daß ich keines Beweises bedarf. Ich bin im Begriffe zu sterben." Aber dann heißt es doch: „Ich höre auf, mich meines Könnens zu erfreuen."

Das war es. Nicht: Lacrimosa dies illa — Tränentag voll Angst und Beben —, sondern: Ich höre auf, mich meines Könnens zu erfreuen. Der Kummer des schöpferisch Begnadeten, als habe er nicht genug geleistet, spricht daraus; und doch hat zugleich kein anderer von seinem Range sein Werkzeug so bescheiden und still aus der Hand gelegt.

Ich höre auf, mich meines Könnens zu erfreuen, — das war der sterbliche Abschied von einem Werk, welches alterslos und unverweslich über alle Verwandlungen der Zeitalter triumphiert hat bis auf den heutigen Tag. Es wird alterslos und unverweslich bleiben, solange es überhaupt noch die Völker des Abendlandes und ihre Gesittung geben wird.

Mit den großen Beiträgen, welche etwa das Volk der Griechen zu deren Kultur geliefert hat, ist es nicht anders gegangen. Die wesentlichen Zeugnisse ihrer Kunst hat kein Wandel der Zeiten, keine Folge der Jahrhunderte, nicht einmal der Untergang des Volkes selber, aus dem sie hervorgegangen sind, alt werden oder gar zu bloßem Museumskram werden lassen. Sie sind jung geblieben, gegenwärtig, zeitgenössisch bis heute und werden es bleiben. Denn sie waren durch und durch national bestimmt, ein hoch- und reingestimmter Ausdruck der Wesenheit des griechischen Volkes, und eben darum vermochten sie seinen Untergang zu überdauern, als lebte es heute noch mitten unter uns. Wenn wir uns fragen, welchen Beitrag zur Geschichte der abendländischen Kultur von der einmaligen und unwiederholbaren Art etwa der griechischen Plastik denn wir Deutschen geliefert haben, so wird die Antwort lauten: die Musik. Gedichte, Bauten und Bilder haben auch andere Völker hervorgebracht, die sich mit den

Digitized by Google

unseren messen können oder sie gar übertreffen: unvergleichlich allein bleibt der Wunderbau der deutschen Musik. Einem Himmel voll strahlender Gestirne vergleichbar, über dem ganzen Abendlande, ja über der ganzen gesitteten Welt ruhend, zum unsterblichen Ruhme unseres Volkes.

Es ist wunderlich gegangen, als das irdische Licht eines seiner strahlendsten Gestirne erloschen war Es war nicht anders, als sollte er, den „Gott als ein Wunder hatte lassen gebohren werden", außer seinem unvergänglichen Werk keine Spur seines leiblichen Wesens sonst hinterlassen. Die Totenmaske, die gleich nach seinem Abscheiden abgenommen wurde, ist bald danach verschollen, und an das Grab selber, in das sein Leichnam gesenkt wurde, ist außer dem Totengräber von Sankt Marx vor Wien kein Sterblicher getreten, der gewußt hätte, wer da zu seinen Füßen ruhte. Die wenigen Freunde, die sich bei Schnee und Regen in der Kapelle des Stephansdoms zur Aussegnung eingefunden hatten, sind unter ihren Schirmen nur ein Stück bis zum Tore mit dem Sarge mitgegangen und zerstreuten sich dann Ein Kreuz mit seinem Namen ist auch nicht auf seine Gruft gekommen, es war eine Armengruft, die noch mehreren Verblichenen nach ihm Herberge geben sollte, bis sich der Hügel über sie wölbte. Aber auch der Totengräber, der die Stätte allenfalls noch hätte nennen können, lange hernach, als einer auf den Einfall kam, nach Mozarts Grabe zu forschen, ist kurz nach jenem Begräbnis verstorben, und sein Amtsbruder wußte sich an nichts mehr zu erinnern.

So ist uns, was sterblich an ihm war, entrückt, nicht anders, als hätten die Unsterblichen sich gleich hinter dem Tore seiner bemächtigt, um ihn zu sich zu holen.

Aber ist er uns denn wirklich entrückt? Er lebt ja, — das unablässige Danken und Rühmen seines Volkes bei der hundertfünfzigjährigen Wiederkehr seines geheimnisvollen Abschiedes lehrt es auf neue: Er lebt ja mitten unter uns.

Aus Briefen von Wolfgang Amadeus Mozart

An den Vater, Paris, 14. Mai 1778.

Nun habe ich schon so viel zu thun, wie wird es erst auf den Winter gehen? Ich glaube, ich habe Ihnen schon im letzten Brief geschrieben daß der Duc de Guines dessen Tochter meine Scolarin in der Composition ist, unvergleichlich die Flöte spielt und sie magnifique die Harpfe. Sie hat sehr viel Talent und Genie, besonders ein unvergleichliches Gedächtnis, indem sie alle ihre Stücke, deren sie wirklich 200 kann, auswendig spielt. Sie zweifelt aber stark ob sie auch Genie zur Composition hat, besonders wegen Gedanken, — Ideen Ihr Vater aber, der unter uns gesagt, ein bißchen zu sehr in sie verliebt ist, sagt, sie habe ganz gewiß Ideen. Es seye nur Blödigkeit sie habe zu wenig Vertrauen auf sich selbst. Nun müssen wir sehen Wenn sie keine Ideen oder Gedanken bekömmt (denn itzt hat sie wirklich gar keine), so ist es umsonst, denn ich kann ihr, weiß Gott, keine geben. Die Intention vom Vater ist, keine große Componistin aus ihr zu machen. Sie soll, sagte er, keine Opern keine Arien, keine Konzerte keine Sinfonien, sondern nur große Sonaten für ihr Instrument und für meines schreiben. Heute habe ich ihr die vierte Lection gegeben und, was die Regeln der Composition und das Setzen anbelangt, so bin ich so ziemlich mit ihr zufrieden. Sie hat mir zu dem ersten Menuett den ich ihr aufgesetzt ganz gut den Baß dazu gemacht Nun fängt sie schon an, 3stimmig zu schreiben Es geht, aber sie ennuiert sich gleich. Aber ich kann ihr nicht helfen, ich kann ohnmöglich weiter schreiten. Es ist zu früh, wenn auch wirklich das Genie da wäre, so ist aber leider keines da. — Man wird alles mit Kunst thun müssen Sie hat gar keine Gedanken, es kömmt nichts. Ich habe es auf alle mögliche Art mit ihr probiert. Unter anderm kam mir auch in den Sinn, einen ganz simplen Menuett aufzuschreiben und zu versuchen ob sie nicht eine Variation darüber machen könnte? Ja, das war umsonst. Nun, dachte ich, sie weiß halt nicht, wie und was sie anfangen soll. Ich fing also nur den ersten Takt an zu variieren und sagte ihr, sie solle

Digitized by Google

so fortfahren und bey der Idee bleiben. Das ging endlich so ziemlich. Wie das fertig war, so sprach ich zu ihr, sie möchte doch selbst etwas anfangen, nur die erste Stimme, eine Melodie, — ja, sie besann sich eine ganze Viertelstunde und es kam nichts. Da schrieb ich also 4 Takte von einem Menuett und sagte zu ihr: Sehen Sie, was ich für ein Esel bin. Itzt fange ich einen Menuett an und kann nicht einmal den ersten Theil zu ende bringen. Haben Sie doch die Güte und machen Sie ihn aus. Da glaubte sie, das wäre ohnmöglich. Endlich mit vieler Mühe kam etwas an Tage. Ich war froh, daß einmal etwas kam. Dann mußte sie den Menuett ganz ausmachen, das heißt nur die erste Stimme. Über Haus aber habe ich ihr nichts anders anbefohlen, als meine 4 Takte zu verändern und von ihr etwas zu machen, einen andern Anfang zu erfinden, — wenns schon die nämliche Harmonie ist, wenn nur die Melodie anders ist. Nun werde ich morgen sehen, was es ist. — Ich werde nun bald, glaube ich, die Poesie zu meiner Opera en deux acts bekommen. Dann muß ich sie erst dem Direktor Mr. de Vismes präsentieren, ob er sie annimmt. Da ist aber kein Zweifel nicht. Denn Noverre hat sie angegeben und dem Noverre hat de Vismes seine Stelle zu danken. Noverre wird auch bald ein neues Ballett machen und da werde ich die Musique dazu setzen. Rodolphe, (der Waldhornist) ist hier in königlichen Diensten und mein sehr guter Freund. Er versteht die Composition aus dem Grund und schreibt schön. Dieser hat mir die Organistenstelle angetragen zu Versailles, wenn ich sie annehmen will. Sie trägt das Jahr 2000 livres. Da muß ich aber 6 Monath zu Versailles leben. Die übrigen 6 zu Paris, oder wo ich will. Ich glaube aber nicht, daß ich es annehmen werde. Ich muß guter Freunde Rath darüber hören. 2000 livres ist doch kein so großes Geld. In teutscher Münze freylich, aber hier nicht. Es macht freylich das Jahr 83 louisd'or und 8 livres, das ist, unsriges Geld, 915 fl. und 45 kr.; (das wäre freylich viel), aber hier nur 333 Taler und 2 livres, — das ist nicht viel. Es ist erschröcklich, wie geschwind ein Taler weg ist. Ich kann mich gar nicht verwundern, wenn man aus den louisd'or nicht viel hier macht, denn es ist sehr wenig. 4 so Taler, oder eine Louis welches das nämliche, sind gleich weg. Nun Adieu. Leben Sie recht wohl. Ich küsse Ihnen 1000mal die Hände und meine Schwester umarme ich vom ganzen Herzen und bin Dero gehorsamster Sohn

Wolfgang Amadé Mozart.

An alle guten Freund und Freundin meine Empfehlung, besonders an H. Bullinger.

An Abbé Bullinger in Salzburg, Paris, 4. Juli 1778

Allerbester Freund!

Für Sie ganz allein.

Trauern Sie mit mir, mein Freund! — Dies war der trauerigste Tag in meinem Leben. Dies schreibe ich um 2 Uhr nachts. Ich muß es Ihnen doch sagen, meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr! Gott hat sie zu sich berufen. Er wollte sie haben, das sahe ich klar, mithin habe ich mich in Willen Gottes gegeben. Er hatte sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen. Stellen Sie sich nur alle meine Unruhe, Ängsten und Sorgen vor, die ich diese 14 Tage ausgestanden habe. Sie starb, ohne daß sie etwas von sich wußte, löschte aus wie ein Licht. Sie hat 3 Tage vorher gebeichtet, ist communicirt worden und hat die heilige Ölung bekommen. Die letzten drei Tage aber phantasierte sie beständig, und heut aber um 5 Uhr 21 Minuten griff sie in Zügen, verlor alsogleich darbey alle Empfindung und alle Sinne. Ich drückte ihr die Hand, redete sie an, sie sahe mich aber nicht, hörte mich nicht und empfand nichts. So lag sie, bis sie verschied, nämlich in 5 Stunden um 10 Uhr 21 Minuten abends. Es war niemand darbey, als ich, ein guter Freund von uns, den mein Vater kennt, Hr. Haina, und die Wächterin. Die ganze Krankheit kann ich Ihnen heute ohnmöglich schreiben. Ich bin der Meynung, daß sie hat sterben müssen. Gott hat es so haben wollen. Ich bitte Sie unterdessen um nichts als um das Freundstück, daß sie meinen armen Vater ganz sachte zu dieser trauerigen Nachricht bereiten. Ich habe ihm mit der nämlichen Post geschrieben, aber nur daß sie schwer krank ist. Warte dann nur auf eine Antwort, damit ich mich darnach richten kann. Gott gebe ihm Stärke und Muth! Mein Freund! Ich bin nicht itzt, sondern schon lange her getröstet! Ich habe aus besonderer Gnade Gottes alles mit Standhaftigkeit und Gelassenheit übertragen. Wie es so gefährlich wurde, so bat ich Gott nur um 2 Dinge, nämlich um eine glückliche Sterbestunde für meine Mutter und dann für mich um Stärke und Muth. Und der gütige Gott hat mich erhört und mir die 2 Gnaden im größten Maße verliehen. Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen

Digitized by Google

Vater, sprechen Sie ihm Muth zu, daß er es sich nicht gar zu schwer und hart nimmt, wenn er das Ärgste erst hören wird. Meine Schwester empfehle ich Ihnen auch von ganzem Herzen. Gehen Sie doch gleich hinaus zu ihnen, ich bitte Sie. Sagen Sie ihnen noch nichts, daß sie tot ist, sondern preparieren Sie sie nur so dazu. Thun Sie, was Sie wollen, wenden Sie alles an, machen Sie nur, daß ich ruhig sein kann und daß ich nicht etwa ein anderes Unglück noch zu erwarten habe. — Erhalten Sie mir meinen lieben Vater und meine liebe Schwester. Geben Sie mir gleich Antwort ich bitte Sie. —

Adieu, ich bin dero gehorsamster dankbarster Diener

Wolfgang Amadé Mozart.

Aus Fürsorg
Rue du gros chenet vis à vis celle du croißant à l'hotel des quatre fils aimont.

An die Schwester Nanneri, Wien, 15. August 1784.

Ma très chère sœur!

Potz Sapperment! — Itzt ist es Zeit, daß ich schreibe, wenn ich will, daß Dich mein Brief noch als eine Vestalin antreffen soll! — Ein paar Tage später, und — weg ist's! — Meine Frau und ich wünschen Dir alles Glück und Vergnügen zu Deiner Standesveränderung und bedauern nur von Herzen, daß wir nicht so glücklich seyn können, bey Deiner Vermählung gegenwärtig zu seyn; wir hoffen aber, Dich künftiges Frühjahr ganz gewiß in Salzburg sowohl als in St. Gilgen als Fr. von Sonnenburg samt Deinem H. Gemahl zu umarmen. Wir bedauern nun nichts mehrer als unsern lieben Vater, welcher nun so ganz allein leben soll! — Freylich bist Du nicht weit von ihm entfernt und er kann öfters zu Dir spazieren fahren. Allein itzt ist er wieder an das verfluchte Capellhaus gebunden! — Wenn ich aber an meines Vaters Stelle wäre, so würde ich es also machen: Ich bittete den Erzbischof nun, (als einen Mann, der schon so lange gedient hat) mich in meine Ruhe zu setzen, und nach erhaltener Pension ginge ich zu meiner Tochter nach St. Gilgen und lebte dort ruhig. — Wollte der Erzbischof meine Bitte nicht eingehen, so begehrte ich meine Entlassung und ging zu meinem Sohne nach Wien, — und das ist's, was ich Dich hauptsächlich bitte, daß Du Dir Mühe geben möchtest, ihn dazu zu bereden; — und ich habe ihm heute in dem Briefe an ihn schon das nämliche geschrieben. Und nun schicke ich Dir noch 1000 gute Wünsche von Wien nach Salzburg, besonders daß Ihr beyde so gut zusammen leben möchtet, als — wir zwey. — Drum nimm von meinem poetischen Hirnkasten einen kleinen Rath an. Denn höre nur:

Du wirst im Ehstand viel erfahren,
was Dir ein halbes Rätsel war;
bald wirst Du aus Erfahrung wissen,
wie Eva einst hat handeln müssen,
daß sie hernach den Kain gebar.
Doch, Schwester, diese Ehstandspflichten
wirst Du von Herzen gern verrichten,
denn glaube mir, sie sind nicht schwer.
Doch jede Sache hat zwei Seiten:
Der Ehstand bringt zwar viele Freuden,
allein auch Kummer bringet er.
Drum wenn Dein Mann Dir finstre Mienen,
die du nicht glaubest zu verdienen,
in seiner üblen Laune macht:
So denke, das ist Männergrille,
und sag: Herr, es gescheh dein Wille
bei Tag — und meiner in der Nacht.

Dein aufrichtiger Bruder

W. A. Mozart.

An Professor Anton Klein in Mannheim, Wien, 21. März 1785.

Hoch Schätzbarester Herr geheimer Rath! —

Ich habe sehr gefehlt, ich muß es bekennen, daß ich Ihnen nicht gleich den richtigen Empfang Ihres Briefes und mitgeschicktem Paquet gemeldet habe; — daß ich in der

Digitized by Google

Zwischenzeit 2 Briefe von Ihnen noch sollte erhalten haben, — ist nicht deme also. Ich würde auf den ersten sogleich aus dem Schlafe gewecket worden seyn und Ihnen geantwortet haben, wie es itzt thue. — Ich bekam Ihre 2 Briefe letzten Posttage miteinander. — Ich habe schon selber bekennt, daß ich hierinnen gefehlt habe, daß ich Ihnen nicht gleich geantwortet habe. Was aber die Oper anbelanget, würde ich Ihnen damals ebenso wenig darüber schreiben haben können, als itzt. — Lieber Hr. gehr. Rath! — Ich habe die Hände so voll zu thun, daß ich fast keine Minute finde, die ich für mich anwenden könnte. — Als ein Mann von so großer Einsicht und Erfahrung wissen Sie selbst besser als ich, daß man so was mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Überlegung, — nicht einmal, — sondern vielmal überlesen muß. — Bishero hatte noch nicht Zeit, es einmal — ohne Unterbrechung zu lesen. — Alles, was ich dermalen sagen kann, ist, daß — ich es noch nicht aus Händen geben möchte. — Ich bitte Sie also, mir dies Stück noch auf einige Zeit anzuvertrauen. — Im Falle es mir Lust machen sollte, es in Musik zu setzen, so wünschte doch vorher zu wissen, ob es eigentlich an einem Orte zur Aufführung bestimmt seye? — Denn so ein Werk verdiente, sowohl von seiten der Poesie als Musik nicht umsonst gemacht zu seyn. — Ich hoffe mir über diesen Punkt eine Erläuterung von Ihnen. — Nachrichten, die zukünftige teutsche Singbühne betreffend, kann ich Ihnen noch dermalen keine geben, da es dermalen noch (das Bauen in dem dazu bestimmten Kärntnerthortheater ausgenommen) sehr stille hergehet. — Sie soll mit anfangs Oktober eröffnet werden. Ich, meinestheils, verspreche ihr nicht viel Glück. — Nach den bereits gemachten Anstalten sucht man in der That mehr die bereits vielleicht nur auf einige Zeit gefallene teutsche Oper, gänzlich zu stürzen, — als ihr wieder emporzuhelfen, — und sie zu erhalten. — Meine Schwägerin Lange nur allein darf zum teutschen Singspiele. — Die Cavallieri, Adamberger, die Teyber, lauter Teutsche, worauf Teutschland stolz seyn darf, müssen beym welschen Theater bleiben, — müssen gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen! — Die teutschen Sänger und Sängerinnen dermalen sind leicht zu zählen! — Und sollte es auch wirklich so gute als die benannten, ja auch noch bessere geben, daran ich doch sehr zweifle, so scheint mir die hiesige Theater-Direktion zu oeconomisch und zu wenig patriotisch zu denken, um mit schwerem Geld Fremde kommen zu lassen, die sie hier im Orte besser, — wenigstens gleich gut — und umsonst hat. Denn die welsche Trupp braucht ihrer nicht, — was die Anzahl betrifft; sie kann für sich allein spielen. Die Idee dermalen ist, sich bey der teutschen Oper mit acteurs und actricen zu behelfen, die nur zur Noth singen. Zum größten Unglück sind die directeurs des Theaters, sowohl als des Orchesters beybehalten worden, welche sowohl durch ihre Unwissenheit als Unthätigkeit das meiste dazu beygetragen haben, ihr eigenes Werk fallen zu machen. Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette, — es sollte ein anders Gesicht bekommen! — Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende National-Theater zur Blüthe gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfingen teutsch zu denken, — teutsch zu handeln, — teutsch zu reden, und gar teutsch — zu singen!!!! —

Nehmen Sie nur nicht übel, mein bester Hr. geh. Rath, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit gegangen bin! — Gänzlich überzeugt, mit einem teutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freyen Lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergießung kecklich einen Rausch trinken dörfte, ohne Gefahr zu laufen, seine Gesundheit zu verderben. —

Ich verharre mit vollkommener Achtung

Schätzbarster Hr. geheimer Rath dero gehorsamster Diener
W. A. Mozart.

Wien, den 21. März 1785.

Über die Musik

Friedrich Nietzsche:

Die dionysische Kunst will uns von der ewigen Lust des Daseins überzeugen: nur sollen wir diese Lust nicht in den Erscheinungen, sondern hinter den Erscheinungen suchen. Wir sollen erkennen, wie alles, was entsteht, zum leidvollen Untergange bereit sein muß, wir werden gezwungen, in die Schrecken der Individualexistenz hineinzu-

Digitized by Google

blicken — und sollen doch nicht erstarren: ein methaphysischer Ton reißt uns momentan aus dem Getriebe der Wandelgestalten heraus Wir *sind* wirklich in kurzen Augenblicken das Urwesen selbst und fühlen dessen unbändige Daseinsgier und Daseinslust; der Kampf, die Qual, die Vernichtung der Erscheinungen dünkt uns jetzt wie notwendig, bei dem Übermaß von unzähligen, sich ins Leben drängenden und stoßenden Daseinsformen, bei der überschwenglichen Fruchtbarkeit des Weltwillens; wir werden von dem wütenden Stachel dieser Qualen in demselben Augenblicke durchbohrt, wo wir gleichsam mit der unermeßlichen Urlust am Dasein eins geworden sind und wo wir die Unzerstörbarkeit und Ewigkeit dieser Lust in dionysischer Entzückung ahnen. Trotz Furcht und Mitleid sind wir die Glücklich-Lebendigen, nicht als Individuen, sondern als das eine Lebendige, mit dessen Zeugungslust wir verschmolzen sind.

Aus: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.

Artur Schopenhauer:

Aus dem innigen Verhältnis, welches die Musik zum wahren Wesen aller Dinge hat, ist auch dies zu erklären, daß, wenn zu irgendeiner Szene, Handlung, Vorgang, Umgebung eine passende Musik ertönt, diese uns den geheimsten Sinn derselben aufzuschließen scheint und als der richtigste und deutlichste Kommentar dazu auftritt; ingleichen, daß es dem der sich dem Eindruck einer Symphonie ganz hingibt, ist, als sähe er alle möglichen Vorgänge des Lebens und der Welt an sich vorüberziehen: dennoch kann er, wenn er sich besinnt, keine Ähnlichkeit angeben zwischen jenem Tonspiel und den Dingen, die ihm vorschwebten. Denn die Musik ist, wie gesagt, darin von allen anderen Künsten verschieden, daß sie nicht Abbild der Erscheinung, oder richtiger, der adäquaten Objektivität des Willens, sondern unmittelbar *Abbild des Willens* selbst ist und also zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, zu aller Erscheinung das Ding an sich darstellt. Man könnte demnach die Welt ebensowohl verkörperte Musik als verkörperten Willen nennen: daraus also ist es erklärlich, warum Musik jedes Gemälde, ja jede Szene des wirklichen Lebens und der Welt sogleich in erhöhter Bedeutsamkeit hervortreten läßt; freilich um so mehr, je analoger ihre Melodie dem innern Geiste der gegebenen Erscheinung ist. Hierauf beruht es, daß man ein Gedicht als Gesang oder eine anschauliche Darstellung als Pantomime oder beides als Oper der Musik unterlegen kann. Solche einzelne Bilder des Menschenlebens, der allgemeinen Sprache der Musik untergelegt, sind nie mit durchgängiger Notwendigkeit ihr verbunden oder entsprechend; sondern sie stehen zu ihr nur im Verhältnis eines beliebigen Beispiels zu einem allgemeinen Begriff: sie stellen in der Bestimmtheit der Wirklichkeit dasjenige dar, was die Musik in der Allgemeinheit bloßer Form aussagt. Denn die Melodien sind gewissermaßen, gleich den allgemeinen Begriffen, ein Abstraktum der Wirklichkeit. Diese nämlich, also die Welt der einzelnen Dinge, liefert das Anschauliche, das Besondere und Individuelle, den einzelnen Fall, sowohl zur Allgemeinheit der Begriffe als zur Allgemeinheit der Melodien, welche beide Allgemeinheiten einander aber in gewisser Hinsicht entgegengesetzt sind; indem die Begriffe nur die allererst aus der Anschauung abstrahierten Formen, gleichsam die abgezogene äußere Schale der Dinge enthalten, also ganz eigentlich Abstrakta sind; die Musik hingegen den innersten aller Gestaltung vorhergängigen Kern oder *das Herz der Dinge* gibt. Dies Verhältnis ließe sich recht gut in der Sprache der Scholastiker ausdrücken, indem man sagte: die Begriffe sind die universalia post rem, die Musik aber gibt die universalia ante rem, und die Wirklichkeit die universalia in re. — Daß aber überhaupt eine Beziehung zwischen einer Komposition und einer anschaulichen Darstellung möglich ist, beruht, wie gesagt, darauf, daß beide nur ganz verschiedene Ausdrücke desselben innern Wesens der Welt sind. Wann nun im einzelnen Fall eine solche Beziehung wirklich vorhanden ist, also der Komponist die Willensregungen, welche den Kern einer Begebenheit ausmachen, in der allgemeinen Sprache der Musik anzusprechen gewußt hat: dann ist die Melodie des Liedes die Musik der Oper eindrucksvoll. Die vom Komponisten aufgefundene Analogie zwischen jenen beiden muß aber *aus der unmittelbaren Erkenntnis des Wesens der Welt*, seiner Vernunft unbewußt, hervorgegangen und darf nicht, mit bewußter Absichtlichkeit, durch Begriffe vermittelte Nachahmung sein: sonst spricht die Musik nicht das innere Wesen, den Willen selbst aus, sondern ahmt nur seine Erscheinung ungenügend nach, wie dies alle eigentlich nachbildende Musik tut.

Aus: Die Welt als Wille und Vorstellung I.

Digitized by Google

E. Th. A. Hoffmann:

Mozart nimmt das Übermenschliche, das Wunderbare, welches im inneren Geiste wohnt, in Anspruch.

*

Den Don Juan habe ich jetzt auch eigentümlich — er macht mir selige Stunden, ich fange an, jetzt je mehr und mehr Mozarts wahrhaft großen Geist in der Komposition zu durchschauen, Du sollst gar nicht glauben, wie viel neue Schönheiten sich dem Ohr des Spielers entwickeln, wenn er auch nicht die geringste Kleinigkeit vorüber schlüpfen läßt, und mit einer Art von tiefem Studium zu jedem einzelnen Takt den gehörigen Ausdruck sucht. — Das Anschwellen von sanfter Melodie bis zum Rauschenden, bis zum Erschütternden des Donners, die sanften Klagetöne, der Ausbruch der wütendsten Verzweiflung, das Majestätische, das Edle des Helden, die Angst des Verbrechers, das Abwechseln der Leidenschaften in seiner Seele, alles dies findest Du in dieser einzigen Musik — sie ist allumfassend, und zeigt Dir den Geist des Komponisten in allen möglichen Modifikationen. Noch sechs Wochen wollt ich Don Juan studieren, und Dir ihn dann auf einem englischen Fortepiano vorspielen — wahrhaftig, Freund, Du säßest still und ruhig von vorne an bis zu Ende, und würdest ihn noch viele Zeit in Deinem noch dazu unmusikalischen Gehirn behalten. Denn da würdest Du noch mehr die Schönheit fühlen, wie in der Komödie, man ist da viel zu zerstreut, um alles gehörig zu bemerken ... Fürchte Dich nicht vor mein Singen, ich werde schon meine Stimme so modulieren, daß sie Dir nicht unangenehm sein soll.

Brief vom 4. März 1795 an seinen Freund Hippel.

Franz Grillparzer:

Wäre die Musik in der Oper nur da, um das noch einmal auszudrücken, was der Dichter schon ausgedrückt hat, dann laßt mir die Töne weg, ich will die Worte des Dichters allein lesen, denn die Musikbegleitung wäre in diesem Falle denn doch nur ein Kunststück, ein Gauklerversuch, mit andern, scheinbar unzureichenden Darstellungsmitteln das zu erreichen, was der andre leichter, verständlicher und genügender schon erreicht hat. Oder soll dadurch der Eindruck des Gedichtes verstärkt werden? Das mag bei Gedichten gelten, die keine sind, wie z. B. bei italienischen Operntexten; aber dann enthaltet euch von eigentlichen Dichterwerken, und hört auf, zu klagen, daß nur schlechte Dichter euch Textbücher machen wollen. Aber das alles ist's nicht. Sämtliche Künste, wenn gleich aus gemeinschaftlicher Wurzel entsprossen, sind streng getheilt in ihren Gipfeln. Wo die Poesie aufhört, fängt die Musik an. Wo der Dichter keine Worte mehr findet, da soll der Musiker mit seinen Tönen eintreten. Wer deine Kraft kennt, Melodie! die du, ohne der Worterklärung eines Begriffs zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zum Himmel zurückziehst, wer deine Kraft kennt, wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen: er mag der letztern den Vorrang geben ... aber er wird auch der erstern ihr eigenes, unabhängiges Reich zugestehen und beide wie Geschwister betrachten und nicht, wie Herrn und Knecht, oder auch nur wie Vormund und Mündel.

Ästhetische Studien: Zur Musik.

Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773—1798):

Wahrlich, es ist ein unschuldiges, rührendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen sich zu freuen! Eine kindliche Freude! Wenn andre mit unruhiger Geschäftigkeit sich betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heer fremder Nachtvögel und böser Insekten, umschwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — oh so tauch' ich mein Haupt in dem heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttin flößt mir die Unschuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit frischen Augen erblicke, und in allgemeine freudige Versöhnung zerfließe. — Wenn andre über selbsterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Witzes spielen, oder in der Einsamkeit mißgestaltete Ideen brüten, die, wie die geharnischten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll sich selber verzehren; — oh, so schließ ich mein Auge zu vor all dem Kriege der Welt — und ziehe mich still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unsre Zweifel und unsre Leiden sich in ein tönendes Meer verlieren — wo wir alles Gekrächze der Menschen vergessen, wo kein Wort- und Sprachengeschnatter, kein Gewirr von Buchstaben und monströser Hieroglyphenschrift uns schwindlich macht, sondern alle Angst unseres Herzens durch leise Berührung auf

Digitized by Google

einmal geheilt wird. — „Und wie? — Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimnisse uns offenbart?" — Ach nein! aber statt aller Antwort und Offenbarung werden uns luftige schöne Wolkengestalten gezeigt, deren Anblick uns beruhigt, wir wissen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch — wir begrüßen und umarmen fremde Geisterwesen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle die Unbegreiflichkeiten, die unser Gemüt bestürmen, und die die Krankheit des Menschengeschlechtes sind, verschwinden vor unsern Sinnen, und unser Geist wird gesund durch das Anschauen von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener sind. Dann ist dem Menschen, als möcht' er sagen: „Das ist's, was ich meine! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!"

Laßt sie spotten und höhnen, die andern, die wie auf rasselnden Wagen durch's Leben dahin fahren, und in der Seele des Menschen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß sie sich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob sie die Welt mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da sie darben werden.

Wohl dem, der (müde des Gewerbes, Gedanken feiner und feiner zu spalten, welches die Seele verkleinert) sich den sanften und mächtigen Zügen der Sehnsucht ergibt, welche den Geist ausdehnen und zu einem schönen Glauben erheben. Nur ein solcher ist der Weg zur allgemeinen, umfassenden Liebe, und nur durch solche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit...

Aber aus was für einem magischen Präparat steigt nun der Duft dieser glänzenden Geistererscheinung empor? Ich sehe zu — und finde nichts als ein elendes Gewebe von Zahlenproportionen, handgreiflich dargestellt auf gebohrtem Holz, auf Gestellen von Darmsaiten und Messingdraht. Das ist fast noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unsichtbare Harfe Gottes zu unsern Tönen mitklingt, und dem menschlichen Zahlengewebe die himmlische Kraft verleiht.

In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüts träumenden Geistern lebendes Bewußtsein, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.

Und alle die tönenden Affekten werden von dem trocknen wissenschaftlichen Zahlensystem, wie von den seltsamen wunderkräftigen Beschwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers, regiert und gelenkt. Ja, das System bringt, auf merkwürdige Weise, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobei das Gemüt über sein eignes Wesen erstaunt, — so wie etwa die Sprache der Worte manchmal von den Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückstrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrscht...

Die schönsten Töne, die die Natur hervorbringt, ihren Vogelgesang, ihr Wasserrauschen, ihr Bergwiderhall und Waldbrausen, ja der majestätische Donner selbst, alle diese Klänge sind nur unverständlich und rauh, sprechen gleichsam nur im Schlafe, nur einzelne Laute, wenn wir sie gegen die Töne der Instrumente messen. Ja diese Töne, die die Kunst auf wunderbare Weise entdeckt hat, und sie auf den verschiedensten Wegen sucht, sind von einer durchaus verschiedenen Natur, sie ahmen nicht nach, sie verschönern nicht, sondern sie sind eine abgesonderte Welt für sich selbst.

Sie sind gleichsam ein neues Licht, eine neue Sonne, eine neue Erde, die im Licht auf unsrer Erde entstanden ist. Jenseit der ersten Musik liegt eine rohe, unfreundliche Natur, auch im schönsten Lande, unter dem günstigsten Klima. Natur und Menschen sind wild: es fehlt das Element, das alles zur Freundlichkeit bezähmt. Ohne Musik ist die Erde wie ein wüstes, noch nicht fertiges Haus, in dem die Einwohner mangeln.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüts auf dieselben schönen Harmonien zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die echte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das schönste Kleinod ist, das der Mensch erlangen kann; — jene Heiterkeit meine ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erscheint, da wir im wildesten Gewühle der Menschen einen schönen Zusammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Wesen uns verwandt und nahe fühlen.

Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst:
Musikalische Aufsätze des Joseph Berglinger.

Digitized by Google

Rainer Maria Rilke:

Aus den Sonetten an Orpheus

1/IX

Nur wer die Leier schon hob
auch unter Schatten,
darf das unendliche Lob
ahnend erstatten.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Mag auch die Spieglung im Teich
oft uns verschwimmen:
Wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild.

2/X

Alles Erworbne bedroht die Maschine, solange
sie sich erdreistet, im Geist, statt im Gehorchen, zu sein.
Daß nicht der herrlichen Hand schöneres Zögern mehr prange,
zu dem entschlossenern Bau schneidet sie steifer den Stein.

Nirgends bleibt sie zurück, daß wir ihr einmal entrönnen
und sie in stiller Fabrik ölend sich selber gehört.
Sie ist das Leben — sie meint es am besten zu können,
die mit dem gleichen Entschluß ordnet und schafft und zerstört.

Aber noch ist uns das Dasein verzaubert; an hundert
Stellen ist es noch Ursprung. Ein Spielen von reinen
Kräften, die keiner berührt, der nicht kniet und bewundert.

Worte gehen noch zart am Unsäglichen aus...
Und die Musik, immer neu, aus den bebendsten Steinen,
baut im unbrauchbaren Raum ihr vergöttlichtes Haus.

1/XIX

Wandelt sich rasch auch die Welt
wie Wolkengestalten,
alles Vollendete fällt
heim zum Uralten.

Über dem Wandel und Gang,
weiter und freier,
währt noch dein Vor-Gesang,
Gott mit der Leier.

Nicht sind die Leiden erkannt,
nicht ist die Liebe gelernt,
und was im Tod uns entfernt,

ist nicht entschleiert.
Einzig das Lied überm Land
heiligt und feiert.

Digitized by Google

Zeitgenossen über den Meister

Andreas Schachtner an Mozarts Schwester Marianne

Zur Sache also! Auf Ihre erste Frage: was Ihr seliger Herr Bruder in seiner Kindheit NB. außer seiner Beschäftigung in der Musik für Lieblingsspiele hatte? — auf diese Frage ist nichts zu beantworten; denn sobald er mit der Musik sich abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte soviel als tot, und selbst die Kindereien und Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von der Musik begleitet werden. Wenn wir, er und ich, Spielzeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, so leer ging, einen Marsch dazu singen und geigen. Vor dieser Zeit aber, eh er die Musik anfing, war er für jede Kinderei, die mit ein bißchen Witz gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte. Ich ward ihm daher, weil ich, wie Sie wissen, mich mit ihm abgab, so äußerst lieb, daß er mich oft zehnmal an einem Tage fragte, ob ich ihn lieb hätte, und wenn ich es zuweilen, auch nur zum Spaß, verneinte, stunden ihm gleich die hellichten Zähren im Auge, so zärtlich und so wohlwollend war sein gutes Herzchen.

Zweite Frage: wie er sich als Kind gegen die Großen benahm, wenn sie sein Talent und Kunst in der Musik bewunderten? Wahrhaftig, da verriet er nichts weniger als Stolz oder Ehrsucht; denn diese hätte er nie besser befriedigen können, als wenn er Leuten, die die Musik wenig oder gar nicht verstanden, vorgespielt hätte, aber er wollte nie spielen, außer seine Zuhörer waren große Musikkenner, oder man mußte ihn wenigstens betrügen und sie dafür ausgeben.

Dritte Frage: welche wissenschaftliche Beschäftigung liebte er am meisten?...

Was man ihm immer zu lernen gab, dem hing er so ganz an, daß er alles übrige, auch sogar die Musik, auf die Seite setzte. Z. B. als er Rechnen lernte, war Tisch, Sessel, Wände, ja sogar der Fußboden voll Ziffern mit der Kreide überschrieben.

Vierte Frage: was er für Eigenschaften, Maximen, Tagesordnung, Eigenheiten, Neigung zum Guten oder Bösen hatte?

Antwort: Er war voll Feuer, seine Neigung hing jedem Gegenstand sehr leicht an; ich denke, daß er im Ermangelungsfalle einer so vorteilhaft guten Erziehung, wie er hatte, der ruchloseste Bösewicht hätte werden können, so empfänglich war er für jeden Reiz, dessen Güte oder Schädlichkeit er zu prüfen noch nicht imstande war.

Einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von seinem vier- bis fünfjährigen Alter, auf deren Wahrhaftigkeit ich schwören könnte:

Einstmal ging ich mit Herrn Papa nach dem Donnerstagsamt zu Ihnen nach Hause, wir trafen den vierjährigen Wolfgangerl in der Beschäftigung mit der Feder an.

Papa: „Was machst du?" Wolfgang: „Ein Konzert fürs Klavier, der erste Teil ist bald fertig." Papa: „Laß sehen." Wolfgang: „Ist noch nicht fertig." Papa: „Laß sehen, das muß was Sauberes sein."

Der Papa nahm ihm's weg und zeigte mir ein Geschmiere von Noten, die meistenteils über ausgewischte Tintendolken geschrieben waren (NB. der kleine Wolfgangerl tauchte die Feder aus Unverstand allemal bis auf den Grund des Tintenfasses ein, daher mußte ihm, sobald er damit aufs Papier kam, ein Tintendolken entfallen, aber er war gleich entschlossen, fuhr mit der flachen Hand darüberhin und wischte es auseinander und schrieb wieder darauf fort). Wir lachten anfänglich über dieses scheinbare Gallimathias, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, über die Komposition an: er hing lange Zeit steif mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Tränen, Tränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. „Sehen Sie, Herr Schachtner", sagte er, „wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist; nur ist's nicht zu brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen imstande wäre." Der Wolfgangerl fiel ein: „Drum ist's ein Konzert; man muß so lange exerzieren, bis man es treffen kann; sehen Sie, so muß es gehen." Er spielte, konnte aber auch just so viel herausbringen, daß wir kennen konnten, wo er aus wollte. Er hatte damals den Begriff, daß Konzert spielen und Mirakel wirken einerlei sein müsse.

Gnädige Frau! Sie wissen sich zu erinnern, daß ich eine sehr gute Geige habe, die weiland Wolfgangerl wegen ihrem sanften und vollen Ton immer Buttergeige nannte. Einmals, bald nachdem Sie von Wien zurückkamen (Anfang 1763), geigte er darauf und konnte meine Geige nicht genug loben. Nach ein oder zween Tagen kam ich wieder ihn zu besuchen und traf ihn, als er sich eben mit seiner eigenen Geige unterhielt, an. Sogleich sprach er: „Was macht Ihre Buttergeige?", geigte dann wieder in seiner Phantasie fort, endlich dacht' er ein bißchen nach und sagte zu mir: „Herr Schachtner, Ihre

Digitized by Google

Geige ist um einen halben Viertelton tiefer gestimmt als meine da; wenn Sie sie doch so gestimmt ließen, wie sie war, als ich das letztemal darauf spielte!" Ich lachte darüber, aber Papa, der das außerordentliche Tönegefühl und Gedächtnis dieses Kindes kannte, bat mich, meine Geige zu holen und zu sehen, ob er recht hätte. Ich tat's, und richtig war's.

Einige Zeit vor diesem, die nächsten Tage, als Sie von Wien zurückkamen und Wolfgang eine kleine Geige, die er als Geschenk zu Wien kriegte, mitbrachte, kam unser ehemalige sehr gute Geiger, Herr Wentzl seliger, der ein Anfänger in der Komposition war; er brachte sechs Trio mit, die er in Abwesenheit des Herrn Papa verfertigt hatte, und bat Herrn Papa um seine Erinnerung hierüber. Wir spielten diese Trio, und der Papa spielte mit der Viola den Baß, der Wentzl das erste Violin, und ich sollte das zweite spielen. Wolfgangerl bat, daß er das zweite Violin spielen dürfte, der Papa aber verwies ihn seine närrische Bitte, weil er noch nicht die geringste Anweisung in der Violin hatte, und der Papa glaubte, daß er's nicht im mindesten zu leisten imstande wäre. Wolfgang sagte: „Um ein zweites Violin zu spielen, braucht man es ja wohl nicht erst gelernt zu haben", und als Papa darauf bestand, daß er gleich fortgehen und uns nicht weiter beunruhigen sollte, fing Wolfgang an bitterlich zu weinen und trollte sich mit seinem Geigerl hinweg. Ich bat, daß man ihn mit mir möchte spielen lassen; endlich sagte Papa: „Geig mit Herrn Schachtner, aber so stille, daß man dich nicht hört, sonst mußt du fort." Das geschah, Wolfgang geigte mit mir. Bald merkte ich mit Erstaunen, daß ich da ganz überflüssig seie; ich legte still meine Geige weg und sah Ihren Herrn Papa an, dem bei dieser Szene die Tränen der Bewunderung und des Trostes über die Wangen rollten, und so spielte er alle sechs Trio. Als wir fertig waren, wurde Wolfgang durch unsern Beifall so kühn, daß er behauptete, auch das erste Violin spielen zu können. Wir machten zum Spaß einen Versuch, und wir mußten uns fast zu Tode lachen, als er auch dies, wiewohl mit lauter unrechten und unregelmäßigen Applikaturen, doch so spielte, daß er doch nie ganz steckenblieb.

Zum Beschluß von Zärtlichkeit und Feinheit seines Gehörs. Fast bis in sein zehntes Jahr hatte er eine unbezwingliche Furcht vor der Trompete, wenn sie allein, ohne andere Musik geblasen wurde; wenn man ihm eine Trompete nur vorhielt, war es ebensoviel, als wenn man ihm eine geladene Pistole aufs Herz setzte. Papa wollte ihm diese kindliche Furcht benehmen und befahl mir einmal, trotz seines Weigerns ihm entgegenzublasen; aber mein Gott! hätte ich mich nicht dazu verleiten lassen! Wolfgangerl hörte kaum den schmetternden Ton, ward er bleich und begann zur Erde zu sinken, und hätte ich länger angehalten, er hätte sicher das Fraise bekommen.

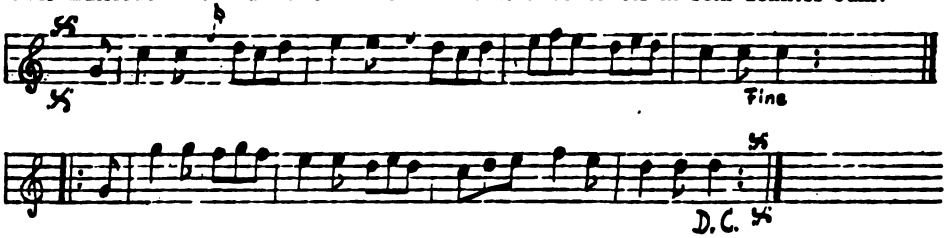
Dieses ist beiläufig, womit ich auf die gestellten Fragen dienen kann. Verzeihen Sie mir mein schlechtes Geschmier: ich bin geschlagen genug, daß ich's nicht besser kann. Ich bin mit geziemend schuldigster Hochschätzung und Ehrfurcht

Salzburg, den 24. April 1792. Euer Gnaden ergebenster Diener

Andreas Schachtner, Hochfürstlicher Hoftrompeter.

*

Mozart hatte eine so zärtliche Liebe zu seinen Eltern, besonders zu seinem Vater, daß er eine Melodie komponierte, die er täglich vor dem Schlafengehen sang, wozu ihn sein Vater auf einen Sessel stellen und immer die Sekunde dazu singen mußte. Wenn diese Feierlichkeit vorbei war, welche keinen Tag unterlassen werden durfte, küßte er dem Vater noch einmal mit innigster Zärtlichkeit die Nasenspitze und sagte oft: wenn der Vater alt wäre, würde er ihn in einer Kapsel, vorn mit einem Glase, vor aller Luft bewahren, um ihn immer bei sich und in Ehren zu halten. Auch während des Singens küßte er bisweilen die Nasenspitze des Vaters und legte sich dann mit voller Zufriedenheit und Ruhe zu Bette. Dieses trieb er bis in sein zehntes Jahr.



Digitized by Google

Daines Barrington, London, an Methew Maty nach dem Besuch des achtjährigen Mozart in England

Da ich selbst Zeuge von diesen außerordentlichen Dingen war, muß ich gestehen, daß ich mich des Verdachtes nicht erwehren konnte, der Vater könne vielleicht das wahre Alter des Knaben falsch angeben, obwohl nicht nur sein Aussehen sehr kindlich war, sondern auch alle seine Handlungen das Gepräge dieses Lebensalters trugen. Zum Beispiel: während er mir vorspielte, kam eine Lieblingskatze herein, worauf er sogleich sein Klavier verließ und wir ihn auch eine geraume Zeit hindurch nicht wieder zurückbringen konnten. Zuweilen ritt er auch auf einem Stocke zwischen den Beinen wie auf einem Pferde im Zimmer herum.

Friedrich Melchior Grimm, nachdem er den neunjährigen Mozart hörte, Paris Sommer 1766

Aber das Unbegreiflichste ist jene tiefe Kenntnis der Harmonie und ihrer geheimsten Wege, die er im höchsten Grade besitzt und wovon der Erbprinz von Braunschweig, der gültigste Richter in dieser Sache sowie in vielen andern, gesagt hat, daß viele in ihrer Kunst vollendete Kapellmeister stürben, ohne das gelernt zu haben, was dieser Knabe in einem Alter von neun Jahren leiste. Wir haben ihn anderthalb Stunden lang ununterbrochen Stürme mit Musikern aushalten sehen, denen der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne rann und die alle Mühe der Welt hatten, sich aus der Sache zu ziehen, mit einem Knaben, der selbst den Kampfplatz ohne Ermüdung verließ. Ich habe gesehen, wie er auf der Orgel Organisten, die sich für sehr geschickt hielten, irre machte und zum Schweigen brachte. In London nahm ihn Bach*) zwischen seine Knie, und sie spielten so zusammen abwechselnd auf dem nämlichen Klavier zwei Stunden lang ohne Unterbrechung in Gegenwart des Königs und der Königin. Hier hat er dieselbe Probe mit Herrn Raupach bestanden, einem geschickten Musiker, der lange in Petersburg gewesen ist und mit großer Überlegenheit phantasiert. Man könnte sich lange von dieser einzigen Erscheinung unterhalten. Übrigens ist er eines der liebenswürdigsten Geschöpfe, die man sehen kann: in alles, was er sagt und tut, bringt er Geist und Seele, vereint mit der Anmut und der Lieblichkeit seines Alters. Er benimmt sogar durch seine Munterkeit die Furcht, die man hat, daß eine so frühreife Frucht vor der Reife abfallen möchte.

Aus dem zeitgenössischen Lebensbericht Franz Niemtscheks

Der Opernunternehmer Bondini schloß zugleich mit Mozart den Akkord zu einer neuen Oper für die Prager Bühne auf den nächsten Winter, welche dieser gerne übernahm, weil er erfahren hatte, wie gut die Böhmen seine Musik zu schätzen und auszuführen verstanden. Dies äußerte er oft gegen seine Prager Freunde. Er war überhaupt gerne in Prag, wo ihn ein gefühlvolles Publikum und wahre Freunde sozusagen auf den Händen trugen.... „Don Juan" ist für Prag geschrieben — mehr braucht man nicht zu sagen, um zu beweisen, welchen hohen Begriff Mozart von dem musikalischen Sinne der Böhmen hatte. Es gelang ihm auch vollkommen, diesen Sinn zu treffen und zu rühren, denn keine Oper hat sich hier in einem gleichen Wohlgefallen so lange auf dem Theater erhalten als „Don Juan". Es sind nunmehr zehn Jahre, seit sie gegeben wird, und noch immer hört man sie gern, noch immer lockt sie zahlreiche Versammlung in das Parterre. Kurz, „Don Juan" ist die Lieblingsoper des bessern Publikum in Prag. Als Mozart bei der ersten Vorstellung derselben an dem Klavier im Orchester erschien, empfing ihn das ganze bis zum Erdrücken volle Theater mit einem allgemeinen Beifallklatschen. Überhaupt bekam Mozart in Prag bei jeder Gelegenheit große und unzweideutige Beweise der Hochachtung und Bewunderung, welche gewiß ehrenvoll waren, weil nicht Vorurteil oder Mode, sondern reines Gefühl seiner Kunst daran teilhatte. Man liebte und bewunderte seine Werke: wie konnte man gegen die Person ihres großen Schöpfers gleichgültig bleiben?

In dem Jahre 1789 im Monat Dezember schrieb Mozart das italienische komische Singspiel „Cosi fan tutte" oder „Die Schule der Liebenden". Man wundert sich allgemein, wie der große Geist sich herablassen konnte, an ein so elendes Machwerk von Text seine göttlichen Melodien zu verschwenden. Es stand nicht in seiner Gewalt, den Auftrag abzulehnen, und der Text ward ihm ausdrücklich aufgetragen.

Mozart war bis jetzt ohne Anstellung, ohne sichere Einkünfte. So bekannt auch sein Talent war, so sehr man seine Kompositionen suchte, so wenig dachte man daran, ihn zu

*) J. S. Bachs Sohn, Johann Christian, der sog. Londoner Bach (1735—1782).

Digitized by Google

belohnen und zu unterstützen. Er hatte zwar oft beträchtliche Einnahmen gemacht, aber bei der Unsicherheit und Unordnung der Einkünfte, bei den häufigen Kindbetten, den langwierigen Krankheiten seiner Gattin, in einer Stadt wie Wien mußte Mozart doch im eigentlichen Verstande darben. Er beschloß daher die Stadt zu verlassen, wo sich keine Stelle für einen Kopf wie Mozart fand. Sein Plan war, nach England zu gehen, wo er ein besseres Schicksal um so mehr erwarten konnte, als ihm oft von da Einladungen und lockende Anträge gemacht wurden.

Alles war zur Abreise fertig, als ihm Kaiser Joseph den Titel eines kaiserlichen Kammerkomponisten mit einem Jahresgehalt von 800 Gulden und der Zusicherung erteilte, daß auf ihn in der Zukunft Bedacht genommen werden würde. Mozart mochte nicht trotzen, er nahm es willig an und blieb. Das Anstellungsdekret ist am 7. Dezember 1787 ausgestellt.

Ich überlasse es jedem Leser, darüber Beobachtungen anzustellen, um die Ursachen der langen Vernachlässigung eines so großen Künstlers auszuforschen. An ihm lag die Schuld gewiß nicht, man müßte denn seinen geraden und offenen, zum Bücken und Kriechen untauglichen Charakter als Schuld annehmen. — Aber er war nur ein Teutscher.

Michael O'Kelly berichtete

Eines Abends ging ich in ein Konzert des berühmten Kozeluch, eines großen Klavierkomponisten und ausgezeichneten Spielers. Dort sah ich die Komponisten Vanhall und Baron Dittersdorf und wurde, was mir einer der größten Genüsse meines musikalischen Lebens war, dem wunderbaren Genie Mozart vorgestellt. Er tat der Gesellschaft die Ehre an, Phantasien und Capriccios auf dem Klavier zu spielen. Sein Gefühl, die Schnelligkeit seiner Finger, besonders die große Übung und Kraft seiner linken Hand und die offenbare Inspiration seiner Modulationen setzten mich in Erstaunen. Nach diesem glänzenden Vortrag setzten wir uns zum Abendessen, und ich hatte das Vergnügen, bei Tische zwischen ihm und seiner Frau zu sitzen, Frau Konstanze Weber, einem deutschen Mädchen, der er leidenschaftlich ergeben war und von der er drei Kinder hatte. Er unterhielt sich mit mir großenteils von Thomas Linley, dem ältesten Bruder der Frau Sheridan, mit dem er in Florenz befreundet war, und sprach von ihm mit großer Liebe. Er sagte, Linley sei ein wahrhaftes Genie gewesen, und er fühle, daß er bei längerem Leben eine der größten Zierden der musikalischen Welt geworden wäre. Nach dem Essen veranstalteten die jungen Abkömmlinge unsres Wirtes einen Tanz, und Mozart tat mit. Frau Mozart sagte mir, das große Genie sei ein Tanzenthusiast und meine häufig, daß sein Geschmack in dieser Kunst noch eher hervorträte als in der Musik.

Er war ein außerordentlich kleiner Mann, sehr dünn und blaß, mit einer Menge feiner, schöner Haare, auf die er recht eitel war. Er lud mich herzlich in sein Haus ein, was ich benutzte und einen großen Teil meiner Zeit dort verbrachte. Er empfing mich stets mit Güte und Gastfreundschaft. Er liebte außerordentlich den Punsch, von welchem Getränk ich ihm reichliche Züge nehmen sah. Er liebte auch das Billardspiel und hatte ein ausgezeichnetes Billard in seinem Hause. Wie manche Partie habe ich mit ihm gespielt und ging stets als zweiter Sieger hervor. Sonntags gab er Konzerte, bei denen ich nie fehlte. Er war gutherzig und stets dienstbereit, aber beim Spielen so penibel, daß er, wenn der geringste Lärm gemacht wurde, sofort aufhörte. Eines Tages ließ er mich ans Klavier setzen und lobte meinen ersten Lehrer, der mir eine gute Handhaltung beigebracht hatte. Er machte mir ein großes Kompliment.

Ich hatte eine kleine Melodie zu Metastasios Liedchen „Grazie agl' inganni tuoi" komponiert, die überall, wo ich sie sang, sehr beliebt war. Sie war sehr einfach, hatte aber das große Glück, Mozart zu gefallen. Er nahm sie, komponierte Variationen dazu, welche sehr schön waren, und hatte weiterhin die Güte und Herablassung, sie überall zu spielen, wo er Gelegenheit hatte. ... Durch diese schmeichelhafte Billigung ermutigt, versuchte ich verschiedene kleine Arien, die ich ihm zeigte und die er gütig beurteilte, so sehr, daß ich beschloß, mich dem Studium des Kontrapunkts hinzugeben, und ihn um Rat fragte, bei wem ich Unterricht nehmen sollte. Er sagte: „Guter Junge, du wünschst meinen Rat und ich will ihn dir redlich geben. Hättest du während deines Aufenthalts in Neapel Komposition studiert, wo dein Geist von nichts anderm in Anspruch genommen war, so hättest du vielleicht gut daran getan; aber jetzt, wo dein theatralischer Beruf deine ganze Aufmerksamkeit erfordern muß und soll, würde es unklug sein, in ein so trockenes Studium einzutreten. Ich gebe dir mein Wort darauf: die Natur hat dich

Digitized by Google

zum Liederkomponisten und Sänger gemacht, und du würdest dich nur beunruhigen und verwirren. Bedenke, daß geringes Wissen ein gefährliches Ding ist. Sollten sich Fehler in deinen Manuskripten finden, so wirst du Hunderte von Musikern in allen Teilen der Welt finden, die fähig sind, sie zu verbessern; darum lege deiner natürlichen Begabung keine Hindernisse in den Weg."

„Melodie ist das Wesen der Musik", fuhr er fort. „Einen guten Melodienschöpfer vergleiche ich mit einem edeln Rennpferde und die Kontrapunktisten mit Mietskutschpferden. Darum rate ich dir, laß nur gut sein und denke an das alte italienische Sprichwort: Chi sa più, meno sa:"

Mozart war sehr freigebig, die zu loben, die es verdienten, fühlte aber eine tiefe Verachtung gegen anmaßende Mittelmäßigkeit...

Anekdoten

Mozarts Dedikation (einer Quartettsammlung an H a y d n) ist ein schöner Beweis seiner Bescheidenheit und seiner innigen Verehrung des großen Haydn. „Das war Schuldigkeit", sagte er, „denn ich habe von Haydn erst gelernt, wie man Quartetts schreiben müsse."

Nie sprach Mozart ohne die lebhafteste Achtung von diesem Meister, ohngeachtet beide an einem Orte lebten und ohngeachtet es beiden an Veranlassungen zu gegenseitiger Eifersucht gar nicht fehlte. Ein gewisser, damals erst bekannt werdender, nicht ungeschickter, fleißiger, aber ziemlich geniearmer Komponist, der jetzt erst mehr Ruf gewonnen hat, nagte immer nach Möglichkeit an Haydns Ruhm und tut es wahrscheinlich noch. Dieser Mann überlief Mozart oft, brachte ihm z. B. Symphonien, Quartetts von Haydns Komposition, hatte sie in Partitur gesetzt und zeigte nun Mozart mit Triumph jede kleine Nachlässigkeit im Stil, welche jenem Künstler, wiewohl selten, entwischt war. Mozart wendete oder brach doch das Gespräch ab. Endlich wurde es ihm aber zu arg: „Herr", sagte er äußerst heftig, „und wenn man uns beide zusammenschmelzt, wird doch noch lange kein Haydn daraus!"

So haben immer wirklich große Männer andern großen Männern ihr Recht widerfahren lassen. Nur wer heimlich sich selbst schwach fühlt, sucht dem, der über ihm stehet, eine Schwäche abzulauern, um ihn, wenn es möglich wäre, zu sich herabzuziehen, da er sich zu ihm zu erheben unfähig ist.

Unter den älteren Komponisten schätzte er ... am allerhöchsten aber H ä n d e l. Die vorzüglichsten Werke dieses in einigen Fächern noch nie übertroffenen Meisters hatte er so inne, als wenn er lebenslang Direktor der Londoner Akademie zur Aufrechterhaltung der alten Musik gewesen wäre: „Händel weiß am besten unter uns allen, was großen Effekt tut", hörte ich ihn einst sagen; „wo er das will, schlägt er ein wie ein Donnerwetter."

Er schätzte und liebte nicht nur Händels Chöre, sondern auch viele seiner Arien und Solos. „Wenn er da auch manchmal nach der Weise seiner Zeit hinschlendert", sagte er, „so ist doch überall etwas drin!"

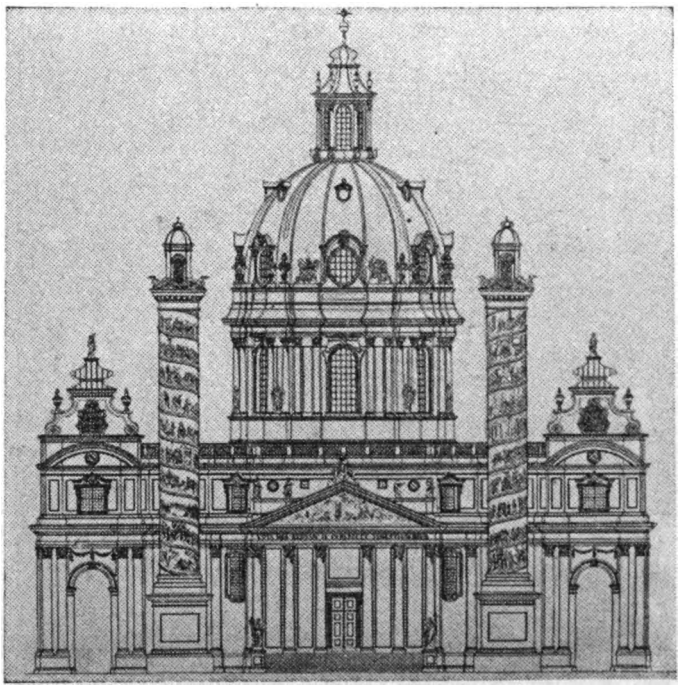
„Keiner aber", setzte er hinzu, „kann alles — schäkern und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung — und alles gleich gut, als Joseph Haydn."

*

Auf Veranstaltung des damaligen Kantors an der Thomasschule in Leipzig, des verstorbenen Doles, überraschte der Chor Mozart mit der Aufführung der zweichörigen Motette „Singet dem Herrn ein neues Lied" von dem Altvater deutscher Musik, von Sebastian B a c h. Mozart kannte diesen Albrecht Dürer der deutschen Musik mehr vom Hörensagen als aus seinen selten gewordenen Werken. Kaum hatte der Chor einige Takte gesungen, so stutzte Mozart — noch einige Takte, da rief er: „Was ist das?" — und nun schien seine ganze Seele in seinen Ohren zu sein. Als der Gesang beendigt war, rief er voll Freude: „Das ist doch einmal etwas, woraus sich was lernen läßt!" — Man erzählte ihm, daß diese Schule, an der Sebastian Bach Kantor gewesen war, die vollständige Sammlung seiner Motetten besitze und als eine Art Reliquien aufbewahre. „Das ist recht, das ist brav!" rief er, „zeigen Sie her!" — Man hatte aber keine Partitur dieser Gesänge; er ließ sich also die ausgeschriebenen Stimmen geben, und nun war es für den stillen Beobachter eine Freude, zu sehen, wie eifrig sich Mozart setzte, die Stimmen um sich herum, in beide Hände, auf die Knie, auf die nächsten Stühle verteilte und, alles andere vergessend, nicht eher aufstand, bis er alles, was von Sebastian Bach da war, durchgesehen hatte. Er erbat sich eine Kopie, hielt diese sehr hoch....

Digitized by Google

Den Abend vor der Abreise speiste er bei Doles (damaligem Kantor an der Thomasschule in Leipzig) und war sehr lustig. Desto trauriger waren die Wirte, als Mozart aufbrechen wollte. „Wer weiß, ob wir Sie jemals wiedersehen", sagten sie; „geben Sie uns nur eine Zeile von Ihrer eignen Hand." Mozart, dessen ganzes Leben fast ein Wechsel von Ankommen und Abschiednehmen und der darum gegen beides gleichgültig geworden war, machte sich lustig über ihr Pimpeln, wie er s nannte, und wollte schlafen, aber nicht schreiben. Endlich sagte er doch: „Nun, Papa, so geben Sie mir ein Stückchen Notenpapierl" Er erhielt es, riß es in zwei Hälften, setzte sich und schrieb — nicht länger als höchstens fünf bis sechs Minuten. Nun gab er dem Vater die eine, dem Sohne die andere Hälfte. Auf dem ersten Blättchen stand ein dreistimmiger Kanon in langen Noten ohne Worte. Wir sangen die Noten: der Kanon war trefflich und sehr wehmütig. Auf dem zweiten Blättchen stand gleichfalls ein dreistimmiger Kanon in Achteln, ebenfalls ohne Worte. Wir sangen die Noten: der Kanon war trefflich und sehr drollig. Jetzt bemerkte man erst, daß beide zusammen gesungen werden konnten und also ein sechsstimmiges Ganzes bildeten Man freute sich. „Nun die Wortel" sagte Mozart und schrieb unter die Noten des ersten Blattes: „Lebet wohl: wir sehn uns wiederl", unter die des zweiten: „Heult noch gar wie alte Weiberl" So mußten wir sie nochmals durchsingen, und es ist nicht zu sagen, welch eine lächerliche und doch tief, fast ergrimmt einschneidende, also vielleicht erhaben komische Wirkung dies auf uns alle machte. Und irr ich nicht, auch auf ihn selbst. Denn mit etwas wilder Miene rief er plötzlich: „Adieu, Kinderl' und war fort. — Es ist in der Tat sehr schade, wenn diese Blättchen, da Vater und Sohn bald nacheinander starben, verlorengegangen sein sollten. Ich erwähne diese Kleinigkeit nicht deswegen allein, weil sie einen neuen, kleinen Beweis gibt, mit welcher Freiheit sein Genie in den Untiefen der Harmonie lebte und webte (denn ein so ungeheuer schweres musikalisches Rechenexempel — wenn es auch nichts als das gewesen wäre — nach reichlicher Mahlzeit in einigen Minuten zu lösen, will mehr sagen, als jemand sich vorstellen kann, der sich nicht an ähnlichen versucht hat), sondern weil auch sie einen gewissen Zug seines Charakters hindurchblicken läßt....



Frontaufriß der Kirche St. Karl Borromäus, die 1716—1739 entstand und das Gesicht Wiens zur Mozartzeit mitbestimmte

Digitized by Google

Sepp Keller:

Von dem alten und neuen Weg

Der Vater hatte am Abend vor dem Sonntag mit dem Verwandten vom vergangenen Krieg gesprochen Was Meinhard in die Rede zuweilen sagte, war ein Steg oder eine geringe Brücke geblieben, die eine Erzählung des Oheims an die seines Vaters binden half. Von dem neuen Krieg war wenig in die Rede gedrungen, gleichwohl nur wo es schien, daß der alte sich in manchem, was sich wieder vollzog, zu spiegeln schien. Es war aber das wenig, und Meinhard, der anfangs öfter zu einem Vergleich anheben wollte, war bald bewußt, wie das unmöglich war, wie er, der in dem anderen Krieg als kleines Kind gelebt und in dem neuen als einer der nicht im kämpfenden Kleid stand, gehalten war zu schweigen. Es war ihm dabei eingefallen, daß ihn, als in dem Dorf an einem Abend die allmonatliche Filmvorführung gelaufen war, bei dem Anblick der Wochenschau von den Kampffeldern eine jähe Welle von Scham und Bestürzung überfallen hatte. Er war jach aufgestanden und wie gejagt aus dem übervollen Gasthaussaal gegangen, um das, was anderen Tatstunde und Todesstunde war, nicht wie ein neugieriger Junge vom Fenster aus sehen zu müssen. Noch mehr, um nach jenen flimmernden Bildern, denen eine schnarrende, herzlose Stimme hohltönende Namen und Beirede gab, nicht ein Gaukelspiel ansehen zu müssen. Als er, anderntags über sein Verhalten befragt, nur sagte: Ich kann nicht mitsehen, wo das photographiert ist, was den anderen Tat oder den anderen Tod ist, da sahen sie ihn ungläubig an. Mögt ihr es können, sagte er, mögt ihr auch ein besonderes Wort für einen solchen Abend haben, ich kann das nicht.

Darum war Meinhard stille geblieben zu dem, was der Vater und der Oheim aus dem Erinnern von ihrem Kriege, wie sie ihn nannten, einander und auch ihm, dem Jungen, erzählten. Das Geschehen selber war ihm wohl nur in den Bildern spürbar nahegedrungen. Jedoch was der Oheim, der als einfacher Soldat eingerückt und es bis zum Leutnant gebracht hatte, von dem endlos weiten Lande sagte, in dem die Front gegen Rußland verlaufen war, das trat ihm anders zu. Es war noch nicht viele Wochen her, daß er als ein Helfer dabei gewesen, wie sie inmitten des grausam strengen Winters mehr als hunderttausend deutsche Männer und Kinder und Frauen aus den fernen Siedlungsdörfern im Osten in das starke Vaterland heimgeholt hatten. Es fiel ihm vertraut zu, wie der Vater vom Kriegsschauplatz in Galizien und der Oheim von der Winterfront auf dem Karpatenkamm erzählte. Es ist nicht nur einmal geschehen, hatte der Oheim langsam gesagt, daß an einem Morgen, wenn die Ablösung in die Stellung kam, die Front aus erfrorenen steifen Soldaten bestand. Die Russen stürmten gegen die Gräben der Toten nicht, weil auch bei ihnen die Ablösung nur tote Männer gefunden hatte.

Und Meinhard sagte nur danach, hinter einer wortleeren Weile: Wir haben, wenn wir von der Russengrenze mit einem Transport nachts abfuhren und wenn schon nach einer Fahrtstunde die Heizung im Zuge eingefroren war, auch nicht nur einmal gedacht, daß wir am Morgen mit einem Zuge voll toter Männer und Kinder und Frauen durch die Trümmer der Warschauer Bahnhöfe poltern würden.

In manchen leeren Herzschlag hinein, in dem ihre Gedanken über die Wege verflossener Jahre gingen, in denen der junge Meinhard mühsam nach der Sicht auf den künftigen Pfad tastete, vernahmen die drei Männer den brausenden Föhn um das alte Steinhaus. Das widerstand dem Föhn im frühesten Lenz, wie es dem Sturm der klirrenden Winternächte in derselben Ruhe standhielt. Kaum knarrte ein Balken unterm hohen Dach. Um den kleinen Glockenturm, der auf dem Giebel ritt, sang der warme Bläser höher anschwellend. Die drei in der weißgetünchten Stube, wo bloß der Efeu sein Blattgestrüpp an die Wand zeichnete, verharrten und lauschten. Den zwei alten Soldaten trug der Lenzsturm das ferne Gedenken nahe. Ob der mit seinem Gebrause dem Jungen weiterhalf, hinter die Fragetafeln beidseits seines angehobenen Weges zu lesen, weiß niemand. In dem, was er redete, lag noch keine Sicht.

Die drei Männer gingen am Tage darauf, der ein Sonntag war, auf der Straße zum See. Die Sonne taute den Märzschnee. Auf der Straße, die eine neue harte Decke erhalten hatte, lagen nur mehr festgefahrene Krusten aus brüchigem Eis. Auf dem Teerasphalt, so nannte der Straßenwärter den Belag, taut der Schnee früher, weil die Bodenkälte nicht aufsteigen kann.

Es ist auch, sagte Meinhard, weil der schwarze Asphalt die Sonnenstrahlen anzieht, er saugt sie auf und er wird darum warm und schmilzt den Schnee.

Der Vater sagte und schaute einem Schlitten nach, der mit sonntäglichen Menschen am

Digitized by Google

Wegrand fuhr, wo der Schnee noch lag: Es hat der Schlittweg früher länger getaugt, und das Fuhrwerk, mit dem wir Heu von der Wiese führten oder Holz auf dem Schlitten zur Bahn brachten, hielt länger vor.

Der Oheim sagte: Ich habe gestern auf dem Gang von der Bahn in das Dorf einen Bauern fluchen hören, der Straßenwärter ist bloß ein Depp, sagte er.

Warum? fragte Meinhard.

Weil er im Winter alleweil, sobald der Schlitten gut läuft, Sand auf die Bahn streut.

Meinhard erwidert: Das muß er tun, damit die Autos nicht schleudern.

Es fahren bei uns doch nur Schlitten und gehen Rösser und Ochsen.

Aber es kann vielleicht ein Auto fahren, es fährt schnell, und dann wäre es doch gut.

Da sagte der Vater und tut den ersten Schritt über die Wiesen zum See hin: Ja, sagte er und blickte nicht mehr auf die fleckige Straße, vielleicht fährt eines.

Der See trägt noch eine ellendicke Decke Eis. Es ist fast klar und grün vom tiefen Wasser und seinem moorigen Grund. Der Wind hat den letzten Reif, der darauf wie ein weißer Blütenrasen gewachsen war, verblassen und dort, wo die Kälte die Risse in das Eis über den See gesprengt hatte, blies er die Kristalle zu perlenden Wellen an. Die Männerschritte knirschen darüber hin. Es fällt weißes Licht vom Himmel in den Sonntag. Ein wenig, aber spürbar auf der ebenen Weite, bläst der Wind, er ist nicht kalt. Er treibt Glockengeläut von der Kirche zu Irling über Felder und Eis. Lauschend verhalten die Männer.

Die Eisenglocken, sagte der Oheim und neigte den Kopf; sie haben trotzdem einen guten Schall, und die Kanonen, denen die alten ihre Bronze gegeben hatten, schossen gut am Isonzo.

Der Vater steht nur für das, was er vernimmt und denkt. Er hört, was der Sohn antwortet. Nein, es sind bereits wieder Bronzeglocken, sie sind bald nach dem Kriege geweiht worden. Das war ein großes Fest. Damals haben wir Buben zum erstenmal das militärische Kommando gehört. Von weither sind die ehemaligen Soldaten gekommen und auf dem Platz aufmarschiert. Es hat geheißen: Habt acht und rechts um und ruht, und der Vater, der alles kommandierte, hat es streng gerufen. Wir Buben bekamen Angst, nachher zu ihm hinzugehen, weil wir glaubten, er würde auch uns einen solchen lauten Befehl geben.

Ich irrte, sagte der Onkel, aber bei uns im Orte läuten noch alleweil die Eisenglocken. Das Geläut gefällt mir. Es gibt mir jeden Tag, wenn ich bei den Kindern in der Schulstube stehe und sie das Lesen und Schreiben unserer Sprache und überhaupt das lehre, was heutzutage am Menschenanfang steht, da gibt mir das Geläut das Erinnern an den Krieg. Im Leben, so bei den anderen, denkt keiner mehr daran, es sei denn einer, der wie wir zwei damals am Anfang unseres Weges gegangen sind und gleich zu Beginn die große Wegscheid vorgetroffen haben.

Nach den Jahren mit dem Krieg, sprach der Vater, sind wir auf jenem Steig weitergegangen, weil wir ihn richtig gefunden haben.

Wir und viele. Etliche wohl, redet düster der Oheim, sind von dem harten Steig abgesprungen und über bunte Felder zu glatten Straßen hingewechselt.

Meinhard stand nahbei, aber es war ihm solcher Art Rede, wenn er genau bedachte, eine ferne Sprache. Doch wird sie vielen, dachte er, die sich im Annehmen und Hergeben leicht tun, und die mein Alter haben, als eben recht oder oft als ungefüge in diese Tage gestellt scheinen.

Er schaute auf das Eis, die Männerschatten zogen lange Figuren auf die Ebene. Im klaren Eis des Sees waren rauchgraue Blasen eingefroren, große und kleine. Nahe dem jenseitigen Ufer schließt das Eis die größeren Blasen ein. Weshalb, fragt Meinhard den Verwandten, der ein Lehrer ist und der seit seiner Knabenzeit alle Jahre zum öfteren Besuch seines Vettern in das Dorf fährt, weshalb ist diese Luft im Eis eingefroren? Weil eine ganze Kette kleiner Bläschen wie eine Perlenschnur aneinandergereiht steht, sieht es her, als wären sie aus dem Wasser hochgeströmt.

Der Oheim und der Vater schauen ihn fast betroffen an, erst dann sagt der Lehrer: Du kennst das nicht, was es mit den kleinen und großen Blasen im Eis auf sich hat?

Nein.

So ist das, redet der Vater. Er kann dir genau erklären, warum wir im Lautsprecher was hören und warum ein Flugzeug aufsteigt und weshalb durch eine Linse gesehen, die Welt auf dem Kopfe steht, aber das Sumpfgas kennt er nicht.

Digitized by Google

Oho, erwidert Meinhard, aber der Vater und der Oheim lachen von Herzen, das kenne ich wohl, das ist Methan. Das ist eine Kohlenstoffverbindung, geruchlos und brennbar.

Im Lehrbuch steht das, aber vom Irrlicht im Moor steht nichts. Es ist ein Geisterfeuer, durch das arme Leute nächtens elend zugrunde kommen, weil es sie lockt. Es steht auch nirgends vom Höllenbrunn ein Wort, bloß wir drei stehen jetzt bei einem solchen, und davon haben wir Buben zu unserer Zeit gewußt. Und wieder lachten die zwei älteren Männer, zu dem sagte der Vater: Fernsehen könnt ihr auch bereits, aber wirkliche höllische Flammen anzünden, das verstehen nur wir.

Der Vater und der Oheim knieten nieder. Sie gruben mit Messern bis nahe an eine große Gasblase in das Eis. Alsdann brannte der Oheim ein Zündholz an. Der Vater durchstieß mit der Messerspitze das dunkle Eisfleckchen. Als zugleich der Oheim das Zündholz darüber hielt, flammte das entweichende Sumpfgas mit blauer Fackel im Schatten der knienden Männer auf. Siehst du, sagte der Vater, das ist ein Höllenbrunn, das ist der Beweis für die Hölle.

Die Höllenflamme aber, erklärte der Oheim, sieh her und schau durch sie hindurch zu den Häusern, sie macht alles erzittern, du siehst, wie das Dorf am hellichten Sonntag erbebt bei solchem Feuer.

Da verlosch die Fackel, und knisternd verglühte das Zündholz auf dem Eis. Aber Meinhard erwiderte, indem er auf das Eisloch schaute und wieder über den See: Ich weiß, warum die Häuser gezittert haben. Es ist die heiße Luft über der Flamme gewesen, da zittert sie, und das, was man durch sie hindurch sieht, tut es dann auch.

Ja, ja, so wird das heutigentags gesagt, morgen wird es anders erklärt, und in meiner Kinderzeit ist es ein Höllenfeuer gewesen.

Ist das aber wichtig, alleweil hinter den Fragezeichen eine Antwort zu setzen?

Wichtig? wiederholte der Oheim.

Da erschrak Meinhard, und ihn überkam aus dem blassen silbernen Lenzhimmel der dunkle Schatten.

Sie gingen weiter. Wo die Soldaten vom Flugfeld sich einen Badesteg am Rand gezimmert hatten, traten die drei Männer auf das Ufer. Der Schnee war gefroren und trug noch am steilen Hang des Hügels, der vor dem Bauernhof lag. Dort weideten sommers die Stuten und Fohlen. Einige Flecken des Hanges lagen aper in der Sonne, der Rasen schimmerte naß. Zwischen dem braunen Filz der niedergepreßten Gräser blühten blaßrot ein paar früheste Gänseblumen. Da traten die drei herzu. Ihre Schatten kreuzten sich über dem Rasenflecken und sie schauten auf die frühe Blüh und dann auf den See und nach dem blauen Wald hin, in dem knisternd der Lenz anbrach und über dem noch lang die weißen Gipfel prangten. Es ist völlig still, nebenher rieselt dabei eine Handvoll körniger Schnee nieder, das funkelt silberfarbig, jach zieht auch ein Windhauch am Hügel vorbei, trotzdem, mehr ist es nicht, was geschieht.

Hinterher stapften sie bergan auf den Hügel. Das war alles ein zufälliger Gang ohne Weiser in den Tag getan. Ihre Schritte waren bergauf die einzigen im Schnee. Sie eilten deshalb auf der Kuppe, hinter der es ein wenig abfällt zur Senke, wo vom Wind geschirmt Stall und Haus stehen, als sie Spuren im Schnee gewahrten. Es laufen drei Spuren im Schnee über den Hügel. Auf dem war ein Platz rund im Schnee zerstampft. Dort stak, deutlich gegen den Schnee, eine dünne, hohe Stange, die, rot und weiß gestrichen, an der Spitze zwei gekreuzte rote Brettchen trug.

Was ist das, fragte der Lehrer.

Meinhard sagte: Das ist die Markierung der Trasse.

Was für eine Trasse?

Für die neue große Straße, die durch das Tal gebaut wird.

Der Vater trat nahe an die Stange und zog sie heraus. Sie war nicht tief in die gefrorene Erde geschlagen worden. Er hielt sie waagerecht in den Händen. Der Lehrer und Meinhard stellten sich hinzu. Sie betrachteten das Stück angestrichene Holz, als wäre das etwas, an dem sie Zeichen und Spuren entdecken konnten und das ihnen mehr verraten würde. Sie fanden daran nichts.

Seht da, sagte Meinhard und deutete mit dem Arm westwärts über den Hügel und über die Schneefelder hin an dem Weiler Schlattham vorbei, weiter am Rande von Irling vorbei und weiter ins Tal hin, bis die Sicht unklar wurde im blassen Dunst über dem Fluß. Von dort her, sagte er, kommt sie, und dahin, sagte er und wendete sich um, indem er mit dem Arm ostwärts wies, führt sie weiter. Hinterm Schachen und über die

Digitized by Google

Koppeln vom Glitschner und über die anderen Wiesen am Steinbruch vorbei und wieder über die Felder, über den Bach, geradeaus über das Haus vom Stocker zu den Feldern von Aich und weiter nach Döllach und Lassing. Weiter sehen wir von hier nicht.

Die zwei älteren Männer blickten Meinhard an, dann schauten sie wieder auf die rotweiße Markierstange. Der Perwein, der sie trug, hielt sie wägend so, indem er abwechselnd das dünne Holz und Meinhard und wieder westwärts mit dem Blick wandernd, über die von dem Sohne gewiesene unsichtbare Linie auf dem weißen Land schaute, denkend und voll ungetaner Frage. Wir haben, sagte er dann, davon bisher nichts gewußt.

Braucht ihr sie hier? fragte der Lehrer.

Da sagte Meinhard: Das liegt nicht bei uns, das geschieht von fernher.

Ja, von fernher, sagte der Perwein, aber hier haben wir doch das Leben, und das Zeichen geschieht über Tag und Nacht auf dem Feld vom Kulmer, vom Glitschner, vom Seebacher, von allen Bauern.

Die drei sahen wieder auf die Stange: Wenn du sie brichst, sagte der Lehrer, sie ist dünn und hat nicht festgestanden?

Es ist neuerlich still eine Weile. Langsam wenden sich die Gesichter von dem Merkholz fort, sie blicken nach Osten und nach Westen über Schneefelder und ferne dunkle Holzdächer aufwärts und abwärts durch das Bergtal.

Jäh und ohne eine Frage war ein Neues in das Dorfland gedrungen, lautlos kündete es sich in schwachen, wackligen Zeichen an, aber fest und drohend im ersten Erkennen. Danach sagte Meinhard, indem er dem Vater die Stange aus der Hand nahm und sie wieder in den Schnee steckte: Siehst du, das Ding ist sehr locker im Boden, aber es kündet was an, was fester im Kommen ist als viel Altes. Und es ist das wie mit dem dünnen Kinoplakat, das die Leute auf einen Weg treibt und sie rogel macht auf dem Hof. Aber es gehört zu dem, was etwan not tut, um alle miteinander in die neue Ordnung zu fügen. Da ist es dann richtig, daß auch solche Zeichen ohne Frage zu uns dringen und jählings unverrückbar das Neue kundtun.

Während Meinhard so redete, sahen die zwei älteren Männer immerfort über Hügel und Feld, wo bislang bloß die Spur dreier Männer in schnurgeradem Strich verlief. Ostwärts war wohl in eine abgrenzende Reihe von Bäumen eine Bresche gefällt worden. Perwein sagte: Sie haben die einzigen großen Kiefern deswegen geschlagen.

Aber sonach wendete er sich mit einem Ruck um, als trete er von einem sehr vertrauten Bild fort. Er ergriff noch einmal die rote Stange und steckte sie fester als vorher in den mählich auftauenden Boden. Dann wendete er sich und schaute über den See in das Dorf und aufwärts in die dunklen Weiler vom Tachenberg, in den Wald darüber und hinein in das Gullingtal, er schaute auf die schattseitigen Höfe im Guilt und bis dort, wo der Kreis sich schloß und wieder zur geraden Spur traf. Was für ein neuer Weg, sagte er leise und schaute dem Vetter in sein Gesicht und zu dem Sohne, der wohl verspürte, das, was die zwei älteren Männer taten, war ein Suchen nach der großen Wegscheid, wo die alten Wege etwan einmünden in die neue große Straße.

Weißt du, sagte der Perwein zu seinem Vetter, und der Sohn hörte es wohl, es ist dabei, wo von fern her ein neuer Weg zu uns und bei uns vorbei führt, bloß not, zu sorgen, daß unsere alten Wege nicht jäh ein End haben, sondern zu recht in die neuen einlaufen.

Hinterher, als sie über den Hügel niederstiegen, fiel das helle Geläut der Mittagsglocke vom Kulmer. Die anderen rundum gaben Antwort. Dunkel, im schweren Klang, schwang bald, als die drei Männer stumm und mit kurzem Schatten über den See schritten, die große Glocke von Irling darein.

Mitten auf dem See verhielten sie noch einmal den Schritt. Was der Perwein sagte, war in einem eine Frage an den Vetter und eine Antwort an den Sohn: Es dringt in das Dorf in der Zeit viel ein und treibt uns alle gewisser auf stundenweitem Gang, als vorher Gottes Wort oder Lieben oder Ehre den Toten. Tut das aber, was unser Bleiben im Dorf und Einschicht, unser Tagwerk und die Feierstund locker macht und leichter, tut das dem Leben gut? Es ist das, sagte er und sah Meinhard an, bloß meine einzige Frage. Es gibt auch etwan darauf niemals zur Frage zeit die Antwort. Es wird alsdann alleweil die Stund geben, wie diesmal, daß etliche auf der junggetretenen Spur stehen und doch voller Frage vom alten Weg auf den neuen treten.

Digitized by Google

Kleine Beiträge

Die Kunst in Wahrheit und Wirklichkeit

Aus der Rede Baldur v. Schirachs in Düsseldorf zur Eröffnung der Ausstellung „Wiener Kunst"

Vor einigen Tagen wurde mir eine Zeitschrift zugesandt, in der ein literarischer Kunstrichter über einen Dichter meiner Generation mit mehr Leidenschaft als Gerechtigkeit den Stab brach. Der Streit, um den es ging, ist für uns hier uninteressant. Von allgemeiner Bedeutung jedoch erscheint mir ein Satz, der gleichsam als Quintessenz dieser sogenannten Kunstkritik in meinem Gedächtnis haften blieb, weil er vom Verfasser als Formel unserer neuen Kunstauffassung verkündet wurde. Er lautet: „Wir aber kennen nur die Wahrheit der Wirklichkeit!' Der hier angewandte Plural majestatis erweckt den Anschein, als ob hinter dieser Feststellung die nationalsozialistische Bewegung und das deutsche Volk oder zumindest die Künstlerschaft unseres Reiches stünde. Deshalb kann er nicht unwidersprochen bleiben. Wenn dieser Satz zum Maßstab unserer bildenden Kunst und Dichtung erhoben würde, wäre das der Untergang der deutschen Kunst. An diesem Maßstab gemessen, sind alle Kunstwerke der antiken Welt ebenso wie die der Gotik und der Renaissance, der Klassik und der Romantik unzureichend und daher abzulehnen. Für die Gegenwart und Zukunft aber bedeutet dieses Wort, wenn man es konsequent auf die Malerei anwendet, daß die Farbphotographie, die am vollkommensten dem Dogma von der Wahrheit der Wirklichkeit entspricht, als größte Kunstleistung unserer Zeit angesehen werden muß! Es gibt in dieser Zeit Bilder, die der Farbphotographie so nahestehen, daß man fast versucht ist, mit der Hand ihre Oberfläche zu berühren, um sich dadurch überzeugen zu lassen, daß tatsächlich ein Wesen von Fleisch und Blut und nicht das Objektiv einer Kamera das Wunderwerk zustande gebracht hat. Aber: es ist bestenfalls ein Wunderwerk der Technik nicht eins der Kunst, das auf solche Weise uns in Erstaunen setzt. Es ist schließlich genau so eine Entartung der Kunst, wenn man einem im Profil dargestellten Menschen zwei Augen auf die Backe malt, wie es auch eine Entartung ist, Gegenstände, Menschen oder Landschaften so zu malen, daß sie der Wahrheit der Wirklichkeit entsprechen. Auf die Dichtung übertragen, bedeutet die Anwendung dieser Formel eigentlich noch mehr. Es entspricht doch keinesfalls der Wirklichkeit, daß sich in den Balladen Schillers, Bürgers oder Münchhausens die handelnden Personen in Versen ansprechen! Was in der Wirklichkeit in Prosa gesprochen wurde, darf sich demnach auch in der Dichtung nicht reimen —. Nun, mit Spott allein ist es bei einer so ernsten Sache nicht getan. Aber Sie verstehen vielleicht doch, was ich auf solche Weise auch positiv sagen wollte. Die Kunst dient nicht der Wirklichkeit, sondern der Wahrheit. Der Apfel des niederländischen Stillebenmalers ist ebensowenig wirklich wie der des Courbet oder Vincent van Gogh. Aber alle diese Äpfel sind wahr. Es sind natürlich nicht die Äpfel des Bauern Hendrick oder des Monsieurs Lefèvre. Es sind die Äpfel der niederdeutschen oder französischen Malerei und haben als solche ihre eigene Wirklichkeit. Gott behüte uns davor, daß wir einem neuen Materialismus der Kunst verfallen und uns einbilden, wir brauchten nur das Wirkliche wiederzugeben, um zugleich auch wahr zu sein. Rembrandts „Nachtwache" verfiel der Ablehnung, weil sie dem auf die Wirklichkeit gerichteten Sinn der Zeitgenossen nicht entsprach. Soll er umsonst gelebt und gelitten haben? Müssen wir uns wieder in seinem Namen mit der Schützenkompanie des Herrn Hauptmann Banning Cocqu auseinandersetzen, d. h. mit der Kulturreaktion und den Kunstspießern, die das Wirkliche fordern, weil sie das Wahre nicht können? Die Natur ist wirklich und wahr zugleich. Kunst und Natur haben die Wahrheit gemeinsam, aber ihre Wirklichkeit ist verschieden.

Christian Morgenstern, der lächelnde Weise, hat ein Gedicht geschrieben, mit dem wir diesen Teil unserer Diskussion abschließen wollen:

„Auf einer Bühne steht ein Baum,
geholt vom nächsten Wäldchens Saum.

Ihn überragt zur rechten Hand
ein Felsenstein aus Leinewand,

Digitized by Google

indes zur linken wunderbar
ein Rasen grünt aus Ziegenhaar.

Im Stehparkett der kleine Cohn
zerbirst vor lauter Illusion.

Der kleine Cohn wird zum Gericht
für das, was Kunst ist, und was nicht."

Ein bedeutender Denker auf dem Gebiet der Kunst hat einmal davon gesprochen, daß nur jenes Kunstwerk Gültigkeit hat, das in keiner anderen als in seiner eigenen Form ausgedrückt werden könnte. Es ist dies ein Gedanke, wie er uns schon im „Laokoon" Lessings angedeutet erscheint. Hier fortzudenken ist fruchtbar. Gerade in einer Zeit, die das strenge Maß und damit die strenge Begrenzung der klassischen Kunstformen wieder erweckt hat und anwendet, ist es notwendig, ein Verwischen der Grenzen zwischen den Bezirken der Kunst zu verhindern. Die literarische Malerei und die malende Plastik sind Verirrungen. Es ist nicht die Aufgabe des Gemäldes, uns einen Roman zu erzählen, auch nicht die Aufgabe des Romans, den Pinsel des Malers zu imitieren und mit mehr oder weniger originellen Wortbildungen das zu malen, was klar erzählt werden müßte. Es interessiert uns nicht, an einer Kriegerplastik festzustellen, daß Koppel, Seitengewehr, Patronentasche, Knöpfe und Kriegsauszeichnungen genau nach der Vorschrift gearbeitet sind. So gewiß der lebendige, d. h. wirkliche Soldat, der zu dieser Plastik Modell stand, genau so angezogen war, so gewiß ist es auch, daß die Wirklichkeit des Steins oder der Bronze anderes vorschreibt. Trösten wir uns: Vieles, was uns heute untergeordnet erscheint, wird aus dem Ingenium des großen Bauherrn, der unser Führer ist, eine dem Wesen jeder Kunstform gerechte Ordnung durch die Architektur erfahren. Die Baukunst hat somit gegenüber aller anderen Kunst eine führende und erzieherische Aufgabe. Die Architektur ist nicht nur die Kunst des Raumes, sie ist auch der Raum der Kunst, d. h. in ihr hat alle bildende Kunst ihre Heimat.

Unsere zeitgenössische Baukunst entspricht unserem Lebensgefühl und ist ebensosehr Ausdruck der künstlerischen Persönlichkeit großer Architekten, wie sie Ausdruck des ganzen Volkes unserer Zeit ist. Wenn auch die Malerei der Gegenwart die Ruhe, Sicherheit und das einheitliche Stilgefühl unserer Bauten noch nicht besitzt, in der Plastik erkennen wir bereits einzelne, den großen Baumeistern kongeniale Erscheinungen. So zeichnet sich für uns eine Entwicklung ab, die charakteristisch ist für alle Epochen einer neuen Stilbildung. Es liegt in der Natur jeder solchen Entwicklung, daß der neue Raum zum Maß und Gesetz der Künste wird. Die Bauten des Führers fordern gebieterisch eine Wiedererweckung der Wandmalerei und der Gobelinkunst. Die Tafelmalerei wird folgen. Ihre große Krisis entstand, als sie die Beziehungen zum Raum verloren hatte. Da sie später zu blühen beginnt als die Baukunst, blüht sie dafür auch länger. Über den Verfall der Architektur hinweg behauptete sie sich wie eine langlebige Orchidee mit ihrer reizvollen, fremdartigen, irgendwie aber auch gefährlichen Blüte noch in jenen ersten Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen die Architektur längst entartet und als Kunst verloren schien. Die Maler und Bildhauer aber gehen fehl, die in der Wiederherstellung der Beziehungen ihrer Kunst zur Architektur etwas Äußeres sehen. Eine neuzeitliche Nachahmung des Klassizismus hat mit dem Geist der Antike nichts zu tun. Einfachheit darf nicht mit Primitivität verwechselt werden. Unser Reich ist kein humanistisches Gymnasium, dessen Klassenlehrer zur Feier ihres zehnjährigen Wirkens an der Anstalt durch Gipsbüsten in den Wandelgängen verherrlicht werden, die sie als griechische Weise oder römische Senatoren zeigen. Der Künstler hat den Führer nie begriffen, der glaubt, er müsse für die Zeit malen, ihrem Geschmack dienen. Unser Volk hat sein Reich auch nicht für die Zeit geschaffen. Kein Soldat kämpft für die Zeit oder fällt für die Zeit Aller Einsatz der Nation gilt der Ewigkeit. Aus der Zeit heraus das Zeitlose zu schaffen, ist der Sinn aller menschlichen Tat. So sei auch die Kunst ein Ringen der Sterblichen um die Unsterblichkeit. Das ist die Frömmigkeit des Künstlers. Auch ihm gilt der Anruf des Führers: „Weh dem, der nicht glaubt!"

Wenn auch aus der unabsehbaren Zahl der Kunstschaffenden ganz selten einer dieses heiligste Ziel des künstlerischen und höheren menschlichen Lebens überhaupt erreicht, muß doch jedes Kunstwerk, auch das verborgene und unscheinbare, den Drang und die Sehnsucht nach dem Ewigen erkennen lassen, wenn es überhaupt den Anspruch erheben will, Kunst zu sein.

Die großen Vollendeten der Kunst aber, Michelangelo und Rembrandt, Beethoven

Digitized by Google

und Goethe, rufen uns nicht in die Vergangenheit zurück, sondern weisen uns in die Zukunft. Sie ist unser und wir gehören ihr.

Über die Freundschaft

Aus Ludwig Tieck, „Phantasus", 1812 bis 1817

Die Freunde wanderten weiter, und nach geraumer Zeit fragte Theodor: „Wie hast du nur so lange krank sein können?"

„Verwund're dich doch lieber", antwortete der Kranke, „wie ich so bald habe genesen können; denn noch ist es mir selber unbegreiflich, daß meine Kräfte sich so schnell wiederhergestellt haben."

„Wie wird sich der gute Friedrich freuen", sagte Theodor, „dich einmal wiederzusehen; denn immer warst du ihm unter seinen Freunden der liebste."

„Sagt vielmehr", antwortete der Genesene, „daß wir uns in manchen Punkten unseres Wesens am innigsten berührten und am besten verstanden; denn, meine Geliebten, man lebt, wenn man das Glück hat, mehrere Freunde zu besitzen, mit jedem Freunde ein eigenes, abgesondertes Leben; es bilden sich mannigfache Kreise von Zärtlichkeit und Freundschaft, die wohl die Gefühle der Liebe zu andern in sich aufnehmen und harmonisch mit ihnen fortschwingen, dann aber wieder in die alte eigentümliche Bahn zurückkehren, daher ebenso wie mir der Vertrauteste in vielen Gesinnungen fremd bleibt, so hebt eben derselbe auch vieles Dunkle in meiner eigenen Natur bloß durch seine Gegenwart hervor und macht es licht; sein Gespräch, wenn es diese Punkte trifft, erweckt es zum klarsten, innigsten Leben, und ebenso wirkt meine Gegenwart auf ihn zurück. Vielleicht war manches in Friedrich und mir, was ihr übrigen mißverstandet, was sich in uns ergänzte und durch unsre Freundschaft zum Bewußtsein gedieh, so daß wir uns mancher Dinge wohl sogar erfreuten, die andre uns lieber hätten abgewöhnen mögen."

„Was du da sagst, ist sehr wahr", fügte Ernst hinzu, „der Mensch, der überhaupt das Leben und sich versteht, wird mit jedem seiner Freunde ein eignes Vertrauen, eine andre Zärtlichkeit fühlen und üben wollen. Oh, das ist ja eben das Himmlische der Freundschaft, sich im geliebten Gegenstande ganz zu verlieren, neben dem Verwandten so viel Fremdartiges, Geheimnisvolles ahnden, mit herzlichem Glauben und edler Zuversicht auch das Nichtverstandne achten, durch diese Liebe Seele zu gewinnen und Seele dem Geliebten zu schenken! Wie roh leben diejenigen und verletzen ewig sich und den Freund, die so ganz und unbedingt sich verstehn, beurteilen, abmessen und dadurch nur scheinbar einander gehören wollen! Das heißt, Bäume fällen, Hügel abtragen und Bäche ableiten, um allenthalben flache Durchsicht, Mitteilung und Verknüpfung zu gewinnen und einen schönen, romantischen Park deshalb verderben. Nicht früh genug kann der Jüngling, der so glücklich ist, einen Freund zu gewinnen, sich von dieser selbstischen Forderung unserer roheren Natur, von diesem Mißverständnis der jugendlichen Liebe entwöhnen."

„Was du da berührst", sagte Anton, „berührt zugleich die Wahrheit, daß es nicht nur erlaubt, sondern fast notwendig sei, daß Freunde voreinander Geheimnisse haben, ja, es erklärt gewissermaßen die seltsame Erscheinung, daß man dem einen Freunde wohl etwas anvertrauen mag, was man gern dem verschweigt, mit dem man vielleicht in noch vertrautern Verhältnissen lebt. Es ist eine Kunst in der Freundschaft wie in allen Dingen, und vielleicht daher, daß man sie nicht als Kunst erkennt und treibt, entspringt der Mangel an Freundschaft, über welchen alle Welt jetzt klagt."

„Hier kommen wir ja recht", rief Theodor lebhaft aus, „in das Gebiet, in welchem unser Friedrich so gern wandelt! Ihn muß man über diese Gegenstände reden hören, denn er verlangt und sieht allenthalben Geheimnis, das er nicht gestört wissen will, denn es ist ihm das Element der Freundschaft und Liebe. Verarge doch dem Freunde nicht, sprach er einmal, wenn du ahndest, daß er dir etwas verbirgt, denn dies ist ja nur der Beweis einer zarteren Liebe, einer Scheu, die sich ängstlich um dich bewirbt und sittsam an dich schmiegt; o ihr Liebenden, vergeßt doch niemals, wie viel ihr wagt, wenn ihr ein Gefühl dem Worte anvertrauen wollt! Was läßt sich denn überall in Worten sagen? Ist doch für vieles schon der Blick zu ungeistig und körperlich! — O Brüder, Engelherzen, wieviel törichtes Zeug wollen wir miteinander schwatzen!"

„Töricht?" sagte Anton etwas empfindlich; „ja, freilich, wie alles töricht ist, was das Materielle zu verlassen strebt, und wie die Liebe selbst in dieser Hinsicht Krankheit zu nennen ist, wie Novalis so schön

Digitized by Google

sagt. Hast du noch nie ein Wort bereut, das du selbst in der vertrautesten Stunde dem vertrautesten Freunde sagtest? Nicht, weil du ihn für einen Verräter halten konntest, sondern weil ein Gemütsgeheimnis nun in einem Elemente schwebte, das so leicht seine rohe Natur dagegen wenden kann: ja, du trauerst wohl selbst über manches, das der Freund in dein Herz niederlegen will, und das Wort klingt späterhin mißmutig und disharmonisch in deiner innersten Seele wider. Oder verstehst du dies so gar nicht und hast es nie erlebt?"

„Nicht böse, du lieber Kranker", sagte Theodor, indem er ihn umarmte, „du kennst ja meine Art. Schatz, warst du denn nicht eben einverstanden darüber, daß es unter Freunden Mißverständnisse geben müsse? Diese meine Dummheit ist auch ein Geheimnis, glaubt es nur, das ihr auf eine etwas zartere Art solltet zu ahnden oder zu entwirren streben."

Herbert Fritsche:

Alexander von Humboldt, der Bahnbrecher ins Weltganze

Jede Zeit hat auf ihre Weise die Welt neu zu entdecken. Aber nicht jeder Zeit ist es beschieden, sich ein Bild vom Ganzen der Welt zu schaffen, das den Forderungen des Forschers gleichermaßen genügt wie denen des tätigen Lebensgestalters. Seit Kopernikus die Tat der Einfügung unserer Erde in eine die Sonne umschwebende Planetengemeinschaft gewagt hatte, wurden mancherlei Weltbilder in deutschen Landen geboren — solche, die mehr für den Ergründer des Gegenständlichen, und solche, die mehr für den im Reich der Seele Schaffenden galten. Unser Vaterland erreichte schließlich im 18. Jahrhundert jene Höhe der Geistesbemühungen um Welterkenntnis und Weltdeutung, die als der „klassische Idealismus" bekannt ist und für die gesamte Kulturmenschheit besonders eindrucksvoll vertreten wird in dem unsterblichen Freundespaar Goethe und Schiller.

Wir haben uns längst abgewöhnt, Goethe lediglich als Dichter zu kennen und zu lieben. Sein Forschertum, wie es aus den morphologischen Schriften — am bekanntesten ist die „Metamorphose der Pflanzen" — und aus der Farbenlehre spricht, wurde zwar in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts als laienhafte Spielerei abgelehnt, heute jedoch wissen wir, daß Goethe geradezu ein Schöpfer neuer Methoden zur Naturenträtselung gewesen ist. Goethes „ins Reale verliebte Beschränktheit" brachte es mit sich, daß sein starker Geist sich stets ganz dicht bei den Dingen hielt, die es zu betrachten und zu erforschen galt. Goethe spekulierte nicht, sondern bildete sich betrachtend, schauend seine Urteile über die Natur. Der Idealismus Schillers war demgegenüber viel mehr philosophisch gefärbt, wenngleich auch Schiller — besonders in seinen sittlichen, die Lebensgestaltung betreffenden Forderungen — jederzeit kraftvoll hineingriff ins volle Menschenleben.

So gestaltete sich im klassischen Idealismus der Deutschen ein Weltbild hoher Werte. Die flache Vernünftelei, die mit der Aufklärung vorwiegend aus Frankreich herübergespült worden war, verebbte mehr und mehr, und die unheilvolle Trennung der Natur in ein unergründliches „Inneres" und eine „äußere Schale" wurde durch Goethes Naturforschung zuschanden, die ja gerade dazu erziehen wollte, in allem Äußeren der Dinge das darin waltende Innere mitzuschauen und mitzudeuten.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erfüllte sich aber — anfangs noch langsam, später als eine wahre Flut — erst einmal ein ganz andersartiger Mut zur Weltbemächtigung: Die nüchterne, mit Maß und Zahl, mit kühler Beobachtung und systematisch ausgestalteten Experimenten arbeitende Naturwissenschaft, die sich schon im Mittelalter vorbereitet hatte, erfaßte die Geister. Außerordentlich Großes ist dadurch errungen worden, insbesondere von Deutschland aus, dessen Wissenschaft durch ihre peinliche Exaktheit und verantwortungsbewußte Gründlichkeit führend in der ganzen Welt wurde. In ungezählten Instituten und Laboratorien durchforschte man sozusagen jedes Fäserchen der Welt, jeden Hauch des Lebendigen. Noch heute schöpfen Medizin und Biologie, Chemie und Technik aus dem Vollen, das ihnen damals in jahrzehntelanger wissenschaftlicher Präzisionsarbeit zur Verfügung gestellt wurde.

Dennoch war um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert eine Krise im deutschen Geistesleben zu befürchten. Würde die heraufziehende Zeit des wissenschaftlich-nüchternen Beklopfens aller Weltentrümmer, würde die sich in Spezialistentum und Lebensferne zerfasernde Fachgelehrsamkeit nicht das Wertvollste verlorengehen lassen, die Erfassung des Weltganzen?

Digitized by Google

In der Tat ist diese Gefahr in der zweiten Hälfte des 19 Jahrhunderts sehr ernsthaft geworden. Einzelne der großen klassisch-romantischen Zeit sahen sie bereits wie eine dunkle Wolkenbank am Himmelsrand emporziehen, als das 18 in das 19. Jahrhundert hinüberglitt, und ein Mann im besonderen erstand, dessen gesamtes Lebenswerk nichts anderes war als ein beispielhaftes Vorleben dessen, worauf es bei aller wirklichen und fruchtbringenden Naturforschung ankommt: Alexander von Humboldt, der mutvolle Forschungsreisende und Ergründer einer Unzahl wissenschaftlicher Tatsachen, ließ sich über allem andern die Sicht ins Weltganze als vordringlichste Aufgabe angelegen sein.

Wer nur wenig von diesem großen Manne weiß, kennt doch zumindest den Titel seines fünfbändigen Hauptwerkes, des „Kosmos". Einen „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" nennt Humboldt dieses Riesenwerk, das 1845—1862 erschien. In einem anderen weit verbreiteten Buch, den zweibändigen „Ansichten der Natur" — bereits 1808 erschienen —, verfolgt Humboldt schon das gleiche Ziel: Beschreiben. Er will für sein Volk und für die Kulturmenschheit die „physische Welt", die sichtbare Natur, so beschreiben, daß ein Bild entsteht. Dieses Bild aber soll ein umfassendes sein, es soll von den Nebelflecken und der Milchstraße bis ins Hier und Heute reichen, es soll wissenschaftlich fest unterbaut und dennoch so geschaffen sein, daß Herz und Seele bei seiner Betrachtung nicht vertrocknen, sondern im Gegenteil auf dem Wege über die „Ansichten der Natur", über die „physische Weltbeschreibung" all das tiefer und lebendiger in sich aufnehmen können, was der klassische Idealismus ohne ein solches Fundament zu geben hatte.

Wie mußte der Weg, wie das innere Wachstum eines Mannes aussehen, der zur Erfüllung so hoher Ziele berufen war? Zunächst durfte es kein kurzer Weg, kein schnelles Wachstum sein. Menschen, die ihr Weltbild allein aus einer starken Geistigkeit oder einer sehr bewegungsfähigen Seele gestalten — Novalis etwa oder bis zu einem gewissen Grade auch Schiller —, können ohne Schaden für ihr Werk die Erde in jungen Jahren wieder verlassen. Wer aber in sein Schaffen mit dem Ziel der Weltbemächtigung all das aufnehmen will, was die wandlungsfrohe Natur dem Menschen vor Augen führt — wie Goethe oder Alexander von Humboldt — der muß alt werden. Waren Goethe mehr als acht, so waren Alexander von Humboldt gar neun Jahrzehnte des Erdenlebens zugemessen.

Neun Jahrzehnte, die eine nahezu unvorstellbare Lebensleistung auf vielen Schaffensgebieten umfassen — denn Alexander von Humboldt, der Universalgelehrte, war nicht nur als Forschungsreisender auf fast allen Gebieten des Wissens seiner Zeit praktisch und unter enormen körperlichen Strapazen tätig, er war zugleich — auch darin Goethe verwandt — ein ausgezeichneter Zeichner, ein reger Diplomat und einer der klassischen Meister der deutschen Sprache. Dasjenige, was in den „Ansichten der Natur" und im „Kosmos" nicht bloß zeitgebundene Wissensübermittlung ist — das meiste also —, kann nie veralten. Jung, stark und edel tönt die Sprache des Mannes zu uns herüber, der den Deutschen das Bild des Kosmos aus Wissen und Weisheit fügte, in einer Weltenstunde, als Wissen und Weisheit sich voneinander zu trennen drohten.

Am 14 September 1769 wurde Alexander von Humboldt — zwei Jahre nach seinem Bruder Wilhelm — in Berlin geboren. Damals war Frankfurt an der Oder noch die der Hauptstadt nächstgelegene Universitätsstadt, die der junge, ganz auf praktische Naturbeherrschung eingestellte Naturforscher aufsuchte. Studien in Göttingen, auf der Hamburger Handelsakademie und auf der Bergakademie zu Freiberg schlossen sich an, unterbrochen von einer durch Belgien, Holland, England und Frankreich führenden Reise. In Franken wurde der zum Oberbergmeister ernannte Gelehrte mit den Tiefen der Erde vertraut. Es ist reizvoll einmal daran zu denken, wie viele große Geister der Deutschen in die Erdentiefen — zumeist als Fachleute des Bergwerkswesens — hinabstiegen, um als Schauende eines Kosmos wieder emporzusteigen; es sei nur an Paracelsus und seinen seltsamen Nachfahren Leonhard Thurneyßer an Novalis, Franz von Baader und an Goethe erinnert. Mit Goethe hat Alexander von Humboldt nicht nur das Vordringen vom Bergwerkswesen zur universellen Naturforschung sondern überhaupt die Anfachung des Erkenntnislebens vom Praktisch-Unmittelbaren her gemeinsam. Beide Meister stehen in schroffem Gegensatz zu denjenigen Denkern, die vorwiegend darauf aus sind, eine Theorie praktisch nutzbar machen zu wollen. Gerade umgekehrt fordert bei ihnen das praktische Schaffen die geistige Verpflich-

Digitized by Google

tung heraus, schließlich zu einem umfassenden Bild der Welt vorzudringen.

Im Jahre 1797 löste Alexander von Humboldt seine Berufsverpflichtungen als Bergwerksdirektor und suchte Jena auf, wo ihm lange und fruchtbare Begegnungen mit Schiller und Goethe zuteil werden sollten. Besonders Goethe, mit dem er auch in Weimar zusammenkam, gab dem zwanzig Jahre Jüngeren neben vielem anderen vor allem eins mit auf den künftigen Forscherweg, der in unerschlossene, ferne Länder führen sollte: Eine neue, den Geist mit den Gegenständen des Forschens eng vermählende Methodik des Schauens und Urteilens. Goethe selbst hat diese seine Methodik besonders in den morphologischen Schriften niedergelegt, in denen er die Wandlungen der Leibesgestalt von Pflanze und Tier zu ergründen sucht. Die Fülle der Lebenserscheinungen ist ihm nur zu deuten möglich, wenn er in der Vielheit ihrer Formen Abwandlungen eines jeweils zugrunde liegenden, idealen Typus erkennt — an der Pflanze etwa ist alles nur abgewandeltes und „durch polare Spaltung gesteigertes" Blatt, sowohl die Wurzel wie der Stengel, sowohl das Keimblätterpaar wie die Blütenkrone samt Kelch, Stempel und Staubgefäßen. Diese Wandlungsfähigkeit einer Urform, hier also des idealen „Blattes", nennt Goethe „Metamorphose", und sein Schüler Alexander von Humboldt behält diesen Begriff bei, um an ihm sein Forscherauge angesichts der Lebenswunder tropischer Urwälder und asiatischer Steppen zu schulen. Es ist bemerkenswert, daß die Entwicklungsgeschichte der gegenwärtigen Biologie — nicht so sehr im geschichtlichen, als vielmehr im inhaltlich-wesentlichen Sinne — bei der Betrachtungsweise Goethe-Humboldts wieder anknüpft.

Lange Jahre des stillen Schaffens, unterbrochen von großen Reisen, verbrachte Alexander von Humboldt in Paris, wo er enge Freundschaften mit den führenden Forschern der damaligen Naturwissenschaft knüpfte. Der Astronom und Physiker François Arago wird sein Herzensfreund; Männer wie der Mitbegründer der Nebeltheorie des Sonnensystems, Laplace, ferner der erste Vertreter der Lehre vom Wandel der Organismenarten, Lamarck, und der auch in Goethes Leben bedeutsame Botaniker Decandolle gehören zu seinem Kreis. In England lebt zu jener Zeit der Erfinder des Spiegelteleskops und Entdecker des Planeten Uranus, Wilhelm Herschel, ein ehemaliger deutscher Militärmusiker; auch mit ihm ist Humboldt befreundet. Dennoch ärgert ihn, daß Herschel späterhin den ersten Band des „Kosmos" zwar hoch lobt, sich aber in seiner Rezension dagegen ausspricht, daß in diesem Werk in gar keiner Weise auf metaphysische Dogmen zurückgegriffen wird. Humboldt hatte, wie Goethe, eine Metaphysik, die gleichsam „hinter" der vordergründigen Weltwirklichkeit spukt, nicht nötig. Das „Innere der Natur" und ihre „äußere Schale" durchdrangen einander. Offenbares und Geheimes stellten eine Einheit dar für den, der zu schauen vermag, kurz, alles Vergängliche besaß Gleichnisbedeutung. Ein derart tiefer Blick ins Weltganze verträgt keine Halbierung des Kosmos in eine physische und eine metaphysische Hälfte. Es ist für Alexander von Humboldt geradezu die „erhabene Bestimmung des Menschen", „den Geist der Natur zu ergreifen, welcher unter der Decke der Erscheinung verhüllt liegt" — und um dessentwillen bedarf es einer gründlichen Beschäftigung mit der „Decke der Erscheinung" selber, statt etwa, von ihr losgelöst, im Nebelland einer bloßen Metaphysik umherzuspekulieren. Goethe und Humboldt sind Erfahrungswissenschaftler im edelsten und tiefsten Sinne, und gerade ihre „ins Reale verliebte Beschränktheit" ermöglicht ihnen jenes freie Ergreifen des Geistes der Natur, das für sie Maßstab erhabenen Menschentums ist.

In einem aber ist Alexander von Humboldt, anders als Goethe, ganz und gar Mensch des neuen, des 19. Jahrhunderts: er will nicht nur schauen und deuten, er will auch messen, feststellen, haargenau untersuchen. Hielt Goethe nicht viel von Zahl und Maß, von aller Forscherarbeit „mit Hebeln und mit Schrauben", so verließ sich Humboldt keineswegs nur auf seine offenen Augen, sondern rüstete sich für all seine Forschungen mit einem vielfältigen Instrumentarium aus, das ganz auf der Höhe der Zeit stand.

Von diesen Forschungen selber ein auch nur annähernd vollständiges Bild zu geben, reicht der Raum nicht. Die großen wissenschaftlichen Reisen des deutschen Pioniers der Erdkunde waren im selben Maße körperlich strapaziös und abenteuerlich wie, vom Standpunkt der Stoffbewältigung her, geradezu gigantisch. Hohe Berge wurden erstiegen, so der Pic von Teneriffa, und im Jahre 1802 der 5759 Meter hohe Chimborasso. Überhaupt ist die

Digitized by Google

wissenschaftliche Erschließung Südamerikas, die in die Jahre 1799 bis 1804 fällt, Humboldts gewaltigste Forschertat. Noch heute haben grundlegende Arbeiten von ihm kaum Wesentliches von ihrem Wert für Teilgebiete der Südamerikakunde eingebüßt. Südamerika hat der deutschen Wissenschaft unsagbar viel zu danken, von Humboldts geographischen, botanischen und wirtschaftspolitischen Taten bis zur Begründung einer auf deutscher Wissenschaft fußenden südamerikanischen Pathologie durch den Berliner Anatomen Westenhöfer. Der Laie, der sich einen Eindruck von der Blickweite und Vielfalt der südamerikanischen Studien Humboldts machen will, braucht nur den umfangreichen Anmerkungsteil der 1808 erschienenen „Ansichten der Natur" anzusehen; ob von Staubtornados oder den elektrischen Organen der Zitteraale, von vorzeitlichen Felseninschriften oder vom Erdessen primitiver Völkerstämme die Rede ist, immer wird — selbst in diesem volkstümlichen Werkchen — ein gewaltiger wissenschaftlicher Apparat herbeigezogen, der ahnen läßt, um wieviel ausführlicher und präziser noch die eigentlichen Ausarbeitungen der langen Reise sind.

Daneben aber gewinnt man aus den „Ansichten der Natur" — hier leichter noch als aus dem umfassenden, eine intensive Mitarbeit des Lesers fordernden „Kosmos" — einen starken Eindruck von Humboldts klassischer, Sachlichkeit und dichterische Zucht vereinigenden Sprache. Eine Probe nur:

„Mit ewigem Eise bedeckt ist bloß der westliche Teil des Atlas(gebirges), dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende luftige Himmelsstütze erschien. Östlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jetzt in Schutt versunken, das meergebietende Karthago lag. Als langgedehnte Küstenkette als gätulische Vormauer, hält es die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück."

In so wenigen Sätzen ist — was man deutlich erfährt, sobald man sie laut liest — Sprachschönheit, Rhythmus, Klarheit der Bilder und gedrängte Fülle sachlicher Mitteilung aufs schönste vereint. In den Jahren von 1804 bis 1827 wurden aber in Paris auch die wissenschaftlichen Gesamtergebnisse der südamerikanischen Reise in vielen Werken und Landkarten ausgearbeitet; dreißig Bände umfaßt das südamerikanische Reisewerk, dessen Bearbeitung zwanzig Jahre erforderte. Große Teile sind der Botanik gewidmet. Hier erweist sich Humboldt mit Dankbarkeit als Schüler Goethes, dem auch seine „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" zugeeignet sind.

Es ist kaum faßbar, daß der in Paris lebende deutsche Gelehrte neben seinem Forschertum und seinen regen, menschlich-wissenschaftlichen Beziehungen auch noch Zeit fand, die wichtigsten und oft auch die heikelsten diplomatischen Aufträge für sein Vaterland zu tätigen. Beide Humboldts, Alexander wie Wilhelm, besaßen diplomatische und staatsmännische Wesenszüge. Alexander von Humboldt lehnte zwar den ihm angebotenen Posten als deutscher Gesandter in Paris im Jahre 1815 ab, aber als Kammerherr war er mit hohem Geschick, und zwar hintergründigen, aber desto wirksameren Erfolgen diplomatisch in deutschen Sachen am Werk. Dieser neben seiner Wissenschaft einhergehende Wirkenskreis kam ihm um so gelegener, als er sein beträchtliches Vermögen für seine Reisen, Instrumente und umfangreichen Drucklegungen nahezu aufgebraucht hatte.

Als Alexander von Humboldt im Jahre 1827 wieder Berlin zum Wohnsitz wählte, begann seine Lebensbahn ganz gradlinig auf das hinzusteuern, was ihm als höchstes Ziel vorschwebte: auf die Erarbeitung und Verkündigung eines Bildes vom Weltganzen, auf die Erziehung des deutschen Volkes zum ganzheitlichen Erfassen des Kosmos. In der Singakademie neben der Universität — vor der heute sein und seines Bruders Denkmäler als Wahrzeichen deutscher Wissenschaft stehen — hielt Alexander von Humboldt im Winter 1827/28 vor einem Publikum, das von höchsten Hof-, Diplomaten- und Offizierskreisen bis zum einfachen Mann reichte, seine Vorlesungen über physische Erdbeschreibung, aus denen nach jahrelanger Durcharbeitung sein Hauptwerk „Kosmos" erwuchs. Diese Vorlesungen waren damals etwas unerhört Neues, Bahnbrechendes. Ein Mann stand auf dem Katheder, in dem das edle Blut des klassischen Idealismus pulste, in dessen Gesicht der Abglanz der Weltweite lag, der aber zugleich alle Abenteuer des Pfadfindertums und der Schicksalsverwicklungen unter Indios, Mestizen und Missionaren bestanden hatte — ein Mann, der sich, feierlich bekleidet und mit Orden dekoriert, unter Fürsten und Höflingen ebenso zu be-

Digitized by Google

wegen mußte wie mit dem Spaten in der Hand unter Gärtnern, denen er die damals noch unbekannte Dahlie zugänglich gemacht hatte, unter zerlumpten Auswanderern auf seegefährdetem Schiff ebenso wie unter Bergbezwingern, die aus Urwaldwildnis und Steppeneinsamkeit emporklimmen zu schneebedeckten Gipfeln der Fremde. Dieser Mann sprach zum Volk — und er sprach von der Welt, der weiten, unergründlich tiefen, unsagbar bunten und wandlungsfähigen. Nicht als Philosoph sprach er, sondern als Forscher; nicht als Spezialist, sondern als ein Weltverkünder der neuen Zeit, die sich inniger und stärker als jede andere der Naturwissenschaft hingab. Wenige werden damals, in den großen Stunden der Humboldtschen Vorlesungen, erkannt haben, daß ein Rettender vor ihnen stand; einer, der sich berufen fühlte, die Schau ins Weltganze so wuchtig vor die Menschen hinzustellen, daß ein wirkliches Weltbild sich hinüberretten konnte durch die kommenden Jahrzehnte der bloßen Spezialgelehrsamkeit in unser Jahrhundert, das wieder nach dem Ganzen, dem Totalen, dem Kosmos begehrt.

In der Tat haben dann auch schließlich später, gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die verdienstvollen volkstümlichen Schriftsteller der Naturwissenschaften die Linie weitergeführt, die Humboldt leuchtend begonnen hatte; keiner aber ist ihm an Wissen, Weisheit, Sprachgewalt und Willenswucht mehr gleichgekommen.

Der Berliner Aufenthalt wurde 1829 noch einmal durch eine Rußlandreise, die Zar Nikolaus ausrüstete, unterbrochen. Sie führte zum Ural, zur chinesischen Dsungarei und ans Kaspische Meer; auch ihr war wieder reichste Auswertung auf zahlreichen Forschungsgebieten beschieden. Kleinere Frankreich-, England- und Dänemarkreisen schlossen sich an, die vorwiegend politisch-diplomatischer Natur waren. Auch in Berlin selbst ruhte diese Art seiner Tätigkeit keineswegs. Sehr inoffiziell, aber desto mächtiger erfüllte Alexander von Humboldt die Aufgaben, für die eigentlich der Kultusminister berufen war. In idealer Weise verband Humboldt politischen Blick, vaterländisches Pflichtgefühl und wissenschaftliche Sachlichkeit. Seine rein persönlichen und fachlichen Beziehungen zu französischen Gelehrten rettete er durch alle politischen Meinungsverschiedenheiten und entgegengesetzten Stellungnahmen in Fragen des Handelns unbeschadet hindurch, ohne dabei von der Geradlinigkeit seines Wirkens für Deutschland auch nur das Geringste preiszugeben; ebenso vermittelte er in Berlin, wenn es sich um die Protektion vielversprechender Gelehrter bei Hofe oder im Zusammenhang mit akademischen Berufungen handelte, überaus geschickt zwischen den verschiedenen weltanschaulichen Fronten, dies aber auf eine Weise, die er politisch sehr klar verantworten konnte und deren Ergebnisse er, da sie stets der Geltung deutscher Wissenschaft zugute kamen, nie zu bereuen brauchte.

Im Jahre 1845 begann endlich der lang vorbereitete „Kosmos" zu erscheinen, dieses Riesenwerk, das zeigen will, wie „die Natur für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit" darstellt. Der „Kosmos", des Forschers Lebensgeschenk an sein Volk, wurde von ihm unsagbar ernst genommen. Zwar war das Gesamtmaterial des Darzustellenden bereits siebzehn Jahre vorher, in den Singakademie-Vorlesungen, greifbar gewesen, aber Humboldt wollte unter keinen Umständen die Krönung seines Schaffens in einer Form, die ihm noch nicht genügte, darbieten. So schlug er denn seinerzeit den Vorschlag seines Verlegers Cotta, die Vorlesungen mitschreiben und anschließend drucken zu lassen, aus, was ein um so größeres Opfer war, als Humboldt ja immer wieder all sein Geld für sein Forschen und Wirken hingab, also ein Buchhonorar dringend benötigt hätte. An Stelle einer genialen Skizze der „physischen Weltbeschreibung" entstand also ein Riesenbau, fest gemauert und wunderbar durchkonstruiert, ein Denkmal deutschen Geistes ohnegleichen. Den Abschluß der Veröffentlichung des „Kosmos" sollte der schließlich Neunzigjährige nicht mehr erleben: Am 6. Mai 1859 nahm ihn der Tod von dem Planeten, den er so gründlich „physisch beschrieben" hatte, fort. In Tegel ruht sein Sterbliches neben den Gebeinen des fast ein Vierteljahrhundert zuvor verstorbenen Bruders Wilhelm. Drei Jahre nach Alexander von Humboldts Tode erschien der fünfte Band des „Kosmos".

Dr. Walther Linden dem wir eine kurze und klare Gesamtdarstellung von Weg, Weltbild und Werk Alexander von Humboldts verdanken („A. v Humboldt; Weltbild der Naturwissenschaft", Hoffmann & Campe Verlag

Digitized by Google

Hamburg), weist mit Recht darauf hin, daß Humboldts Weltbild in der Geschichtsphilosophie jener „Deutschen Bewegung" wurzelt, die von Klopstock über Goethe und Novalis bis zu Hegel führt. Diese Geschichtsphilosophie weiß von einer Frühzeit des Menschen, in der Fühlen und Denken noch in einer nur dämmerhaft bewußten Einheit verschmolzen waren; ihr folgte die Zeit des tragischen Auseinanderfallens von Gefühls- und Erkenntnisleben; in Aussicht steht eine Zukunft, der es beschieden ist, die Versöhnung zu bringen: „Da erringt der Mensch aus dem Bewußtsein, aus der denkenden Betrachtung die verlorengegangene Einheit der Seele und der Welt, eine Einheit, die noch reicher und umfassender ist als jene unentfaltete Einheit der Frühe" (W. Linden).

Dem Dienste einer solchen Einheit von Seele und Welt ist Humboldts „Kosmos", ist sein ganzes deutsches Bahnbrecherleben gewidmet. Das Weltganze soll errungen werden, und zwar in dreierlei Weise: von den Tatsachen der „physischen Welt" her, mit Hilfe der bewegten, machtvoll angesprochenen Seele, und durch den Geist. Tätiges Forschertum führt zum Ziel, schauende Kraft, gepaart mit dem großen Mut eroberungsfrohen Menschentums, schafft freien Blick auf das Weltganze, auf den Kosmos.

Wir Heutigen wissen, daß Alexander von Humboldt zu denen gehört, die unser Vaterland führend in der Welt machten. Wenn wir uns darauf besinnen, daß er ein großer Schenkender war, sollen wir zugleich bereit sein, diese seine Geschenke auch entgegenzunehmen und aus ihnen Kraft zu holen für neue, wichtige Aufgaben. Denn sein Werk ist jung wie damals. Es gilt also, keine „Totenfeier" abzuhalten, sondern mit einem unentwegt Lebendigen ins weite, weltengroße Leben hinauszuziehen. Wer Humboldt als guten Geist, als starken Begleiter, als unvergleichlichen Lehrer auf den Wegen in die Welt neben sich wissen will, der greife zu den „Ansichten der Natur" (in Reclams „Universal-Bibliothek") und vor allem zum „Kosmos" (sehr brauchbare, von Wilhelm Bölsche besorgte Auswahl in der „Deutschen Bibliothek", Berlin). Er wird es nicht bereuen, dieses prachtvolle Schrifttum angerührt zu haben, das schlechthin wertbeständig ist und das den Charakterzug aller klassischen Werke unseres Volkes beweist, nämlich den Leser in ein tüchtigeres Menschentum hineinzuverwandeln.

Deutscher Lebensstil um 1800

Aus: Ernst Moritz Arndt, „Erinnerungen aus dem äußeren Leben"

Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwicklungen des jungen Lebens hin und her, worin schon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er selbst hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampf uns Strenge und Härte auferlegten, die er eben nicht befohlen hatte. In der Erntezeit, wo viele Hände, und diese oft recht geschwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten oft lange vor der Schulstunde Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jungenlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren junge Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, — Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich wurden daraufgesetzt, oft wenn es ins Wasser ging, ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnere ich mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier splinterfasernackt durch einen Teich ritt, von ihm beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und in den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unserer trauten Lau, Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Bei allen diesen Arbeiten, Übungen und Vergnügungen, wie sie das Land darbietet, ward doch immer sehr streng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unserm Wäldchen einen hübschen Dohnenstrich, der, weil die Ostküsten von Zugvögeln jeder Art zu wimmeln pflegten, uns oft Hunderte von Krammetsvögeln und Drosseln lieferte; auch wurden andre sel-

Digitized by Google

tenere und buntgefiederte Gäste oft lebendig eingefangen und in Käfigen aufgehoben. Aber die Schulstunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz liefen also im Oktober und November, oft im schlimmsten Regen und Schneegestöber, schon in der Morgendämmerung und vor dem Frühstück auf unsern Vogelstrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder durch lose Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu stellen. Wenn wir dann beschneit oder durchnäßt und zähneklappernd zurückkamen und uns an den Frühstückstisch setzten, jammerte es die Frauen wohl, aber der Vater lachte dazu und lobte den Jungen, der lustig in alles Wetter hineinsah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; nein, er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen.

Mein Vater hatte die Pachtung von Löbnitz nebst ihren Zubehören auf achtzehn Jahre übernommen und hatte diese achtzehn Jahre bis zum Sommer 1805 dort in Friedlichkeit gewohnt. Das Haus blieb das alte in rügenscher Freundlichkeit und Gastlichkeit, nur daß bei größerer Wohlhabenheit der Kreis der besuchenden Freunde und Nachbarn sich erweiterte und bei dem jugendlichen Aufschuß der Kinder auch die Schar der Gesellen und Gesellinnen sich mehrte. Es war Raum im Hause, und die Mutter konnte allenfalls zwanzig Betten aufmachen. Da gab es Vergnüglichkeit und Wirtlichkeit. Und gern ergingen die Freunde sich bei uns; denn der Vater verstand auf eine seltene Weise Anständigkeit mit Freiheit zu vereinigen und dabei seine vielen Arbeiten und Geschäfte so zu ordnen, daß darin nichts aus dem ordentlichen Geleise kam. Er war im Sommer immer mit der Sonne, im Winter um fünf, sechs Uhr auf, brachte in den ersten Stunden seine Hauptbücher in Ordnung und besorgte dann die dringenden Geschäfte bis zum Frühstück, darauf in noch einigen Stunden mit den Söhnen und Großknechten die laufende Wirtschaft, und dann hatte er immer noch ein paar Stunden für den geistigen Menschen übrig. Es war ein stiller frommer Natursinn in diesem guten Menschen, und er konnte bei rollendem Gewitter oder im Morgen- und Abendrot mit gefalteten Händen stundenlang auf seinem Olymp sitzen und schweigend und anbetend in die Unendlichkeit hineinschauen. Auch die liebe Mutter blieb unverrücklich in ihrer klaren und sichern Natürlichkeit, wie sehr auch der Welt damals der alte Boden, worauf sie bisher geruht hatte, durch gefährliche Unterminierung zu entsinken begann.

Ich täusche mich nicht, indem ich das Gedächtnis jener Tage wiederhole: die Menschen waren damals ungebildeter, aber eigentümlicher, mannigfaltiger und poetischer als jetzt; das Naturgepräge war noch nicht zur glatten Einerleiheit so abgeschliffen, man konnte mehr von ihnen lernen, mehr von ihnen haben.

Es war das wirklich eine poetische Epoche, wo das liebe Deutschland nach einem langen, matten Traum wieder zu einem eigentümlichen literarischen und poetischen Dasein erwachte, und das war das Schöne darin, daß die Zeitgenossen viel mehr, als es mir von den Jetztlebenden deucht, an jenem Dasein teilnahmen. Dies war nicht bloß bei den Studierten und Gebildeteren der Fall, sondern auch bei den Einfältigen und Ungelehrteren, wie z. B. bei meinen Eltern und ihresgleichen Leuten. Schon war man über den Grandison und die Pamela, über Gellerts Schwedische Gräfin und Millers Siegwart zu Werthers Leiden, zu Eschenburgs und Wielands übersetztem Shakespeare fortgeschritten, und Lessing, Claudius, Bürger, Stollberg wurden von alt und jung mit Jubel begrüßt. Das Leben wehte frisch anhauchend aus der Luft der Zeit und ward nicht bloß von himmelstürmenden Jünglingen, wie Kosegarten und Hagemeister, in unser Haus hineingeblasen.

Fritz Helke:

Arbeit am Buch — musische Verpflichtung

Rückblick auf die Wiener Reichstagung

Im Mittelpunkt der großen Rede, die Obergebietsführer Dr. Rainer Schlösser vor den Teilnehmern der ersten Reichstagung „Jugend und Buch" hielt, stand der Appell an die musische Verpflichtung. Damit war dieser Tagung, die vom 31. Oktober bis 4. November dieses Jahres in Wien abgehalten wurde, gleichsam ihr Gesetz und ihr verpflichtender Auftrag gegeben. Reichsleiter Baldur von Schirach hatte diese erste Zusammenkunft von Männern und Frauen des deutschen Schrifttums mit den Beauf-

Digitized by Google

tragten und Lektoren der Hitler-Jugend an der altehrwürdigen Pflegestätte deutscher Kunst und Kultur unter seine Schirmherrschaft gestellt und damit seine enge Verbundenheit mit den Fragen und Problemen der Dichtung und des Buches aufs neue sinnfällig zum Ausdruck gebracht.

Die Hitler-Jugend erlebt Jahr um Jahr in nun schon traditionell gewordener Weise die Weimarer Kulturtage. Auf diesen Tagungen die neben der nach innen gerichteten kulturpolitischen Arbeit nicht zuletzt dazu beigetragen haben, dem musischen Bekenntnis und der musischen Verpflichtung der deutschen Jugend sichtbaren Ausdruck zu geben, ist auch den Dingen des Schrifttums, vor allem der Dichtung, ihr Anteil geworden. Wenn im Gesamtplan dieser Kulturtage dennoch das Wort zuweilen etwas zu kurz kam, so hatte das seine Begründung nicht in einer Verkennung des dichterischen Wortes als Ausdrucksmittel musischen Erlebens, sondern in der Schwierigkeit, das weitgespannte Gebiet der Dichtung dem notwendig begrenzten Raum einer allgemeinen Kulturtagung in würdiger Weise einzugliedern.

Ähnliche Überlegungen führten im Frühjahr 1941 zur Begründung einer selbständigen Reichsschrifttumsstelle der Hitler-Jugend im Hauptamt III der Reichsjugendführung. Die neue Dienststelle, ihre Plan- und Zielsetzung den Einheiten der Hitler-Jugend, den am Buch Schaffenden und darüber hinaus einer interessierten Öffentlichkeit vorzustellen und nahezubringen, war Anlaß und äußerer Sinn der Wiener Reichstagung.

Tatsächlich wirkt das Buch in seinen vielfältigen Erscheinungsformen auf so viele Gebiete des völkischen Lebens unmittelbar ein, daß im Rahmen einer sinnvoll gegliederten Organisation wohl Zweifel über die Einordnung dieses Arbeitsgebietes entstehen könnten. Das Buch ist aber, welchem Sonderzwecke es immer auch dienen mag, eine organische Einheit, und es hieße, sein Wesen und seine Bedeutung als gestalterische Lebensmacht verkennen, wollte man es als ein Mittel abtun, dessen man sich nur bedient, um bestimmte politische oder pädagogische Ziele zu erreichen. Ganz gewiß gilt das von der Dichtung als einer Erscheinungsform der Kunst.

Es war nun vor allem die Aufgabe der Tagung, das Verhältnis der Jugend zum Buch kritisch zu beleuchten. Nach den Begriffen von gestern, wie sie hier und da allerdings auch heute noch in Erscheinung treten, wäre damit von vornherein eine Schranke errichtet gewesen. Denn das Buch für die Jugend hatte ja nach einer noch keineswegs ausgestorbenen Anschauung im geheiligten Bereich der Dichtung keinen Platz zu beanspruchen. Die Jugend hatte ‚zu parieren' und durfte sich durch das Buch nach wohlabgewogenen pädagogischen Gesichtspunkten belehren oder erbauen lassen. Es war der Wille unserer Dienststelle, eine solche Deklassierung des Themas auf dieser ersten Reichstagung von vornherein abzubiegen. Die von höchstem sittlichen Ernst und tiefstem Verantwortungsbewußtsein getragenen, aus dem Gefühl sicherer Gelassenheit kommenden Ausführungen Dr. Rainer Schlössers ließen keinen Zweifel daran, aus welcher Schau und mit welchen Erwartungen die Hitler-Jugend an die Lebensmächte Buch und Dichtung herantritt.

Überhaupt ging es in Wien zunächst einmal darum, Forderungen aufzustellen und Ansprüche anzumelden. Diese Forderungen richteten sich gleicherweise an alle: an Dichter und Schriftsteller zunächst, aber auch an Verleger, Buchhändler und Bibliothekare und schließlich an die Jugend selbst, in deren Namen getagt und gearbeitet wurde. An erster Stelle stand hier die Forderung nach dem Niveau, die immer wieder erhoben wurde und in allen Reden und Referaten zum Ausdruck kam. Damit wurde eines der wesentlichsten Probleme angeschnitten, die im Bereich des spezifischen Jugendschrifttums gestellt sind. Denn es ist damit die Frage nach der Einordnung, nach dem Vorherrschen künstlerischer oder pädagogischer Gesichtspunkte gestellt, die für das innere und äußere Gesicht der Jugendschrift von entscheidendster Bedeutung ist. Wenn nämlich schon in der großen Dichtung die Begriffe Wahrheit und Wirklichkeit zuweilen nicht unerheblich schwanken, dann gilt das von der Jugendschrift in besonderem Maße. Das Zweckbetonte, Gegenständliche, im Zeitgeschehen Verhaftete, die nackte Lebenswirklichkeit behaupten hier im wesentlichen auch heut noch das Feld; dem verdichteten Erlebnis bleibt nur ein schmaler Raum. Es sollte diese Tagung aber den entschlossenen Willen einer jungen Generation bekunden, der heranwachsenden Jugend unseres Volkes das dichterische Erlebnis erschließen zu helfen. Dem gab auch Dienstleiter Hans Hagemeyer, der Leiter des Hauptamtes Schrifttumspflege beim Reichs-

Digitized by Google

leiter Rosenberg Ausdruck, indem er eine zweckbedingte, aus pädagogischen Wünschen heraus entstandene Literatur für die Jugend entschieden ablehnte.

Erschließen und vermitteln kann man nun freilich nur, was man selber besitzt. Die planmäßige Schrifttumsarbeit der Hitler-Jugend ist noch zu jung als daß heute schon in allen Einheiten Kameraden und Kameradinnen stehen könnten, die über die nun einmal erforderlichen Voraussetzungen verfügen Mittler der Dichtung zu sein. Der Krieg, der heute alle freien Kräfte beansprucht, hat die vor Jahren begonnene Entwicklung begreiflicherweise zunächst gehemmt Wir hätten auf diese Tagung mitten im Kriege wohl verzichtet, wenn wir nicht der festen Überzeugung wären, daß hier Aufgaben vor uns liegen, die auch der Krieg nicht unterbrechen *darf*, wollen wir uns nicht an der geistigen Substanz und am seelischen Gefüge unserer Jugend versündigen und ein Vakuum schaffen, das später nicht mehr geschlossen werden kann. Erhöhte Anforderungen aber bedingen erhöhte Rüstung; das ist im Reiche des Geistes nicht anders als im Reiche der Waffen. Und so war Dr Schlössers Appell an die musische Verpflichtung gleichzeitig ein Appell an die Verantwortungsbereitschaft der Kameraden und Kameradinnen deren Aufgabe es ist und in Zukunft sein wird, musische Mittler zu sein.

Diese Aufgabe kann — und auch das zeigte die Tagung — nicht ernst genug genommen werden. Sie setzt auch einiges voraus, und zwar nicht nur weltanschauliche Haltung und politische Bereitschaft. Dies sind selbstverständliche Grundlagen für jede kulturpolitische Tätigkeit; wer es aber unternimmt, Werke der Kunst und also auch der Dichtung zu beurteilen und anderen zu vermitteln, der muß freilich um das Wesen der Dichtung und ihre ewigen Gesetze wissen. Er muß *Ehrfurcht* empfinden gegenüber dem schöpferischen Werk, er muß sich *einfühlen* können in das Wesen des Schöpfungsvorganges, er muß *Instinkt* besitzen für das Bedeutsame und Symptomatische einer Dichtung.

Die Jugendschrift, gemessen am Maßstab unserer Forderung aber ist nicht leichter zu beurteilen. Sie ist auch nicht leichter zu schreiben als ein beliebiges dichterisches Werk. Denn wenn auch nicht pädagogische Gesichtspunkte bei ihrer Entstehung Pate stehen sollen, so soll sie doch der Erziehung dienen. Erziehung freilich nicht im verstaubten Sinne wohlmeinender Belehrung, sondern in jener totalen und umfassenden Weise, wie sie in dem an die Hitler-Jugend ergangenen Auftrag ihren Ausdruck gefunden hat.

Die deutsche Jugendschrift soll wieder gleichwertiger Teil der deutschen Literatur werden nachdem sie Jahrzehnte hindurch ihr mißhandeltes Stiefkind war. Dies ist der Maßstab, nach dem die Hitler-Jugend seit dem ersten Tage ihres schrifttumspolitischen Wirkens an die Aufgabe herangegangen ist. Daß die Zeit und ihre eherne Forderung darüber zu ihrem Rechte kommen muß versteht sich von selbst. Aber wenn wir aus dieser selbstverständlichen politischen Erkenntnis heraus zu Zugeständnissen bereit sind, wo die aktuellen Notwendigkeiten des Tages es unabwendbar gebieten, dann bedeutet das nicht, daß wir unseren Maßstab für das Wesentliche, Bedeutsame und Bleibende zu verleugnen gedenken. Kriegsbücher beispielsweise stellen gegenwärtig aktuelle Notwendigkeiten dar. An Berichte, die aus dem unmittelbaren brennenden Erlebnis der Stunde geboren werden, können keine dichterischen Maßstäbe angelegt werden. Das dichterische Erlebnis dieses Krieges wird zu seiner Zeit seine gültige Gestaltung finden. Unsere *Zukunftsforderung* aber können wir nicht aus der Schau des Augenblicks stellen.

Was wir heute an der Entwicklung eines unserer Haltung und Gesinnung entsprechenden Jugendschrifttums tun, das tun wir nicht für den Tag, sondern für die Zukunft. Unsere Zeit, so gewaltig sie ist, steht eingebettet zwischen gestern und morgen; *alles Werk an Dichtung und Kunst wird für das Morgen getan.*

Es ist wohl das erstemal in der Geschichte der deutschen Jugendschrift, daß die Jugend selber in dieser sie unmittelbar angehenden Angelegenheit das Wort ergriff und ihre Forderungen anmeldete. Die Wiener Reichstagung sollte dem Willen der Jugend auf diesem Gebiet sichtbaren Ausdruck geben. Wenn Oberregierungsrat *Hein Schlecht* gleichzeitig für die mitveranstaltende Abteilung Schrifttum des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda das Wort ergreifen konnte und bei dieser Gelegenheit die Übereinstimmung der staatlichen Schrifttumsführung mit den Forderungen der Jugendführung unterstrich, so wurde der erhobene Anspruch damit auf das nachdrücklichste unterbaut.

Digitized by Google

Die in Wien anwesenden Autoren und Verleger aber, die sich — auch dies erstmalig — mit den Beauftragten der Jugend zu einer idealen Arbeitsgemeinschaft zusammenfanden, erhielten Gelegenheit, sich im unmittelbaren Kontakt mit dem musischen und geistigen Anspruch der nationalsozialistischen Jugend auseinanderzusetzen. Es braucht nicht bezweifelt zu werden, daß die in Wien gesammelten Erfahrungen sich auf das Buchschaffen für die Jugend fruchtbar auswirken werden.

Denn, stand auch die programmatische Forderung im Vordergrund der Tagung, so gaben die Vorträge und Referate der Arbeitsgemeinschaften doch auch reichlich Gelegenheit, praktische Erkenntnisse zu sammeln, Fehlerquellen festzustellen und Anregungen zu geben. Das Büchereiwesen der Hitler-Jugend, aufs engste verbunden mit der staatlichen Büchereipflege, war Gegenstand ernsthafter Aussprache. Ministerialrat Dr. Dähnhardt vom Reichserziehungsministerium wußte hier in temperamentvoller Weise aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen aufschlußreiche Einzelheiten zu berichten. Den Lektoren der Reichsjugendführung wurden durch die Ausführungen von Reichshauptstellenleiter Dr. Payr über weltanschauliche Gesichtspunkte in der Buchbewertung wertvolle Anregungen gegeben. Das buchhändlerische Nachwuchsproblem wurde von dem stellvertretenden Leiter der Reichsschule des deutschen Buchhandels, Dr. Wolfgang Strauß, eingehend erörtert.

Den Abschluß der Arbeitstagung bildete ein ausgewogener, auf sorgfältigster Quellenarbeit fußender Vortrag von Frau Irene Gräbsch, Breslau, über das Jugendbuch in der deutschen Dichtungsgeschichte, der die einzelnen Entwicklungsstadien des deutschen Jugendschrifttums an charakteristischen Beispielen aufzeigte und die Forderung nach dem Niveau aus der praktischen Erfahrung heraus eindeutig unterstrich.

Diese erste dem Buch und der Dichtung gewidmete Reichstagung der Hitler-Jugend war ein Anfang. Ihr Ziel, den Boden aufzulockern und dem musischen Gestaltungswillen der Jugend das Feld zu bereiten, darf in vollem Umfange als erreicht gelten. Es wird nun darum gehen, die aufgestellte Forderung in die Tat umzusetzen. Die zweite Reichstagung des kommenden Jahres wird uns einen wesentlichen Schritt weiter auf unserem Wege sehen, an dessen Ende stehen soll: eine von tiefem Verantwortungsbewußtsein getragene, weltanschaulich fundierte, künstlerisch hochwertige deutsche Jugendliteratur.

Kriegsberichter Günter Kaufmann:

Auf der berstenden Brücke von Schimsk

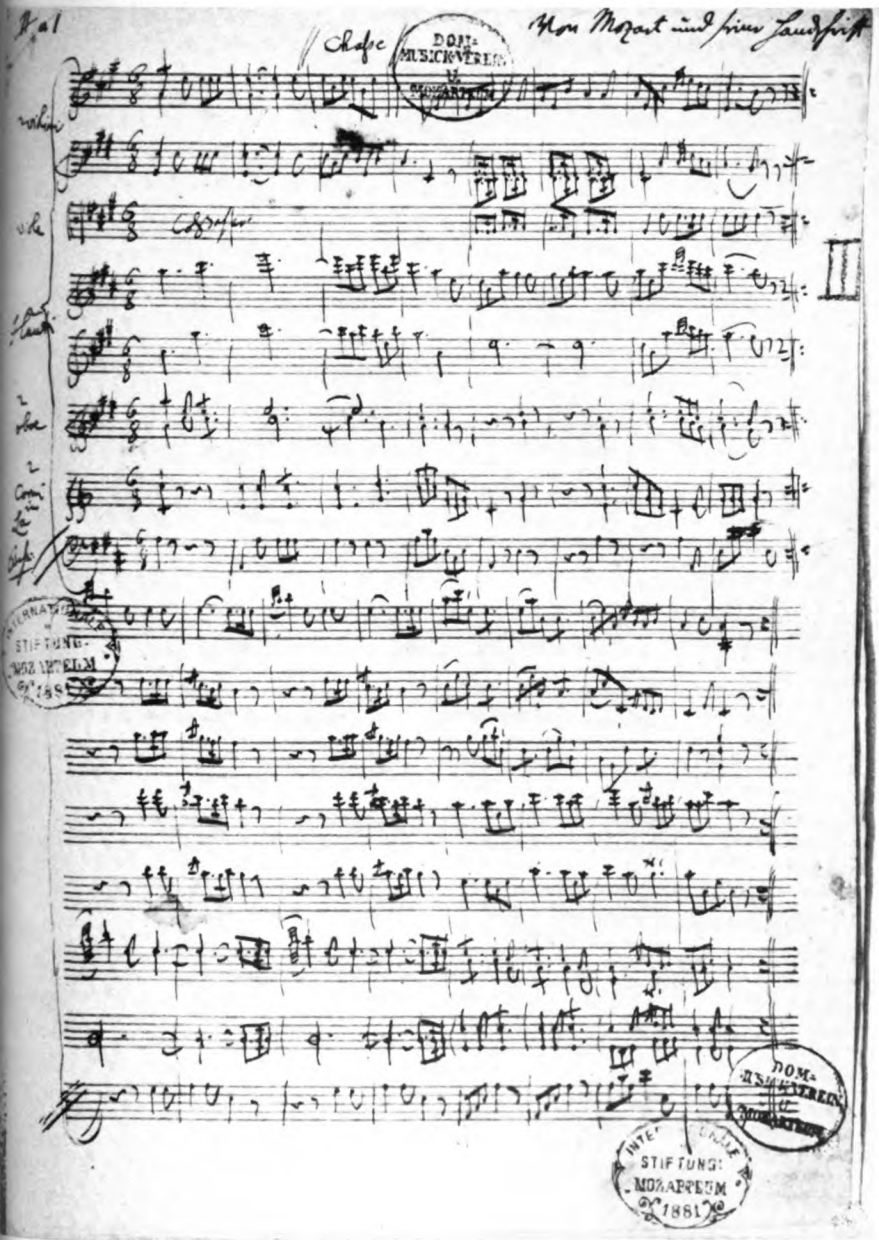
Es war am Nachmittag, wohl gegen 16 Uhr, als wir endlich durchgeschwitzt und erschöpft in einem Straßengraben hart am Ortsausgang von Rutschi Deckung fanden. Dicht gedrängt, ineinandergeschoben lagen die Männer des zweiten und dritten Zuges der neunten Kompanie. Der heiße Glutwind des brennenden, gerade genommenen Dorfes drückte uns tief in den Graben hinein, denn nach vorn gab es kein Entweichen. Hinter einem Lattenzaun erstreckte sich weites flaches Land, überall vom Feind eingesehen bis zu einem Erdaufwurf, den im Nahkampf der erste Zug mit dem aus dem Ort fliehenden Feind erreicht hatte und hinter dem er nun aber hoffnungslos festlag.

Vor uns, etwa 1500 Meter entfernt, erhob sich eindrucksvoll in der Einöde der Landschaft die große Eisenbetonbrücke von Schimsk. Wie majestätisch und erhaben ragten die Eisenträger über Ebene und Strom. Ein Wunderwerk menschlichen Geistes zerriß mit einem Schlag das eben zuvor noch trostlose Bild. Der Gott des bolschewistischen Ostens, die Technik, schlug uns wirklich für Minuten in seinen Bann. Unmittelbar neben dieser dem Eisenbahnverkehr nach Nowgorod dienenden Brücke lag ein kleinerer, für den Personen- und Autoverkehr bestimmter Übergang. Ein warmes, lockendes Licht ergoß die Sonne des Nachmittags über das vor uns liegende Ziel.

Die Männer der Neunten, die hier, von Pionieren und Pak unterstützt, eine kleine Vorausabteilung bildeten, wußten wohl kaum, von welcher strategischen Bedeutung der Gewinn dieses Brückenkopfes war, daß hier der Schlüssel zum Zugang zum Ilmensee und der Weg nach Nowgorod lag. Aber sie spürten es gewiß, wenn mitten unter ihnen in der vordersten Linie ihr Regimentskommandeur, dem sie schon im Frankreichfeldzug den Beinamen „der wilde Harry von der Westfront" verliehen hatten, begeisternd und anfeuernd seine abgekämpften Männer zum letzten Sturm auf die Brücke mitriß.

Mit dem Fernglas suchten wir das Gelände, den Zugang zur Brücke und den

Digitized by Google

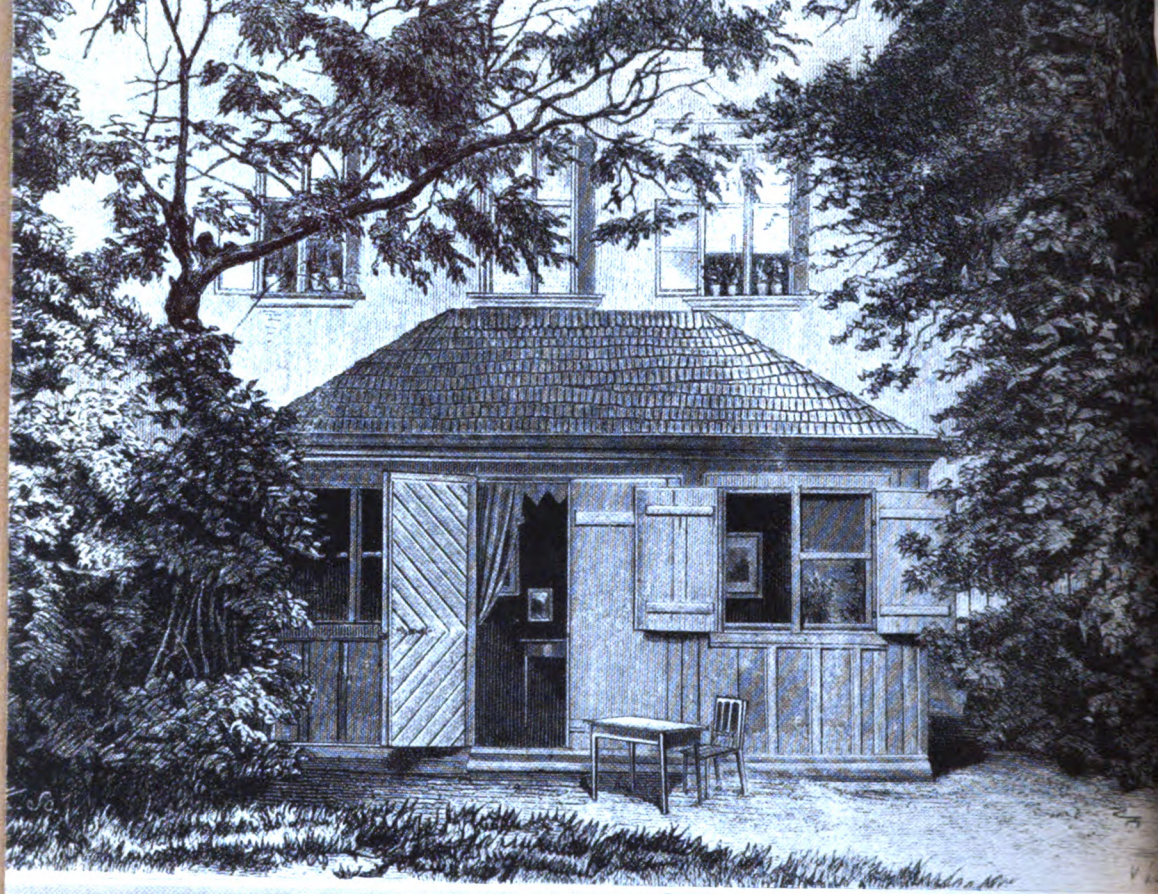


Partiturseite

Ein Brief-Postskriptum

P. S.: Hast Du mich gelacht wie ich 3 Kl. vorgelesen hast? — ich dächte nun aber es ist doch besser als nichts! — Erhalte Dich gut Gesundheit. Ich umarme meine Kleine Marini.

Digitized by Google



Das ehem. Starhembergsche Garte
häuschen, in dem Mozart in Wien
der Wieden die Zauberflöte schr

Moritz von Schwind, Bilder zur
Zauberflöte; Pamina und die drei
Knaben (Städt. Samml., Wien)

Constanze Moz

Digitized by Google

Eisenbahndamm ab. Ein Gefreiter machte einen Bunker, ein Leutnant zwei MG.-Nester aus. Pfeifend und surrend gingen Gewehrschüsse oder Garben feindlicher MG.s über uns hinweg, zeigte sich auch nur einer unvorsichtig am Grabenrand.

Die Situation war scheußlich. Wie sollten wir nur herankommen? Da vorn war sogar ein starker Stacheldrahtverhau auszumachen. An einen Handstreich, eine Überrumpelung, so wie man sie vorher beabsichtigt hatte, war überhaupt nicht zu denken. Das Funkgerät begann in Tätigkeit zu treten. Sperrfeuer der Artillerie sollte das andere Brückenufer wenigstens abriegeln und verhindern, daß die Roten am diesseitigen Ufer Verstärkung erhielten. Melder gingen ab, um die Pakgeschütze zur Bekämpfung der vor uns liegenden Bunker schneller heranzuführen. Irgendwo hinten im brennenden Dorf waren sie steckengeblieben. Treffer auf Treffer setzte inzwischen die feindliche Artillerie in den Ort, alles hatte dort Deckung gesucht, aber unsere Geschütze mußten schnellstens nach vorn, die Kameraden von der Neunten brannten darauf, es hing alles davon ab.

Kostbare Zeit ging verloren. Mehr als eine Stunde schon lagen wir in ärgster Hitze in diesem Graben. Das Feuer des brennenden Dorfes fraß sich immer dichter zu uns heran. Krachend und stöhnend brachen Decken und Wände eines nahe hinter uns stehenden Hauses in sich zusammen. Jeden Augenblick konnte die Brücke vor unseren Augen in die Luft gehen. Würden wir sie unversehrt erreichen, wie befohlen, am anderen Ufer einen Brückenkopf bilden können? In fiebernder Spannung kreisten unsere Blicke, während wir uns wartend an den Straßenrand preßten, durch das Fernglas, dann über Kimme und Korn immer wieder zum Uhrzeiger zurück.

Der Pionierleutnant F. hatte den Auftrag, als erster die Brücke zu erreichen und die Sprengladungen zu beseitigen. Mit einer Handvoll Männer, der Kampfkraft eines MG.s und zweier Maschinenpistolen zogen wir im Schutze der endlich eingreifenden Pakgeschütze und des eigenen SMG.-Feuers robbend und kriechend den Straßengraben entlang, der zum Bahndamm heranführte. In seinem Schutze sollte die Brücke unter Umgehung des eingesehenen Bunkerfeldes erreicht werden, während der Feind durch den Feuerüberfall auf seine Feldbefestigungen und seine MG.-Nester niedergehalten werden sollte.

Nun waren wir es selbst, die die kostbare Zeit vergeudeten. Aber oft schien es eben nicht mehr voranzugehen. Minutenlang blieben wir im Straßengraben liegen, griffen mitunter in Brennesseln hinein, weil wir nichts anderes sahen und hörten als den Feind und die Kugeln, die er uns nachschickte. Der Schweiß rann unterm Stahlhelm hervor. Viertelstunde um Viertelstunde verging, in der wir Meter um Meter uns abgerungen hatten, immer bedacht, in Deckung zu bleiben und das Gerät aus dem dicken Staub herauszuhalten.

Es war 20 Uhr vorüber, als wir endlich vor dem Stacheldraht lagen. Bis hierher war alles gut gegangen. Die heimtückischen Baumschützen hatten uns zwar aufgehalten, aufgerieben hatten sie uns nicht. Ein paar Handgranaten brachten den letzten Gewehrschützen in den Feldbefesti gungen, den die Pak nicht mehr erwischt hatte, zur Strecke. Unsere schweren Waffen schwiegen, unsere Leuchtpistole mit der weiß aufsteigenden Kugel hatte ihnen angezeigt, daß wir endlich dicht vor der feindlichen Stellung am Brückenkopf lagen.

Ein abendroter Schimmer lag über den Brücken. Keine hundertfünfzig Meter lagen sie vor uns, die große und neben ihr die kleine, zum Greifen nah. Zum Glück kam Infanterie zu beiden Seiten des Bahndammes nach. Die Drahtschere war schon an der Arbeit. Als erster sprang Leutnant F. in die feindliche Feldbefestigung. Ein Verwundeter wurde gefangengenommen. Wie es sich herausstellte, lagen wir frisch eingesetzten und über Leningrad herangezogenen Elitetruppen von der finnisch-russischen Grenze gegenüber. Die Kerle schlugen sich heldenhaft und voller Heimtücke zugleich. Keiner war unter uns, den nicht eine schreckliche Wut gegen diesen Gegner erfüllte.

Die Hosen waren zerschlitzt und die Haut zerkratzt, als wir endlich das Gestrüpp von Stacheldraht überwunden hatten, aber keiner achtete darauf. Nur der leise Ruf von vorn. „Vorsicht, Minen!" lenkte uns von der Brücke ab, deren Zugang keine fünfzig Meter vor uns lag.

Scheußlich, daß man nicht sah, wie weit die Kameraden auf der anderen Seite des Bahndammes herangekommen waren. Das Pfeifen der Kugeln, von dem man nicht wußte, ob es uns aus dem jenseitigen Waldstück galt oder den Kampf auf der anderen Seite des Bahndammes verriet, machte die Leute immer wieder unruhig. Die Hälfte lag oft in Deckung, bis wieder die Gestalt des weit vorn sichtbaren Leutnants F. ihnen Vertrauen einflößte und sie sich von neuem dem Rätsel der in unheim-

Digitized by Google

licher Einsamkeit daliegenden Brücken näherten.

Da, mit einmal zerriß ein unheimliches Getöse die Luft. Für Sekunden waren wir alle betäubt. Der Luftdruck hatte uns irgendwohin an den Bahndamm geschleudert. Den Kopf der Brücke abgewandt, zwanzig oder fünfundzwanzig Meter entfernt, so lagen die meisten in der undurchsichtigen schwarzen Rauchwolke, empfingen den Steinhagel und danach den feinen Sprühregen der aufgewühlten Wassermassen. Unmittelbar neben mir wimmerte es, von Schmerz gekrümmt. „Sanitäter nach vorn", hallte es nach hinten; dann kam ruhig und klar, noch bevor sich wieder das Tageslicht durch den Qualm fraß, der Befehl: „Alles an der Brücke bleiben."

Es war der schwerste Befehl, den wir alle seit Tagen entgegengenommen hatten, wußte doch jeder, daß der Detonation an der kleinen Autobrücke bald die noch stärkere an der Eisenbahnbrücke folgen mußte. Aber dem auftretenden Schrecken, der die Glieder lähmte, folgt schnell wieder die Bombenruhe des kampfgewohnten Soldaten. In diesem Augenblick kam der Regimentskommandeur wieder zu uns. Seine laute, markante Stimme, jedem dieser Soldaten vertraut wie die Melodie dieses Krieges, riß die Herzen an sich und ordnete, was noch eben zertrümmert schien. Kaum waren unsere ersten Verwundeten weggetragen, als eine zweite, nicht so heftige Explosion an der gleichen Brücke einsetzte. Jetzt bezogen wir schon geschickter unsere Deckung; die Beulen waren weniger schmerzhaft als die vor einigen Minuten empfangenen.

Und nun ging es um den letzten Einsatz für die noch unerschütterte Eisenbahnbrücke. Über die Balken und Steinmassen der geborstenen kleineren Brücke, die im Abstand von 10 Meter neben der größeren entlang geführt hatte, sollte ein Stoßtrupp zum anderen Flußufer, um die Zündschnüre durchzuschneiden. Mit Erfolg war am diesseitigen Ufer schon unser Leutnant F. den ersten beiden Pfeilern zu Leibe gegangen, bis die Explosion der benachbarten Brücke auch ihn außer Gefecht setzte und ihm einen Oberschenkel verletzte.

Eile war geboten, die Pfeiler am anderen Ufer zu erreichen und zu vollenden, was Leutnant F. erfolgreich begonnen hatte. „Der wilde Harry" spürte, daß es um die letzte Chance ging. Unerschrocken stand er an der gefährdeten Brücke, schien unsere Kräfte und unseren Willen mit seiner Stimme zu verdoppeln.

Der Kompaniechef der herangezogenen Infanterie, Oberleutnant Richter, nahm uns, eine Handvoll Männer, mit. Ein kurzer Blickwechsel, jeder wußte Bescheid, keiner wollte nur eine Sekunde weich werden, jeder ahnte: es wird ein schwerer Gang. Über Balken und Eisenträger der geborstenen Brücke suchten wir das andere Ufer zu erreichen. Wir hörten nicht mehr das Pfeifen der roten Gewehrkugeln vom andeden Ufer, wir vernahmen nichts von dem Artilleriduell, das sich angebahnt hatte und die Dörfer am Schelonfluß in Flammen aufgehen ließ. Wir mußten im letzten Dämmerlicht achtsam den Fuß von Stein zu Stein und von Brett zu Brett setzen, immer vorfühlend, um nicht plötzlich in den Fluten des Stromes zu versinken.

Wir hatten die Höhe des zweiten Pfeilers der Eisenbahnbrücke erreicht, als ich am Brückengeländer Leutnant F. liegen sah. Ich rief ihm noch einen Gruß zu und meldete, daß schon Sanitäter nach ihm ausgesandt seien. Dann trat eine Stockung auf unserer Autobrücke ein, Bretter mußten zunächst gelegt werden, um den Übergang passierbar zu machen.

Die Brückenmitte lag hinter uns, die Höhe des dritten Pfeilers der Eisenbahnbrücke war erreicht. Wir balancierten noch über die Trümmer, und unter uns gluckerte das Wasser, wenn wir einen der freischwebenden Balken mit dem Fuß in den Strom stießen.

Da, plötzlich ein Schlag, der alle betäubt. Nichts hören wir von dem Kreischen und Bersten in den Verstrebungen und großen Eisenträgern der Schienenbrücke, nichts spüren wir von dem Luftdruck, der die Zelte im Umkreis von 4 Kilometern umwirft, nichts sehen wir von dem grandiosen Schauspiel, wie es die Brücke über dem Fluß zerreißt, wie sich das Eisen krümmt und ein Steinhagel einer Wasserfontäne voraus in die Luft steigt und tosend herniederfällt. Für Sekunden gehören wir weder dem Leben noch dem Tode.

Ich komme erst wieder zu mir, als der Kopf aus dem Wasser findet, ich trotz dickem, schwarzem Rauch einen Balken erkenne, der mir aber wieder entgleitet, ein Stein meinen Stahlhelm trifft und da irgendeiner ruft: „Festhalten, festhalten!" Ein erlösendes Wort. Es fachte den Lebenswillen wieder an, der im Strudel und Dampf, im harten Schlag der Steine des geborstenen Brückenpfeilers und der niederbrechenden Eisenträger für Sekunden verlorengegangen schien. Die fürchterliche Sekunde des wachen Bewußtseins, daß nun alles zu Ende ist, geht wieder vorüber. Die

Digitized by Google

Hand umkrallte die Verstrebung eines der Eisenträger, zog den Körper aus dem Wasser nach, das Ohr vernahm wieder Laute, die Betäubung war vorüber. Hilferufe Ertrinkender, Schmerzenslaute der von Balken, Steinen oder Eisen getroffenen Kameraden waren schon deutlich zu unterscheiden. Die Pulverdämpfe zerteilten sich. Ich erkannte den Gefreiten, der zusammen mit mir am gleichen Eisen den sicheren Halt gefunden hatte. Ich sah, wie er — kaum zu sich gekommen — schon seine Stiefel auszog, seine Kleider ablegte, nackend in die Flut sprang und einen der Kameraden sicher und schnell zu unserem Trümmerhaufen brachte, auf dem ich nun nach und nach sechs Kameraden feststellte. Getrennt von uns, auf einem anderen Brückenrest geborgen, saß Oberleutnant Richter. Langsam und ruhig rief er uns auf. „Hier" — „Hier" hallte es durch das Dunkel auf die gerufenen Namen zurück; nur zweimal kam keine Antwort, blieb still bis auf das Gurgeln im Fluß.

Zitterten wir vor Kälte in unseren durchnäßten Kleidern oder aus Freude, mit dem Leben davongekommen zu sein? „Ein Schwein haben wir wieder gehabt", meinte endlich befreiend der Mann neben mir, ein anderer fluchte, daß seine Zigaretten alle durch Nässe verdorben seien, ein dritter entdeckte, daß seine Brille verlorengegangen war, wieder ein anderer wußte seine Maschinenpistole auf dem Grunde des Schelon. Von drüben, wo Oberleutnant Richter lag, kam Stöhnen und Wimmern, an den Klagerufen erkannten wir den Russen. Wir spürten in dieser Minute kein Mitleid mit dem Kerl. Dieser Rote mußte es gewesen sein, der die Brücke hatte in die Luft gehen lassen. Eine Stunde mochte vergangen sein, als plötzlich etwas ins Wasser klatschte. Das Wimmern war plötzlich abgerissen. Es klukste noch einmal im Strom. Dann war es still. Der schwerverwundete Russe hatte sich auf überhängenden Balken zur Seite legen wollen. Da nahmen ihn der Tod und der Schelon mitleidig zu sich.

Für uns aber begann ein schreckliches Warten. Würden die Kameraden auf den Gedanken kommen, daß wir hier auf den Trümmern der Brücke lagen, durchnäßt und verfroren? Alles Rufen war sinnlos, erstens hörte man uns nicht, denn hier war der Schelon breiter als die Donau bei Wien. Zweitens durften wir die Roten am anderen Ufer nicht auf uns aufmerksam machen, ihre Pakgeschosse zischten an sich schon in bedenklicher Tiefe über unsere Köpfe hinweg.

Es war Mitternacht, als uns der Motorlärm von Sturmbooten darauf aufmerksam machte, daß man wenige hundert Meter stromaufwärts mittlerweile über den Fluß setzte. Bald setzte am feindlichen Ufer schon unser Maschinengewehrfeuer ein, wir hatten also doch noch in dieser Nacht das jenseitige Ufer in unserer Hand.

Und es war 3 Uhr morgens, als Pioniere das letzte Häuflein von der Schelonbrücke bei Schimsk zum rettenden Ufer hinüberbrachten. Niemals hat ihnen der Kommißkaffee so gut geschmeckt wie an diesem Morgen, niemals in den Tagen des sowjetrussischen Feldzuges wurde der Schluck aus der erbeuteten Wodkaflasche mit mehr Berechtigung genommen als in dieser. Was wir am Ufer erfuhren, stimmte uns alle glücklich. Gewiß, die Brücke war verloren, aber während wir hier die Roten banden und alle ihre Aufmerksamkeiten auf uns lenkten, erreichte ein Nachbarregiment die Ufer des Ilmensees, setzte stromaufwärts ein weiteres Regiment unbehelligt über den Fluß und konnte tief in der Flanke der feindlichen Front einen entscheidenden Brückenkopf gerade dort bilden, wo der Zugang zum Ilmensee und die Straße nach Nowgorod liegt.

Neue Bücher

Finnische Erneuerung

Finnlands Schicksal ist heute doppelt nahe gerückt. Die Vorsehung hat die Geschicke der beiden Länder wieder wie einst 1918 miteinander verflochten, nur daß es heute um die endgültige Auseinandersetzung mit dem Osten geht, um Entscheidungen für die Jahrhunderte. Der finnisch-russische Winterkrieg und seine Nachwirkungen haben gezeigt, daß das kleine Finnland, auf sich allein gestellt, auf die Dauer gegenüber der imperialistischen Machtgier der Russen sich nicht hätte durchsetzen können. Der Aufbruch der deutschen Nation gegen das arglistige Barbarentum des Ostens war die Schicksalsstunde Europas, und damit Finnlands. Finnland hat sie sofort verstanden und sich festen Schrittes eingereiht. In diesem „heiligen Krieg", zu dem Mannerheim seine Finnen aufrief, geht es für sie um die endgültige Sicherung der Existenz des finnischen Staates und Volkes. Wir ahnen, wie viel in Zukunft darauf ankommt, daß im Nordosten ein festgefügtes Staatswesen steht, das als Vorposten europäischer Ordnung und Kultur sich zu behaupten vermag. Wird Finnland diese hohe Mission, die ihm das Schicksal zuweist, erfüllen können? Eine vorläufige Antwort hierauf gibt das Rückbesinnen auf die Entstehung dieses jungen Staates und auf die Quellen seiner Kraft.

Wer sich hierüber unterrichten will, kann sich keine bessere Einführung wünschen als das Buch des finnischen Historikers und Politikers Erkki Räikkönen, das unter dem Titel „Svinhufvud baut Finnland. Abenteuer einer

Digitized by Google

Staatsgründung" (Verlag Langen/Müller, München) in deutscher Übersetzung erschien. Denn dieses Werk versteht es, das Ringen der Besten des finnischen Volkes um die Gestaltung eines freien Staates in beinahe dramatischer Weise lebendig werden zu lassen. Im Mittelpunkt steht die große Gestalt Pehr Evind Svinhufvuds, des „Ukko-Pekka" („alter Peter"), wie ihn das finnische Volk mit vertraulicher Liebe nennt. Diese aufrechte, ehrliche Kämpfergestalt — von Haus aus Jurist, der einst für seine Überzeugungstreue nach Sibirien wandern mußte — hatte mit klarem sicherem Blick für die gegebenen Situationen die Möglichkeiten erfaßt und mit unerschrockenem festem Griff die Zügel in die Hand genommen. Das Buch schildert die politische Tat Svinhufvuds in anschaulichster Weise und läßt zugleich mit dieser Gestalt die Hintergründe der finnischen Freiheitspolitik erstehen. Die diplomatischen Vorgänge hinter den Kulissen, die schreckliche Rolle der Rotarmisten und ihrer Drahtzieher, der persönliche Einsatz Svinhufvuds und seine abenteuerliche Fahrt über den finnischen Meerbusen zu Hindenburg, der heldenhafte Befreiungskampf, — das alles rollt dramatisch vor dem Leser ab, so daß man das Buch gleichsam in einem Atemzuge liest. Von besonderem Wert ist es, daß Professor Johannes Ohquist die deutsche Bearbeitung übernahm und eine lebendig geschriebene Einführung beisteuerte, in der er die rückwärts liegenden Ereignisse darstellte. Denn Ohquist — der Vater des kürzlich im Führerhauptquartier empfangenen finnischen Generalleutnants Harald Ohquist — ist einer der besten Kenner jener Ereignisse, die er bereits 1923 in einem heute leider vergriffenen Buche („Das Löwenbanner") in packender Weise darzustellen verstand. Er setzte sich bereits frühzeitig als aktiver Patriot für ein freies Finnland ein und mußte bei Ausbruch des Weltkrieges nach Deutschland fliehen; das russische Kriegsgericht verurteilte ihn damals in contumaciam zum Tode. In Deutschland entfaltete er eine bedeutsame Tätigkeit im Sinne eines deutsch-finnischen Verständnisses, war am Zustandekommen des finnischen Jägerbataillons beteiligt und betreute dann 1918—1927 das Amt des Presseattachés an der Finnischen Gesandtschaft in Berlin. So war er wie kaum ein anderer berufen, die Bearbeitung des umfangreichen finnischen Werkes zu übernehmen, das seine Gattin Rita Ohquist, die gute Übersetzerin aus dem Finnischen, in das deutsche Sprachgewand kleidete.

Die beste Ergänzung zu diesem Werke bietet das Buch von Heinz Halter „Finnlands Jugend bricht Rußlands Ketten. Die Geschichte des preußischen Jäger-Bataillons 27" (Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig). Es läßt, indem es einen kleineren Abschnitt aus der finnischen Freiheitsbewegung darstellt, den Geist lebendig werden, der einst das freie selbständige Finnland schuf. Denn dieser Traum der Freiheit wäre nie in Erfüllung gegangen ohne die Entschlußkraft und den Wagemut jener finnischen Jünglinge und Männer, die vom Frühjahr 1915 an auf gefahrvollen heimlichen Wegen nach Deutschland ins Lockstedter Lager kamen, um sich der strengen und so ungewohnten deutschen Militärdisziplin zu unterwerfen. Die verschiedensten Altersstufen waren unter diesen finnischen Freiwilligen vertreten, und Angehörige aller Berufe und Stände fanden sich in gleichem Geiste zusammen. Sie alle hatten ein ungewisses Schicksal auf sich genommen. Sie hatten ihre Angehörigen im damals russischen Finnland im Stiche lassen müssen ohne die Gewißheit, sie je wiedersehen zu dürfen. Sie hatten ihre Stellung, ihren Beruf aufgeben müssen; bei einem Mißerfolg Deutschlands hätte keiner dieser finnischen Jäger jemals wieder in die Heimat zurückkehren können, wo sie dem damaligen russischen Regime als Hochverräter galten.

Das Buch Halters schildert das Schicksal dieses finnischen Jägerbataillons. Es ist ein anschaulich, stellenweise dramatisch geschriebenes Werk, das vor allem auch der deutschen Jugend recht nahe sein sollte. Der glänzende feuilletonistische Stil darf den Leser nicht darüber hinwegtäuschen, daß er es mit einem objektiven Tatsachenbericht zu tun hat. Denn das Buch gründet sich auf alle irgendwie erreichbaren Urkunden und Quellen. Zudem haben dem Verfasser führende Persönlichkeiten der Jägerbewegung und deutsche Offiziere des einstigen Jägerbataillons mit wertvollen Auskünften zur Seite gestanden, unter ihnen Major Stahel und Oberst Ausfeld, der von den Finnen so geliebte letzte Kommandeur des Bataillons.

In den Jahren 1938/39 ließ dann die Erinnerung an die einstige deutsch-finnische Waffenbrüderschaft ein neues Blatt in der Geschichte des Jägerbataillons schreiben. Im April 1938 wurde dem Inf.-Regt. 92 in Greifswald in Anwesenheit des finnischen Oberbefehlshabers, Generalleutnants Östermann, die Tradition der „finnischen Jäger" übergeben, und Ende Mai 1939 enthüllte eine Abordnung von 250 ehemaligen finnischen Jägern im Lockstedter Lager ein finnisches Mahnmal, wobei der damalige Generalleutnant von Falkenhorst als Vertreter des Oberbefehlshabers des Heeres das Denkmal übernahm und es der Obhut des Inf.-Regt. 92 (Greifswald) anvertraute.

H. Grellmann.

Ein Finne sieht Deutschland

Das Buch von Johannes Ohquist, „Das Reich des Führers", Ursprung und Kampf, Weltanschauung und Aufbau des Nationalsozialismus, geschildert von einem Ausländer (Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn) stellt nicht nur eine fesselnd geschriebene Geschichte der neuesten Zeit, sondern gleichzeitig ein historisches Quellwerk ersten Ranges dar, das durch seine Objektivität überzeugt und besticht. Durch zahlreiche, wörtlich angeführte Zitate ausländischer Politiker, führender Juden und ausländischer Presseurteile, die eine umfassende Kenntnis wichtigsten historischen Quellenmaterials verraten, wird die Schrift zu einem fesselnden Spiegel des Zeitgeschehens, dessen sich gerade die jüngere Generation, die die Jahre bis zur Machtübernahme durch den Nationalsozialismus noch nicht mit Bewußtsein erlebte, mit viel Nutzen bedienen wird.

Dr. K. S.

„Um das Erbe Großbritanniens"

Eine neue Phase des Kampfes um das Verhältnis zwischen Übersee und Kontinent hat begonnen. Unter diesem Leitgedanken steht das im April dieses Jahres abgeschlossene Buch mit dem obigen Titel von A. Sanders (Hoheneichen-Verlag, München; Schriften zur Kontinentaleuropäischen Forschung). Vorzügliche Karten und Belege erhärten die These, daß die Vereinigten Staaten unter der Führung Roosevelts sich anschicken, das Britische Empire bzw. das, was von ihm gegebenenfalls übrigbleibt, in sich aufzunehmen. Ausgezeichnet ist das Kapitel über „Lord Milners Kindergarten", als der Ursprungsstätte für die große staatspolitische Forderung nach einer Vereinigung der beiden angelsächsischen Großmächte. In ihm wird überzeugend nachgewiesen, wie dem angelsächsischen Begriff des Commonwealth of Nations ein eigenes Geschichtsbild zugrunde liegt und dieses Geschichtsbild ein Geschichtsbewußtsein erweckt, das ein neues Staatsbewußtsein ins Leben ruft. Der Völkerbundsstaat, den Engländer und Amerikaner mit dem Weltmittelpunkt Washington zu gründen vorhaben, wird in den Händen der geistigen Urheber — in der Hauptsache freimaurerische Freihändler — lediglich ein Mittel zur geschickten Tarnung ihrer Weltherrschaftspläne.

Kurt Wirth.

Der Kreml und Südosteuropa

In der spannend geschriebenen Erlebnisarbeit von Wladimir Krychtálek „Der Kreml und Benesch", Enthüllungen eines tschechischen Journalisten (Prag, Orbis-Verlag), bringt Krychtálek zunächst Darstel-

Digitized by Google

lungen aus dem Sowjet-„Paradies", das er gründlich kennengelernt hat. Dieser Querschnitt durch das von ihm „Land der ungeahnten Möglichkeiten" genannte Sowjetgebiet ist ihm aber nur Kulisse zu einer packenden Schilderung des „Systems Benesch" in Prag und seiner gefallenen Größen. Beneschs hinterhältiges Ränkespiel in Moskau, auf dem Balkan und in der „großen" Politik des Westens, alles auf Kosten des tschechischen Volkes, wird mit den Beleuchtungseffekten journalistischer Erzählerkunst ausgebreitet. Besonders eindrucksvoll ist der Gegensatz zwischen der Unterredung mit dem rumänischen Freiheitshelden Codreanu (der ein Opfer seiner Sauberkeit wurde) und dem Prager Korruptionssumpf, in dem sich gerade die maßgebenden Kreise des tschecho-slowakischen Zwangsstaates wohlfühlten. Die Sensation, die diese Enthüllungen im tschechischen Lager hervorgerufen haben, versteht man auch an Hand der vorliegenden deutschen Übersetzung, die uns den Reiz gibt, hinter die Kulissen jener zu schauen, die Churchill und Roosevelt in ihre „bessere Welt" zurückführen wollen. Friedrich Lange.

Junges Spanien.

Der Bürgerkrieg von 1936 bis 1939 hat eine Hochflut von Reise-, Reportage- und Propaganda-Büchern über Spanien mit sich gebracht. Die meisten waren aus dem Augenblick und für den Augenblick geschrieben. Diesen „nach der Konjunktur" folgenden Büchern begegnen darum unwillkürlich Zurückhaltung und Skepsis; sie gelten zunächst auch Alfred Weidenmanns Reisebuch „Junges Spanien" (Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart, mit 42 Aufnahmen des Verfassers). Weidenmann sammelte das Material für sein Buch während weniger, aber offenbar intensiver Reisewochen im Frühjahr 1939. Er ist in kurzer Zeit erstaunlich weit herumgekommen und hat viel gesehen. Das Wesentlichste dabei war aber, daß er von vornherein eine festumrissene Aufgabe im Auge behielt, nämlich die Darstellung der nationalspanischen Jugendbewegung. Als er dann zu schreiben anfing, brauchte er nicht allgemeine Reiseimpressionen wiederzugeben, sondern konnte im Rahmen der selbst auferlegten Beschränkung seines Themas aus einer Fülle sachlicher Erfahrungen schöpfen. Als Erster berichtet er in umfassender Weise über den Aufbau und die Ziele der „Organisaciones Juveniles" oder, wie die falangistische Jugendorganisation heute nach dem jüngst ergangenen Jugendgesetz genannt wird, des „Frente de Juventud".

Wir lernen einzelne Jugendführer kennen, die Führerschule von Sevilla, erhalten Einblick in den Betrieb einer modernen Anstalt für Lehrlingsnachwuchs, in die Arbeit bei den Marine-Einheiten und erfahren Einzelheiten über den Tagesverlauf bei den Mädchenorganisationen. Was Weidenmann beschreibt, hat er erst erlebt, so daß sein „Junges Spanien" auf jeder Seite frisch wirkt. Daß er bisweilen aus seinen Beobachtungen zu weitgehende Schlüsse gezogen hat, muß angemerkt werden; erwähnt sei auch, daß der Stil an einigen Stellen etwas überhitzt und allzu geballt wirkt. A. Dieterich, Madrid.

Geopolitisches.

Walther Jantzen hat im Verlag Vowinckel, Heidelberg, drei kleine Schriften herausgegeben, die im geopolitischen Kartenbild die Themen Seegeltung, Mittelmeer und Kampf um den Erdball behandeln. Ereignisse aus dem politischen Gegenwartsgeschehen werden durch höchst anschauliche Skizzen lebendig gemacht und durch kurze Schilderungen, die noch einmal die notwendigen Zahlen und Größenvorstellungen ins Gedächtnis zurückrufen, erläutert. Kurt Wirth.

Hauptschriftleiter: Günter Kaufmann, Wien. Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 45, Reichsjugendführung. Fernspr.: 41 00 11. — Verlag Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Berlin SW 68. — Pl. Nr. 8 v. 1. März 1938. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68.

Rudolf Biergutz

Von der Weisheit unserer Märchen

180 Seiten. Gebunden etwa RM. 5.40

Das Werk hat es sich zur Aufgabe gestellt, die im deutschen Volksmärchen ruhenden ewigen Wahrheiten germanisch-deutscher Lebensschau ans Tageslicht zu heben. Dem Verfasser ist es gelungen, Grunderkenntnisse der neuen Seelenkunde für die Märchenforschung fruchtbar zu machen. So wird hier die Wahrheitsfrage neu gestellt und zum ersten Male das Märchen als Sinnbild seelischer Wirklichkeit, innerer Vorgänge, Entwicklungen und Gestalten betrachtet.

Walther Blachetta

Das Buch der deutschen Sinnzeichen

126 Seiten, 376 Abbildungen. Groß 8°. Kart. RM. 7.—, Halbleinen RM. 8.50

In unseren Sinnzeichen ist ein wichtiges Stück der deutsch-germanischen Seele Gestalt geworden. Fast 400 Zeichen, Runen und Sinnbilder, wie sie sich namentlich auf Geräten der Vorzeit, auf Werken der Volkskunst und vielen Kunst- und Gebrauchsgegenständen finden, sind in diesem Buche zusammengetragen und in ihren verschiedenen Bedeutungsschichten knapp, aber doch möglichst erschöpfend erklärt. Auch die Zusammenhänge mit Brauchtum und Sage sind dabei berücksichtigt.

Widukind-Verlag / Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde

Digitized by Google

NS.-Frauenschule für soziale Berufe
KÖLN

Abt. I Köln, Rheinaustraße 3
Volkspflegeschule, Aufnahme: April

Abt. II Köln-Marienburg, Parkstr. 3-5
Kinderpflegerinnenschule, Aufnahme: April und Oktober

Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar, Aufnahme: April

Einjähriger Sonderlehrgang für Abiturientinnen, hausw. Form, Aufnahme: April

Jugendleiterinnenseminar Aufnahme: Oktober

Kameradschaftsheim für auswärtige Schülerinnen

NARVIK
SIEG DES GLAUBENS

Mit einem Vorwort von Baldur von Schirach

VON WERNER FANTUR

175 Seiten, mit 16 eindrucksvollen Bildern.

Ein Gebirgsjäger aus der Steiermark gibt aus eigenem Erleben einen Bericht von der stolzen Leistung unserer Truppen im hohen Norden. Der frische Ton der Schilderung, hinter dem sich der Ernst der Taten verbirgt, wird unseren Jungen Freude machen. Deshalb eignet sich das Buch besonders als Weihnachtsgabe

Broschiert RM. 2.80 Gebunden RM. 3.60

Junker u. Dünnhaupt Verlag / Berlin

MAUSER
wieder siegreich!

Bei den Reichs-Schießwettkämpfen der HJ in Breslau 1941 schießt der Hitlerjunge Schlenker, Karlsruhe das Höchstergebnis von 660 Ringen mit Mauser und wird

Deutscher Jugendmeister

Zweiter mit 656 Ringen wird der Hitlerjunge Berthold, Berlin, ebenfalls mit Mauser. Merkt's Euch für später, wenn Mauser-Büchsen wieder mal lieferbar sind!

MAUSER

W4

MAUSER-WERKE AG OBERNDORF NECKAR

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

7 May'64 LS

REC'D LD
JUN 6 '64 - 1 PM

FEB 13 1967 65

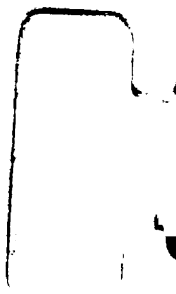
RECEIVED
FEB 13 '67 - 7 PM
LOAN DEPT.

LD 21A-40m-11,'63
(E1602s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD 07241



Digitized by Google

Digitized by Google